This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

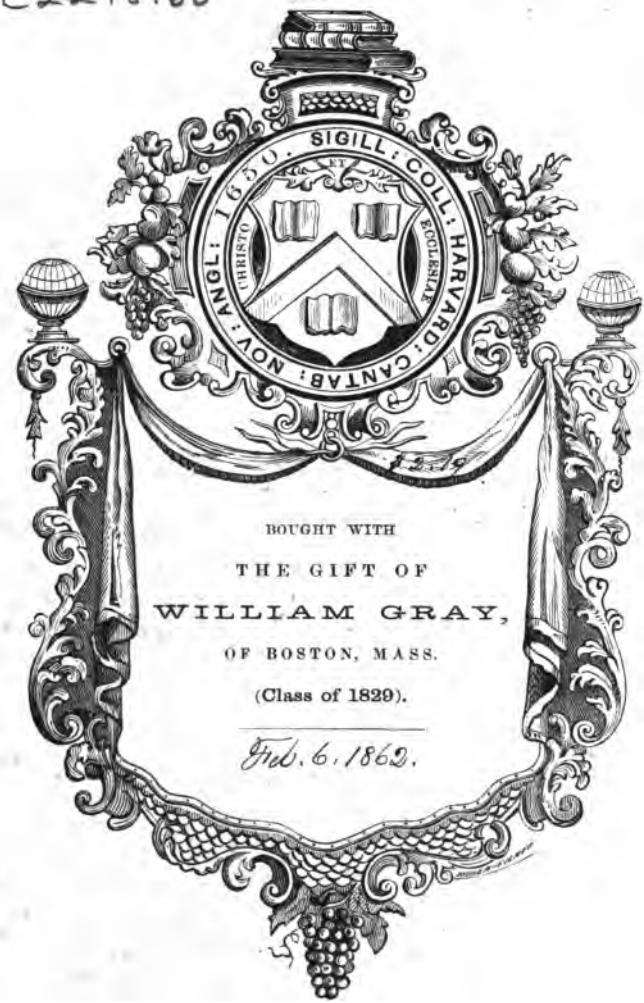
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN VHYM F

22½.40

C2218.60



BOUGHT WITH

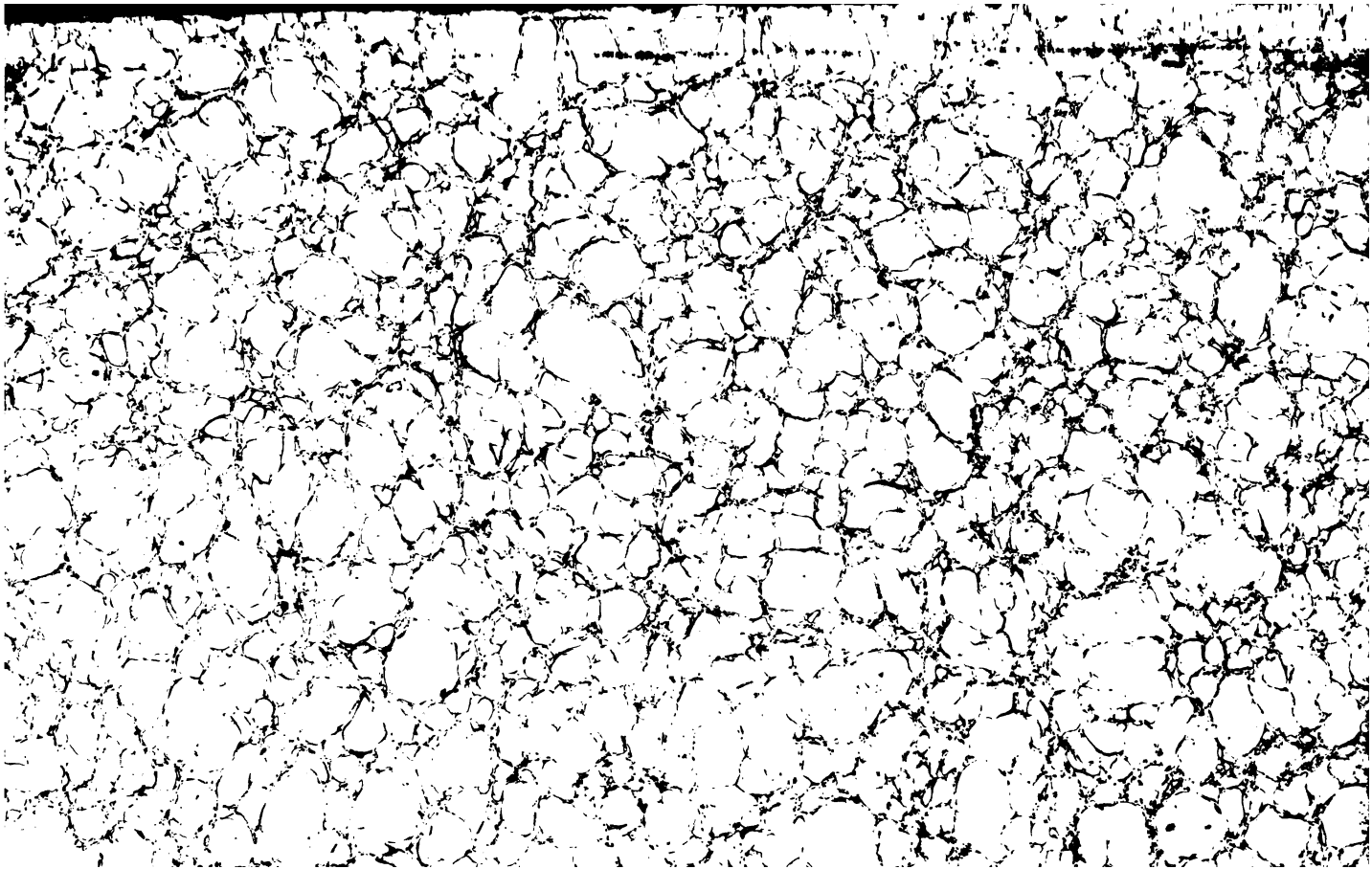
THE GIFT OF

WILLIAM GRAY,

OF BOSTON, MASS.

(Class of 1829).

Feb. 6. 1862.



Vorlesungen

über die

Kirchengeschichte des Mittelalters.

Von

Dr. K. R. Hagenbach,
Prof. der Theologie in Basel.

Erster Theil.

Von Gregors des Großen Tod bis auf Innocenz III.

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1860.

Die christliche Kirche

vom

siebenten bis zum zwölften Jahrhundert.

Vorlesungen

von

Dr. K. R. Hagenbach,
Prof. der Theologie in Basel.

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1860.

C 2218.60

1862, Feb. 6.
Gray Fund.
82.19

Vorwort.

Es ſind nun bald dreißig Jahre, daß ich, im Anſchluß an eine hier längſt beſtehende Uebung, von Zeit zu Zeit öffentliche Vorleſungen kirchengeſchichtlichen Inhalts vor einer gemiſchten Verſammlung zu halten angefangen habe. Mein Ausgangspunkt war damals die Geſchichte der Reformation, an welche ſich dann in weitern Kurſen die Geſchichte des Proteſtantismus bis zum neunzehnten Jahrhundert anſchloß. Bei der Gegenwart angelangt, wandte ich mich nun wieder rückwärts, der Stiftung der Kirche zu, und behandelte die Geſchichte der drei erſten, dann die der drei folgenden Jahrhunderte. Nun blieb allein das Mittelalter noch übrig, um das Ganze zum Abſchluß zu bringen. Es iſt nicht zufällig, daß ich gerade dieſen Weg, den man wohl eine „Reiſe im Zickzack" nennen möchte, gegangen oder vielmehr geführt worden bin. Einem proteſtantiſchen Theologen, der die Gebildeten in der Gemeinde für die Geſchichte der Kirche zu intereſſiren ſucht, lag es doch gewiß am nächſten, die Perioden zuerſt herauszuheben, in welchen die evangeliſche Kirche das Urbild ihres eigenen Lebens und Weſens mehr oder weniger findet. Das Mittelalter, in vielen Beziehungen das Gegenbild zum Frühern wie zum Spätern, konnte erſt dann an die Reihe kommen, als der übrige Stoff bereits erſchöpft war. Nachdem nun aber aus den „Vorleſungen" ein Buch geworden war, ſtellte ſich bei den Leſern deſſelben das Bedürfniß, an dieſem Buche möglicherweiſe einen Leitfaden durch die ganze Kirchengeſchichte zu beſitzen. Mit Berückſichtigung nun der mannigfachen Wünſche, die mir in dieſer Hinſicht eröffnet worden ſind, habe ich mich zur Ausfüllung der noch offengebliebenen Lücken

herbeigelaſſen. Ich fühle ganz das Schwierige der Aufgabe, eine Zeit darzuſtellen, über welche erſt jetzt ein unbefangenes Urtheil anfängt ſich feſtzuſtellen, in dem Maaße, als auch der Stoff — Dank den Arbeiten ausgezeichneter Forſcher — vor unſern Augen ſich lichtet. Und da muß ich denn das offene Geſtändniß ablegen, daß ich meines Ortes es nicht auf Entdeckung neuer, bisher unerforſchter Dinge, ſondern lediglich, dem Zwecke ſolcher Vorleſungen gemäß, auf eine überſichtliche Zuſammenſtellung deſſen abgeſehen habe, was von Andern bereits erforſcht iſt. Daß ich auch die neueſten Leiſtungen auf dieſem Gebiete, ſo weit mir ſolche zugänglich waren, dankbar benützt habe, wird dem mit der Literatur vertrauten Leſer nicht entgehen.

Die ganze Kirchengeſchichte des Mittelalters in einen Kurs (reſp. Band) zuſammenzudrängen, hielt ich bei der von mir bisher befolgten Methode, vom Einzelnen möglichſt anſchauliche Bilder zu geben, nicht für rathſam. Anders verhält es ſich mit allgemeinen Ueberſichten, wie die unlängſt erſchienene von *Etienne Chastel* (le christianisme et l'église au moyen-âge, coup d'oeil historique. Paris 1853), welche unter Vorausſetzung der Kenntniß des Stoffes, es mehr auf die Feſtſtellung allgemeiner, philoſophiſch-hiſtoriſcher Geſichtspunkte, als auf Darſtellung und Erzählung einzelner Thatſachen abſehn. Ich gebe alſo einſtweilen hier nur die erſte Hälfte und bleibe den letzten Reſt noch ſchuldig, indem ich mir vorbehalte, ſo weit Gott Geſundheit und Kraft ſchenkt, in nächſter Friſt noch einen zweiten Kurs (Band) folgen zu laſſen, welcher die Zeit von Innocenz III bis auf die Reformation umfaſſen und alſo den Cyklus von kirchenhiſtoriſchen Vorleſungen da beenden wird, von wo aus ich ihn begonnen habe. Inzwiſchen empfehle ich das hier Gebotene dem Wohlwollen der Leſer.

Baſel, 1. September 1860.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Erſte Vorleſung. Allgemeine Ueberſicht. Charakter des Mittelalters. Erſte Periode von Gregor dem Großen bis Karl dem Großen. Die chriſtlichen Sendboten Columban, Gallus, Magnoald u. A. 1

Zweite Vorleſung. Die Miſſion unter den Frieſen: Amandus, Eligius, Willibrord, Suitbert. Der h. Bonifacius. Bekehrung der Sachſen und Avaren unter Karl dem Großen . . . 20

Dritte Vorleſung. Die innere Geſchichte der Kirche im ſiebenten und achten Jahrhundert. Muhamed und der Islam. Der monotholetiſche und der Bilderſtreit in der griechiſchen Kirche . . 37

Vierte Vorleſung. Die abendländiſche Kirche im Zeitalter Karls des Großen. Karl der Große in ſeinem Verhältniß zum Papſte. Die Kaiſerkrönung. Das Mönchsthum. Chrodegang von Metz und das kanoniſche Leben. Der Horengeſang und der chriſtliche Kultus überhaupt. Orgeln und Glocken. Kirchengebäude. Bilder. Heiligenverehrung. Meſſe und Predigt. Schulen. Lehrſtreitigkeiten. Adoptianiſcher Streit. Ueber den Ausgang des h. Geiſtes. Alcuin. . 58

Fünfte Vorleſung. Sittliche Zuſtände unter Karl dem Großen. Jagdluſt. Der h. Hubertus. Sendgerichte. Das Bußweſen. Zweite Periode: Die Zeit von Karls des Großen Tod bis auf Gregor VII. Die Zeiten Ludwigs des Frommen. Verbreitung des Chriſtenthums in Scandinavien. Anſchar und ſeine Nachfolger. Kämpfe in Dänemark, Schweden und Norwegen. . . . 79

Sechste Vorleſung. Das Chriſtenthum in Island. Verbreitung deſſelben unter den Slaven. Cyrillus und Methodius. Die Bulgarei. Die mähriſche und die böhmiſche Kirche. Adalbert von Prag. Miſſion unter den Sorben und Wenden. Gottſchalk, der Wendenfürſt. Die Obotriten. Das Chriſtenthum in Polen, Rußland und Ungarn. König Stephan. Verfolgungen des Chriſtenthums in Spanien. Behandlung der Juden. 98

Siebente Vorleſung. Die ſteigende Macht des Papſtthums. Die pſeudo-iſidoriſchen Decretalen. Nicolaus I und ſeine Nachfolger. Die päpſtliche Pornokratie. Kaiſer Otto I. Frankreich unter Hugo Capet. Weitere Geſchichte des Papſtthums bis auf Hildebrand und deſſen Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl als Gregor VII. . 120

Die christliche Kirche

vom

siebenten bis zum zwölften Jahrhundert.

Erste Vorlesung.

Allgemeine Uebersicht. Charakter des Mittelalters.
Erste Periode von Gregor dem Großen bis Karl dem Großen.
Die christlichen Sendboten Columban, Gallus, Magnoald u. A.

Die alte Kirchengeschichte hat sich uns mit dem sechsten Jahrhundert abgeschlossen mit dem Papst Gregor I dem Großen, dem Manne, mit dem auch recht eigentlich erst das Papstthum beginnt, und so wird denn auch sein Todesjahr (604) für uns der Ausgangspunkt sein unsrer Geschichte. Wir finden um diese Zeit das oströmische Reich bedrängt durch die Perser, denen indeß Kaiser Heraklius nach der Schlacht bei den Ruinen von Ninive (627) einen Frieden abnöthigte. Aber noch mehr als von äußern Feinden war das Reich bedroht durch seine innere, sittliche Haltlosigkeit. Mehr und mehr erlosch der Glanz, den der große Justinian im sechsten Jahrhundert durch Gesetzgebung, durch seine Siege nach Außen, durch großartige Bauten wie die der Sophienkirche und durch Hebung des Handels und der Industrie dem Reiche verliehen hatte. Schon er selbst hatte sich vieler Grausamkeiten und Bedrückungen schuldig gemacht, und diese nahmen in steigendem Maaße unter seinen Nachfolgern überhand, die ihn an tyrannischer Willkür übertrafen, an Größe ihn nicht von ferne erreichten.

Während so das oströmische Reich uns das traurige Bild des Verfalls zeigt, wozu dann noch seit dem Auftreten Muhameds die verheerenden Einfälle des Islam kommen, sehen wir im Abendlande neue Staaten sich bilden. Nach dem Untergang des Gothenreiches um die Mitte des sechsten Jahrhunderts waren

bald darauf die Longobarden (Langobarden) unter Anführung ihres Königs Alboin in Italien eingefallen und hatten Pavia zur Hauptstadt ihres Reiches gemacht. Diesem wilden kriegerischen Volke begegnen wir mit dem Eintritt in unsern Zeitraum, sehen aber bald darauf ein andres Volk, das der Franken, ihm seine Herrschaft streitig machen und zuletzt dieselbe an sich ziehen. Das fränkische Reich, welches die Länder Austrasien, Neustrien und Burgund, d. h. also einen großen Theil des heutigen Deutschlands und Frankreichs umfaßte, stand unter den Königen aus dem Merovingischen Hause; allein Jedermann weiß, wie diese Könige nach dem Tode Dagoberts I mehr und mehr zu bloßen Schattenkönigen (rois fainéants) herab sanken, und wie sich der königlichen Macht gegenüber die der Hausmaier, Oberhofmeister (Majores Domus) erhob. Unter diesen sehen wir nach der Mitte des siebenten Jahrhunderts den klugen und tapfern Pipin von Heristal sich erheben, dessen Enkel, Pipin der Kleine, der Sohn Karl Martels nach Beseitigung des letzten Merovingers, Chilperichs III, den Thron der Franken als König besteigt und vom Papste Zacharias anerkannt, auch den rechtmäßigen Titel eines Königs führt, seit 752. Während einer 16jährigen Regierung erweiterte Pipin das Reich durch Eroberungen im Süden und Norden, er bringt Friesland an sich, zwingt die Sachsen in Westphalen zu Entrichtung eines Tributes und bringt auch die Allemannen, deren Herzoge er beseitigt, unter seine Oberherrschaft.

Vor seinem Tode theilte bekanntlich Pipin das Reich unter seine beiden Söhne Karl und Karlmann; als aber Karlmann bereits nach drei Jahren starb, stand Karl der Große seit 771 als Alleinherrscher des Frankenreiches da.

Die Herrschaft Karls des Großen bildet einen jener leuchtenden Punkte in der Geschichte, die wir als Sterne erster Größe am Himmel der Geschichte bezeichnen. Sie ist es, wonach wir unwillkürlich unsre Blicke richten, wenn es gilt, sich geschichtlich zu orientiren. Auch wir sind demnach genöthigt, mit Karl dem Großen die erste unsrer Grenzmarken zu setzen, so daß wir die Zeit von Gregor I bis auf ihn (604 bis 814) als eine Periode zusammenfassen. Suchen wir uns einen vorläufigen Ueberblick über diese Periode (in runden Zahlen ausgedrückt über die

Zeit des siebenten und achten Jahrhunderts) zu verschaffen, so ist es etwa folgender:

Die Mission, welche Gregor I nach England gesandt hatte, um unter den Angelsachsen das Christenthum auszubreiten, war nicht umsonst gewesen. England gab das Empfangene mit reichen Zinsen zurück. Wurden doch England und Schottland, noch mehr aber das benachbarte Irland der Ausgangspunkt für die weiten Verbreitungen des Christenthums unter den noch barbarischen Völkern des europäischen Continents. Ein großer Theil unsres Vaterlandes, namentlich die Ostschweiz, verdankt diesen irischen Mönchen sein Christenthum. Und auch der große Apostel der Deutschen, Winfried (Bonifacius), kam aus England herüber und stellte sich in den Dienst des römischen Stuhles, an welchen die englische Kirche sich seit den Tagen Gregors I gebunden erachtete. Unter ihm dringt das Licht des Evangeliums, wenn auch mit römischer Färbung, in das Herz Deutschlands ein, und es bereitet sich mehr und mehr der Boden zu, in welchen dann Karl der Große die Samenkörner der Cultur ausstreuen konnte. Wenn irgend zu einer Zeit, so tritt uns hier die Bedeutung der Klöster und eines nach der Klosterregel geordneten klerikalen Lebens entgegen, und vom Standpunkte eben dieser Zeit aus wird es uns auch möglich werden, die welthistorische Nothwendigkeit des Papstthums (freilich nur als eine bedingte und vorübergehende) anzuerkennen. Es wird sich uns zeigen, wie einerseits der schon erwähnte Verfall des oströmischen Kaiserthums, das überdieß durch theologische Streitigkeiten mehr und mehr geschwächt wurde, zur Hebung der römischen Oberherrlichkeit das Seinige beitragen mußte, und wie andrerseits die strenge Zucht des Gesetzes, die von Rom und der abendländischen Geistlichkeit ausging, eine Vorbereitung wurde auf das Evangelium hin, durch welches den Völkern erst die rechte Freiheit werden konnte. Sie empfingen den edeln Schatz noch in rohen Gefäßen, aber sie empfingen ihn dennoch und nahmen ihn mit einer Empfänglichkeit und Bildsamkeit des Geistes auf, um die wir sie beneiden möchten. Wohl fiel die Predigt des Heils oft auf einen harten Boden, aber war einmal der Boden erweicht, so äußerte er auch nur um so üppiger und kräftiger seine ihm innwohnende Triebkraft.

Fragen wir nach dem Inhalte der Predigt, so war dieser freilich zunächst ein sehr einfacher und elementärer; es galt ja recht eigentlich nur die Milch des Evangeliums als Nahrung zu bieten; doch unter das Elementäre mischte sich wohl auch Unverarbeitetes und Unverdautes, und die sinnlich rohe Auffassung der geistigen Dinge trat auch hier in Conflict mit einer nach einem geistigen Ausdruck ringenden Wissenschaft. So sehen wir die Streitigkeiten der alten Kirche, nur in andrer Form, sich hinüberpflanzen in die Mönchsschulen, und aus diesen erzeugen sich dann wieder neue Mißverständnisse, neue Irrungen, die um so schwieriger zu heben waren, als das lautere Verständniß der Schrift durch die Ueberlieferung schon mannigfach getrübt war. Eine christliche Theologie, und Hand in Hand mit ihr eine christliche Philosophie, mußten aufs Neue sich bilden, nachdem die alten Schulen untergegangen waren. Seit die großen Bildungsstätten der alten christlichen Welt, Antiochien, Alexandrien, Karthago ihre Leuchte hatten erlöschen sehen, blieb einstweilen die Ueberlieferung der von dorther geretteten Schätze, auch wo sie anfänglich noch unvermittelt und roh erschien, die größte Wohlthat für die kommenden Geschlechter. Das Erbe der alten Kirche zu bewahren, darauf waren die Männer der mittelalterlichen Kirche zunächst angewiesen, und keiner hat vielleicht diese Aufgabe mit so hellem Geiste ergriffen und so energisch erfaßt, als Karl der Große. Daß zu dem Worte auch der äußere Gebrauch, das Symbol, das Uebersinnliche versinnlichend, hinzutreten mußte, daß sogar äußere, disciplinarische Gewöhnung an die überlieferten Formen unerläßlich war, wenn irgend ein gottesdienstliches Leben auf die Dauer sich bilden sollte, liegt auf der Hand. Manches mag uns jetzt als ein todter Mechanismus, als ein leeres Formenwesen erscheinen, das damals seinen guten pädagogischen Zweck erfüllte, wenn es auch, was wir zugeben, in todte Gewohnheit und äußerliches Wesen ausarten konnte. Inwiefern nun auch die Abbildungen heiliger Personen und Geschichten, mithin die Bilder Christi und der Heiligen in den Kirchen der Andacht förderlich seien, darüber war im achten Jahrhundert in der griechischen Kirche mit der ganzen Heftigkeit des Fanatismus gestritten worden; endlich hatte im Morgenlande der Bilderdienst den Sieg

davon getragen. Ruhiger ward unter Karl dem Großen die Frage im Abendland erörtert und ein gesunder Mittelweg eingehalten zwischen Bilderverehrung und Bilderstürmerei. Dem Aberglauben, der an das Aeußere und Faßbare sich hängt und auf dieses sein Vertrauen setzt, während das Innere Gott und dem Göttlichen entfremdet bleibt, diesem Aberglauben, dem Doppelgänger des Unglaubens, die möglichsten Schranken zu setzen (wo es unmöglich war, ihn auszurotten), auch das war ein Bestreben Karls des Großen, wie so manche seiner weisen Verordnungen unverkennbar zeigen. Und dabei verfuhr er mit bewundernswürdigem Takte und seltener Energie. Obgleich er dem Papst Leo die Freude gegönnt hatte, ihn zu krönen, so wußte er doch eben diese Krone als eine ihm von Gott und Rechtswegen zuständige mit Würde zu tragen, auch der Kirche und den kirchlichen Institutionen gegenüber.

Der wohlthuende, einheitliche Eindruck, den wir im karolingischen Zeitalter von der Person des seine Zeit so gewaltig beherrschenden Mannes aus empfangen, verschwindet unter der Regierung seiner Nachfolger. Das Bild der Zerrissenheit und der Zerklüftung thut sich vor unsern Blicken auf. Jetzt erst, im Zeitalter von Karl dem Großen bis auf Gregor VII, und von da wieder weiter bis auf Innocenz III, sehen wir die päpstliche Macht, die bis dahin noch in natürlichen Schranken gehalten war, mit Riesenschritten vorwärts bringen. Der Gedanke, nicht nur der vornehmste zu sein unter den Bischöfen, sondern die ganze apostolische Gewalt, von der die der übrigen Bischöfe nur ein Ausfluß ist, in sich zu vereinigen, mit einem Wort, der Gedanke, sich als den sichtbaren Statthalter Christi im ausgedehntesten Sinn des Wortes darzustellen als den Herrn der ewigen Stadt und des ganzen Weltkreises (urbis et orbis) — dieser Gedanke beherrschte mehr und mehr die Träger der päpstlichen Würde. Und dazu waren die Verhältnisse günstig.

War doch das gute Recht und die gute Sitte (gegenüber dem sündlichen Treiben der Großen dieser Welt) sehr oft auf Seiten der Päpste, so daß sie mehr als ein Mal als die Schirmherrn gedrückter und verfolgter Unschuld erscheinen. Aber freilich war es nicht die Tugend der Päpste allein, die ihre Größe bedingte.

Leider trugen auch die Sünden Roms zu dessen Hebung bei. So mußte ja die Fälschung geschichtlicher Denkmäler, die sich eine unkritische Zeit gefallen ließ, dazu mithelfen, die Anschauungsweise der Christenheit zu gewöhnen und zu fixiren, daß ihr Christenthum und Katholicismus, und dann wieder Katholicismus und Papstthum in Eins zusammenfielen. An Widerspruch gegen den Romanismus fehlte es zwar nicht, und dieser Widerspruch machte sich von verschiedenen Seiten her geltend. Die orthodoxe griechische Kirche hatte je und je, wenn auch oft in ungeziemender Weise, ihren Protest eingelegt gegen die Anmaßungen Roms. Verschiedene Auffassungen in der Lehre, verschiedene Gebräuche kamen hinzu, bis endlich eine Spaltung eintrat zwischen der morgen- und abendländischen Kirche, die oft übertüncht, niemals aber gründlich geheilt, bis auf diese Stunde andauert. Aber auch antikirchliche, grundstürzende, sectirische Bewegungen gingen zunächst vom Morgenlande aus, wo die alten Erinnerungen an die gnostischen und manichäischen Lehren nicht ganz erloschen waren. Solche Bewegungen theilten sich dem Abendlande mit, und so bot eine Ketzerei der andern die Hand unter den mannigfaltigsten und verwirrendsten Namen. Je weniger man in der rechten Zeit auf die warnenden Stimmen besonnener Männer, wie eines Claudius von Turin, eines Agobard von Lyon, eines Jonas von Orleans geachtet hatte, desto weniger konnte man sich wundern, wenn an die Stelle dieser nüchternen und verständigen Opposition nachgerade die unklare, grundstörende der Häresie trat.

Aber ehe und bevor noch die Häresie im Abendland drohend ihr Haupt erhob, hatte auch mitten in der katholischen Christenheit die weltliche Macht ihre Einsprache erhoben gegen die Uebergriffe Roms, indem sie ihre Autorität als eine nicht minder göttlich gewollte und göttlich geordnete der päpstlichen Autorität entgegensetzte. Da zeigt uns die Geschichte einen Kampf, der sich in den kühnsten Verwicklungen durch das ganze Mittelalter hindurchzieht und der unsre höchste Theilnahme in Anspruch nimmt; zuerst in der Gestalt des Investiturstreits zur Zeit Heinrichs IV und V, dann aber in Gestalt jenes hundertjährigen Kampfes zwischen Rom und den Hohenstaufen. Je leichter man in diesem Kampfe geneigt ist, Partei zu nehmen, hier für die

Kirche und ihre Unabhängigkeit von weltlichem Weſen, dort für das Recht der Fürſten und Völker, das ja nicht darf Noth leiden unter dem Schein einer Frömmigkeit, die auch das Unrecht glaubt zur höhern Ehre Gottes thun zu dürfen, deſto ſorgfältiger und gewiſſenhafter muß die Geſchichte verfahren bei der Zeichnung dieſes Kampfes. Wer hier glaubt auskommen zu können mit den gewöhnlichen Kategorien, die man nur allzuoft als Schablonen angewandt hat, um entweder über Alles, was ſich unter dem Namen der Hierarchie zuſammenfaſſen läßt, den Stab zu brechen, oder um jeden Widerſtand gegen die Hierarchie mit dem Namen des weltlichen Despotismus zu brandmarken, der erſpart ſich zwar manche Mühe, aber er bringt ſich um den ſchönſten Gewinn der Geſchichte, der eben darin beſteht, dem Einen gerecht zu werden wie dem Andern. Licht und Schatten findet ſich in dieſem Kampfe auf beiden Seiten. Von beiden Seiten wurde um edle Güter gekämpft und mitunter auch wohl mit redlicher Abſicht und in begeiſterter Weiſe; aber von beiden Seiten hat ſich auch viel menſchlicher Wahn, viele Selbſtſucht und Selbſtüberhebung eingemiſcht, ſo daß die Vorwürfe, die eine Partei der andern im Uebermaß der Leidenſchaft macht, an dem einen Orte eben ſo gegründet erſcheinen mag als an dem andern. Mehr als einmal werden uns die Päpſte als die Beſchützer des Rechts, als die Vertheidiger der Unſchuld, ja als die Vertreter der Humanität erſcheinen, gegenüber der Rohheit des Jahrhunderts; aber ebenſo oft werden wir unſer Lob wieder beſchränken müſſen, wenn wir die ſchöne Stellung, welche Gott in jener Zeit den Biſchöfen zu Rom angewieſen, getrübt ſehen durch die Sünde des Hochmuthes und einer unbegrenzten Herrſchſucht. Was ſollen wir vollends dazu ſagen, wenn wir ſchon im zehnten Jahrhundert das Papſtthum ſittlich geſunken ſehen, daß eine Reihe der laſterhafteſten Individuen, die ihres Gleichen nur in den ſchlechteſten Zeiten der römiſchen Kaiſergeſchichte finden, den römiſchen Stuhl befleckten! Da kann es uns ja nur freuen, dieſem heilloſen Treiben einer weltlichen Faction, welche die Papſtwahlen an ſich geriſſen, ein Ziel geſetzt zu ſehen! Und dieſes Ziel zu ſetzen, dem ſchnöden Kauf und Verkauf geiſtlicher Aemter auf immer den Riegel zu ſchieben und die Kirche hinzuſtellen als eine freie, das

war ja das Streben jener ſtreng kirchlichen Partei, die in einem Hildebrand, dem nachmaligen Gregor VII ihren Mann gefunden hatte. Und gewiß! die Kirche zu erlöſen aus der ſchändlichen Knechtſchaft, der ſie, freilich nicht ohne eigene Schuld ihrer Führer, verfallen war, das war eine große, eine würdige Aufgabe. Man hat ſie nicht zu groß bezeichnet, wenn man ſie mit der Aufgabe Luthers und der Reformatoren verglichen hat. Aber wie bald ſchlug der edle Eifer, der für die Reinheit und Unabhängigkeit der Kirche in den Kampf trat, in ſein Gegentheil um, und was an den weltlichen Machthabern mit Recht war verdammt worden, der Handel mit geiſtlichen Gütern oder die Simonie, wie man es nannte, das ſcheute ſich über kurz oder lang die Kirche nicht, ſelbſt zu üben, und doppelt häßlich muß dann das Zerrbild ſich ausnehmen. Was in den ganzen Streit der geiſtlichen mit der weltlichen Gewalt viele Verwirrung gebracht hat, das war die verhängnißvolle Vermengung dieſer beiden Gebiete. Man ging dabei von einer richtigen Vorausſetzung aus, nämlich von der Vorausſetzung, daß alles Weltliche dem Geiſtlichen, und alles Menſchliche dem Göttlichen unterthan ſein ſoll. Das iſt der leitende Gedanke aller beſſern Päpſte, der leitende Gedanke der ganzen Hierarchie, die ja nichts anders ſein wollte als Theokratie! Aber wie durch und durch verweltlicht war dieſe Hierarchie, wie gar menſchlich und öfter ſogar unmenſchlich war das, was auf das Prädikat des Göttlichen Anſpruch machte! Je höher wir von idealer Seite hinaufzuſteigen genöthigt werden, deſto mächtiger ergreift uns in der Wirklichkeit dann auch das Grauen beim Blick in die ſchauerlichen Abgründe, die rechts und links ſich öffnen. Niemand wird behaupten, es habe dem Mittelalter an Idealen gefehlt. Im Gegentheil, das Mittelalter iſt die Zeit der Ideale, und namentlich der religiöſen Ideale, und daraus erklärt ſich allein die ſchwärmeriſche Vorliebe, die ideale Naturen für das Mittelalter haben, oder ſagen wir lieber, gehabt haben; denn mit der abnehmenden Idealität unſrer modernen Zeit wird auch dieſe Vorliebe immer ſeltener. Nur Wenige dürfte es jetzt noch geben, die mit Herder wünſchten, im Mittelalter gelebt zu haben. Aber auch für den, der einer ſolchen Begeiſterung für die Erſcheinungen des Mittelalters ſich hingiebt, liegt doch

eben wieder viel Unbefriedigendes darin, daß gerade jene Ideale weit über das Ziel des Erreichbaren hinaus verlegt und durch Ueberspannung in Karikatur verzogen wurden. Und daraus erklärt sich dann auch wieder die Abneigung, welche kühlere Verstandesmenschen gegen das Mittelalter haben. Was jene als Ideal begrüßen, das erscheint diesen als leere Phantasterei; was jenen sich im Heiligenscheine darstellt, darin erblicken diese einen Ausbund des Pfaffentrugs und der Heuchelei; was jene als Romantik besingen, verhöhnen diese als Unsinn und Barbarei. Beide haben Recht und beide haben Unrecht, je nachdem man das Ziel, dem der bessere Geist des Mittelalters zustrebte, oder die Wege, auf denen man das Ziel zu erreichen suchte, je nachdem man das ideal Gewollte oder die vollendete Thatsache zum Maßstabe der Beurtheilung nimmt. Das Mittelalter ist, um es kurz zu sagen, die Zeit der grellsten Gegensätze, die sich das eine Mal unvermittelt und scheinbar friedlich beieinander finden, dann aber auch wieder feindlich aufeinanderstoßen und zuletzt als ungelöste Widersprüche sich theilweise bis in die neue Zeit hinübergeschleppt haben. Darum ist es für die Geschichtsforscher keine kleine Aufgabe, dem Mittelalter gerecht zu werden, und darum wird auch das volle und ganze Verständniß desselben noch lange auf sich warten lassen.

Eine solche gewaltige Zeit bedurfte auch großer physischer Anstrengungen, ritterlicher Unternehmungen, einer großartigen Gymnastik, wenn die sich feindlich entgegengesetzten Mächte nicht vor der Zeit sich selbst aufreiben sollten. Die Gährung mußte einen Ausweg suchen, wenn sie das Gefäß nicht zersprengen sollte. Einen solchen boten die Kreuzzüge. Nachdem das antike Heidenthum überwunden war, das Judenthum aber nur in zersprengten Resten sich noch als Zeuge der alten Thaten Gottes mitten unter der Christenheit erhalten hatte, da trat ein neuer gemeinschaftlicher Feind des Kreuzes auf in dem Islam. Wir haben schon erwähnt, wie die schönsten Gegenden des christlichen Schauplatzes früher Jahrhunderte ihm zur Beute fielen. Auch in Spanien hatte er sich Boden errungen und seinem weiten Vordringen in Europa hatte das Schwert Karls des Großen nur ein vorläufiges Ziel gesetzt. Eine Zeitlang hatten die Christen im Morgenlande

Ruhe gehabt unter den Chalifen, und unverwehrt, wenn auch mit Schwierigkeiten verbunden, war ihnen der Besuch der Stätten des heiligen Landes. Aber mit dem Wechsel der mahomedanischen Dynastien trat auch ein Wechsel ein der Schicksale der Christen, und immer lauter, immer dringender erscholl der Hülferuf im Abendlande. So waren es die Kreuzzüge, welche vom Ende des eilften Jahrhunderts an bis zum Ende des dreizehnten eine Bewegung hervorbrachten, die in der Geschichte ihres Gleichen sucht. Ohne diese Bewegung, ohne diesen geistigen Luftzug wäre das mittelalterliche Leben erstickt, wäre es unter dem Gewicht seiner eignen, kolossalen Größe zusammengebrochen. Einen neuen Aufschwung aber nimmt es eben jetzt, es zeigt sich uns, ideal gefaßt, in seiner romantischen Verherrlichung, während der nüchterne Verstand auch hier eine die sittlich-religiöse Idee befriedigende Realität vermißt. Nicht mit Unrecht hat man daher in den Kreuzzügen den Wendepunkt zu finden geglaubt, der, wie er dazu gedient hat, die Hierarchie und was daran hängt auf den höchsten Gipfel zu heben, auch wieder die Bedingungen ihres Sturzes herbeigeführt hat, „so daß schon das Fundament des gigantischen Gebäudes untergraben wurde, als noch an dessen Vollendung gezimmert ward.“ [1])

Aber auch im geistigen Leben, in Wissenschaft und Kunst zeigt sich uns die weitausgreifende und wohl auch ins Weite und Ungeheuerliche ausschweifende Jugendkraft des mittelalterlichen Strebens. Nicht zufällig tritt dem ritterlichen Geist, der auf Eroberung des heiligen Landes ausgeht, jener kühne Geist der philosophischen Speculation zur Seite, der das jenseitige Land der Verheißung zu entdecken, der die tiefsten Geheimnisse des Glaubens zu ergründen den Muth hat. Das sind die geistlichen Ritterspiele, die Turniere der Scholastik, denen die tiefsinnige Mystik ebenso ergänzend zur Seite tritt, wie das Mönchsthum dem Ritterthum. Und suchen wir dann endlich noch nach einem in die Sinne fallenden, nach einem monumentalen Ausdruck des mittelalterlichen Wesens und Strebens, so stehen noch heute als sprechende Zeugen jene mittelalterlichen Dome, bei deren Anblick

[1]) Rettberg Forts. von Schmids Kirchengesch. VII. S. 314.

alle die ahnungsreichen Beziehungen, alle die ungelösten Räthsel uns vor die Seele treten, an denen jene Zeit so reich ist.

Nun denn! bis auf jenen Höhepunkt der Hierarchie, bis auf die Blüthezeit des Papstthums, bis mitten in die Zeit der Kreuzzüge, bis in die Blüthezeit der Scholastik, des Mönchthums und Ritterthums hinein, gedenke ich für dießmal die Geschichte des Mittelalters durchzuführen.

Eine vollständige, eine von Jahrhundert zu Jahrhundert oder gar von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gleichmäßig fortschreitende, alles in ihren Bereich ziehende Geschichte, dürfen Sie bei der beschränkten Zeit nicht erwarten. Sie werden schon aus dem bisherigen Programm gesehen haben, daß es vor Allem darauf ankommen wird, die hervorragenden Personen und Ereignisse reden zu lassen und die Verknüpfung derselben mit dem ganzen großen Drama, dem sie angehören, mehr nur anzudeuten als durchzuführen. Die Glaubensboten, deren Wanderstab nicht selten als ein Wunderstab wirkte, die Kirchenfürsten und ihr Kampf mit der weltlichen Macht, die Kirchenlehrer und ihre Theologie (die theoretische wie die praktische), die Ordensstifter und das Mönchsthum in seinen viel verschlungenen Verzweigungen, die Heiligen der Kirche in ihrem Kampfe mit der Welt und dem eigenen sündlichen Herzen, in ihrer Demüthigung wie in ihrer Verherrlichung, und endlich auch die Gegner der Kirche, die Männer der Opposition, die Geister der Bewegung, die bald als Träger eines reinen Lichtes erscheinen, bald aber auch als unheimliche Schatten des Abgrundes auftauchen, sie werden abwechslungsweise in den Vordergrund der Ereignisse treten, und an diese biographischen Fäden wird sich dann auch am leichtesten dasjenige anreihen, was über Einrichtungen, Zustände, Bewegungen und Kämpfe des Mittelalters zu sagen ist.

Lassen Sie uns für heute noch den Anfang machen mit den Glaubensboten und ihrer Wirksamkeit im siebenten und achten Jahrhundert. Wir richten unsere Blicke nach den brittischen Inseln, und zunächst nach dem westlichen Eilande, das zu jener Zeit mit Klöstern besäet, von Mönchen übervölkert, im Besitze einer für das Zeitalter seltenen wissenschaftlichen Bildung stand,

und das daher den Namen führte einer Insel der Heiligen (insula Sanctorum), wir meinen nach der Insel Irland.

Unter den irischen Klöstern ragt das seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts gestiftete Kloster Bankor (Bangor) in der Landschaft Ulster hervor, und aus diesem Kloster stammt der Mann, den wir als den Apostel der Allemannen, als den Missionar der Ostschweiz begrüßen, Columbanus. Geboren ums Jahr 550 in der Provinz Leiceſter, fühlte er schon von zarter Jugend auf einen Zug zum beschaulichen Leben der Mönche; er begab sich in das neugestiftete Kloster Bankor, dessen Abt Comgall durch hohe Frömmigkeit sich auszeichnete. Aber das stille, eingezogene Leben des Klosters füllte seine nach Thaten durstige Seele nicht aus. Er fühlte in sich das Feuer brennen, von dem der Herr sagt: „ich wollte, es brennte schon!“ „Mein höchster Wunsch war,“ so schrieb er an einen Freund, „zu den Heiden zu gehen und ihnen das Evangelium zu verkündigen.“ Er vertraute dem Abte diesen Wunsch, und fand bei ihm williges Gehör. Comgall billigte den Entschluß und bot zur Ausführung desselben willig die Hand. Zwölf junge Mönche wurden ausgerüstet und dem Columban als Gefährten mitgegeben. Ums Jahr 590 verließen sie die Insel und steuerten Gallien zu. Wohl hatte das Christenthum schon seit den ältesten Zeiten in diesem Lande Wurzel gefaßt; aber unter der schwachen Regierung der Merovinger war eine traurige Zeit des Verfalles eingetreten, so daß König Guntrum von Burgund die dringende Aufforderung an Columban und seine Gefährten ergehen ließ, der verödeten Kirche sich anzunehmen. Columban entwickelte sofort eine rege Thätigkeit: er legte Klöster an, damals die einzigen Pflanzstätten der christlichen Bildung und Gesittung. Besonders zeichnete sich aus das Kloster Luxeuil (Luxovium, Lützel) in der Franche Comté, dem heutigen Departement der Ober-Saone; außer diesem blüthen noch die Klöster Annegry und Fontenay. Die strengste Mannszucht ward in diesen Klöstern eingeführt und gehandhabt. Manches daran mag uns seltsam berühren, aber andere Zeiten, andere Sitten. Wer den Löffel, mit dem er essen wollte, nicht zuvor bekreuzte, wer beim Anfang des Gesanges hustete, wer den Kelch beim heiligen Abendmahl mit den Zähnen berührte, wer

das Amen zu ſagen unterließ, wurde beſtraft und zwar mit Schlägen beſtraft, die damals noch nicht für entehrend gehalten wurden. Wohl aber mißfiel die Strenge überhaupt den zuchtloſen Geiſtern und beſonders zog ſich Columban die Ungnade des Königs Theoderich (Dietrich) II zu, als er ihm ſeine Ausſchweifungen und ſeine eheliche Untreue vorhielt. Sowohl der König als deſſen erbitterte Großmutter Brunhild verfolgten ihn mit ihrer Rache. Im Jahr 611 mußte Columban Burgund verlaſſen; er begab ſich nach Soiſſons in Neuſtrien an den Hof König Lothars II, der ihn wieder an Dietbert, König der Oſtfranken, empfahl, welcher in Metz ſeinen Sitz hatte.

Dort fand Columban gute Aufnahme. Der König ließ ſich von ihm in die heilige Schrift einführen und ertheilte ihm zum Dank dafür die Erlaubniß, in dem allemanniſchen Helvetien, welches zu Oſtfranken gehörte, das Evangelium zu verkündigen.

Hiemit betreten wir nun das Miſſionsgebiet Columbans, und ſo mögen nun auch gleich ſeine beiden Gefährten, Gallus und Magnoald, genannt werden. Auch Gallus (Gallion, Gilian), von deſſen früheren Lebensumſtänden nur wenig verlautet, war in Irland geboren, etwas ſpäter als Columban (560). Auch er war in Bankor erzogen worden und hatte Columban zum Lehrer gehabt; aber in einem Stück übertraf er den Lehrer, darin nämlich, daß er nun auch, ſo gut es eben ging, die deutſche Sprache ſich aneignete, in der er das Evangelium dem deutſchen Volke verkündigen ſollte, während Columban nur das Iriſche kannte. Weniger Sicheres wiſſen wir über Magnus (Magnoald).

Wir folgen den Fußtritten dieſer Männer erſt nach dem kleinen Orte Aſcapha (Schaffhauſen), von da nach dem ebenfalls noch kleinen Zürich (castrum Turegum) und begleiten ſie den Zürichſee hinauf nach Tuggen (Turegum). Dort beginnt der erſte Kampf mit dem Heidenthum. Die Götzenbilder des Wuodan u. a., denen die Einwohner ihre Opfer zu bringen pflegten, wurden von den eifernden Glaubensboten zertrümmert und in den See geworfen. Dieß erbitterte das Volk. Ein allgemeiner Aufſtand nöthigte die chriſtlichen Boten, die Gegend zu verlaſſen. Sie nahmen

ihren Weg nach Arbor felix (dem heutigen Arbon), wo ſie ſchon eine chriſtliche Gemeinde vorfanden. Der Prieſter Wilmar nahm ſie freundlich auf und wies ihnen am öſtlichen Ende des See's, in Breganzium (Bregenz) einen Sitz an. Die dortige Aurelia-Kapelle deutete auf frühere Spuren des Chriſtenthums in der Gegend; jetzt war ſie von heidniſchen Götzenbildern entweiht. Es gelang jedoch, dieſe Eindringlinge zu entfernen und die Kapelle wieder dem chriſtlichen Gottesdienſte zurückzugeben. Drei Jahre lang verweilten Columban und ſeine Gefährten unangefochten in der Gegend und nährten ſich vom Ertrag des Fiſchfanges und der Jagd. Aber der Herzog von Schwaben und Rhätien, Gunzo, der am nordweſtlichen Auslauf des See's zu Iburninga (Ueberlingen) ſeinen Sitz hatte, ließ ſich von der heidniſchen Partei bereden, die ihnen läſtigen Waldbrüder wegzuweiſen. So ſchlug nun für dieſe die Stunde der Trennung. Columban zog über die Alpen zu den Longobarden, wo ihn der König Agilulf freundlich aufnahm. Dort bekämpfte er als ein guter Orthodoxe die Arianer und gründete unweit Pavia das berühmte Kloſter Bobbio, das ſich nachmals durch Pflege der Wiſſenſchaften große Verdienſte erworben hat. Allda ſtarb er auch 615.

Gallus, den die Kränklichkeit ſeines Körpers verhindert hatte, ſeinem Lehrer und Gefährten über die Alpen zu folgen, blieb einſtweilen bei dem Prieſter Wilmar zu Arbon. Als er geneſen war, ließ er ſich von dem Diaconus ſeines Gaſtfreundes, dem jagdgewohnten Hiltibold, die Gegend ſchildern, welche oberhalb Arbon am Flüßchen Steinach als eine tiefe Wildniß zum Hochgebirge anſteigt. Dorthin verlangte ihn zu gehen und dort eine Zelle zu errichten. Die Schilderung der Wildniß ſchreckte ihn nicht ab, ſie lud ihn zum Kampfe ein. „Iſt Gott für uns," ſprach er, „wer will wider uns ſein?" Und ſo machte er ſich auf mit ſeinem Gefährten Magnwald und dem Wegweiſer Hiltibold. Als er mitten im Geſtrüppe der Dornen, in denen ſein Fuß ſich verwickelte, den Ort gefunden zu haben glaubte, der ſich zum Anbau einer Zelle eignete, ſteckte er eine Haſelruthe, der er die Geſtalt eines Kreuzes gab, in die Erde und hing die heiligen Reliquien, die er in einer Kapſel bei ſich trug, an derſelben auf mit den Worten: „Hier meine Stätte, hier ſoll

auch meine Ruhe ſein.“ So die Sage. Damit wäre der Anfang geſchehen zu der Gründung der nachmals berühmten Abtei St. Gallen im Jahr 614. — Gallus war damals etwas über 60 Jahre alt. Bald ſammelte ſich um den heiligen Mann, dem man Wunderkräfte zuſchrieb, eine Schaar von Mönchen, die ſich anfänglich auf zwölf beſchränkte und die freiwillig ſich der ſtrengſten Kloſterzucht unterzogen. Graf Talto, Verwalter der königlichen Kloſtergüter, ſchenkte den Mönchen die Wildniß, die ſie nun erſt urbar machen mußten im Kampfe mit den wilden Thieren des Waldes, die ihnen das Recht des Beſitzes ſtreitig machten. Auch über die vernunftloſe Kreatur hat die Sage dem Gallus eine Gewalt zugeſchrieben, wie ſie häufig den Heiligen dieſer Zeit beigelegt wird [1]). Immerhin ſoll uns damit verſinnbildet werden, wie die rohen Naturkräfte weichen müſſen vor der alles beherrſchenden Macht menſchlicher Geſittung, allermeiſt aber vor der Macht des chriſtlichen Glaubens.

Auch die Menſchenherzen, die ſich erſt der Kunde des Heils verſchloſſen hatten, wurden durch Fügung Gottes umgewandelt und dem Evangelium dienſtbar. Jener Herzog Gunzo, der einſt die heiligen Männer aus ihrem ruhigen Sitze vertrieben hatte, wurde durch ein Wunder umgeſtimmt. Er hatte (ſo erzählt die Mönchsſage) eine Tochter, Namens Fridiburg, die verlobt war mit dem König Sigibert. Sie war von einem böſen Geiſt beſeſſen, der nur dem heiligen Gallus weichen zu wollen erklärte. Der Prieſter Wilmar ward als Mittelsperſon an Gallus abgeſendet, allein dieſer, dem Rufe ausweichend, zog ſich tiefer in das Gebirge zurück zu einem Diaconus Johannes, und

---

[1]) So ſollen die Schlangen von ſelbſt aus der Gegend gewichen ſein, wo Gallus ſeine Zelle gebaut. Am merkwürdigſten aber iſt die Geſchichte, die ſich auf einem elfenbeinernen Diptychon der Stiftsbibliothek zu St. Gallen dargeſtellt findet. Eines Abends, nachdem Gallus mit ſeinem Gefährten das Mahl gehalten, betete Gallus vor dem Kreuze, während ſein Gefährte ſich verborgen hielt. Ein Bär nahte ſich dem Tiſche und nahm von den Ueberbleibſeln des Mahles. Gallus befahl ihm, erſt Holz zu holen und ins Feuer zu werfen, und erſt, als der Bär die Arbeit verrichtet, gab ihm der heilige Mann zu eſſen, verwies ihn aber zugleich im Namen Chriſti aus dem Thale ins Gebirge. Der Bär gehorchte. Der Gefährte aber, der ſolches mit angeſehen, fiel auf ſeine Kniee und ſprach: „Jetzt weiß ich, daß der Herr mit dir iſt; denn auch die Thiere des Waldes gehorchen dir.“ Vgl. Piper's evangel. Kalender 1860. S. 35.

lebte dort ungekannt. Erst nachdem Gunzo einen Eid geschworen, daß er Gallus nichts Uebles zufügen wolle, ließ dieser sich endlich bereden, der Einladung nach Ueberlingen zu folgen. Er trieb den bösen Geist aus der königlichen Jungfrau. Diese aber, statt sich nun mit Sigibert zu vermählen, nahm den Schleier und ward Aebtissin des Klosters St. Peter in Metz. Gunzo hatte in seinem Eide gelobt, dem Gallus das Bisthum von Constanz zuzuerkennen, allein Gallus lehnte solches ab; das Bisthum ward an seinen Schüler, Johannes, übertragen, und dieser blieb auch als Bischof seinem Lehrer, dem Abte von St. Gallen, unterthan und trug nach Kräften zur Hebung des Klosters bei. —

Noch in seinem hohen Alter ging Gallus öfter nach Arbon, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Er starb hoch betagt, nach der gewöhnlichen Angabe im Jahr 646, nach andern erst 655. Die Kirche feiert bekanntlich den 16. October als seinen Todestag. Sein Leichnam wurde bei seiner Zelle begraben. — 65 Jahre nach seinem Tode stiftete Graf Waldram mit Genehmigung des Majordomus von Frankreich, Pipin von Heristal, ein förmliches Kloster zu Ehren des heiligen Gallus, dessen erster Abt Otmar hieß. Das Kloster stand unter dem unmittelbaren Schirm des Königs; es zeichnete sich bald nicht nur als Sitz der Frömmigkeit, sondern auch der Gelehrsamkeit aus. Als Adalbero, Bischof von Augsburg und Abt von Elwangen, im neunten Jahrhundert nach St. Gallen reiste, um dort am Grabe des Stiftes seine Andacht zu verrichten, sagte er: einen Heiligen, und zwar einen Todten, habe ich gesucht, aber der lebendigen Heiligen fand ich mehrere; ihre Wissenschaften und ihre Tugenden sprachen sich in ihren Worten aus.

So viel von Gallus, dem Bedeutendsten aus der Gesellschaft Columbans. Von Magnoald erzählt die Legende, wie er mit seinem Gefährten Theodorus, von der St. Galluszelle aus nach Schwaben sei berufen worden, um dort (namentlich im Allgäu) das Evangelium zu verkündigen. Der Geistliche von Augsburg, der die heiligen Männer in das Land rufen sollte, hatte den Weg von Augsburg nach St. Gallen mit einem Licht in der Hand zurückgelegt, das bei allem Brennen nicht kürzer wurde und sich Abends immer wieder von selbst entzündete (ein

ſchönes Sinnbild des Glaubens!). Die beiden Mönche hatten auf dem Wege nach Schwaben mit Schlangen und Drachen zu kämpfen, die ſie glücklich überwanden. Theodorus blieb im Kampfe zurück, Magnoald zog weiter und gründete das Kloſter Füßen.

Von einem andern Gefährten Columbans, Siegebert, erfahren wir, daß er ſich auf dem Gotthart von ſeinem Meiſter getrennt und ſich unweit den Quellen des Rheins in einer Höhle niedergelaſſen habe, von wo aus er den Rhätiern das Chriſtenthum verkündigte. Einer der Neubekehrten, ein begüterter Mann, Placidus, ſetzte Sigebert in den Stand, ein Kloſter zu ſtiften, welches wegen der Einöde (desertum), in der es ſtand, Diſertina (Diſſentis) genannt wurde. Auch aus dem St. Gallen benachbarten Kloſter Reichenau ging eine Geſandtſchaft unter Anführung des heiligen Pirmin nach Rhätien, welche das Kloſter ad Favarias (Pfäffers) ſtiftete, unter deſſen Schutz und Pflege bis in die neueſten Zeiten die dortigen Heilquellen ſtanden.

Werfen wir noch ſchließlich einen Blick auf unſre Umgegend, auf den Schwarzwald und die Donaugegenden, auf die Rhein- und Moſelgegenden und den Elſaß, ſo treffen wir überall auf Namen von Heiligen und auf Legenden, die ſich zum Theil wiederholen und wobei wir es der tiefern Geſchichtsforſchung überlaſſen müſſen, das Wahre und Haltbare vom Falſchen und Erdichteten zu ſcheiden, ſo weit es möglich iſt. In ſehr vielen Fällen wird uns nichts andres übrig bleiben, als uns mit der Sage zu begnügen, wie ſie uns gegeben iſt, und uns auch das Wunderbare da gefallen zu laſſen, wo wir es eben ſo wenig zu erklären als ohne Schaden für die Geſchichte zu beſeitigen wiſſen. Von dem heiligen Fridolin habe ich ſchon früher gehandelt.[1]) Nun finden wir den heiligen Trutbert auf dem Schwarzwald und im Breisgau, den heiligen Pirmin im Elſaß und in den Vogeſen, die beiden St. Wendel, den einen, den ältern, im Trier'ſchen, den andern, den jüngern, in der Wetterau; den heiligen Kilian in der Gegend von Würzburg und in Thüringen;

[1]) Die chriſtliche Kirche vom vierten bis zum ſechsten Jahrhundert. S. 382.

Euſtaſius und Emmeran in Baiern, an welche beide dann die heiligen Rupert und Corbinian ſich anſchließen. Um dieſe Zeit erhob ſich in Baiern unter Theodo II auf den Trümmern des alten verſchütteten Juvavium das Erzſtift Salzburg und das Kloſter Freiſingen.

Alle dieſe mannigfaltigen Miſſionen haben wir uns durchaus nicht zu denken in jener Abhängigkeit von Rom, wie wir ſie bei dem ſogenannten Apoſtel der Deutſchen, dem Bonifacius, werden hervortreten ſehen. Schon Columban hatte ſich in Beziehung auf die Oſterfeier und andre kirchliche Gebräuche keineswegs an die römiſche Sitte gebunden, eine Freiheit, die ihm freilich von Rom aus übel verdacht wurde. Aber auch die eben genannten Männer bewegten ſich in ihrer Predigt frei und unabhängig, und gerade die vielen Wunder, die von ihnen erzählt werden, ſollen den Eindruck dieſer perſönlichen Vollmacht verſtärken helfen, einer Vollmacht, die ihnen von höherm Orte als von Rom her gegeben war. Eine ſinnreiche Legende mag uns das Verhältniß dieſer Miſſionare zu Rom näher bringen.[1]) Der heilige Pirmin, deſſen wir oben gedacht, war auf ſeinen Wanderungen auch nach Rom gekommen. In den Katakomben betete er auf dem Grabe des heiligen Petrus. — Papſt Gregor II betrat mit einem Begleiter zu gleicher Zeit die heilige Stätte. „Wer iſt dieſer?“ fragte er den Begleiter. „Ein ausländiſcher Biſchof aus dem Frankenvolke,“ lautete die Antwort. „Vor ſolchen Leuten müſſen wir uns hüten, ſagte der Papſt, warum überwacht ihr die Fremden nicht ſorgfältiger? ſie ſind in geheimen Betrug gehüllt.“ — Aber ſiehe da! der Biſchofsſtab Pirmians richtete ſich auf zum Zeichen der Unſchuld ſeines Trägers und blieb aufrecht ſtehen ſo lange dieſer betete. Der Papſt, durch das Wunder beſchämt, warf ſich vor dem fremden Biſchof nieder und bat ihn um Verzeihung; Beide gaben ſich den Friedenskuß und weilten beieinander in vertraulichen gottſeligen Geſprächen.

Wer die Segnungen, welche die Glaubensboten dieſer Zeit über Deutſchland und die Schweiz, ja über die europäiſche Menſch-

[1]) Phil. Heber, die vorkarolingiſchen Glaubenshelden am Rhein und deren Zeit. Frankf. a. M. 1858. S. 217. (Nach einer aus dem eilften Jahrhundert ſtammenden Lebensbeſchreibung Pirmin's.)

heit brachten, ſich in poetiſchem Bilde vergegenwärtigen will, den weiſen wir an die ſchöne Legende Herders: „die Fremdlinge“. Und wer wird dieſem edelſten Wortführer der Humanität nicht beiſtimmen, wenn er die Pflugſchaar und das Kreuz in ſchöner Verbindung zuſammen uns nennt, als die Symbole der wahren Cultur, als die Werkzeuge, durch welche die Welt ſicherer zu erobern iſt, als durch die Schärfe des blutigen Schwertes.

Zweite Vorleſung.

Die Miſſion unter den Frieſen: Amandus, Eligius, Willibrord, Suitbert. — Der h. Bonifacius. Bekehrung der Sachſen und Avaren unter Karl dem Großen.

Wir haben in der letzten Stunde geſehen, wie das Chriſtenthum im ſüdlichen Deutſchland und in der Schweiz, namentlich in Allemannien und Rhätien durch Glaubensboten ausgebreitet wurde, die unabhängig von Rom auf ihre eigene Hand hin, unterſtützt von den weltlichen Machthabern, in deren Gebiet ſie eindrangen, das übten, wozu der Geiſt der Liebe ſie trieb und wozu ihnen auch die Macht und die Freudigkeit gegeben ward von Oben. Wie man auch immer über die Wunder denken mag, mit denen ihre Lebensgeſchichte ausgeſchmückt iſt — ſie haben Wunder gethan im edelſten Sinne des Wortes, ſie haben ſchöpferiſch eingewirkt auf die natürlichen und menſchlichen Zuſtände ihrer Zeit, ſie haben das Rohe gebändigt, das Dunkel erhellt, das Harte erweicht, haben Licht und Leben und Fruchtbarkeit gebracht, wo ödes und wüſtes Land war, und die dankbare Nachwelt hat dieſe Thatſachen feſtgehalten in der Ueberlieferung einer kindlich glaubenden und kindlich dichtenden Zeit.

Größere Schwierigkeit bot die Verbreitung des Evangeliums im Norden Germaniens bei den kriegeriſchen Sachſen und Frieſen. Die Frieſen, deren Wohnſitze längs der Küſte der Nordſee, von der Mündung der Weſer bis zum Ausfluß der Schelde zu finden ſind, lagen mit dem fränkiſchen Reich in beſtändigem Krieg. Nachdem aber der fränkiſche Majordomus Pipin von Heriſtal einen Theil derſelben unterworfen hatte, zeigte ſich auch ſofort

der christliche Liebeseifer bereit, den Segen des Christenthums dorthin zu tragen. Als der erste Apostel Belgiens wird uns genannt Amandus (vom Jahr 626—666). Er stammte aus einer alten ansehnlichen Römerfamilie. Geboren zu Nantes in Aquitanien, zu Ende des sechsten Jahrhunderts, hatte er sich gegen den Wunsch seiner Eltern dem geistlichen Stande gewidmet. Nachdem er erst im südlichen Europa, namentlich unter den Basken in den Pyrenäen, dann unter den Slaven an der Donau das Wort vom Kreuz gepredigt, wendete er sich endlich den Völkerschaften an der untern Schelde zu, und richtete sein Augenmerk besonders auf die Niederlande. Von König Dagobert I unterstützt, predigte er im Jahr 626 in Gent. Er hatte dabei Schweres und Bitteres genug zu leiden; es fehlte nicht an persönlichen Mißhandlungen, die ihm der heidnische Fanatismus der Bewohner bereitete. Mehrere Male ward er, als er zur Taufe einlud, in die Schelde geworfen, und nur nach großer Mühe gelang ihm die Bekehrung eines begüterten Mannes, Allowin, später Bavo genannt. Dieser machte es ihm möglich, in Gent zwei Klöster zu erbauen, das eine an dem linken, das andere an dem rechten Ufer der Schelde, wozu noch ein drittes kam (in der Nähe von Tournay), das seinen Namen trug. Amandus bekleidete drei Jahre lang, vom Jahr 647—649, das Bisthum Mastricht, das später nach Lüttich verlegt wurde. Allein das zuchtlose Leben der Geistlichen machte ihm vielen Verdruß, so daß er zuletzt den Bischofsstab mit dem Wanderstab eines Evangelisten vertauschte. Es galt, die letzten Reste des Heidenthums an der untern Schelde und Maaß auszutilgen. Seine letzten Tage verlebte Amandus in dem Kloster Elnon seit dem Jahr 661. Auch von ihm werden viele Wunder berichtet. Einen Gehängten z. B., den er bei dessen Lebzeiten vergebens frei zu bitten gesucht, rief er durch sein Gebet wieder ins Leben, und leitete damit eine mildere Justiz ein.

In die Fußstapfen des Amandus trat Eligius, dessen Geburt gegen Ende des sechsten Jahrhunderts fällt (588). Er war seines Berufes ein Goldschmied; seine Kunstfertigkeit soll ihm die Gunst verschafft haben, den königlichen Stuhl Chlotars II verfertigen zu dürfen; auch brachte sie ihm großen Reichthum. Al-

lein noch edler als die Kunst der Goldarbeit erschien ihm die Arbeit am inwendigen Menschen; diesen zu einem Gefäß der Ehre zuzubereiten war von nun an sein ganzes Mühen. Er begann mit sich selbst. Er unterzog sich den strengsten Uebungen mitten unter der Arbeit, mitten im Gewühle der Stadt Paris, in der er sich als der Hauptstadt der neustrischen Könige niedergelassen hatte. Er las die Bibel, er besuchte und verpflegte Kranke und that Gutes den Armen und Hülfsbedürftigen, wo er immer konnte. König Dagobert gebrauchte den frommen und klugen Mann auch zu politischen Missionen. Als einst eine Anzahl kriegsgefangener Sachsen nach Paris gebracht wurde, wirkte ihnen Eligius beim Könige die Freiheit aus. Nun stellte er ihnen die Wahl, entweder zu den Ihrigen wieder nach Hause zu gehen, oder bei ihm in Paris zu bleiben und die fromme, strenge Lebensweise des Mönches mit ihm zu theilen. Sie zogen dieses Letztere vor. Eligius brachte nun einige dieser Gefangenen in schon vorhandenen Klöstern unter, für die Uebrigen stiftete er neue Klöster in Frankreich, wie Soliguan bei Limoges, und neue Kirchen in Paris, wie die Kirchen des heiligen Paulus und Martialis. Er selbst wanderte von Kloster zu Kloster, um die nöthige Aufsicht zu üben; auch sah er sich bei allen seinen Unternehmungen großmüthig von dem König unterstützt. Eligius sorgte dafür, daß je nur die Besten und Frömmsten zu Bischöfen der Kirche gewählt würden. Aber Alle überragte er selbst an Frömmigkeit und an Würde. Darf man sich wundern, daß auch ihm Wunder zugeschrieben wurden und die Gabe der Weissagung? Er selbst aber lehnte jede Bewunderung der Menschen von sich ab und gab Gott und dem Heiland, oder auch wohl andern Heiligen die Ehre, denen sich gleichzustellen seine Demuth ihm wehrte.

Nach Dagoberts Tod begann unter dem erschlaffenden Königthum die Herrschaft der Majoresdomus. Der Majordomus Herchenoald, der im Jahr 640 seine Regierung antrat, war dem Eligius nicht hold; er suchte ihn aus Paris zu entfernen. Gerade diese Entfernung aber wurde die Veranlassung zu einem großartigen Missionsunternehmen von Seiten des Eligius. Es wurde ihm nämlich ein Bisthum übertragen, dessen nördliche Grenzen

noch bedeutend in die Heidenwelt hineinragten, und dort wurde ihm eine neue Arbeit angewiesen. Es waren die heidnischen oder in das Heidenthum wieder zurückgefallenen Franken an der untern Schelde, denen er nun von seinem bischöflichen Sitze Noyon aus seine ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit zuwandte. Von da an führte er den Namen Eligius von Noyon. Er blieb aber nicht ruhig auf seinem Bischofsitze. Er reiste als Missionsprediger in der Gegend umher, und bald überzeugte er sich, wie Viele unter denen, welche schon die Taufe empfangen hatten, einem rohen wüsten Heidenthum näher standen als dem Christenthum. Nur mit großer Mühe gelang es ihm, die dem Gottesdienst Entwöhnten wieder in die Kirche zu sammeln und sie an Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Dafür erntete er Hohn und Verfolgung. Selbst die ihm untergebenen Geistlichen zeigten sich oft widerspenstig gegen seine strengen Anordnungen, wenn sie ihrem trägen, fleischlichen Sinne unbequem waren. Eligius aber ließ sich nicht zurückschrecken. Er dehnte vielmehr seine Wirksamkeit auch über die Grenzen seines Sprengels aus, zu den Flanderern und Friesen an der Meeresküste. Auch dort predigte er das Evangelium Jesu Christi, und nicht ohne Gefahr; doch gewann er auch viele Herzen durch seine Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, und es gelang ihm, mehrere zu taufen. Auch auf die innern Verhältnisse der fränkischen Kirche wirkte Eligius auf verschiedenen Synoden, bis er im Jahr 658 (oder 659) in Noyon starb. Vor seinem Ende hatte er noch für seine Gemeinde gebetet und mehrere Anordnungen getroffen. Die Königin Bathilde, Chlodwigs II Gemahlin, folgte in eigener Person dem Sarge, der in der Kirche, die später seinen Namen trug, beigesetzt wurde. Auch an seinem Grabe noch sollen sich Wunder ereignet haben.

In die Fußstapfen dieses apostolischen Mannes trat sodann ein Engländer, Wigbert, der ebenfalls den Friesen predigte, aber unverrichteter Sache zurückkehrte. Nach ihm unternahm ein anderer Engländer, Willibrord, dasselbe Werk. Willibrord hatte seine Bildung in Irland erhalten, wo er zwölf Jahre verweilte. Nun ging er, von Pipin unterstützt, mit zwölf Gefährten unter die Friesen. Er fand gute Aufnahme, sah seine Bemühungen mit Segen gekrönt und konnte von Utrecht, seinem

Biſchoffitze aus, ſeinen Wirkungskreis bis nach Dänemark ausdehnen. Für den Anfang war ihm nur wenig auszurichten vergönnt. Er nahm aber dreißig däniſche Knaben mit ſich, um ſie zu Sendboten ihres eigenen Volkes auszubilden. Allein unterwegs ward er durch den Sturm auf eine Inſel verſchlagen; es war die Inſel Phoſitez, das heutige Helgoland. Die Inſel war noch heidniſch. Als Willibrord daſelbſt einen Knaben taufen wollte, und zwar in einem von den Heiden für heilig gehaltenen Quell, erregte er einen gewaltigen Aufruhr. Einer aus der chriſtlichen Reiſegeſellſchaft, den das Loos bezeichnete, ſollte zur Sühne des Frevels als Opfer geſchlachtet werden. Willibrord ſelbſt ward mit den übrigen Gefährten an Pipin zurückgeſchickt. Er ſtarb 739 in einem Alter von 81 Jahren.

Um eben dieſe Zeit begaben ſich zwei engliſche Mönche, angeblich aus königlichem Geblüte, die Brüder Ewald (Heuwald), zu den Altſachſen im Münſterſchen. Man unterſchied ſie nur ſo, daß man den einen, wahrſcheinlich nach der Kleidung, den Weißen, den andern den Schwarzen nannte. Aber beide Brüder wurden von den Heiden erſchlagen, ihre Leichname in die Emſcher geworfen und von da in den Rhein getrieben. Pipin ließ die Leichname nach Köln bringen und beſtatten, im Jahr 693. Sie wurden dann Beide ſpäter als die Landespatrone Weſtphalens verehrt.

Einer aber aus der früher erwähnten Reiſegeſellſchaft Willibrords, Suidbert, begab ſich zu den Boruktiariern, einer Völkerſchaft, welche die Gegenden von Berg und Mark bewohnte. Anfänglich hatte Suidbert mit ſeiner Predigt guten Erfolg; als aber ſpäter die Boruktiarier von den Sachſen unterjocht wurden, mußte er ſich zurückziehen. Er begab ſich auf eine Rheininſel, die ihm Pipin ſchenkte, und legte dort ein Kloſter an, das Kloſter Kaiſerswerth. Auch ſein Leben iſt vielfach mit Wundern ausgeſchmückt.

Nach Pipins Tode wurde das Bekehrungswerk unter den Sachſen und Frieſen wiederum bedeutend erſchwert. Der Frieſenkönig Ratbot benutzte die im fränkiſchen Reiche ausgebrochene Uneinigkeit, um ſeine Macht und mit ihr das Heidenthum wieder auszudehnen. Die Legende erzählt, daß Ratbot durch

den heiligen Wulfram, Biſchof von Sens und Abt von Fontenelles, bereits für das Chriſtenthum ſei gewonnen worden. Als er aber ſchon mit dem einen Fuß im Taufſtein ſtand, fragte er den Heiligen, ob ſeine Vorgänger, die alten Frieſenkönige, im Himmel oder in der Hölle ſeien? „Ohne Zweifel in der Hölle, antwortete Wulfram, da ſie ohne Taufe dahin ſtarben.“ Da zog Ratbot den Fuß wieder zurück mit den Worten, er wolle lieber mit ſeinen wackern Vorfahren in der Hölle, als mit wenig Elenden (darunter verſtand er die Franken) im Himmel ſein. Der trotzig-ſtolze Heide ward indeſſen 717 von Karl Martel beſiegt. Und um eben dieſe Zeit tritt nun der Mann auf, den die Geſchichte, vielleicht mit einem zu umfaſſenden Namen, als den Apoſtel der Deutſchen bezeichnet, Winfried (Bonifacius); denn wie ein neuer Kirchenhiſtoriker [1]) richtig ſagt, verdient Bonifacius den Namen eines Apoſtels der Deutſchen nicht dadurch, daß er der erſte oder gar der einzige Glaubensprediger in Deutſchland war, ſondern nur dadurch, daß er die längſt begonnene Pflanzung theils erweiterte, theils in eine feſtere äußere Ordnung brachte. Die Einführung einer planmäßig geordneten Hierarchie, das iſts, was er durchgeführt hat.

Winfried, geboren ums Jahr 680—683, angeblich zu Kirton (Crediodunum), in Devonſhire, ſtammte aus einer angeſehenen Familie. Er zeigte ſchon frühzeitig Neigung zum geiſtlichen Leben, zum Mönchsſtand. Nachdem er in engliſchen Klöſtern ſeine Bildung erhalten und viele Beweiſe ſeiner Frömmigkeit gegeben, erhielt er die Prieſterweihe. Wie ſehr er ſchon jetzt im Anſehn ſtand, beweist eine Abordnung ſeiner Perſon an den Erzbiſchof von Kent in einer wichtigen kirchlichen Angelegenheit. Ueberdem erwachte in Winfried der Trieb, das Evangelium den Heiden zu verkündigen, und namentlich zog es ihn zu den Frieſen. So ging er denn im Jahr 716 in Begleitung einiger Brüder von London aus nach Dorſtedt (Duerſtedt), unweit Utrecht. Allein die Zeitlage war ungünſtig. Der Krieg zwiſchen Ratbot und Karl Martel ließ das Werk des Friedens nicht aufkommen und Winfried ſah ſich genöthigt, vorerſt wieder ſich in ſein

[1]) Rettberg in ſeiner Kirchengeſchichte Deutſchlands.

Kloſter zurückzuziehn. Den einmal gefaßten Vorſatz aber gab er nicht auf. Er bereitete ſich im Stillen zu ſpäterm Dienſte vor; dann ließ er ſich Empfehlungsbriefe geben von dem Biſchof Daniel von Winceſter, und mit dieſen begab er ſich zuerſt ins Frankenreich und dann im Jahr 718 nach Rom. Ohne Zuſtimmung und Segen des römiſchen Stuhles glaubte er das wichtige Werk nicht unternehmen zu dürfen. Auf dem päpſtlichen Stuhle ſaß Gregor II, ein geborener Römer. Dieſer gab dem ergebenen Sohn der Kirche ſeinen Segen und verſah ihn mit Reliquien. So trat Winfried, nachdem er den Winter über noch in Rom zugebracht und ſich ferner auf ſein Werk vorbereitet hatte, im Mai 719 ſeine Reiſe an. Dieſe ging zuerſt nach Oſtfranken, wo das Heidenthum neben dem Chriſtenthum wieder neue Wurzeln geſchlagen hatte, wie in Thüringen, oder wo es noch gänzlich herrſchte, wie in Niederheſſen.

Da ſeine Verſuche in Thüringen, das geſunkene kirchliche Leben wieder herzuſtellen, wenig Erfolg hatten, begab ſich Winfried zu den Frieſen, wo er nach Rathots Tode den Willibrord mit beſtem Erfolg unterſtützte. Er hätte Willibrords Nachfolger werden können; denn ihm ward nach deſſen Tode das Bisthum Utrecht angetragen; allein er ſchlug es aus und wandte ſich nun ſeinem frühern oſtfränkiſchen Miſſionsgebiete wieder zu.

In Pfalzel bei Trier nahm er den Enkel der dortigen Aebtiſſin Addula, Namens Gregor, zu ſich und dann ſchloſſen ſich ihm noch ferner zwei oberheſſiſche Gutsbeſitzer, Dettik und Deorulf, an, die erſt noch ſelber Heiden, durch ihn vollſtändig zum Chriſtenthum waren gebracht worden. Auf einem Baſaltberge, ohnweit der Ohm in Oberheſſen, erhob ſich das Kloſter Amanaburg (Amöneburg), und auch in Niederheſſen hatte Winfried die Freude, ſein Werk mit Segen gekrönt zu ſehen. Sein römiſch-kirchliches Gewiſſen, das wir nun einmal bei ihm vorausſetzen müſſen, ließ ihm keine Ruhe, bis er dem Papſt über ſeine bisherige Wirkſamkeit Bericht erſtattet und ſich neue Verhaltungsbefehle von ihm ausgewirkt hatte. Er ſandte daher einſtweilen einen Geiſtlichen, Binnas, mit einem Brief nach Rom; bald aber erſchien er auf die Einladung des Papſtes ſelbſt, im Geleite von Reiſigen und Mönchen in der Hauptſtadt der Chriſtenheit,

im Sommer 723, und wurde aufs Ehrenvollste empfangen. Gregor II ernannte ihn zum päpstlichen Missionar mit dem Titel eines Reichsbischofs (episcopus regionalis), und bei diesem Anlaß gab er ihm den Namen Bonifacius. Er versah ihn jetzt, nachdem er sich von ihm hatte den Huldigungseid leisten lassen, mit Empfehlungen an Karl Martel und an die thüringischen Großen, sowie an die gesammte Geistlichkeit Germaniens. In allen diesen Schreiben drückt sich das Hoheitsgefühl des Papstes entschieden aus. Er empfiehlt nicht nur, er gebietet, er droht; Segen verheißt er denen, die seinen Gesandten als einen Gesandten und Diener Gottes aufnehmen; Fluch und Verdammniß haben Alle zu erwarten, die sich ihm widersetzen. Trotz alle dem fand Bonifacius nicht die gewünschte Anerkennung und Unterstützung. Karl Martel zeigte sich lau, und auch die Bischöfe Germaniens beeilten sich keineswegs, sich einem römischen Sendlinge so unbedingt zu unterwerfen, wie der Papst es wünschte. Mißmuthig wandte sich Bonifacius nach Hessen. Hier nun that er jenen welthistorischen Gewaltstreich, mit welchem er das Heidenthum für immer stürzte. Er fällte die berühmte Wodanseiche bei Geismar. Was energischer Wille mit sichtbarem Erfolge ausführte, das erschien den Umstehenden als ein Wunder, und die Legende hat nicht ermangelt, das Wunder als ein solches zu verewigen. „Kaum hatte er, erzählt Willibald, der Biograph des Bonifacius, den Baum angehauen, als sofort die ungeheure Masse der Eiche durch göttlichen Hauch von Oben herab erschüttert ward, die Krone und die Aeste zusammenbrachen und sich der Stamm in vier Theile spaltete von gleicher Größe und Länge.“ Diese vier Theile gaben die vier Wände zu einem christlichen Bethause, das Bonifacius auf der Stelle zu Ehren des heiligen Petrus errichtete. Noch andere christliche Kirchen erhoben sich nunmehr im Lande, die Kirche zu Altenbergen, das Kloster Ordruf, zu Ehren des heiligen Michael, und die Kirche zu Erfurt, im Lande der Thüringer. — Unterdessen war an Papst Gregors II Stelle Gregor III getreten. Dieser übersandte dem treuergebenen Bischof im Jahr 732 das Zeichen der erzbischöflichen Würde, das sogenannte Pallium, und versah ihn zugleich mit neuen Vollmachten. Er verlieh ihm das Recht, da, wo die Gemeinden

zahlreicher waren, Bischöfe zu ordnen und gab ihm allerlei Vorschriften in Beziehung auf Fasten und auf verbotene Speisen. Unter letztere gehörte auch der Genuß des Pferdefleisches, das für unrein erklärt wurde. Im Jahr 738 unternahm Bonifacius eine dritte Reise nach Rom, um sich mündlich mit dem Papste zu besprechen. Er hatte schon zwei Jahre zuvor (736) einen Besuch in Baiern gemacht, aber ohne Erfolg. Nun aber, im Sommer 739, ward er durch den Herzog Odilo eingeladen, in das Land zu kommen und die kirchlichen Verhältnisse daselbst zu ordnen. Bonifacius folgte dem Rufe; es gelang ihm mit Hülfe des Herzogs die widerstrebenden Geistlichen zu unterwerfen und den Grund zu einer kirchlichen Verfassung zu legen. Er ordnete die vier Kirchsprengel Salzburg, Regensburg, Freisingen und Passau für die bairische Kirche. Nach Karl Martels Tode (741) gestalteten sich dann auch in Ostfranken die Verhältnisse günstiger. Auch für Ostfranken, d. h. für Hessen und Thüringen, wurden nun vier Bisthümer errichtet, Erfurt, Würzburg, Buraburg und Eichstädt. Besonders wichtig aber ist die Stiftung eines Klosters, das ähnlich wie St. Gallen eine Leuchte werden sollte des christlichen Geistes. Während nämlich Bonifacius in Baiern wirkte, wurde ihm eine Anzahl fränkischer Knaben zur Erziehung übergeben. Unter diesen Knaben zeichnete sich besonders Einer aus, Namens Sturm, aus einer angesehenen Familie des Landes. Bonifacius schenkte diesem Knaben eine besondere Zuneigung; er führte ihn auf seinen Reisen mit sich und übergab ihn dann zu weiterer Ausbildung einem Priester, Wikbert, im Kloster Fridislar (Fritzlar). Nun gab Bonifacius dem zum Jüngling heranwachsenden Knaben den Auftrag, mit noch zwei Genossen in dem Walde Buchonia zwischen der Werra und dem mittlern Main eine geeignete Stätte zur Gründung eines Klosters zu suchen. Anfänglich wurden in der Gegend des jetzigen Hersfeld einige Hütten erbaut, allein Bonifacius wünschte das Kloster an einem Orte, das weiter von den Sachsen entfernt läge, und so ward denn an den Ufern der Fulda das Kloster gleiches Namens erbaut in dem Gau Grabfeld. Christus selbst soll den Suchenden den Ort durch ein Gesicht angewiesen haben. In jedem Fall war die Wahl eine glück-

liche zu nennen, in Abſicht auf Fruchtbarkeit des Bodens und Annehmlichkeit der Lage. Bonifacius wandte ſich ſofort an den Herzog Karlmann, dem das Land gehörte, mit der Bitte, es den Dienern Gottes als Eigenthum abzutreten. Karlmann willfahrte; er ſtellte ſofort eine Schenkungsurkunde aus, und ſchon im Januar 744 nahm Sturm mit ſieben Gefährten von dem geſchenkten Boden Beſitz und legte Hand an den Bau des Kloſters und der Kirche. Es verſtand ſich wohl von ſelbſt, daß Sturm als Abt der neuen Stiftung bezeichnet und eingeſetzt wurde. Das Kloſter Fulda ſollte ein Muſterkloſter für Deutſchland werden, und deßhalb ſollte es ſelbſt wieder von ältern und bewährten Muſtern ſeine Einrichtungen entlehnen. Sturm ſelbſt begab ſich im Begleite zweier Brüder nach Monte Caſſino, dem berühmten Stammſitze der Benedictiner, um dort den vollen Eindruck eines geordneten Kloſterlebens zu erhalten. Monte Caſſino war eine Zeitlang verfallen, aber jetzt eben ſtand es wieder in großer Blüthe. Nachdem Bonifacius ſich an dem Anblick dieſer Mönchsherrlichkeit erbaut und ſich in ſeinem Vorſatz beſtärkt hatte, ordnete er nun nach ſeiner Rückkehr Alles nach dem Vorbilde an, das er dort ſich eingeprägt hatte. Nun fehlte Nichts mehr als die päpſtliche Beſtätigung, und dieſe ließ auch nicht lange auf ſich warten; ſie erfolgte von Seiten des Papſtes Zacharias den vierten November 751. Eine Hauptvergünſtigung, deren ſich Fulda erfreute, war die, daß das Kloſter dem apoſtoliſchen Stuhl allein unterworfen und unter den beſondern Schutz und Schirm des Königs Pipin geſtellt wurde. Auch der nachfolgende Papſt, Stephanus, beſtätigte dieſe Beſtimmungen. Bonifacius aber blieb zeitlebens dem Kloſter Fulda mit beſonderer Liebe zugethan; er war der natürliche Patron deſſelben und wünſchte, daß auch ſeine Gebeine einſt da ruhen möchten. Sein ferneres Streben ging nun dahin, das chriſtliche Volk mehr und mehr der heidniſchen Lebensweiſe zu entwöhnen, in der ein großer Theil deſſelben aufgewachſen war. Dazu bedurfte es allerdings einer ſtrengen Kirchenzucht, die auf den Zuſammenkünften der Geiſtlichen Angeſichts der Gemeinde geübt wurde. Solcher Zuſammenkünfte (Synoden) wurden einige, möglicherweiſe fünf, noch zu Lebzeiten des Bonifacius gehalten, unter denen ſich beſonders die Synode Soiſſons im Jahr

744 auszeichnet. Den völligen Abſchluß aber ſollte die kirchliche Organiſation erhalten durch Gründung einer Metropole, d. h. eines Erzbisthums. Die Gedanken Bonifacius waren erſt auf Köln gerichtet, von wo aus er am eheſten ſeine Wirkſamkeit unter den Frieſen wieder aufnehmen zu können glaubte. Auch von Pipin dem Kurzen, dem Nachfolger Karl Martels, ward er in dieſem Gedanken befeſtigt. Später ſchien ihm Mainz noch geeigneter. Er ſelbſt aber nahm dort nicht ſeinen Sitz, ſondern ſetzte ſeinen Schüler Lullus dahin. Ihn trieb es, noch einmal mit der Predigt des Evangeliums unter die Frieſen zu gehen. Er fuhr den Rhein abwärts, ſetzte über den Zuyderſee und ſchlug an dem Fluß Borne, in der Nähe von Doecum (zwiſchen Franecker und Grönigen) ſein Zelt auf. Eben wollte er eine Firmelung der Neugetauften veranſtalten, als eine Schaar bewaffneter Frieſen (möglicherweiſe auf Anſtiften König Radbots des Zweiten) aus einem Hinterhalte hervorbrach. Die Gefährten des Bonifacius, 52 an der Zahl, wollten zu den Waffen greifen; allein Bonifacius rief ihnen zu: „Haltet ein, ſtehet ab von dem Streit, ſeid ſtark in dem Herrn, ſtark im Geiſte, laßt euch nicht ſchrecken von denen, die den Leib tödten; ſetzt eure Hoffnung auf Gott!“ Er ſelbſt ſchützte ſein Haupt mit dem Evangelienbuch als mit einem Schilde. Er ſank unter den feindlichen Streichen den fünften Juni 755. Der fünfte Juni iſt noch immer ſein Gedenktag im chriſtlichen Kalender. Sein Wunſch, daß ſeine Gebeine in Fulda ruhen möchten, ward erfüllt. Sie wurden dahin gebracht. Die Legende läßt an der Stelle, da er ſeinen Geiſt ausgehaucht, einen lebendigen Quell hervorſprudeln. Im Gegenſatz hiezu kann es auffallen, daß Bonifacius während ſeines Lebens nicht in dem Maaße als Wunderthäter auftrat, wie ſo viele Andere, die vor und nach ihm das Chriſtenthum verkündigt haben. Schon den Zeitgenoſſen mag dieß aufgefallen ſein. Einer ſeiner Biographen bemerkt, als wollte er uns über dieſen Mangel tröſten, ſeine Wunder ſeien geiſtiger Art geweſen, Heilung der unſichtbaren Krankheiten im Volke, der Lahmen im Unglauben, der Blinden in Unwiſſenheit, der Tauben in Herzenshärte. —

Bonifacius iſt ſehr verſchieden von den Hiſtorikern beurtheilt worden. Vor vier Jahren, als die Chriſtenheit ſein eilfhundert-

jähriges Andenken feierte, ſind dieſe verſchiedenen Urtheile auch ſcharf hervorgetreten. Daß der jetzt lebende Erzbiſchof von Mainz in der Verherrlichung des Bonifacius auch die Verherrlichung ſeines Stuhles und die Verherrlichung des römiſchen Katholicismus feierte, kann uns nicht wohl befremden. Aber ſollen wir darum nur der römiſchen Kirche überlaſſen, das Andenken des Bonifacius zu feiern? Wenn ein katholiſcher Schriftſteller, der früher Proteſtant war;[1]) ausruft: „Geſegnet ſei von Geſchlecht zu Geſchlecht der Name des Angelſachſen Winfried" — ſo wollen auch wir gerne in dieſen Ruf einſtimmen, in ſofern ja immer Segen folgt den Spuren des Chriſtenthums. Aber wir wollen uns auch erinnern, wie ſelten dieſer höchſte Segen, der der Menſchheit werden kann, unberührt geblieben iſt von menſchlichen Trübungen. Jedes Zeitalter hat die ſeinigen. Daß Bonifacius in demſelben Maaße die Herrſchaft Roms beförderte, als er das Chriſtenthum zum Siege führte, das iſt freilich, wie Bunſen richtig bemerkt,[2]) eine Thatſache, die feſt ſteht; mögen die Einen darin einen Vorzug, die Andern einen Mangel erkennen. Als ein Sendling des römiſchen Stuhles theilte auch Bonifacius dieſelben Vorurtheile, in denen wir das römiſche Syſtem befangen ſehen, und griff wohl auch zu denſelben Maßregeln der Gewalt gegen alle die, welche ſich der unbedingten Herrſchaft Roms nicht fügen wollten. Aber bei alle dem werden wir doch nicht umhin können, ſeinem raſtloſen Eifer und ſeinem organiſirenden Talente alle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Selbſt einen reichen Quell des innern Lebens, eine Vertrautheit mit dem bibliſchen Chriſtenthum werden wir ihm nicht abſprechen können. Davon zeugen ſeine Briefe, und was er im Leben bezeugte, das hat er auch im Tode bezeugt. Bonifacius war ſich des Grundes bewußt, auf den er baute. Dieſer Grund war kein andrer, als Jeſus Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes. Wenn er aber auf dieſen Grund nicht lauter Gold und Silber und Edelſtein, ſondern auch Holz, Heu und Stoppeln gebaut hat, ſo mag das zu ſeiner Entſchul-

[1]) Gfrörer, Kirchengeſchichte. So ſagt auch Leo, Bonifacius habe die deutſche Nation gezeugt (?) und ſein Grab ſoll uns heiliger ſein, als den Iſraeliten die Gräber der Patriarchen.

[2]) Zeichen der Zeit I. S. 78.

digung dienen, daß er nicht Urheber der Vermiſchung von Göttlichem und Weltlichem war, ſondern daß er ſie in ſeiner Zeit ſchon vorfand. So hat ſchon Neander geurtheilt, und ähnlich ein Mann, dem wir beſonders die Aufhellungen über die Kirchengeſchichte Deutſchlands verdanken, Rettberg. „Was in Bonifacius, ſagt er, als Wirken, Ziel und Endzweck erſchien, das war in der Hand des Herrn, der ſeine Kirche ſchützt, nur Mittel und Weg. Die Hierarchie, die er pflanzte, war zur Form beſtimmt, deren Zerbrechen nicht ausblieb, als ſie für ihren nächſten Zweck ausgedient hatte.“

Die Anſchauung, welche in Bonifacius nur den ſchlauen Prieſter, nur das blinde Werkzeug römiſcher Politik ſieht, dürfte ſich um ſo weniger als die richtige erweiſen, als jetzt durch gründliche Forſchung Rettbergs am Tage iſt, daß er keineswegs, wie früher angenommen wurde, mitgewirkt hat zum Sturze der Merovinger. Selbſt daß er den Pipin zum Könige geſalbt, iſt von dieſem Gelehrten bezweifelt worden. Wenn er es gethan, was Andere doch als ſehr wahrſcheinlich annehmen, ſo that er es nur in amtlicher Stellung, ohne darum an der Conſpiration ſelbſt Theil gehabt zu haben.[1]) Von dieſer Seite alſo erſcheint der ſittliche Charakter des Bonifacius gerechtfertigt.

Man hat ſich ferner oft auch an den kleinlichen und peinlichen Fragen geſtoßen, welche Bonifacius vom römiſchen Stuhl aus ſich beantworten ließ, als wären es die brennendſten Gewiſſensfragen. Daß er das Eſſen des Pferdefleiſches verpönte, haben wir ſchon bemerkt. Ebenſo bittet er ſich vom Papſte ein Gutachten aus darüber, ob das Volk rohen Speck eſſen dürfe? Der Papſt empfahl den geräucherten als allein zuläßig, und zwar erſt nach Oſtern. Das mag uns lächerlich erſcheinen; allein man darf nicht vergeſſen, daß Bonifacius nicht nur dogmatiſch zu lehren berufen war, ſondern daß er neben dem Heidenthum auch die Barbarei zu überwinden, daß er der Civiliſation und Humanität in allen Stücken und ſomit auch in den gewöhnlichſten Functionen des Eſſens und Trinkens und der Kleidung Bahn zu

[1]) Vgl. den Art. Pippin (von Weizſäcker) in Herzogs Realencyklopädie.

brechen hatte. Was nach den Begriffen des Zeitalters irgend der Rohheit Nahrung geben konnte, was mit der heidnischen Sitte in so enger Verbindung stand, daß alle Erinnerungen des alten Menschen damit gleichsam verwachsen waren, das sollte verbannt sein. Dagegen bediente sich Bonifacius auch wieder sinnlicher Mittel, um die Lust am Lesen und Lernen bei seinen Leuten zu wecken, die er einfach als Kinder behandelte. So ließ er sich schöne Bibeln mit goldenen Buchstaben aus England kommen und beschenkte damit die Gelehrigen. Dem Uebel zu steuern,*) die Kleinmüthigen zu trösten, die Frevler zu strafen, das, sagt er, sei das Amt der Bischöfe, und dieses Amt übte er mit Umsicht und Strenge. Freilich muß es uns dann befremden, wenn Bonifacius auch darin dem römischen Wesen sich ergeben zeigte, daß er die Priesterehe verdammte und gegen verheirathete Geistliche wie gegen grobe Verbrecher einschritt. Auch als Ketzerverfolger erscheint er besonders zwei Männern gegenüber, welche den Muth hatten, anders zu lehren als Bonifacius es für gut fand. Ob diese Männer in der That Irrlehrer und Schwarmgeister oder Männer von gesundem reformatorischem Sinne gewesen, läßt sich bei den einseitigen Nachrichten schwerlich genügend ermitteln. Adalbert und Clemens hießen die Beiden. Adalbert war ein geborener Franke, Clemens ein Schotte oder Irländer. Adalbert predigte am linken Rheinufer, Clemens in Ostfranken. Beide verwarfen die Ueberlieferungen und die Satzungen der römischen Kirche. Adalbert scheint indeß mehr einer überspannten idealistischen Richtung gefolgt zu sein, einer Richtung, die ihn allerdings an der Grenze des Schwärmerischen und Abenteuerlichen führte, während der mehr realistische Clemens einfach an die Ueberlieferungen und Gewohnheiten der alt-brittischen Kirche sich hielt und darum unter Anderm auch das von Rom geforderte Cölibat verwarf. Von Adalbert wird erzählt, er habe allen äußeren Cultus verschmäht, nichts auf die Weihe der Kirchen, auf Wallfahrten und Beichte gehalten; er habe am liebsten den Gottesdienst unter freiem Himmel, draußen im Felde, besonders gern an Quellen gehalten;

*) Episcoporum officium est, prava prohibere, pusillanimes consolari, protervos corripere.

er habe einen Brief vorgespiegelt, den er von Christo selbst wollte erhalten haben, und Anders der Art mehr. Das Volk verehrte ihn als einen Heiligen, und Adalbert ließ solches nicht nur geschehen, sondern suchte und begehrte es. Wenigstens wird er beschuldigt (mit welchem Rechte ist freilich schwer zu sagen), das Volk zur Abgötterei mit seiner Person verführt zu haben, indem er ihm seine Nägel und Haare als Reliquien dargeboten. Daß solche Schwärmereien, wo sie einmal Platz griffen, leicht wieder Alles, was Bonifacius gebaut, über den Haufen werfen, daß sie wenigstens sein Werk bedeutend trüben konnten: wer will es leugnen? Bonifacius glaubte sich nun von seinem Standpunkt aus berechtigt, gegen diese Männer einzuschreiten. Beide wurden im Sommer 743 durch Karlmann verhaftet und auf der schon genannten Synode von Soissons verdammt. Sie wurden wieder freigelassen. Zwei Jahre nachher aber, im October 745, ließ der Papst Zacharias eine Synode in Rom halten, an welcher ein von Bonifaz abgesandter Priester (Deneard) gegen die beiden Irrlehrer als Kläger auftrat. Die Synode sprach das Verdammungsurtheil, aber die Verdammten kehrten sich weder an diesen Spruch, noch an einen spätern, der im Jahr 747 über sie erging. Adelbert ward endlich im Kloster Fulda eingesperrt. Er entkam, wurde aber, als Flüchtling umherirrend, von Hirten auf dem Felde erschlagen. Clemens Ende ist unbekannt.

Nehmen wir den Faden der Heidenbekehrung wieder auf, so finden wir noch immer die östlich von den Friesen wohnenden Sachsen dem Christenthum abgewendet.

Als Karl der Große zur Regierung gelangt war, da faßte er den Entschluß, sie seinem Zepter zu unterwerfen und sie zu Christen zu machen. Siebzehn Jahre nach Bonifacius Tod hielt er einen Reichstag zu Worms, an welchem der Krieg gegen die Sachsen unter allgemeiner Zustimmung der Franken beschlossen wurde. Karl rückte bis an die Weser vor. Auf diesem Feldzuge zerstörte er im Süden des Teutoburgerwaldes (etwa fünf Meilen von der Wodanseiche, die Bonifacius gefällt hatte, entfernt) die sog. Irmensäule, ein hochgehaltenes Heiligthum der nordischen Religion. Er nahm Geiseln mit sich und schloß Frieden. Allein als er der Longobarden wegen nach Italien gerufen wurde,

fielen die Sachſen wieder ab; ſie waren ſchon bis Fritzlar vorgedrungen, als Karl aufs Neue wider ſie ausrückte und ſie zurückſchlug. Endlich kam nach verſchiedenen Wechſelfällen, die hier nicht weiter zu erzählen ſind, im Jahr 777 auf dem Reichstage zu Paderborn ein Vergleich zu Stande, wornach die Sachſen Karl als ihren Oberherrn anerkennen und ſich dem Chriſtenthum ergeben oder wenigſtens ſich verpflichten ſollten, die Ausbreitung deſſelben nicht zu hindern. Viele Sachſen empfingen bei dieſem Anlaß die Taufe. Widukind aber, das Haupt der Sachſen, war auf dem Reichstage nicht zugegen geweſen; er hielt ſich deßhalb auch zu keinem Halten des Friedens verpflichtet. Er war nach Dänemark gegangen, um ſich dort nach Hülfe umzuſehen. Und nun benützte er eine abermalige Entfernung Karls aus Deutſchland (dieſer war über die Pyrenäen gezogen, zur Bekämpfung der Sarazenen), um verheerend in Franken, Thüringen und Heſſen einzufallen und bis an das Rheinufer vorzudringen. Der Schrecken ging vor ihm her. Die geängſteten Mönche in Fulda ergriffen die Flucht. Karl bot den Heerbann wider die Sachſen auf und bald gelang es ihm, ſie wieder hinter die Elbe zurückzudrängen. Zu einem neuen Kriege kam es im Jahr 780. Das treuloſe Benehmen der Sachſen, die in einem Kriege wider die Sueven plötzlich über die Franken herfielen, ſchien eine blutige Rache zu fordern. 4500 Sachſen wurden an einem Tage niedergemetzelt. Man hat die Blutſchuld dem Chriſtenthum aufbürden wollen. Aber nicht ſowohl der Widerſtand, den die Sachſen dem Chriſtenthum leiſteten, als vielmehr die Empörung ſollte auf dieſe grauſame Weiſe beſtraft werden. Wie man es immer deute, das Chriſtenthum ſelbſt trägt daran keine Schuld. Wenn aber Vorgänge des alten Bundes, wie die Ausrottung der kananitiſchen Völker durch das Schwert iſraelitiſcher Heerführer, den chriſtlichen Königen ein ähnliches Recht zu geben ſchienen, ſo mag dieſe Verwechslung der Standpunkte mit der Anſchauung des Zeitalters entſchuldigt, niemals aber gerechtfertigt werden. Entſcheidend wirkte der Sieg in der Schlacht an der Haſe (im Osnabrück'ſchen), in Folge deſſen die Herzoge Widukind und Albion die Taufe annahmen, und ihnen folgte dann bald die ganze Maſſe des Volkes; doch dieſe gewöhnte ſich nur allmälig an

das Christenthum; namentlich war die Abgabe des Zehnten etwas Lästiges, und der weise Alcuin rieth seinem Könige nicht umsonst, mit der Einforderung dieser Abgabe nicht allzu strenge zu sein. Besonders muß es uns wohlthun in einer Zeit, wo man glaubte, das Christenthum mit Gewalt den Völkern aufdringen zu können, aus dem Munde erleuchteter Männer, wie eines Alcuin bessere Grundsätze zu vernehmen, solche die noch jetzt die einzig richtigen sind. „Der Mensch könne wohl, erinnerte Alcuin, zum Glauben bewogen, nicht aber gezwungen werden; zur Taufe könne man ihn zwingen, aber dieß schaffe dem Glauben keine Frucht.“ Nachdem dann die Sachsen (namentlich im nördlichen Theile des Landes) noch einmal sich empört hatten, schritt Karl zu dem äußersten Mittel, um ähnliche Rückfälle unmöglich zu machen. Er berief jenen Reichstag nach Selz im Elsaß, auf welchem der Entschluß gefaßt wurde, 10000 Sachsen mit ihren Familien in andere Länder zu versetzen. Das nunmehr christlich gewordene Sachsenland selbst aber erhielt, wie sich erwarten ließ, eine christliche Organisation. Es zerfiel in folgende acht Bisthümer: Bremen, Werden, Minden, Halberstadt, Hildesheim Paderborn, Münster und Osnabrück. Besonders machten, sich der Bischof von Münster, Luitgar († 809) und der Bischof von Bremen, Willehad († 789) um die weitere Befestigung des Christenthums verdient. —

Nicht nur aber die Sachsen, auch die damals in Ungarn wohnenden Avaren und Slaven wurden von Karl dem Großen seit 791 besiegt und zugleich dem Christenthum zugeführt. Es war ein Freund Alcuins, der Erzbischof Arno von Salzburg, der sich dieses Volkes mit Eifer annahm.

Ein Gegenstück zu diesen Siegen des Christenthums bilden die Niederlagen, die es im Orient erfahren hat. Darauf werden wir später zurückkommen. Das nächste Mal soll das Innere der Kirche sich uns aufschließen, wie es bis auf Karl den Großen hin sich entwickelt hat und wie es zu seiner Zeit in einem erfreulichen Bilde sich uns darstellt.

Dritte Vorleſung.

Die innere Geſchichte der Kirche im ſiebenten und achten Jahrhundert. — Muhamed und der Islam. — Der monotholetiſche und der Bilderſtreit in der griechiſchen Kirche.

Nachdem wir in den beiden vorigen Stunden die Ausbreitung des Chriſtenthums im Abendlande im ſiebenten und achten Jahrhundert betrachtet haben, bringt ſich uns nun die Frage auf, was für ein Chriſtenthum war es denn, das in jener Zeit ſo eifrig verbreitet und verkündigt wurde? wie ſtellte es ſich dar im Leben? welches waren ſeine Lehrſätze, die gepredigt, welches ſeine gottesdienſtlichen Formen, die geübt wurden? Auf das Innere alſo der Kirche haben ſich jetzt vorerſt wahre Blicke zu richten; ehe wir auf der Landkarte weiter die Spuren verfolgen, auf denen es in die Heidenwelt eingedrungen iſt.

So viel weiß Jeder, es war nicht mehr das reine apoſtoliſche Chriſtenthum, nicht mehr die einfache Predigt des Evangeliums, unentſtellt von menſchlichen Zuthaten, was den mittelalterlichen Völkern als Lehre des Heils gebracht wurde, und auch von den gottesdienſtlichen Gebräuchen waren viele eines ſpäteren Urſprunges, andere vermiſcht mit den Ueberbleibſeln heidniſcher Culte. Wir müßten die ganze Kirchengeſchichte der ſechs erſten Jahrhunderte wiederholen, wollten wir zeigen, wie alles anders geworden iſt ſeit den Zeiten Jeſu und der Apoſtel, wie Judenthum und Heidenthum die Religion des Geiſtes, die auf einen Dienſt Gottes im Geiſt und in der Wahrheit hinweist, vielfach überwuchert hatten, wie das alte Opfer- und Prieſterweſen, das nur ein Schatten hätte ſein ſollen des Zukünftigen, an das Licht ge-

zogen und dagegen die einfache Predigt des Evangeliums in den Schatten gestellt wurde. Es genüge für jetzt in Beziehung auf die Lehre daran zu erinnern, daß nach vielen Streitigkeiten die Hauptpunkte derselben auf den Synoden waren festgestellt worden, nicht ohne Mithülfe einer weit über das Geoffenbarte hinausgehenden menschlichen Weisheit, und auch dieses nicht ohne Mithülfe weltlicher Gewalt.

Was auf jenen Synoden des vierten und fünften Jahrhunderts über die Dreieinigkeit Gottes, über die Menschwerdung des ewigen Wortes, über das Verhältniß der göttlichen zur menschlichen Natur in Christo war bestimmt worden, das wurde jetzt festgehalten in den streng formulirten kirchlichen Bekenntnissen und diese Bekenntnisse, wie das nicäische, das athanasianische u. s. w. wurden als die Substanz des Glaubens auch den Völkern mitgetheilt, zu denen die Kunde von Christo als eine neue Botschaft gebracht wurde. Und wir können es ja nicht leugnen, es war die Substanz des Glaubens wirklich darin enthalten, wenn auch der Kern in etwas harter Schale verhüllt war und wenn auch eine längere Zeit darüber gehen mußte, bis die Süßigkeit des Kerns mit freier Empfänglichkeit konnte aufgenommen und gekostet werden. Und ebenso verhielt es sich mit den Gebräuchen, mit den Formen des Cultus. Alles wurde auch hier zunächst aus der alten Kirche in die neugegründete, die wir jetzt die mittelalterliche nennen, übertragen. So schon die äußere Form der Basiliken, die Form der Gesänge, der Gebete, der Predigt, der Sacramente. Namentlich aber war es die römische, die lateinische Sprache, welche als die einmal feststehende Kirchensprache den germanischen Völkern übermittelt wurde. Es bedurfte einer geraumen Zeit, bis aus dem Geiste des Mittelalters heraus neue Schöpfungen ans Licht traten; Schöpfungen, wie das deutsche Kirchenlied, die deutsche Predigt auf der einen, die deutsche Baukunst mit ihren himmelanstrebenden Domen auf der andern Seite.

Ehe wir nun von der Lehre und dem Cultus der abendländischen, der germanischen Kirche reden, sind wir genöthigt auch auf die alte Kirche, aus der die neue hervorgegangen, zurückzugehen und zu sehen, wie sie auf den alten Wurzeln ihres Daseins

ſich mitten unter den Stürmen, die über ſie einbrachen, erhalten und bis auf einen gewiſſen Grad ſich auch fortentwickelt hat. Wir müſſen alſo vorerſt die Gegenden aufſuchen, in denen einſt das kirchliche Leben ſeinen Hauptſitz hatte, die Gegenden des Morgenlandes, zunächſt die Kirchen Kleinaſiens und Nordafrika's und dann die Kirche Griechenlands. Wie ſah es da aus im achten Jahrhundert? Da finden wir denn, daß um eben dieſelbe Zeit, da die Leuchte des Evangeliums in die Wälder unſerer Vorväter ihr Licht ſendet und immer weiter vorwärts bringt, dichte Schatten auf jenen Gegenden der chriſtlichen Mutterkirchen ſich gelagert hatten. Jedermann weiß, wie um eben dieſe Zeit die Religion Muhameds, der Islam, von Arabien, ſeinem Mutterlande aus ſich über Syrien, Phönizien, Paläſtina, Kleinaſien, Aegypten, Nordafrika ausgebreitet hatte. Auch bis nach Conſtantinopel waren zu Ende des ſiebenten und Anfang des achten Jahrhunderts ſeine Bekenner vorwärts gedrungen. Von ſeinem weiteren Vordringen nach Spanien und dem Abendlande hin nicht zu reden. Es gehört nicht in unſere Aufgabe, die Geſchichte Muhameds ſelbſt und ſeiner Lehre darzuſtellen. Aber die Wirkungen, welche von da auf das Chriſtenthum ausgegangen ſind, können wir uns nicht verbergen. Bekanntlich hatte Muhamed ſelbſt den ſtrengſten Monotheismus (Lehre von einem Gott) an die Spitze ſeines Syſtems geſtellt, und demnach alle Verehrer des einen Gottes, die Juden und auch die Chriſten, nicht mit zu den Götzendienern gezählt, gegen welche ſein verzehrender Eifer ſich richtete. Er hatte Jeſum für einen Propheten gehalten, wenn er ihm auch das Prädicat der Gottheit abſprach. Nach ſeiner Meinung hatte Jeſus ſelbſt keine göttliche Verehrung für ſeine Perſon verlangt. Jeſus ſelbſt werde ſolches noch am jüngſten Tag bezeugen, meinte Muhamed. Die chriſtliche Lehre von der Dreieinigkeit, die Muhamed roh und äußerlich faßte (gerade wie etwa die ſpäteren Religionsſpötter) [1]) erſchien ihm als eine ſinnloſe Lehre, ja als ein Abfall von dem reinen

1) Wie kann Gott einen Sohn haben, da er keine Frau hat? und dergl. — Bekanntlich bildete nach der rohen Auffaſſung Muhameds die Jungfrau Maria eine Perſon in der Trinität.

Monotheismus. Schon darin konnte für die ſpäteren Muhamedaner ein Motiv liegen, die Chriſten zu bekämpfen. Dazu kam noch der Umſtand, daß um die Zeit, da der Mahomedanismus ſich ausbreitete, auch der Marien- und Bilderdienſt bei den Chriſten überhand genommen hatte und dieſer konnte nun leicht und auch wohl nicht ganz mit Unrecht als Götzendienſt ausgelegt werden und ſomit zu Verfolgungen einen Schein des Rechts geben. Das Schickſal der Chriſten in den Gegenden, wohin der Islam gedrungen, war anfänglich ein erträgliches. So finden wir, daß die Chriſten in Syrien und den angrenzenden Ländern, wie auch im nördlichen Afrika ihres Glaubens unangefochten blieben, ſobald ſie ihre Kopfſteuer entrichteten. Aber an eine gedeihliche Entwicklung des chriſtlichen Lebens war denn doch unter dem Druck der muhamedaniſchen Atmoſphäre nicht zu gedenken, und ſchon jetzt waren jene Gegenden für das Chriſtenthum ſo gut als verloren. Der Leuchter war von ſeiner Stelle weggerückt und nur ein dunkler Schimmer der alten Größe zitterte noch auf den Ruinen derſelben.

Richten wir nun für heute unſere Blicke näher auf die Geſchichte der Kirche des oſtrömiſchen Reiches und auf die griechiſch-byzantiniſche im ſiebenten und achten Jahrhundert, ſo erhalten wir das Bild einer innern Zerrüttung, die zu der eben erwähnten äußern Bedrängniß der orientaliſchen ein trauriges Gegenſtück bildet. Es iſt die Streitſucht, an der wir die griechiſche Kirche ſich verbluten ſehen und zwar unter dem Deſpotismus der weltlichen Gewalt. Dieſe Streitſucht hatte ſchon früher ihre bittern Früchte getragen; jetzt artete ſie vollends in Rohheit aus, indem die Kaiſer als weltliche Regenten mehr und mehr in die theologiſchen Streitigkeiten ſich miſchten und mit der äußerſten Willkür verfuhren. Dieß zeigt ſich uns zunächſt in einer Streitigkeit, welche im ſiebenten Jahrhundert über dke Willen in Chriſto ausbrach, die monotholetiſche Streitigkeit, und ſodann in dem Bilderſtreit. Wir müſſen dieſe beiden Streitigkeiten, welche der griechiſchen Kirche in den beiden Jahrhunderten bewegten, vorausſchicken, ehe wir auf die inneren Zuſtände der abendländiſchen Kirche zurückkommen können, auf die wir am Schluſſe der vorigen Stunde

hingewieſen haben. Vorerſt iſt aber auch ein Wort über die politiſche Lage des griechiſchen Reiches in jener Zeit zu ſagen.

Noch ehe die Religion Muhameds ſich ausgebreitet, war das griechiſche Reich von den Perſern bedrängt worden. Dem Kaiſer Heraclius war es nun aber gelungen, in den Jahren 622—628 die Perſer zu beſiegen. Nun aber, nachdem er dem Reich den Frieden gegeben, lag ihm auch alles daran, die von der griechiſchen Kirche getrennten Sekten und Parteien wieder mit der Mutterkirche zu vereinigen. Dieß galt namentlich von den ſog. Monophyſiten, die ſich in den von dem Kaiſer wieder eroberten Provinzen des perſiſchen Reiches aufhielten. Die Politik hatte an dieſem Beſtreben mindeſtens eben ſo vielen Antheil als die Religion, und ſo ward auch die kaiſerliche Hoftheologie nur allzuleicht der Politik dienſtbar.

Wie aus der früheren Kirchengeſchichte bekannt iſt, [1]) hatten ſich die Monophyſiten von der orthodoxen Kirche ausgeſchieden und ſich nach Aegypten, Armenien, Meſopotamien zurückgezogen, wo ſie unter verſchiedenen Namen (Jakobiten, Kopten) fortlebten. Sie unterſchieden ſich von der rechtgläubigen Kirche dadurch, daß ſie nicht, wie jene Kirche es forderte, zwei Naturen in Chriſto annahmen, eine göttliche und eine menſchliche, ſondern nur eine Natur, die gottmenſchliche. Heraclius hatte dieſe Leute auf ſeinem perſiſchen Feldzuge kennen gelernt; es lag ihm daran, ſie wieder zu gewinnen und ſich ihrer politiſchen Anhänglichkeit zu verſichern. Sollte das nicht möglich ſein, dachte er, wenn eine Lehrformel könnte gefunden werden, welche die Ausdrücke von göttlicher und menſchlicher Natur überhaupt vermeide und den Satz aufſtellte, daß in Chriſto nur ein Wille und eine Wirkungsweiſe geweſen! Er beſprach ſich darüber mit einem Biſchof Cyrus, den er zum Patriarchen von Alexandrien erhob, und mit ſeinem Reichs-Patriarchen Sergius zu Conſtantinopel. Dieſe hochgeſtellten Geiſtlichen ſtimmten dem Kaiſer bei und unterſtützten ihn in ſeinen Planen. Allein ein paläſtinenſiſcher Mönch, Sophronius, der nachmals Biſchof von Conſtantinopel wurde, legte gegen die vom Kaiſer vorgeſchlagene Lehrformel Proteſt ein.

[1]) Kircheng. des 4.—6. Jahrh. S. 313 ff.

Wo zwei Naturen ſind, ſagte er, da müſſen auch zwei Willen ſein, ein göttlicher und ein menſchlicher Wille; wer anders lehrt, der fällt in die Irrlehre der Monophyſiten zurück, die nur eine Natur lehren. Daraus erhob ſich eine Streitigkeit, in deren Einzelheiten Sie einzuführen ich mir verſagen muß, da ſie nur für Theologen von Intereſſe ſein kann. [1]) Hingegen das Verfahren, das die griechiſchen Kaiſer (namentlich der Nachfolger des Heraclius, Conſtans II) bei dieſem Streit an den Tag legten, dem römiſchen Stuhl gegenüber, dieſes Verfahren verdient allerdings genauer betrachtet zu werden, weniger um des ſtreitigen Dogma's willen, als weil es uns ein Bild giebt von der rohen Gewaltthätigkeit, welche ſich die Beherrſcher des neuen Roms gegen das alte Rom und ſeinen kirchlichen Patriarchen erlaubten, und von den Niederlagen, welche noch um dieſe Zeit der päpſtliche Stuhl erlitt. Anfänglich hatte es den Anſchein gewonnen, als wolle der päpſtliche Stuhl ſich zu Gunſten der kaiſerlichen Meinung entſcheiden: denn Papſt Honorius hatte ſich für das Glaubensgeſetz ausgeſprochen, das der Kaiſer erließ. Allein ſchon ſeine nächſten Nachfolger, Johann IV und Theodorus, traten auf die Seite der Gegner, ob aus innerer Ueberzeugung oder aus Widerſpruchsgeiſt, wollen wir nicht entſcheiden. Am hartnäckigſten aber widerſetzte ſich Martin I den hierauf bezüglichen Verordnungen des Kaiſers Conſtans II. Auf einer im Lateran gehaltenen Synode vom Jahr 649 erklärte Martin die Lehre allein für richtig und zuläßig, welche gemäß den zwei Naturen in Chriſto auch zwei Willen lehre, doch ſo, daß der menſchliche Wille nicht dürfe im Widerſtreit gedacht werden mit dem göttlichen, ſondern daß beide aufs Innigſte übereinſtimmen. Die Andersdenkenden wurden ohne Weiteres verdammt. Wir wollen dieſe römiſche Weiſe des Verdammens und Abſprechens nicht gutheißen; aber noch viel weniger wird uns erbauen, was wir nun von

1) Bekanntlich erließ erſt Kaiſer Heraclius im Jahr 638 ſein vom römiſchen Biſchof Honorius gebilligtes Glaubensbekenntniß ἔκθεσις πίστεως worin der Streit über die zwei Naturen verboten wurde. Zehn Jahre ſpäter ſetzte Conſtantin II an die Stelle der ἔκθεσις den τύπος, der ebenfalls den Zweck hatte, durch ein kaiſerliches Machtgebot dem Streit ein Ende zu machen.

kaiſerlicher Seite vernehmen. Erſt wurde der kaiſerliche Statthalter, Olympius, und als dieſer geſtorben war, Calliopas nach Rom geſchickt, um den Papſt zu verhaften. Die römiſche Geiſtlichkeit zeigte ſich aufs höchſte entrüſtet, ſie erklärte ſich bereit, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, aber der Papſt erklärte, lieber zehnmal ſterben zu wollen, als daß um ſeinetwillen Blut fließe. Freiwillig lieferte er ſich den Häſchern aus. Er wurde kranken Leibes auf ein Schiff gebracht und hatte eine langſame, beſchwerliche Reiſe zu beſtehen. Ein ganzes Jahr mußte er unter den härteſten Entbehrungen auf der Inſel Naxos zubringen. Die Geſchichte muß dieſem Papſt die Gerechtigkeit widerfahren laſſen zu bezeugen, daß er ſein Schickſal mit der Würde eines Mannes, mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers und mit der eines Chriſten würdigen Ergebung trug. Ohne ſich in Bitterkeiten gegen den Kaiſer auszulaſſen, empfahl er ſich dem Gebete der Gläubigen im Bewußtſein, daß die Sache, die er vertrete, Gottes Sache ſei. In Conſtantinopel angelangt, ward er krank in einen Kerker geworfen: niemand durfte ihn beſuchen. Der Proceß wurde ihm als einem Hochverräther gemacht, indem man ihn beſchuldigte, an politiſchen Empörungsplanen zum Sturze des Kaiſerthums theilgenommen zu haben.[1]) Seine Vertheidigung wurde nicht oder doch nicht mit der gehörigen Ruhe angehört. Nach vielen weitern Mißhandlungen wurde er endlich nach Cherſon verbannt, wo er von ſeinen Freunden verlaſſen, im äußerſten Elende verſchmachtete und endlich, man kann wohl ſagen den Hungertod ſtarb im Jahr 655, den 16. September. So endete ein Papſt in der Mitte des ſiebenten Jahrhunderts. Nicht beſſer erging es dem greiſen Abt Maximus, der wegen ſeiner tiefen Frömmigkeit in hoher Achtung ſtand, der aber allerdings nach Kräften die kaiſerliche Meinung beſtritten und ihr, ſo viel an ihm lag, im Morgen- und Abendland entgegengewirkt hatte. Auch er wurde nach Conſtantinopel gebracht und ins Gefängniß geworfen. Man trennte ihn von ſeinem jungen Gefährten Anaſtaſius und ſetzte ihm mit Drohungen zu, wenn er nicht widerrufen wolle. Als

1) Wie weit der Verdacht gegründet ſein mochte, ſiehe Neander, Kirchenh. II. S. 102. Anm.

er ſolches verweigerte, ſo ward auch er nach Thrazien ins Exil geſchickt. Von da wurde er noch einmal nach Conſtantinopel zurückgeſchleppt, öffentlich gegeißelt und die ſchändlichſten Verſtümmelungen an ihm geübt, wie wir ſie nicht nacherzählen möchten.[1]) Er ſtarb zuletzt, ein Verbannter im Lande der Lazier, an den Folgen der Mißhandlung in einem Alter von 80 Jahren. Daß er von der römiſchen Partei als Märtyrer verehrt wurde, läßt ſich erwarten.

Nur mit ſolchen Mitteln gelang es dem Kaiſer, die Annahme ſeiner Glaubensmandate zu erzwingen. Wenn aber auch die nächſten Nachfolger des Martinis der Gewalt ſich fügten, ſo machte ſich die Oppoſition aufs Neue von Rom aus geltend unter dem Papſte Adeodatus im Jahr 677, der nun alle Verbindung mit der griechiſchen Kirche aufhob. Erſt unter Kaiſer Conſtantin dem Bärtigen (Pogonatus), kam im Jahr 680 ein Friede zu Stande, bei welchem der dogmatiſche Sieg auf Roms Seite war. Die ſechſte ökumeniſche Synode in Conſtantinopel entſchied die lange ſtreitige Frage dahin, daß zwei Willen in Chriſto anzunehmen ſeien. Die Vertheitiger des einen Willens beharrten aber mit aller Zähheit auf ihrer Meinung. Noch einmal ſchien es unter dem Kaiſer Philippicus Bardanes, als wolle ſie die herrſchende werden. Zuletzt aber blieb dieſen Diſſidenten nichts anderes übrig, als ähnlich den Neſtorianern und Monophyſiten ſich von der Landeskirche zu trennen und ihr eigenes Kirchenweſen zu gründen. Sie wählten die Gegenden des Libanon und Antilibanon, wo ſie unter ihrem Abte Marun ſich ſammelten. Von da an haben ſie ſich unter dem Namen der Maroniten bis auf den heutigen Tag erhalten. Ihre dogmatiſche Meinung hat für die Kirche keine Bedeutung mehr. Haben ſie ſich doch im ſpäteren Mittelalter der römiſchen Kirche unterworfen, deren Schriftſteller ihre Geſchichte vielfach entſtellt haben.

Blicken wir auf dieſe trübe und verworrene Streitigkeit zurück, ſo bleibt uns der Eindruck, daß Glaubenszwang unter

[1]) Erſt wurde ihm durch Henkershand die Zunge ausgeriſſen und dann die rechte Hand abgehauen.

allen Umständen vom Uebel ist, gehe er aus von päpstlicher oder von kaiserlicher, von geistlicher oder von weltlicher Gewalt. Aber Thatsache ist es, daß in dem Zeitalter, in dem unsere Geschichte sich bewegt (von spätern reden wir hier nicht), der päpstliche Stuhl mehr Mäßigung, mehr Würde, mehr inneres Verständniß der christlichen Dinge zeigte, als die rohe byzantinische Cäsaropapie. Das wahrhaft Tragische dieser Geschichte besteht aber darin, daß die kaiserlichen Verordnungen ursprünglich dem Kirchenfrieden, der Union gelten sollten, während sie eine Brandfackel der unseligsten Kirchenrevolution wurden. Auch darin liegt für uns eine Lehre. Es giebt einen Fanatismus des Friedens, der wo er auf Widerstand stößt, eben so unduldsam und noch unduldsamer werden kann, als die Gegensätze, die er versöhnen will.

Wichtiger, als die eben genannte Streitigkeit im siebenten, ist für uns in praktischer Beziehung der Bilderstreit im achten Jahrhundert.

Aus der ältern Kirchengeschichte wissen wir, daß die ersten vier Jahrhunderte keine Bilder in den Kirchen hatten. Erst mit dem fünften und sechsten Jahrhundert kamen sie nach und nach in Gebrauch.

Das Dulden und Haben der Bilder, das Aufstellen derselben in den Kirchen oder auf öffentlichen Plätzen führte aber nur zu bald zur Verehrung, wo nicht gar zur Anbetung derselben. Es ist ein solcher Schritt tief gegründet in der menschlichen Natur, und wir begreifen, wenn wir auf die Mißbräuche sehen, die sich von dieser Seite in die Kirche einschlichen, doppelt wieder den Ernst des mosaischen Gebotes: „Du sollst dir kein Bildniß machen.“ Liegt doch in dem sinnlichen Menschen ein gar zu natürlicher Zug, das sinnlich Faßbare, zumal wenn es in menschlicher Gestalt uns entgegentritt, sich zum Spielzeug der Phantasie zu wählen, und wie leicht gestalten sich dann solche Spiele der Phantasie zu einem gröberen oder feineren Götzendienst. Das todte steinerne oder hölzerne Bild, zu dem der Blick in Andacht aufschaute, es blieb in der Phantasie der Menge nicht lange ein todtes Bild. Bald wußte man zu rühmen von den Wundern, die solche Bilder an Kranken und Elenden

verrichtet hätten, die bei ihnen Hülfe gesucht. So ward von einem Marienbild in Constantinopel versichert, daß aus seiner Hand eine heilende Salbe fließe für alle mögliche Leibesschäden. Noch mehr! Die beliebtesten der Bilder sollten nicht von Menschen händen gemacht, sie sollten (ähnlich dem Palladium der Griechen) vom Himmel gekommen sein, Wesen höherer Art! — War es einmal so weit gekommen unter dem Christenvolk (und es kam so weit), wo war da noch ein Unterschied zwischen Christenthum und Heidenthum, und wer wollte es dem Verehrer Muhameds verdenken, wenn er solche Christen Götzendiener schalt? — Wir können es daher wohl begreifen, wenn der griechische Kaiser, Leo III (der Isaurier), um das Aergerniß aus den Augen der Mahomedaner wegzuräumen, auf den Gedanken gerieth, die Bilder zu entfernen. Aber der Gedanke war schneller gefaßt, als ausgeführt. Allzutief war der Bilderdienst schon im Volke gewurzelt, als daß ein bloßer Befehl genügt hätte. Das wußte der Kaiser wohl. Die Klugheit rieth ihm, nicht gleich seine Absicht merken zu lassen, sondern Schritt für Schritt voranzugehen. So gab er im Jahr 726 ein Verbot nicht gegen die Bilder an sich, wohl aber gegen deren abergläubische Verehrung. Bei diesem Anlaß ließ er dann auch die Bilder, welche bisher vom Volke am meisten waren verehrt worden, höher hinaufrücken, angeblich um sie der Beschimpfung der Feinde, in der That aber um sie der sinnlichen Verehrung der Menge durch Küssen und Betasten zu entziehen. Allein der alte 90jährige Patriarch von Constantinopel, Germanius, ein entschiedener Bilderfreund, merkte die List, und widersetzte sich dem Beginnen des Kaisers. Der Kaiser hatte zwar zuvor durch Theologen, zu denen er Zutrauen gefaßt, ein Buch anfertigen lassen, in welchem gezeigt wurde, daß die Bilder in der h. Schrift verboten seien. Aber die Schrift mußte schweigen, wo die Tradition (die Ueberlieferung) das Gegentheil lehrte. Auf diese heilige Tradition berief sich Germanius. Und nicht auf sie allein. Den besten Beweis konnte er führen aus der Gegenwart, wenn er auf die Wunder hinwies, die bis zur Stunde von den Bildern gewirkt und vom Volke geglaubt wurden.

An diesem Volksglauben mußte jeder reformatorische Ver-

ſuch zum Voraus ſcheitern. Das Volk hieng mit dem vollſten Enthuſiasmus an ſeinen Bildern, die mit ſeiner Religion verwachſen waren, und auf dieſen Volksenthuſiasmus geſtützt, durfte der allverehrte Patriarch es wagen, kühn dem Kaiſer Trotz zu bieten. Er erklärte die Abſchaffung der Bilder als ein Werk des Antichriſts und nannte die Feinde der Bilder, Feinde des Kreuzes Chriſti. Der Kaiſer aber ließ durch den Zorneseifer des Patriarchen ſich nicht beirren. Auch konnte er auf das Heer ſich verlaſſen, das auf ſeiner Seite war. Er erließ ſonach im Jahr 730 ein zweites, verſchärftes Gebot gegen die Bilder. Als Germanius auf ſeinem Widerſtand beharrte, ließ ihn der Kaiſer abſetzen. Aber dießmal fand der Patriarch von Conſtantinopel einen Bundesgenoſſen an dem Collegen zu Rom. Auf dem römiſchen Stuhl ſaß Gregor II. Wir kennen ihn ſchon aus der Geſchichte des Bonifacius. Dieſer machte in den leidenſchaftlichſten Ausdrücken ſeinem Eifer gegen den Kaiſer Luft. Er nannte ſein Verfahren mit den Bildern einen Bubenſtreich; er verdiene, daß die Kinder in der Schule ihn verhöhnten und ihm ihre Schreibtafeln an den Kopf würfen. Zu dieſen Schmähungen fügte er ernſtliche Drohungen. Schon kam es in dem Theil Italiens, den die Longobarden den griechiſchen Kaiſern noch übrig gelaſſen hatten, zu unruhigen Bewegungen. Darüber ſtarb Gregor II. Aber Gregor III trat ganz in die Fußtapfen ſeines Vorgängers. Er hielt eine Synode, auf welcher alle Bilderfeinde mit dem Bannfluch belegt wurden. Er ſchickte Geſandte an den Kaiſer Leo, um ihn zur Rücknahme ſeiner Befehle zu bewegen. Der Kaiſer aber ließ die Geſandten des Papſtes gefangen ſetzen und rüſtete eine Flotte gegen die abtrünnigen, vom Papſte aufgewiegelten Italiener. Die Flotte litt Schiffbruch; allein die Rache blieb darum doch nicht aus, indem der Kaiſer den päpſtlichen Stuhl ſeiner Einkünfte in Kalabrien und Sicilien beraubte.

Ehe wir den äußern Verlauf des Streits weiter verfolgen, laſſen Sie uns ſehen, mit welchen Gründen ſowohl die Anhänger der Bilder, als die Gegner ihre Anſicht verfochten. Die Gegner brauchten wenig Aufwand von Dialektik; die Hauptſtärke ihres Beweiſes lag in dem moſaiſchen Bilderverbot, von

dem ſie behaupteten, daß es auch für die Chriſten verbindlich ſei. Aber eben das leugneten die Bilderfreunde. Es konnte ja immer noch die Frage aufgeworfen werden, ob man die Abbildungen Chriſti eine Abbildung Gottes, des Ewigen, nennen dürfe, wie ſie das alte Teſtament verbietet. Dieſe Frage ließ ſich verſchieden beantworten, je nachdem man über das Verhältniß der göttlichen und der menſchlichen Natur in Chriſto ſich eine Vorſtellung gebildet hatte. „Chriſtus iſt Gott, konnten die Einen ſagen, und bildet ihr Chriſtus ab, ſo bildet ihr Gott ab.“ Dagegen konnten die Andern geltend machen, daß es nicht die göttliche, ſondern die menſchliche Natur des Erlöſers ſei, welche abgebildet werde. Aber die Bilderfreunde gingen noch weiter. Sie behaupteten geradezu, daß das Bilderverbot des alten Teſtamentes die Chriſten nicht mehr betreffe; es habe nur den Juden gegolten unter dem Geſetze. . . . . .

Unter den Männern, die in Wort und Schrift für die Bilder eintraten, ragt ein Mann hervor, der zugleich als der erſte Theologe und Dogmatiker der griechiſchen Kirche zu betrachten iſt, der Mönch Johann von Damask. Seine Geſchichte iſt in das Gewand der Legende gehüllt und hängt mit dem Wunderglauben an die Bilder aufs Innigſte zuſammen. Es wird uns viel zugemuthet, wenn wir ſie aufs Wort glauben ſollen: ich gebe ſie, wie ſie die Legende erzählt. In Damask geboren zu Ende des ſiebenten oder Anfang des achten Jahrhunderts, trat Johann frühzeitig in die Dienſte des dortigen Chalifen, deſſen Gunſt er durch ſeine wiſſenſchaftlichen wie durch ſeine praktiſchen Leiſtungen zu erwerben wußte. Aber der griechiſche Kaiſer warf auf ihn ſeinen ganzen Groll, weil er es gewagt hatte, als Schutzredner für die Bilder aufzutreten. Er ſuchte ihn zu ſtürzen, indem er ihn beim Chalifen verleumdete. Er ließ einen falſchen Brief verfertigen, in welchem die Handſchrift des Mönches nachgemacht war, gleich als hätte er ihn geſchrieben. Der Brief war an den Kaiſer gerichtet und enthielt nichts weniger als das Verſprechen, die Stadt Damaskus ihm durch Verrath in die Hände zu liefern. Dieſen Brief ſandte der Kaiſer dem Chalifen. Argwöhniſch, wie er war, ſchenkte der Chalife der Verleumdung Glauben. Nach gut orientaliſcher Juſtiz ließ er

dem vermeintlichen Verräther die rechte Hand abhauen und schickte ihn ins Elend, ohne auf die Versicherungen seiner Unschuld zu hören. Allein Johann wußte Rath; er hat sich die abgehauene Hand vom Chalifen aus, ging damit zu einem Marienbild, warf sich vor demselben nieder, flehte die Heilige an, um ihrer eigenen Ehre willen ein Wunder zu thun und ihm die Hand wieder anzuheilen, die er in ihrem Dienste verloren. Und siehe da, die Hand ward ihm wieder angeheilt. Der Chalife ist erstaunt, ist augenscheinlich von der Unschuld des Beamten und der Wundermacht des Bildes überzeugt und will den heiligen Mann wieder in sein Amt einsetzen. Allein dieser hat schon das Gelübde gethan, die angeheilte Hand nur zu Ehren der h. Jungfrau und zu Ehren ihres Sohnes zu gebrauchen. Er lehnt daher die ihm angetragene Stelle beharrlich ab und zieht sich in das Kloster des h. Sabas bei Jerusalem zurück. Dort unterzieht er sich den niedrigsten Diensten zur Probe seines Gehorsams, bis ihm vom Kloster aus die volle Freiheit gestattet wird, ausschließlich den wissenschaftlichen Beschäftigungen obzuliegen. In seiner klösterlichen Muße verfaßte Johannes Damascenes dann sein wichtiges und berühmtes Werk über das Ganze des orthodoxen Glaubens.[1]) In die Schachten und Gänge dieses Werkes können wir ihm nicht folgen. Wir beschränken uns darauf, seine Vertheidigung der Bilder näher zu hören.

Vor allen Dingen weist Johannes den Vorwurf ab, als *bete* man die Bilder *an* oder als treibe man mit ihnen Götzendienst. Wie später auch die römisch-katholischen Theologen, so macht schon Johannes einen Unterschied zwischen *Anbetung* und *Verehrung* der Bilder. — *Anbetung* kommt allein Gott zu, *Verehrung* aber auch den Heiligen und ihren Bildern. Was sodann das Bilderverbot im Alten Testament betrifft, so gibt Johann zu, daß den *Juden* allerdings die Bilder untersagt gewesen. Aber anders verhält es sich mit den Christen. *Wir* leben ja nicht mehr unter dem Gesetz. Den Juden war Gott ein verborgener Gott, uns Christen aber hat sich der Vater in Christo geoffenbart. Christus selbst ist das *Ebenbild* des un-

[1]) ἔκδοσις ἀκριβὴς τῆς ὀρθοδόξου πίστεως.

ſichtbaren Gottes; in ihm ſchauen wir das Angeſicht des Ewigen. Warum ſollen wir alſo nicht befugt ſein, Abbilder dieſes Ebenbildes zu haben? Gott ſelbſt läßt ſich ja in der h. Schrift überall zu uns in Bildern herab. Wenn wir nun Gott bildlich denken, von ihm bildlich reden, warum ſollen wir nicht auch das Göttliche bildlich darſtellen? Will man aber ſagen, es ſei der Gottheit unwürdig, daß wir ihr Bild in ſinnlichen Stoffen darſtellen, in Holz und Stein, ſo iſt das ein nichtiger Einwand. Ja, die von der Kirche verdammten Manichäer halten die Materie für etwas Ungöttliches, Unreines, für uns aber iſt die Materie geheiligt dadurch, daß Chriſtus Fleiſch geworden. — Dem Spiritualismus der Bilderfeinde ſetzt alſo Johann einen derben Realismus entgegen, einen Realismus, wie ihn unſere Zeit auch wieder, nur in feinerer Weiſe, geltend zu machen ſucht, wenn ſie die bildende Kunſt, die Plaſtik, die Malerei als eine Offenbarung des Göttlichen darſtellt, als eine Verklärung der Natur, deren Baſis die Sinnlichkeit iſt. Solche und ähnliche Gründe und Scheingründe zur Vertheidung der Bilder waren freilich mehr auf die Gelehrten und Gebildeten berechnet. Aber nicht weniger verſtand es der gelehrte Mönch, auch das Volk zu bearbeiten durch das lebendige Wort ſeiner Predigten. Ihm war es eine ausgemachte Sache, daß gerade das Volk, das ſich nicht zu rein geiſtigen Anſchauungen erheben könne, der Bilder bedürfe; der Menſch, lehrte er, ſei nicht nur Geiſt, ſondern Geiſt und Leib zugleich, und ſo bedürfe er auch des Leiblichen, des ſinnlich Schaubaren und Taſtbaren, um dadurch zum Ueberſinnlichen geleitet zu werden. — Und wie wenig das Volk geneigt war, ſeine Bilder ſich nehmen zu laſſen, zeigte folgender Vorfall:

Als Kaiſer Leo eines Tages ein berühmtes ehernes Chriſtusbild am kaiſerlichen Pallaſt wollte wegnehmen laſſen, wurde der Diener, der ſchon auf der Leiter ſtand, um das Bild abzunehmen, vom Pöbel heruntergeriſſen und erſchlagen. Jetzt glaubte ſich auch der Kaiſer berechtigt, Gewalt zu brauchen; doch hinderte ihn der Tod an der weitern Durchführung ſeiner Plane. Sein Sohn und Nachfolger Conſtantin V, der den Spottnamen Kopronymus [1]) erhielt, fuhr im Geiſte ſeines Vaters fort und ihm

[1]) ſ. v. a. der Unfläthige (von κόπρος).

gelang, was jener vergebens erſtrebte. Er hatte zwar gleich im Anfang ſeiner Regierung eine Empörung zu überwinden, die ſein Schwager Artabardus an der Spitze der Bilderfreunde gegen ihn angeregt hatte. Aber nachdem dieſe geſtillt war, ſuchte er ganz im Stillen die Geiſtlichkeit für ſich zu gewinnen. Als er ſeiner Sache ſich gewiß glaubte, verſammelte er im Jahr 754 eine Synode in Conſtantinopel, der an 300 Biſchöfen beiwohnten; an ihrer Spitze ſtand der Biſchof Theodoſius von Epheſus, ein erklärter Bilderfeind. Die große Mehrzahl der Verſammelten ſelbſt war im Herzen für die Bilder; aber ſie fürchteten die Ungunſt des Kaiſers, und ſo fielen die Beſchlüſſe gegen die Bilder aus. „Kein anderes Bild, hieß es unter anderm, ſoll von Chriſto geduldet werden, als das Bild, das er uns ſelbſt gegeben hat in ſeinem heiligen Mahle. Wo hätten wir ein ſprechenderes Bild ſeines für uns gebrochenen Leibes als im Brote des Abendmahles? Wozu alſo noch ein anderes? Darum keine Chriſtusbilder!“ Aber auch alle andern bildlichen Darſtellungen heiliger Gegenſtände wurden auf dieſer Synode verboten und, wie man glaubte, auf immer abgethan. Dagegen wurde die Verehrung der Heiligen, ohne Bild, ausdrücklich genehmigt und beſtätigt. Ueber Johann von Damask und die Bilderfreunde ward das Anathem geſprochen. So die verſammelten Biſchöfe im Namen des Kaiſers. Aber des Volkes Stimme erhob ſich ſofort gegen dieſe Beſchlüſſe des Kaiſers und der ihm ergebenen hohen Geiſtlichkeit: Die Mönche vor Allem (und unter ihnen waren auch Maler der Bilder) ſchürten das Feuer. Nur um ſo grimmiger wüthete der Kaiſer wieder gegen die Mönche. Es fehlte auch jetzt nicht an den brutalſten Mißhandlungen, an Leibesſtrafen, an Geißelung und Verſtümmelungen aller Art. Ohne Schonung wurden alle Bilder aus Häuſern und Kirchen entfernt. Die Kirchenwände wurden entweder übertüncht oder mit profanen Gegenſtänden, mit Jagd- und Thier- und Fruchtſtücken bemalt. Jeder Bürger des Reichs mußte den Bilderdienſt abſchwören. Den Patriarchen Conſtantin koſtete ſein Widerſpruch das Leben; er ſtarb auf dem Blutgerüſte. So wüthete ein Fanatismus gegen den andern, der Fanatismus der Bilderſtürmer gegen den der Bilderfreunde. Auch jetzt miſchte ſich Rom in den Streit, und auch jetzt, wie ſchon früher, zu Gunſten der

Bilder. Stephanus III verwarf die Beſchlüſſe der Synode und Stephanus IV ſprach auf einer Lateranſynode vom Jahr 769 die Verdammung über alle die aus, die dem Bilderdienſt ſich entgegenſetzten.

Nicht beſſer wurde die Sache unter dem folgenden Kaiſer, Leo IV. Auch er trat in die Fußſtapfen ſeiner Vorgänger. Aber ſeine Gemahlin Irene nahm ſich der Bilder an. Die Frauen waren in der Regel auf Seiten der Bilder. Irene hatte zwar noch bei Lebzeiten des früheren Kaiſers ihrem Schwiegervater einen Eid ſchwören müſſen, ſich alles Bilderdienſtes zu enthalten; allein ſie ſuchte durch Liſt der eingegangenen Verbindlichkeit ſich zu entziehen. Als Vormünderin des Prinzen Conſtantin VI ſuchte ſie nach dem Tode ihres Gemahls den Bilderdienſt, den ſie nicht auf einmal erzwingen konnte, zu erſchleichen. Sie führte erſt eine allgemeine Duldung ein und ließ Bilderfreunde und Bilderfeinde neben einander gewähren. Die unter den früheren Regierungen verbannten Mönche wagten ſich wieder hervor und gewannen wieder Einfluß auf das Volk. Dazu kam ein Vorfall, den Irene trefflich zu ihrem Zweck benutzen konnte. Der bisherige Patriarch, Paulus, fiel in eine ſchwere Krankheit. Er gehörte auch zu denen, die weniger aus Ueberzeugung, als aus Nachgiebigkeit gegen das kaiſerliche Syſtem, ſich gegen die Bilder erklärt hatten. Jetzt aber auf ſeinem Krankenlager, im Angeſicht des Todes wachte ihm das Gewiſſen auf; er machte ſich Vorwürfe, daß er nicht muthiger für die Bilder eingeſtanden. Er legte freiwillig ſein Amt nieder, deſſen er ſich unwürdig fühlte und empfahl als Nachfolger einen großen Bilderfreund, Taraſius, einen Mann, der früher ein anſehnliches weltliches Amt bekleidet hatte. Dieſer wandte nun alles auf, jene Beſchlüſſe der Synode in Conſtantinopel wieder rückgängig zu machen. Dazu ſollte ihm der römiſche Biſchof, Hadrian I behülflich ſein. Es war nicht das erſte Mal, daß eine Synode wieder umſtürzte, was eine frühere feſtgeſtellt, obgleich eine jede mit dem Anſpruch auftrat, im Namen des h. Geiſtes geſprochen zu haben. Es handelte ſich alſo darum, eine neue Synode zu Gunſten der Bilder hervorzurufen. Aber noch ſtand die kaiſerliche Leibwache ſolchem Beginnen im Wege. Dieſe mußte erſt beſeitigt, oder vielmehr umgebildet, nach und nach mit Bilder-

freunden beſetzt werden. Dieß geſchah. Der erſte Verſuch mit einer Synode, die 786 in Conſtantinopel gehalten wurde, mißlang. Mehrere der anweſenden Biſchöfe erklärten ſich hier noch gegen die Bilder. Aber nur ein Jahr ſpäter, 787, feierten die Bilderfreunde auf der Synode von Nicäa ihren Triumph. Hier wurden die früheren Beſchlüſſe der Synode von Conſtantinopel vom Jahr 754 umgeſtoßen und dagegen Folgendes feſtgeſtellt: „Es ſollen ſowohl das Bild des ehrwürdigen und lebendig machenden Kreuzes, als auch alle andern heiligen Bilder, ſie mögen nun mit Farben gemalt oder von ausgelegter Arbeit oder ſonſt einem Stoff ſein von welchem ſie wollen — in den Kirchen aufgeſtellt, auf heiligen Gefäßen und Kleidern, an Wänden und auf Tafeln, an Häuſern und an öffentlichen Straßen angebracht werden, und zwar ſowohl die Bilder unſeres heiligen Gottes und Erlöſers, als auch die Bilder unſerer unbefleckten lieben Frauen, der heiligen Mutter Gottes, als auch die Bilder der heiligen Engel und aller anderen Heiligen. Allen dieſen Bildern, ſowie auch dem heiligen Kreuzesbild und den heiligen Evangelienbüchern ſoll durch Räuchern und Lichteranzünden Gruß und Ehre erwieſen werden.“ Ueber alle Bilderfeinde und Bilderſtürmer wurde das Anathem geſprochen. „Wer ſich unterſteht eines der Bilder wegzunehmen, der wird, wenn er ein Geiſtlicher iſt, ſeines Amtes entſetzt; iſt er ein Laie, ſo ſoll er von der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen werden.“

Man muß denen, welche mit der Ausführung dieſer Beſchlüſſe betraut waren, das Zeugniß geben, daß ſie weit weniger gewaltthätig verfuhren, als die bilderſtürmenden Kaiſer. Freilich bedurfte es auch der Gewalt weniger, da die nicäiſchen Beſchlüſſe den Wünſchen des Volkes entgegen kamen, und dieſes bezeugte denn auch ſeine Freude an dem errungenen Sieg. — Aber noch ſtanden weitere Kämpfe bevor. Noch machten die Gegner der Bilder neue Anſtrengungen, ſie aus den Kirchen zu verbannen, und im neunten Jahrhundert brach der Streit aufs Neue aus.

Laſſen Sie mich, um den Faden nicht abbrechen und ſpäter wieder anknüpfen zu müſſen, gleich hier das Weitere erzählen über die Grenzen unſerer Periode hinaus. — Im Jahr 813 gelangte Leo der Armenier auf den Thron. Dieſer ließ aufs Neue die Frage unterſuchen, ob nach den göttlichen Befehlen

Bilder in den Kirchen statthaft seien. Er überzeugte sich vom Gegentheil und fing 814 an gegen die Bilder einzuschreiten, wozu besonders auch das Heer ihn aufforderte. Nun wiederholten sich die alten Scenen. Auch hier wieder sehen wir den Patriarch (Nicophorus hieß er) gegen das kaiserliche Beginnen sich erheben. Besonders aber war es auch jetzt ein Mönch, der im Eifer für die Bilder es seinem Vorgänger, dem Johann von Damask gleich that. Theodorus, Abt des Klosters Studium in der Nähe von Constantinopel, setzte Himmel und Erde in Bewegung, um die geliebten Bilder zu retten. Im Vertrauen auf den Anhang des Volkes wagte er das Aeußerste. Er trotzte dem Kaiser ins Angesicht; er bestritt sogar in demagogischer Kühnheit das Recht der Könige und der königlichen Gewalt. Der Apostel Paulus sagt, daß Christus Apostel, Propheten und Hirten, nicht aber, daß er Könige eingesetzt habe. Theodorus rief die Mönche zur Sammlung und regte sie gegen den Kaiser auf. Der Kaiser hielt an sich und stand vor der Hand vor jeder Gewaltthat ab. Das Weihnachtsfest stand bevor, er wollte es nicht stören. Ja, man sah ihn selbst beim h. Abendmahl vor dem Vorhang niederfallen, der das Allerheiligste von der übrigen Kirche trennte, und auf diesem Vorhang war die Geburt Christi gemalt. Da schöpften die Bilderfreunde Hoffnung, der Kaiser werde sich bekehren und den Bildern sich günstig erweisen. Aber um eben diese Zeit hörte der Kaiser auch die Worte vorlesen aus dem Propheten Jesaia (Kap. 40): „Wem wollt ihr denn Gott nachbilden oder was für ein Bildniß wollt ihr ihm zurichten?“ — Dieß Wort bestärkte ihn in seinem frühern Vorsatze. Als der Patriarch Nicophorus auf seinem Widerspruch beharrte, ward er abgesetzt. Der Mönch Theodorus aber fuhr fort dem Kaiser zu trotzen. Wenige Monate nach Weihnachten, am Palmsonntag veranstaltete er mit seinen Mönchen eine glänzende Procession, in welcher die Bilder vorangetragen wurden. Zur Strafe dafür ward er aus der Stadt verbannt und als er auch hier fortfuhr, gegen den Kaiser zu agitiren, ward er ins Gefängniß geworfen. Aber auch aus dem Kerker heraus setzte er durch Briefe die ihm anhängigen Mönche in Bewegung. Endlich mußte der Kaiser zu strengeren Maßregeln schreiten. Die Geißelung ward über den alten Mann

verhängt. Auch dieſe beugte ſeinen Starrſinn nicht. Die Seinen betrachteten ſein Leiden als das Leiden eines Märtyrers. Er ſelbſt aber trug mit aller Geduld, die ja auch oft mit dem Fanatismus verbunden ſein kann, die ihm zugefügten Mißhandlungen. Gewiß war es nicht Heuchelei, ſondern innige Ueberzeugung ſeines Herzens, wenn er alles aus der Hand Gottes zu nehmen verſicherte und auch mitten unter allen Leiden deſſen Güte und Erbarmen pries. Von kaiſerlicher Seite aber wurde nun alles aufgeboten, auch die letzten Reſte des Bilderdienſtes auszutilgen. Auf die geheimen Bilderfreunde wurde gefahndet, und wo einer ergriffen wurde, ward er in ähnlicher Weiſe mißhandelt wie Theodorus. Auch die Kirchenlieder, in welchen ſich eine Beziehung auf die Bilder fand, wurden umgeändert und ſchon in den Schulen den Kindern Abſcheu vor den Bildern eingeprägt. Dieß dauerte etwa fünf Jahre ſo. Aber nun trat — mit dem Jahr 820 — ein abermaliger Umſchwung ein. Kaiſer Leo wurde in einem Aufſtand ermordet, und es folgte ihm Michael II (der Stammler). Auch dieſer Kaiſer war gegen die Bilder und eben ſo ſein Sohn und Nachfolger Theophilus. Aber noch einmal ſollten die Frauen die Retterinnen der Bilder werden. Die eigene Schwiegermutter des Kaiſers, Theoktiſta, und ihre Tochter Theodora, die Gemahlin des Kaiſers, waren dem Bilderdienſte zugethan. Sie hielten aber ihren Cultus geheim. Die Schwiegermutter ſoll ihren Enkelinnen geboten haben, im Verſtohlenen die Bilder zu küſſen, die ſie bei ſich verwahrte. Ein Zwerg, der die Rolle des Hofnarren ſpielte (nach Andern eine der Enkelinnen ſelbſt) ſoll dieſen geheimen Cult an den Kaiſer verrathen haben. Nun hatte ſich zwar der Kaiſer auf dieſen Vorfall hin von ſeiner Gemahlin das Verſprechen geben laſſen, nach ſeinem Tode in Sachen der Bilder nichts zu ändern. Allein die Verhältniſſe ſelbſt änderten ſich zu Gunſten der Bilder. Theophilus hinterließ einen minderjährigen Sohn, Michael, über den Theodora die Vormundſchaft führte. Ihr zur Seite ſtanden noch zwei männliche Vormünder, Theoktiſtus und Manuel. Beides waren Bilderfreunde. Nur darin waren ſie verſchieden, daß der Eine, Theoktiſtus gleich mit Gewalt durchgreifen und die Bilder wieder einführen wollte, während Manuel erſt eine günſtige Gelegenheit abwarten wollte. Nun

aber fiel Manuel in eine tödtliche Krankheit. Dieß benützten die Mönche, um ihn zu bearbeiten und ihm das Verſprechen abzunöthigen, daß, wenn ihm Gott die Geſundheit wieder ſchenke, er dann mit Muth und Entſchiedenheit zur Einführung der Bilder wirken wolle. Manuel genas, und nun wurden auch alle Anſtalten zur Herſtellung des Bilderdienſtes gemacht.

Der alte Patriarch, der dem kaiſerlichen Syſtem ergeben war, wurde abgeſetzt und an ſeiner Stelle ein Mönch, Methodius gehoben, der ſich bisher der Bilder eifrig angenommen hatte. Sodann wurden am erſten Faſtenſonntag des Jahres 842 in einer feierlichen, aus allen Gegenden zahlreich beſuchten, Proceſſion die Bilder wieder, vorerſt in die Sophienkirche und ſpäter in die übrigen Kirchen eingeführt. Zum Andenken aber an dieſen letzten und völligen Sieg der Bilder über ihre Gegner wurde nun alljährlich ein Feſt gefeiert, das Feſt der Orthodoxie. Im Stillen gab es noch immer Gegner der Bilder, aber ſie konnten nicht mehr aufkommen. —

Indem ich die heutige Stunde ſchließe, habe ich das Gefühl, daß ich Sie mit meinem Vortrag mehr ermüdet habe, als billig iſt. Das ewige Einerlei, werden Sie ſagen, windet ſich in einer unendlichen Reihe von Streitigkeiten ab, bei denen wenig Erbauliches, wenig den Geiſt Erhebendes zu Tage tritt. Ich habe mich auch erſt gefragt, ob ich Ihnen dieſe langweilige Geſchichte nicht erſparen ſoll? Allein wenn ich zurückdachte an das was wir alles der orientaliſch-griechiſchen Kirche der ältern Zeit verdanken, ſo ſchien es mir nothwendig, auch von dem geiſtigen Tod dieſer Kirche, dem ſie entgegen ging, d. h. von ihrem Dahinſterben ein anſchauliches Bild zu geben. Haben Ihnen dieſe Kämpfe nicht den Eindruck gemacht eines zähen Lebens, das zum Sterben reif wäre und doch nicht ſterben kann, und das noch, ehe es dem Tode erliegt, in Fieberkämpfen ſich aufzehrt? Ja, Fieberkämpfe können wir wohl mit Recht dieſe Streitigkeiten nennen; aber wie auch im Fieber hie und da der Geiſt wieder aufleuchtet und hellere Momente ſich einſtellen, ſo hat es auch an ſolchen nicht ganz gefehlt. Der Streit über die beiden Willen in Chriſto mag eine dogmatiſche Spitzfindigkeit genannt werden, obgleich er in der Entwicklung des Dogma's auch ſeine Bedeutung hatte. Dem

Streit über die Bilder aber wird man ſeine große praktiſche Bedeutung nicht abſprechen. Höher und allgemeiner gefaßt dreht er ſich um das Verhältniß der bildenden Kunſt zur Religion und um die Berechtigung der erſtern. Denſelben Streit ſehen wir im 16. Jahrhundert im Zeitalter der Reformation wiederkehren. Und wie verſchieden wurde auch hier die Sache angeſehen, ſelbſt von den Anhängern und Vertretern der Reformation! Und bis auf dieſe Stunde iſt die Frage, was von den heiligen Gegenſtänden dürfe in den Kreis der bildlichen Darſtellung gezogen werden, noch nicht zum Abſchluß gebracht.

Nachdem wir nun aber dieſe unerquickliche Parthie hinter uns haben, können wir in den nächſten Stunden um ſo friſcher wieder der abendländiſchen, germaniſchen Kirche uns zuwenden. Dort haben wir es nicht mit dem ſterbenden „alten Mann“, dort haben wir es mit einem jugendlichen Leben zu thun, mit der friſchen Wurzel des Baumes, aus dem auch unſere kirchlichen Zuſtände erwachſen ſind und deſſen Triebkraft noch nicht erſchöpft iſt.

Vierte Vorleſung.

Die abendländiſche Kirche im Zeitalter Karls des Großen. — Karl der Große in ſeinem Verhältniß zum Papſte. Die Kaiſerkrönung. — Das Mönchsthum. — Chrodeganz von Metz und das kanoniſche Leben. — Der Horengeſang und der chriſtliche Kultus überhaupt. — Orgeln und Glocken. — Kirchengebäude. — Bilder. — Heiligenverehrung. — Meſſe und Predigt. — Schulen. — Lehrſtreitigkeiten. — Adoptianiſcher Streit. — Ueber den Ausgang des h. Geiſtes. — Alcuin.

Von der dahinſterbenden griechiſchen Kirche wenden wir uns nun wieder der germaniſchen, näher der fränkiſchen Kirche zu, welche ihren äußern Abſchluß für unſere Periode in Karl dem Großen gefunden hat. Eine Geſchichte Karls des Großen erwarten Sie an dieſem Orte nicht. Nur ſeine Stellung zur Kirche iſt es, die wir zu betrachten haben. Wie faßte Karl der Große ſeine Aufgabe der Kirche gegenüber? Wir antworten: monarchiſch-theokratiſch. Das ſtand ihm feſt, daß er von Gottes wegen auch die göttlichen Dinge, ſo weit ſie in das weltliche und ſtaatliche Leben hineinreichen, zu ordnen und zu beaufſichtigen habe, nach dem Vorbilde der Könige Israels und Juda's, eines David, eines Joſia u. A. Auch die griechiſchen Kaiſer hatten eine ſolche Vorſtellung von ihrem Amte. Aber wie ganz anders wußte er dieſes Amt zu führen! Während er mit feſter Hand die Zügel der Regierung hielt, wußte er auch Maaß zu halten in Beziehung auf das Regiment in kirchlichen Dingen, und ſtatt eigenmächtig und eigenſinnig das Dogmatiſche und Kirchliche von ſich aus zu gebieten, im beſtändigen Zerwürfniß mit der Geiſtlichkeit, verſtand er es gerade, die Tüchtigſten und Einſichtsvollſten

um ſich zu ſammeln und ſchämte ſich nicht von ihnen zu lernen, wie er denn den trefflichen Alcuin ſeinen geliebten Lehrer in Chriſto nannte und als ſolchen ihn verehrte. Konnte er ſich mit einem David vergleichen, ſo ſtanden jene Männer ihm zur Seite, wie Samuel und Nathan dem Könige Juda's: ihre Weisheit machte er ſich zu nutze und gab dem, was ſie von ihrem Standpunkte aus für des Volkes Bildung und geiſtliche Wohlfahrt für gut erachteten, den königlichen Nachdruck. „Die Kirche lehrt, ſo lautete ſein Wahlſpruch, der Kaiſer aber wehrt und mehrt.“

Auch zum Biſchof in Rom, dem Papſte, ſtellte ſich Karl der Große in ein günſtiges Verhältniß. Ohne ſeiner eigenen Würde etwas zu vergeben, behandelte er ihn mit Achtung. „Soll“ und „Haben“, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, glichen ſich zwiſchen ihm und dem römiſchen Stuhl auf eine merkwürdige Weiſe aus. Er gab mit der einen Hand und empfing mit der andern; er machte ſich dem Papſt zum Dank verpflichtet und ließ ſich gefallen von ihm Huldigungen entgegenzunehmen, wie ſie nur dieſer ihm bieten konnte. Wie rein und beſtimmt, im vollen Bewußtſein ſeiner königlichen Würde er das ſehr delicate Verhältniß auseinander zu ſetzen wußte, beweist folgende Aeußerung an Papſt Leo III: „Mir liegt ob, mit Hülfe der göttlichen Barmherzigkeit die h. Kirche Chriſti überall gegen jeden Anfall der Heiden und jede Verwüſtung der Ungläubigen mit den Waffen nach Außen zu vertheidigen und im Innern durch Anerkennung des katholiſchen Glaubens zu befeſtigen. Euch liegt aber, heiliger Vater, ob, wie Moſes die Hände zu Gott zu erheben und meinen Kriegsdienſt durch euer Gebet zu unterſtützen.“

Von Anfang an war der römiſche Stuhl zu dem fränkiſchen Herrſcherhauſe in ein eigenthümliches Verhältniß getreten. Nachdem der letzte der Merovinger in ein Kloſter gethan wurde und der Papſt Zacharias den Pipin hatte ſalben laſſen (ſei es durch die Hand Bonifaz, ſei es durch eine andere), wiederholten ſich die Anläße, da der Papſt den König und der König den Papſt gebrauchen, da Dienſt und Gegendienſt geleiſtet werden konnte. Je weniger die griechiſchen Kaiſer zu Conſtantinopel im Stande waren ihr kaiſerliches Anſehn in Italien zu behaupten, deſto unabhängiger ſuchten ſich die Päpſte, ihre Vaſallen, zu machen.

Wir haben in der vorigen Stunde gesehen, wie es von Zeit zu Zeit zu aufrührischen Bewegungen in Italien kam. Mehr als einmal wurde Rom und die Umgegend von den Longobarden bedrängt. Wie sollten die Päpste sich und vollends den Kaiser gegen sie schützen? Sie bedurften fremder Hülfe, und diese gewährten ihnen die fränkischen Herrscher. So hatte Past Gregor III sich genöthigt gesehen, gegen die Einfälle des Longobardenkönigs Luitprand, den fränkischen Herzog Karl Martel (734) zu Hülfe zu rufen. Aehnliches geschah von Seiten Stephans II gegen Pipin, den Vater Karls des Großen. Dieser unternahm in den Jahren 754 und 755 mit einem ansehnlichen fränkischen Heer einen Zug nach Italien und zwang, nachdem er die Longobarden aufs Haupt geschlagen, ihren König Aistulf zu einem Frieden. Bei diesem Anlaß schenkte Pipin den Landstrich von Ravenna längs der Küste des adriatischen Meeres, der seit Justinian den oströmischen Kaisern gehört hatte und der durch Statthalter (Exarchen) verwaltet wurde (daher das Exarchat), dem römischen Stuhl. Dieß ist die erste Gründung des sog. Kirchenstaates. Von dieser Zeit an war der Papst ein Landesfürst und nahm somit auch in weltlichen Dingen eine andere Stellung ein als bisher. Pipin stellte über die Schenkung eine Urkunde aus und betrachtete sich von nun an als den Schutzherrn der Kirche Italiens. Er nannte sich von dieser Zeit an „König der Franken von Gottes Gnaden.“ Die Einfälle der Longobarden erneuerten sich unter ihrem Könige Desiderius. Gegen diesen rief der römische Bischof Hadrian I, den Sohn Pipins, Karl den Großen, zu Hülfe im Jahr 773. Nun unterwarf Karl die Longobarden gänzlich und ließ sich bereits jetzt, um Ostern 774, mit der eisernen Krone zum Könige von Italien krönen. Durch zwei nachfolgende Züge in den Jahren 781 und 782 befestigte sich mehr und mehr die fränkische Herrschaft in Italien, und dadurch wurde das Band immer fester geschlungen, welches den Papst an die Könige der Franken knüpfte. Zu der früheren Salbung kam nun aber ein weiterer Akt, noch folgenreicher als der erste, ich meine die Krönung zum römischen Kaiser. Damit verhielt es sich also:

Im Jahr 800 rief Leo III den König Karl als Schiedsrichter nach Rom gegen die Anklagen seiner Feinde. Karl ent-

ſchied zu Gunſten des Papſtes. Es war um die Zeit des heiligen Weihnachtsfeſtes. Karl wohnte der Feier dieſes Feſtes in Rom bei. Er nahm dem Hochaltar gegenüber ſeinen Platz. Auf einmal ſchritt der Papſt feierlich auf ihn zu und ſetzte ihm eine Krone auf's Haupt. Das Volk brach in lauten Jubel aus und begrüßten den von Gott Gekrönten als den neuen Conſtantin, als römiſchen Imperator und Auguſtus, ihm Heil und Sieg wünſchend.[1]) Karl machte erſt demüthige Einwendungen gegen dieſe ſcheinbar unerwartete Huldigung; nichts deſto weniger behielt er die Krone und den Titel eines römiſchen Kaiſers bei und legte zum Danke hiefür eine Schenkungsurkunde auf den Altar Petri nieder. Wie ſollen wir dieſe Handlung uns erklären? war ſie im Stillen vorbereitet oder eine Ueberraſchung? war es eine Huldigung, die der Papſt dem Kaiſer darbrachte oder war es ein Akt der Gnade, den er als der Statthalter Chriſti gegen den ihm unterworfenen Erdenſohn übte? In letzterer Weiſe hat es die römiſche Politik der ſpätern Zeit gerne gefaßt, kaum aber Karl der Große ſelbſt zu ſeiner Zeit. Er trug die Krone nicht als ein Geſchenk des Papſtes, ſondern er betrachtete ſie als die Seinige, von Gott ihm verliehene (wenn auch durch die Hand des Papſtes), wie er denn auch das Schwert zum Schutz der Kirche feſt in ſeinen Händen hielt als das weltliche Schwert, das er und er allein im Namen Gottes und zu Gottes Ehre trage. Aber ſpäterhin ließ der Vorfall ſich trefflich ausbeuten in dem Sinne, als ſtehe es in des Papſtes Macht, Kaiſerkronen zu verſchenken und ſie auch wieder zu nehmen nach Willkür, und es wird ſich uns in der Folge zeigen, wie dieſe Anſicht nach und nach die herrſchende wurde.

Betrachten wir nun das kirchliche Leben in Cultus, Lehre und Sitte, wie es ſich in der abendländiſchen Kirche, zumeiſt im fränkiſchen Reiche darſtellt.

Die Organe dieſes kirchlichen Lebens waren die Geiſtlichen, unter ihnen aber beſonders die Mönche, und ſo hätten wir denn zunächſt auf das Mönchsthum unſere Blicke zu richten.

---

[1]) Carolo Augusto a Deo coronato, magno, pio et pacifico Imperatori Romano vita et victoria!

Das abendländiſche Mönchsthum, wie es im ſechsten Jahrhundert durch den heiligen Benedict von Nurſia eine feſte Ordnung und Geſtalt erhalten, hatte in ſeinem Weſen etwas weit Ruhigeres und Nüchternes, ich möchte ſagen Menſchlicheres als das orientaliſche Mönchsthum. Wenn die Mönche zur Zeit der Bilderſtreitigkeiten das Volk aufwiegelten *gegen* die Kaiſer und die Fahne des Fanatismus aufpflanzten, ſo ſehen wir hier eine wohlthätige, dem Zeitalter gemäße Civiliſation von den Mönchen ausgehen und zwar in Uebereinſtimmung mit dem Kaiſer. Die Klöſter waren die Bildungsſtätten der Geiſtlichen, und aus ihnen gingen, wie wir bereits geſehen haben, die Miſſionare und die Lehrer der Völker hervor, welche die Mühe ſich nicht verdrießen ließen, nicht nur den harten Boden des Landes urbar zu machen, der ihnen angewieſen wurde, ſondern auch das geiſtige Leben des Volkes zu pflegen ſo gut ſie's vermochten. Wenn je das Mönchsthum Verdienſte um die Humanität gehabt, ſo hat es ſolche in dieſer Periode gehabt; oder wer möchte die Erinnerungen austilgen, die ſich an St. Gallen, an Reichenau, an Fulda knüpfen? Wer darf ihre Namen verſchweigen, wenn von den Fortſchritten der Bildung, wenn von den Anfängen der Literatur in unſerm Volke die Rede iſt? — Nicht nur die niedern Geiſtlichen, auch die angeſehenſten Biſchöfe, die höchſten Lehrer und Leiter der Kirche, gingen aus den Klöſtern hervor. Die Klöſter waren die Zufluchtsſtätten der Elenden, ſie öffneten ihre Mauern den kampfesmüden Seelen, die durch ihre Schickſale aus dem Verkehr mit der Welt freiwillig auszuſcheiden ſich entſchloſſen oder auch dazu genöthigt wurden.

Das Letztere geſchah freilich nicht ſelten, und da zeigt ſich uns auch die Schattenſeite der Klöſter. Mußten doch oft die Klöſter die Stelle der Kerker vertreten, hinter deren Mauern die Klage des Elendes verhallte. Wir haben ſchon vorhin erwähnt, wie der letzte der Merovinger, Chilperich, zum Mönch geſchoren und ins Kloſter geſteckt wurde. Daſſelbe Schickſal widerfuhr dem baieriſchen Herzog Taſſilo, der ſich gegen Karl den Großen aufgelehnt hatte. Schon früher hatte Karlmann, der Bruder Pipins, (747) ſich freiwillig in das Kloſter San Silveſter, auf dem Berge Soracte, begeben. Der Longobardenkönig Rachis legte ſeine Krone nieder und ging

in das Kloſter Monte Caſino, ſcheinbar freiwillig und doch unfreiwillig,[1]) doch nur auf eine Zeit lang, denn bald trat er wieder hervor. Engliſche Könige und Königinnen wählten die Kloſtermauern zu ihrem Wittwenaufenthalt. In Spanien hatte ſchon im Jahr 691 eine Synode zu Saragoſſa das Geſetz gemacht, daß alle ſpaniſchen Königinnen nach dem Tode ihrer Gatten den Schleier nehmen mußten. Was aber beſonders unſerm Gefühl von perſönlicher Freiheit anſtößig ſein muß, iſt, daß ſchon jetzt unmündige, ja neugeborene Kinder von ihren Eltern ins Kloſter konnten gebracht werden, und die einmal alſo Geweiheten, alſo Geopferten durften ſpäter nicht mehr austreten.

Wie das Mönchsthum überhaupt dem Papſtthum an die Seite tritt, ſo wurden auch die Klöſter nach und nach eine Macht, die der Weltkirche und ihren Vertretern über den Kopf wuchs. Mehrere derſelben wußten ſich der Aufſicht ihrer Biſchöfe zu entziehen, indem ſie unmittelbar unter den päpſtlichen oder unter den königlichen Schutz ſich ſtellten; namentlich genoſſen die von den Königen geſtifteten Klöſter beſondere Vorrechte. Wollten nun die Biſchöfe mit ihrer Geiſtlichkeit nicht hinter den Mönchen zurückbleiben, ſo mußten auch ſie eine klöſterliche Phyſiognomie, klöſterliche Zucht und Richtung annehmen. Wenn früher die Mönche, die aus der Laienwelt hervorgegangen waren, ſich den Geiſtlichen accommodirten und ihren äußern Zuſchnitt von daher entlehnten, ſo accommodirten ſich jetzt die Geiſtlichen den Mönchen. Es war der Biſchof Chrodegang von Metz im achten Jahrhundert, der zuerſt auf den Gedanken gerieth, den Geiſtlichen ſeines Sprengels zu einem ſog. kanoniſchen, d. h. zu einem klöſterlich geregelten, mönchiſch disciplinirten Leben zu vereinigen. Chrodegang ſtammte aus einem vornehmen Geſchlechte der ripuariſchen Franken, und war im Jahr 742, nachdem er unter Karl Martel als geiſtlicher Rath gedient, von Pipin zum Biſchof von Metz befördert worden. Begünſtigt von Papſt Stephan II ſuchte er die in ihrer Art unübertreffliche Benedictinerregel auch auf die bisher ungebundene Geiſtlichkeit anzuwenden. So wurden nun die bisherigen Diener der Weltkirche gleich den Ordensgeiſtlichen unter einem Dach,

[1]) Gregorovius, Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter. Bd. II. S. 295.

dem Dache des Kapitelhauſes vereinigt und gemeinſchaftlich an einem Tiſche geſpeist. Sie erhielten eine gleichförmige Kleidung nach dem Schnitt der Mönche, auch wurden ſie zu gemeinſchaftlichen Andachtsübungen, namentlich zum Singen der Horen vereinigt. Von Zeit zu Zeit fanden auch Verſammlungen ſtatt, in welchen eine prieſterliche Cenſur geübt wurde; man nannte dieſe Verſammlungen Kapitel, angeblich darum, weil darin ein Kapitel der Schrift geleſen wurde. Der Vorſteher des Kapitels hieß Präpoſitus, woher das deutſche Propſt. Die Mitglieder nannten ſich Brüder; ſpäter heißen ſie Chorherrn, Domherrn, Kapitularen, Kanoniker. Auch diejenigen Pfarrgeiſtlichen, die nicht im Kapitelhauſe, die zerſtreut wohnten, ſtanden dennoch mit dem Hauſe in Verbindung. Sie mußten an Sonn- und Feſttagen zur Frühmette erſcheinen und aßen dann auch als Gäſte mit. Im Speiſeſaal waren ſieben Tiſche. An dem erſten und vornehmſten Tiſch ſaß der Biſchof und der an Amt und Würde ihm zunächſt ſtehende Archidiacon; an dieſer Ehrentafel ſpeisten die Ehrengäſte; dann folgten an einem zweiten Tiſche die Pfarrer (Presbyter), an einem dritten die Helfer (Diaconen) und dann weiter hinab die Unterhelfer (Subdiaconen) und die Glieder der niedern Orden, alles in ſtrenger hierarchiſcher Abſtufung, wie ſolche auch beim Sitzen in der Kirche beobachtet wurde. Während der Mahlzeit wurde aus der h. Schrift oder aus einem Kirchenvater vorgeleſen.

Wir haben vorhin des Horen- oder Stundengeſanges erwähnt. Worin beſtand dieſer? Im 119. Pſalm, V. 164 heißt es: „Ich lobe dich des Tages ſiebenmal.“ Daraus wurde geſchloſſen, daß die heilige Siebenzahl eine für die Gebetsſtunden maßgebende Zahl ſei. Demgemäß wurde die Zeit alſo eingetheilt: Um Mitternacht ertönte die Nocturn (der Nachtgeſang), dann um 3 Uhr Morgens die Matutin, der Morgengeſang oder die Frühmette, um 6 Uhr die Prim (die erſte Stunde nach bibliſcher Zählung), um 9 Uhr die Terz (die dritte Stunde), Mittags um 12 Uhr die Sept (die ſiebente Stunde), Nachmittags um 3 Uhr die Non (die neunte Stunde) und Abends um 6 Uhr der Abendgeſang, die Veſper. Zu dieſen ſieben Gebetszeiten kam aber dann noch eine achte completirend als Schlußgeſang hinzu, Abends 9 Uhr, und hieß die Complet; doch werden auch bisweilen Nocturn und

Prim zusammengefaßt, so daß dann die Siebenzahl mit der Complet erreicht ist. In diesen Formen bewegte sich das geistliche Leben wie ein Uhrwerk Tag für Tag, Nacht für Nacht. Wohl mag es von Manchen als todter Mechanismus getrieben worden sein, allein bei den tiefer gestimmten religiösen Naturen mußte dieser Rhythmus des geistlichen Lebens, dieses Kommen und Schwinden der Stunden auf den Flügeln des Gebetes wohlthätig auf das der Welt abgekehrte, rein in die Andacht versenkte Gemüth wirken. Unsere geschäftige Zeit, die beständig mit sich selbst geizt mit ihrem Wahlspruch: „Zeit ist Geld," die jede Stunde verloren achtet, die nichts einträgt, unsere Zeit nennt ein solches Leben Müßiggang, und wir sind weit entfernt, es zurückwünschen oder da festhalten zu wollen, wo es noch als ein Anachronismus besteht. Aber wer möchte die Männer, die jenem Horengesange nicht etwa mit innerem Widerstreben, sondern mit voller Befriedigung ihrer Seele sich unterzogen, Müßiggänger schelten, wenn er bedenkt, was sie trotz ihres Horensingens für die Förderung der Wissenschaft und des praktischen Christenthums geleistet, wenigstens Manche unter ihnen? **Ora et labora** (bete und arbeite), das war die einfache Regel, der sie folgten, nach ihrer Weise und ihrer Zeit gemäß. Lassen Sie mich ein einziges Beispiel anführen von einem solchen Klostermann, der sein Leben unter dem Singen der Horen verbrachte und dabei doch einer der vorzüglichsten Stammhalter der mittelalterlichen Cultur wurde; ich meine den Angelsachsen Beda den Ehrwürdigen (**Beda venerabilis**). Von ihm melden die Chronisten, wie ihm Tage und Nächte zwischen Gebet und Arbeit dahinflossen. Bei krankem Leibe setzte er mitten unter allen Schmerzen diese Uebungen fort und dabei arbeitete er mit angestrengtem Fleiße an einer Uebersetzung des Evangeliums Johannis. Er hatte dieses verdienstliche Werk bis zum letzten Kapitel gebracht, am Himmelfahrtstage des Jahres 735, da fühlte er, daß sein Ende mit raschen Schritten herannahe. Nun trieb er seinen Schreiber an, rascher zu schreiben und als er es zu Ende gebracht bis zum letzten Vers, sank er in sein Kissen, dem Tod in die Arme, mit den Worten: „Ehre sei Gott dem Vater, dem Sohn und dem h. Geist." — Das war ein Mönchsleben, in dem wir das Mönchsideal verwirklicht sehen, ein Typus, der uns eine längst ent-

ſchwundene Zeit würdig repräſentirt, und wer wird ſagen, daß im großen Verlauf der menſchlichen Geſchichte nicht auch ſolche Erſcheinungen an ihrem Orte ihre Berechtigung haben?

Das Mönchsthum hat uns auf das Singen der Horen geführt. Dieſes nun aber führt uns auf den Kirchengeſang und auf den Cultus der Kirche überhaupt in jener Zeit.

Wir wiſſen, daß mit dem römiſchen Biſchof Gregor I, mit deſſen Tod (604) wir unſern Zeitabſchnitt begonnen haben, ein reicherer Cultus aufgetreten war, und mit ihm zugleich der Gregorianiſche Geſang, welcher die frühern Weiſen des Ambroſianiſchen Geſanges nach und nach verdrängte. In Rom fand dieſer kunſtreiche Geſang auch die nöthige Pflege. Aber wie ſollten die Franken, deren Kehlen weniger geübt waren, mit den Sängern Roms Schritt halten? Es kam darüber zu merkwürdigen Auftritten am Oſterfeſt 786. Die italiſchen Sänger ſchalten die fränkiſchen rohe, bäuriſche Thiere. Nun beſchloß Karl der Große, dem die Sache eine Ehrenſache geworden, an die rechte Quelle zu gehen und nicht länger mit den Bächen ſich zu begnügen. Er ließ zwei italiſche Sänger nach Deutſchland kommen, Theodor und Benedict, mit dem Auftrag, ſeine Leute im Geſang zu unterrichten. Bald ſtanden die von dieſen Männern geleiteten Sängerſchulen von Soiſſons und Metz als berühmte Schulen da. Nun tritt auch bald die Orgel neben dem Geſang auf, wenn auch vorerſt noch in roher und unbehülflicher Geſtalt. Der griechiſche Kaiſer Conſtantinus Copronymus, den wir in der letzten Stunde in der Reihe der Bilderſtürmer gefunden haben, ſchenkte dem Pipin ein Inſtrument (ὄργανον), von deſſen Beſchaffenheit wir nichts Näheres wiſſen, auch nicht einmal, ob es zum gottesdienſtlichen Gebrauch gedient hat oder nur als Rarität behandelt wurde. Deſto gewiſſer iſt, daß wiederum ein griechiſcher Kaiſer und zwar Conſtantin Michael I, Kaiſer Karl dem Großen eine Orgel ſchenkte, und dieſe wurde auch in dem Dom zu Aachen aufgeſtellt. So unvollkommen auch dieſe Orgel noch mag geweſen ſein (Blaſebälge und metallene Pfeifen hatte ſie bereits) ſo rühmen an ihr die Zeitgenoſſen in ihren Berichten, daß ſie ſowohl das Gebrüll des Donners als das ſanfte Liſpeln der Leier und den Schall der Cymbeln nachgeahmt habe. Obgleich indeſſen die Orgeln griechi-

schen Ursprungs sind, so haben sie in der griechischen Kirche selbst niemals Eingang gefunden, und auch in der Behandlung der Orgel waren nicht Griechen, sondern Italiener die Lehrmeister der Deutschen. Die dicken und schweren Tasten wurden mit den Fäusten in Bewegung gesetzt. Daher sagte man: die Orgel schlagen. — Neben den Orgeln, die wir uns jedoch bis tief in das Mittelalter hinein nur als eine Seltenheit zu denken haben, treten nun auch und zwar allgemein die Glocken auf. Man hat ihren Ursprung früherhin zu hoch hinaufgesetzt. Man hat sie dem Paulinus von Nola in Campanien im vierten Jahrhundert zugeschrieben, aber mit Unrecht. So weit unsere Forschung reicht, so hat den ersten Gebrauch von den Glocken in kirchlicher Beziehung der Nachfolger Gregors I, Papst Sabinianus, im Jahr 604 gemacht, also gerade im Anfang unsrer Geschichtsperiode. Schon sechs Jahre darauf, im Jahr 610, wußte der Bischof von Orleans von den Glocken der dortigen Stephanskirche einen praktischen Gebrauch zu machen; er ließ sie läuten, beim Herannahen eines feindlichen Heeres unter König Chlotar, und die Feinde ergriffen die Flucht. Noch lange Zeit wurden die Glocken mit abergläubischer Furcht betrachtet als Wesen höherer Art, in deren Macht es stehe, die bösen Wetter oder vielmehr die bösen Geister in der Luft zu vertreiben, welche die Wetter erregen. Karl der Große trat diesem Aberglauben entgegen. Ebenso widersetzte er sich in einem Kapitular vom Jahr 787 dem Gebrauch, die Glocken zu taufen.[1]) Nichts desto weniger erhielt sich der Gebrauch noch lange Zeit. — Die Glockenthürme wurden früher neben den Kirchen aufgerichtet und erst später mit denselben verbunden.

Dieß führt uns auf die Kirchengebäude selbst. Wie haben wir uns diese zu denken? Sehr verschieden. In dem west-

[1]) Die Glocke wurde erst mit Wasser ausgewaschen, mit heiligem Oel gesalbt und unter dem Zeichen des Kreuzes und unter Sprechung der drei höchsten Namen geweiht. Mit dem zehnten Jahrhundert kam die Sitte auf, ihnen Namen zu geben (Maria, Susanna u. s. w.) beizulegen. Die verschiedenen Bestimmungen der Glocken finden sich in dem lateinischen Verse angegeben:

Laudo verum Deum, plebem voco, congrego clerum,
Defunctos plero, nimbum (pestem) fugo, festaque honoro,

oder (nach dem bekannten Motto zu Schillers Glocke): Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.

fränkiſchen Theile da ſtanden noch von Altersher Kirchen wie die des h. Martin von Tours oder die des h. Remigius zu Rheims. In Deutſchland dagegen waren die Gotteshäuſer meiſt aus Holz gebaut; denn es wird als etwas Beſonderes bemerkt, daß die St. Salvadorkirche in Paderborn von Stein geweſen. Etwas ganz Außerordentliches aber im Kirchenbau zu leiſten, ließ Karl der Große in Aachen einen Dom bauen, nach dem Muſter der Kirche St. Vitalis in Ravenna. Die Grundform der meiſten Kirchen war die der Baſilica, die wir ſchon in der alten Kirche gefunden haben. Die eigentliche deutſche Baukunſt aber, der wir ſo viele herrliche Dome verdanken, die ſog. „gothiſche", hat ſich bekanntlich erſt ſpäter in der zweiten Hälfte des Mittelalters entwickelt. Daß die Kirchen vielfach geſchmückt und auch die hölzernen mit Farben ausgemalt wurden, iſt mit Grund anzunehmen. Eine weitere Frage aber iſt es, wie es mit den Bildern gehalten wurde.

Die vorige Stunde hat uns gezeigt, welche heftige Kämpfe über ein Jahrhundert lang die griechiſche Kirche bewegten. Ruhiger ging es im Abendlande her. Auch hier waren die Bilder ſeit längerer Zeit in die Kirchen eingedrungen. Sie gehörten zu dem eben berührten Schmucke derſelben. Die Gefahr, ſie zu verehren, lag freilich auch nahe genug, aber auch da wieder wehrte die Klugheit Karls des Großen dem Mißbrauch. In ſeinem Namen verfaßte Alcuin eine Schrift, die durch ihre Beſonnenheit und bibliſche Nüchternheit vortheilhaft abſticht gegen die Art, wie in der griechiſchen Kirche ein Johann von Damask den Gebrauch der Bilder vertheidigt hatte. Alcuin hielt das rechte Mittel zwiſchen Bilderſtürmerei und Bildergötzendienſt. Als Ornamente ließ er die Bilder ſich gefallen und fand nicht nöthig, auf ihre Entfernung zu bringen; aber er warnte ernſtlich vor deren Verehrung, und wies die Gründe ab, die man zu Gunſten derſelben anführte. So bezeichnet er es als Unſinn, zu ſagen, man ſehe in den Bildern den Wandel der Heiligen abgebildet; denn Tugend und Verdienſte der Heiligen ſind geiſtiger Natur und können ſomit in keinerlei Weiſe abgebildet, können nicht durch Farben oder irgend einen augenfälligen Stoff ſinnlich dargeſtellt werden. Auch um das Andenken an die Heiligen zu bewahren, ſind die Bilder nicht

nothwendig. „Die müſſen ein ſchlechtes Gedächtniß haben, die ohne Mithülfe der Bilder nicht können zu einer dankbaren Verehrung Gottes und der Heiligen bewogen werden, und die müſſen einen ſchwachen Geiſt haben, die nicht vermögen ohne Hülfe der Bilder ihn über das Sinnliche zu erheben. Ueberhaupt iſt Gott nicht in ſichtbaren Dingen, ſondern im Herzen zu ſuchen; unſere Geheimniſſe ſind geiſtiger Art.“ Bedarf es aber eines Symbols, ſo genügt das einfache Kreuzeszeichen. Durch dieſe Siegesfahne des Kreuzes, nicht durch die Bilder, iſt der alte Feind beſiegt, durch dieſe Waffe, nicht durch die Schminke der Farben iſt des Teufels Macht gebrochen, iſt die Menſchheit erlöst worden. Am Kreuz, nicht an den Bildern, hing das Löſegeld der Welt. — Beſonders aber — und ſchon hierin ächt proteſtantiſch-evangeliſch, ſetzt Alcuin dem Gebrauch der Bilder den Gebrauch der h. Schrift entgegen. „Mögeſt du, heißt es, mit den Lichtern die Gemälde beleuchten, wir haben das rechte Licht in der h. Schrift. Was ſoll es, vor einem Bilde, das keine Augen hat zu ſehen, ein Licht anzünden, und vor einem Bilde, das keine Naſe hat zu riechen, Weihrauch zu verbrennen?“ —

Karl der Große ließ dieſes Buch Alcuins, an dem möglicherweiſe auch noch Andere ſich betheiligt hatten, das aber den Namen karoliniſche Bücher (libri carolini) trägt, dem Papſt Hadrian I vorlegen, der ſich, wie wir wiſſen, im Bilderſtreite zu Gunſten der Bilder erklärt hatte. Der Papſt hatte keine Freude an dem Buche, er widerlegte es. Karl der Große handelte aber auch hier, ohne den Papſt zu fragen, nach eigenem Gutfinden in Uebereinſtimmung mit ſeinem Landestheologen. Und ſo wurde denn auf der Synode zu Frankfurt 794 von der fränkiſchen Kirche der Grundſatz angenommen, daß die Bilder wie bisher in den Kirchen bleiben mögen als Schmuck; daß ihnen aber keine Verehrung ſoll gezollt werden. Wir finden hier denſelben Grundſatz ausgeſprochen, den ſpäter Luther den Bilderſtürmern gegenüber und den auch die lutheriſche Kirche feſtgehalten hat, im Unterſchiede ſowohl von der römiſch-katholiſchen Kirche, welche die Bilder verehrt, als von der reformirten, welche ſie auch als Schmuck fernhält, um keinen Anlaß zur Verehrung zu geben. Dieſer Frankfurterbeſchluß erhielt auch noch ſpäter auf einer Synode von Paris 825 ſeine Be-

stätigung. Später freilich drang der Bilderdienst auch in die abendländische Kirche ein und überholte bald die Kirche des Morgenlandes; denn während die griechische Kirche bis auf die Gegenwart nur Malereien und Mosaik, aber keine plastischen Werke in ihren Gotteshäusern duldet, hat die lateinische des Abendlandes späterhin auch diese nicht verschmäht.

Mit dem Bilderdienst steht der Heiligen- und Mariendienst in Verbindung, obgleich beide nicht nothwendig zusammengehören.

Jenes Concil von Constantinopel, welches die Bilder abgeschaft, hatte gleichwohl die Verehrnng der Heiligen aufrecht erhalten und diese Heiligenverehrung finden wir denn auch in der abendländischen Kirche und im Frankenlande; namentlich stand der Landesheilige Martin von Tours in hohem Ansehn. Es wurde zu seinem Grabe gewallfahrtet und sehr angelegentlich ward er als Nothhelfer in Krankheiten angerufen. Karl der Große stand nicht soweit über seiner Zeit, daß er das Unstatthafte des Heiligen- und Mariendienstes eingesehen und solchen abgeschafft hätte; aber ein sicherer Takt leitete ihn darin, daß er die Zahl der Heiligen und ihrer Feste zu beschränken suchte; er erließ 794 von Frankfurt aus eine Verordnung, wonach keine neuen Heiligen durften eingeführt und ihnen keine Kapellen an den Landstraßen durften errichtet werden. Was aber die christlichen Feste überhaupt betrifft, so finden wir, daß ein Concil von Mainz im Jahr 813 für die fränkische Kirche nachstehende Feiertage festsetzte: Zwei Marienfeste (Mariä Reinigung und Mariä Himmelfahrt), sodann das Weihnachtsfest und acht Tage darauf das Fest der Beschneidung (nicht als bürgerliches Neujahr), ferner das Fest des Erzengels Michael, das Fest der beiden großen Apostel Peter und Paul und Johannis des Täufers. Zu diesen kommen noch der Andreastag und die National-Heiligenfeste des h. Remigius (von Rheims) und des h. Martin von Tours. Ueberdieß feierten die einzelnen Kirchen das Fest der Heiligen, deren Ueberreste unter ihrem Altare ruhten. Ein Fest endlich, das dem ganzen Chor der Heiligen galt und das in der griechischen Kirche schon früher aufgekommen war, ist das Fest aller Heiligen. Die Einführung dieses Festes in die Kirche des Abendlandes fällt schon ins siebente

Jahrhundert. Als im Jahr 610 der griechische Kaiser Phokas dem römischen Bischof Bonifaz IV das Pantheon in Rom zum Geschenke machte, weihete der Papst diesen heidnischen zu einem christlichen Marientempel, in dem zugleich auch alle Heiligen, wie früherhin alle Götter, ihre Verehrung finden sollten, und diese örtliche Vereinigung aller Heiligen in ein und denselben Tempel führte nun auch auf eine zeitliche, d. h. auf die Einführung eines Tages, der allen Heiligen zugleich geweiht war, und dieser Tag war der erste November. Alcuin preist dieses Allerheiligenfest als ein besonders herrliches Fest der Kirche. „Wenn, schreibt er an den Bischof Arno von Salzburg, schon zu den Zeiten des alten Bundes das Gebet des Elias vermögend war, den Himmel zu öffnen und zu schließen, wie viel mehr wird solches die Gesammtheit der Heiligen des neuen Bundes vermögen, denen die Schlüssel des Himmelreichs übergeben sind, wenn sie von der Gemeinde der Gläubigen darum angerufen und, wie sie es verdienen, geehrt werden." Wir sehen, in diesem Stücke war Alcuin ganz der katholischen Anschauung ergeben, so frei er über die Bilder dachte.

Daß schon seit Gregor I die Feier der Messe den Mittelpunkt des Gottesdienstes bildete, ist bekannt. Wie sehr hatte sich diese von der einfachen Abendmahlsfeier entfernt, wie sie Christus angeordnet, so daß ihr Ursprung kaum mehr zu erkennen war! Aus einem Liebes- und Gedächtnißmahl der Jünger, die sich durch den Genuß des geweihten Brotes und des gesegneten Kelches mit ihrem unsichtbaren Haupte und sich unter einander als Glieder verbanden, war eine Opferhandlung geworden, die der Priester möglicher Weise auch dann vollziehen konnte, wenn die Gemeinde gar nicht anwesend war. Dieses Meßopfer sollte nicht nur den Lebenden, es sollte auch den Seelen der Abgeschiedenen zu gut kommen, die man sich an einem besondern Orte der Reinigung, in dem sog. Fegfeuer dachte. Auch hier können wir nicht erwarten, daß Karl der Große und seine Theologen zu der reinen Erkenntniß hindurchgedrungen wären, wie etwa die Reformatoren des 16. Jahrhunderts. Aber als eine gute Verordnung müssen wir es ansehen, wenn doch wenigstens von dem Mainzer Concil 813 darauf gedrungen wurde, daß die Messe in Gegenwart der

Gemeinde und nicht als Winkelmeſſe gefeiert werde; denn, wie ſoll, heißt es, der Prieſter das Sursum corda (empor die Herzen!), das Dominus vobiscum (der Herr ſei mit Euch!) ſprechen, wenn Keiner da iſt, an den die Worte können gerichtet werden? Und Theodulph von Orleans erinnerte an das Wort des Herrn: wo zwei oder drei verſammelt ſind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Daß es aber überhaupt nicht gethan ſei mit äußern Ceremonien, daß die Verkündigung des göttlichen Wortes die Hauptſache bleibe, das ſah Karl der Große mit ſeinem hellen, praktiſchen Geiſte wohl ein. Darum ſorgte er ſo treulich für die Predigt. Schon früher hatten Concilien zu wiederholten Malen auf die von den Geiſtlichen vernachläßigte Predigt gedrungen, aber ohne rechten Erfolg. Auch hier war es Alcuin, der ſeinen Zeitgenoſſen zu der Einſicht zu verhelfen ſuchte, daß das Predigtamt vor allen Dingen den Biſchof ziere und daß hinwiederum die Predigt müſſe gegründet ſein auf die h. Schrift. In einem Brief an ſeinen königlichen Freund und Herrn bringt er darauf, daß nicht nur Biſchöfe, ſondern auch Prieſter und Diaconen ſich des Predigtamtes befleißigen ſollten. Und Karl der Große ging willig auf dieſe Gedanken ein und traf die geeigneten Vorkehrungen, die bei der Unwiſſenheit vieler Geiſtlichen nöthig waren. Es wäre in der That zu viel verlangt geweſen bei dem damaligen Stande der Bildung, daß jeder Geiſtliche aus dem eigenen Schatz ſeiner aus der Schrift geſammelten Religionserkenntniß und aus dem Schatze ſeiner Erfahrung heraus hätte predigen ſollen. Wenn je, ſo waren hier die Vorbilder und Muſter der alten Kirche wohl angebracht. Und ſo ließ Karl der Große durch den Paul Warnefeind (Paul Diaconus) ein ſog. Homiliarium anfertigen, d. h. eine Sammlung von Homilien oder Predigten der Kirchenväter, eines Ambroſius, Hilarius, Auguſtinus, Chryſoſtomus, aus denen an Sonn- und Feſttagen die Erklärung der zutreffenden Evangelien und Epiſteln vorgeleſen wurde; das Vorgeleſene aber ſollte dann wo immer möglich in die Allen verſtändliche Landesſprache überſetzt werden. — Letzteres ward ausdrücklich von dem zweiten Concil zu Rheims 813 geboten. Dieſe Ueberſetzung geſchah je nach den Gegenden und ihrer Bevölkerung entweder in das Romaniſche oder ins Deutſche.

Aber auch den Schul- und Jugendunterricht faßte Karl der Große ins Auge. Je weniger er selbst die Wohlthat eines solchen Unterrichtes genossen hatte (bekanntlich lernte er erst das Schreiben in seinem Mannesalter), desto bemühter war er, diese Wohlthat Andern zu verschaffen. Nicht nur gelehrte Schulen, wie die zu Tours, um welche der unermüdete Alcuin sich höchst verdient machte, erfreuten sich seines Schutzes, sondern auch die Volksschule. Besonders war es der Bischof Theodulph von Orleans, der ihn hierin unterstützte. Wie der große Kaiser selbst in den Schulen nachsah, die Fleißigen aufmunterte, die Trägen beschämte, davon zeugt die bekannte Anekdote seines Besuches in der Klosterschule zu St. Gallen. Was er aber weiter gethan zur Förderung der Wissenschaft, wie er einen Kreis der edelsten Männer um sich sammelte, die ihn in die Kenntniß des Alterthums und der Sprache einführten, ist hier nicht weiter zu verfolgen. Darf man auch den vornehmen Namen einer Akademie nicht auf diesen Freundes-Gelehrtenkreis anwenden, so hat er gerade für uns eine um so größere Bedeutung, je weniger er an eine conventionelle Form gebunden war.

Eine nicht unwichtige Frage ist nun auch die, wie sich Karl der Große den Lehrstreitigkeiten gegenüber verhielt. Daß er es für seine Pflicht erachtete, die Rechtgläubigkeit gegen die Irrlehre zu schützen, haben wir vorhin aus seinem Munde vernommen. Aber wohl hütete er sich vor jener Anmaßung der byzantinischen Kaiser, vom Throne aus den Glauben zu reguliren und Glaubensformeln der Kirche zu octroiren. Er überließ den Theologen das Theologische zu ordnen und handhabte dann wohl als oberster Schirmherr der Kirche die rechtgläubige Lehre, so weit er sich dazu verpflichtet hielt.

Außer der schon erwähnten Bilderstreitigkeit, die das Abendland nur mittelbar berührte, sind es zwei Lehrstreitigkeiten, die wir unter seiner Herrschaft im Abendlande auftauchen sehen, die eine betraf das Verhältniß der göttlichen Natur Christi zur menschlichen Natur, die andere aber das Ausgehen des h. Geistes vom Vater und vom Sohne. Beide sind nur die Nachklänge früherer Streitigkeiten.

Sie werden es auch nicht tadeln, wenn ich mit Rücksicht auf die Natur dieser Vorlesungen, beide nur kurz erwähne.

In Spanien hatten zwei Bischöfe, der Erzbischof Elipandus von Toledo und sein Schüler Felix von Urgel die Lehre verbreitet, Christus sei in doppelter Weise Sohn Gottes; das eine Mal sei er es seiner göttlichen Natur nach und das von Ewigkeit her, das andere Mal aber sei er es seiner menschlichen Natur nach, und als Mensch sei er nur der Adoptivsohn und nicht der eigentliche Sohn Gottes; er sei es nicht von Natur, sondern aus Gnaden. Möglicherweise hatten diese Männer sich dieser Lehrform bedient, um den Mahomedanern in Spanien, mit denen sie in Berührung kamen, die Lehre der Christen annehmlicher zu machen, indem sie dadurch dem Vorwurf entgingen, als erwiesen die Christen einem Menschen als solchem göttliche Verehrung. —

Felix, dessen Bisthum unter das fränkische Zepter gehörte, ward auf eine Synode nach Regensburg citirt im Jahr 792 und zum Widerruf genöthigt. Nach Spanien zurückgekehrt, trug er aber die alte Lehre aufs Neue vor, und zu größerer Sicherheit seiner Person zog er sich in den Theil Spaniens zurück, der unter saracenischer Herrschaft stand. Nun aber trat der gelehrte Alcuin, der unterdessen aus England ins fränkische Reich zurückgekehrt war, gegen ihn auf. Eine Versammlung von 300 Bischöfen in Frankfurt (dieselbe, welche auch jenen Beschluß wegen der Bilder faßte) im Jahr 794, verdammte die adoptianische Lehre, und dasselbe that eine dritte Synode zu Aachen im Jahr 799, auf welcher ein öffentliches Gespräch zwischen Alcuin und Felix stattfand. Alcuin war seinem Gegner überlegen und dieser leistete zum zweitenmal Widerruf. Er blieb bis zu seinem Tode (816) unter der Aufsicht des Erzbischofs von Lyon. Elipandus dagegen beharrte auf seinem Lehrsatze. Da er im mauriſchen Theile Spaniens lebte, konnte ihm niemand etwas anhaben. Allein es ging ihm wie vielen Andern, die mit Eigensinn auf einer Lieblingsformel verharrten: er blieb, nachdem er einige Zeit lang Aufsehen gemacht, isolirt und sein Dogma gerieth schon im neunten Jahrhundert in Vergessenheit.

Von größern Folgen als diese vorübergehende Streitigkeit

war die andere über den Ausgang des h. Geiſtes, weniger um ihrer innern Wichtigkeit als um der äußern Folgen willen.

Die griechiſche Kirche hatte ſich, gemäß der früheren Concilien-Beſchlüſſe, einfach an die Lehre und an den Ausdruck gehalten, daß der h. Geiſt (als die dritte Perſon der Dreieinigkeit) ausgehe vom Vater, ohne dabei des Sohnes ausdrücklich zu erwähnen. Auch die abendländiſche Kirche bekannte ſich zu derſelben Lehre; nur fügte ſie bei weiter fortgeſchrittener Entwicklung ihres dogmatiſchen Bewußtſeins hinzu, daß der Geiſt, wie er ausgehe vom Vater, ſo auch ausgehe vom Sohn. Sie ſchob auch die Formel „und vom Sohne“ (filioque) in die lateiniſche Ueberſetzung des griechiſchen Bekenntniſſes ein. Wann und wo dieſe Einſchaltung geſchehen, iſt nicht gewiß. Nur ſo viel wiſſen wir, daß ſchon im ſechsten Jahrhundert, als der weſtgothiſche König Rekkared vom arianiſchen Bekenntniß zurücktrat, das orthodoxe Glaubensbekenntniß mit dem Beiſatz ablegte. Nun aber erhob ſich in der griechiſchen Kirche ein gewaltiger Lärm deßhalb. Die Lateiner wurden der Verfälſchung des Glaubensbekenntniſſes beſchuldigt. Dieſe aber ſuchten zu zeigen, wie die nothwendige Conſequenz der Orthodoxie es verlange, daß wenn der Geiſt vom Vater ausgehe, er auch vom Sohne ausgehen müſſe, dieweil der Sohn gleiches Weſens ſei mit dem Vater, was ja auch ihres Ortes die Griechen behaupteten. Auch bei dieſem Streite betheiligte ſich Alcuin. Die Sache ſollte auf einer Synode in Aachen im Jahr 809 entſchieden werden, und ſie wurde dahin entſchieden, daß der Beiſatz „und vom Sohne“ als berechtigt und dem katholiſchen Glauben gemäß erfunden wurde. Auch der Papſt Leo III, dem dieſe Beſchlüſſe mitgetheilt wurden, billigte die Lehre, obgleich er die unberufene Einſchaltung der Lehrformel in das alte Glaubensbekenntniß tadelte. Und darin hatte er Recht. Kirchliche Glaubensbekenntniſſe ſind hiſtoriſche Aktenſtücke. Man kann über ſie hinausgehen in der Lehre, man kann ſie ergänzen und erweitern durch die Entwicklung der Lehre, aber ihren Wortlaut ſoll man nicht willkürlich verändern.

Die griechiſche Kirche wollte aber auch von der weiteren Entwicklung der Lehre nichts wiſſen. Sie blieb bei der beſchränkten und knappen Faſſung, daß der Geiſt nur ausgehe vom

Vater, und eine ſpätere Zeit wird uns zeigen, wie ſie dieſe Differenz benützte, um die abendländiſche Kirche des Abfalls vom Glauben der Väter zu beſchuldigen und endlich eine Trennung beider Kirchen herbeizuführen. Es waren freilich ganz andere Dinge, als dieſe dogmatiſche Sylbenſtecherei, welche die beiden Kirchen auseinandertrieben, aber wie hat man ſich doch zu allen Zeiten gerne an einen Buchſtaben gehängt, wo der böſe Wille Händel ſuchte und jede Möglichkeit ſich mit dem Gegner zu verſtändigen, von vorneherein abſchnitt! Gewiß hatte der Geiſt Gottes, über deſſen Ausgehen vom Vater und vom Sohn die beiden Hälften der Kirche ſich ſtritten, am wenigſten Antheil an dieſem Streite ſelbſt; denn die Verheißung, daß dieſer Geiſt die Seinen in alle Wahrheit leite, kann doch nur denen gelten, die von dieſem Geiſte ſich leiten laſſen, der ein Geiſt der Ordnung und des Friedens iſt.

An dieſer Einſicht hat es denn auch den beſſern Theologen zu keiner Zeit gefehlt. Wir freuen uns, ſie auch bei Karl dem Großen und in ſeinen Umgebungen vertreten zu finden. Wir würden die Verdienſte Karls des Großen um die Kirche ſchlecht begreifen, wollten wir in ihm nur den Beſchützer der Orthodoxie nach außen ſehen. Nicht minder lag ihm wahrlich die innere Förderung der chriſtlichen Wahrheit und die Pflege des chriſtlichen Geiſtes am Herzen. Dabei leitete ihn das richtige Gefühl, daß nur aus der rechten Bibelerkenntniß auch die rechte Theologie erwachſe. Nun war es bekanntlich die lateiniſche Ueberſetzung der Bibel, die Vulgata, an deren Text die Theologen jener Zeit gewieſen waren. Dieſer Text aber war durch Schuld der Abſchreiber vielfach verderbt. Darum übertrug Karl dem Alcuin eine Reviſion des Textes. Alcuin unterzog ſich der ſchwierigen Arbeit und überraſchte den Kaiſer nach deſſen Krönung mit einer zierlich geſchriebenen lateiniſchen Bibel als die Frucht ſeiner Arbeit. „Er habe lange geſonnen, ſchrieb er, womit er ihn beſchenken wolle; endlich habe ihm der Geiſt Gottes ſelbſt eingegeben, ihm dieſes beſte aller Geſchenke zu überreichen.“

Wir haben den Namen Alcuins häufig genannt. Nichts Bedeutendes geſchah in der fränkiſchen Kirche ohne ihn. Laſſen Sie uns noch einen flüchtigen Blick auf ſeine Perſon und ſein

Leben werfen. Auch Alcuin war ein Angelſachſe und ſtammte aus einem der edlen Geſchlechter dieſes Volkes. Geboren 735 zu York bildete er ſich auch in der erzbiſchöflichen Schule ſeines Vaterlandes zum Geiſtlichen und Gelehrten. Der Erzbiſchof Egbert, Alcuins Lehrer, war ſelbſt wieder ein Schüler jenes ehrwürdigen Beda, den wir oben als den einen der edelſten Vertreter des Mönchsthums kennen gelernt haben. Nachdem Alcuin eine Reiſe nach Frankreich und Italien unternommen und auch dem römiſchen Stuhl ſich genähert hatte, ward er ſelbſt Vorſteher der Schule in York. Dann unternahm er eine zweite italieniſche Reiſe, und auf dieſer begegnete er Karl dem Großen in Pavia. Karl lud ihn zu ſich nach Frankreich ein. Alcuin, der in dieſer Einladung einen göttlichen Wink zu erkennen glaubte, folgte ihm im Jahr 782, begleitet von einigen ſeiner Schüler. Schon früher hatte Karl auch andere Gelehrte aus Italien, wie einen Paul Diaconus und Peter von Piſa an ſeinen Hof gezogen. Alcuin wurde nun der Lehrer Karls und ſeiner Kinder, der Söhne Pipin, Karl und Ludwig. Er lebte lange Zeit am kaiſerlichen Hoflager, bis er ſich 796 nach dem Kloſter Tours zurückzog, deſſen Schule er, wie ſchon bemerkt, zu einer Muſterſchule emporhob. Ueber die ſchriftſtelleriſchen Verdienſte Alcuins können wir uns hier nicht weiter verbreiten. Auch ſie ſtanden in näherm Bezug zur kaiſerlichen Familie. So war es die Schweſter Karls des Großen, Gisla (Lucia) nebſt ihrer Freundin Richtrudis, die ihn zu ſeiner Auslegung des Evangeliums Johannis veranlaßte. Auch ſonſt waren es Männer und Frauen vom Stande, die ähnlich wie Karl der Große, bei dem geliebten Lehrer Aufſchluß und Belehrung über göttliche und menſchliche Dinge ſuchten. So ſchrieb Alcuin auf Verlangen eines höhern Reichsbeamten Wido ein Buch über Tugenden und Laſter, alſo eine Art von chriſtlicher Sittenlehre; desgleichen auf die Bitten einer vornehmen und gebildeten Dame, die er Eulalia nennt, ein Buch über die Natur der Seele, voll tiefer philoſophiſcher und theologiſcher Gedanken. So ließ er ſein Licht nach allen Seiten hin leuchten als ein wohlthätiges und belebendes Licht. Gehört Alcuin auch nicht zu den gewaltigen, ſchaffenden Geiſtern, wie Auguſtin vor und die großen Lehrer des Mittelalters oder die

Reformatoren nach ihm, welche der Kirche auf Jahrhunderte hin ein Gepräge aufgedrückt und sie in neue Bahnen geleitet haben, so erscheint er uns doch als eines der edelsten Werkzeuge, deren die Vorsehung sich bedient hat, um die Keime der aufblühenden Wissenschaft und Bildung im Abendlande zu pflegen und einen soliden Grund zu legen, auf dem Andere fortbauten. In Alcuins Persönlichkeit sammelten und concentrirten sich gleichsam die Strahlen, von den wir Karl den Großen und seine Zeit beleuchtet sehen. Beider Leben scheint auf das Innigste verbunden. Es ist zu wenig gesagt, wenn wir, nach modernem Ausdruck, Alcuin den Cultminister Karls des Großen nennen; er war die Seele der karolingischen Herrschaft, der gute Genius des Kaisers auch in Beziehung auf Regierungsmaximen. Alcuins Gelehrsamkeit war keine todte, trockene Schulgelehrsamkeit, sondern was die klassischen Werke der antiken Weisheit und was Bibel und Christenthum Großes und Erhebendes boten, das hat er in schöner Vereinigung zum Besten seiner Zeit und der Nachwelt verwerthet. Alcuin starb den 19. Mai 804, zehn Jahre vor seinem königlichen Freunde. — Daß zwischen Beiden in der letzten Zeit eine Spannung eingetreten, mag bedauert werden. An der Bedeutung, die beide Männer, jeder für sich und in ihrem Verhältniß zu einander hatten, hindert es nichts.

Karl der Große starb den 28. Januar 814 nach einer 47jährigen Regierung. Seine Leiche ward in Aachen beigesetzt. Die Kirche hat ihn später unter die Heiligen versetzt. Wenn aber Einem der Beiname des Großen gebührt, so gebührt er ihm.

Fünfte Vorlesung.

Sittliche Zustände unter Karl dem Großen. Jagdlust. — Der h. Hubertus. — Sendgerichte. Das Bußwesen. — Zweite Periode: Die Zeit von Karls des Großen Tod bis auf Gregor VII. — Die Zeiten Ludwigs des Frommen. — Verbreitung des Christenthums in Scandinavien. — Anschar und seine Nachfolger. Kämpfe in Dänemark, Schweden und Norwegen.

Ehe wir das Zeitalter Karls des Großen verlassen, mit dem wir uns in der vorigen Stunde beschäftigt haben, lassen Sie uns noch einen Rückblick thun auf den allgemeinen christlichen Culturboden der Zeit, d. h. auf den Bildungszustand der Geistlichen und des Volkes, wie wir uns denselben im siebenten und achten Jahrhundert und theilweise auch noch für die folgende Zeit durchschnittlich zu denken haben. Daß nur wenige Geistliche im Stande waren, den Forderungen zu entsprechen, wie sie Karl der Große an seine Zeit stellte und daß eben darum auch diese Forderungen häufig herabgestimmt werden mußten, liegt auf der Hand. — Stubengelehrte, wie sie unsere Zeit in Fülle hat, dürfen wir unter dem damaligen Klerus nicht erwarten. Selbst die Mönche waren nicht so auf ihre Zellen beschränkt, daß sie nicht auch wieder in jenem unmittelbaren Verkehr mit der Natur gestanden hätten, der unsern Gelehrten großentheils abgeht. In der frühern Zeit, namentlich in der Zeit eines Gallus und Columban, wo es noch galt, Wälder auszureuten und entweder mit den Thieren des Waldes den Kampf aufzunehmen, oder ihr Fleisch zur Nahrung, ihr Fell zur Decke des Leibes zu gewinnen, da darf es uns nicht wundern, wenn wir auch unter den Geistlichen des Landes Söhne Nimrods erblicken, die des Waidwerkes aus Noth pflegten.

Manchen unter ihnen wurde aber auch die Jagd zur Luſt und zur Leidenſchaft. Es kam die Zeit, da es Noth that, nach dieſer Seite hin Schranken zu ſetzen. Nachdem die Jagd aufgehört eine Nothwehr zu ſein, ſollten die Geiſtlichen nur noch auf die Thiere Jagd machen, deren Haut ſie zum Einbande der Bücher nöthig hatten. Bekannt iſt die Legende des h. Hubertus aus dem Anfange des achten Jahrhunderts. Er war der Sohn eines Herzogs von Guiana, Namens Bertrand, und lebte am Hofe des fränkiſchen Königs Theoderich (nach andern Pipins). Einſt jagte er und zwar in der heiligen Leidenswoche des Herrn in dem Ardennerwalde; da erſcheint ihm in der Nähe eines Kloſters ein weißer Hirſch mit einem Kreuz zwiſchen dem Geweih. Hubertus verſteht den göttlichen Wink. Er legt das Waidwerk nieder, er wird Einſiedler und ſpäter Biſchof von Maſtricht und Lüttich an der Stelle des h. Lamprecht, dem er ſeine Bekehrung verdankte. Dieſe Legende verſinnbildet uns den Uebergang aus der wildern in die ſtillere Lebensweiſe der Geiſtlichen. Weil aber dann auch ſpäterhin das Weltliche unter den Schutz der Kirche oder eines ihrer Geiſtlichen geſtellt ward, ſo iſt der h. Hubertus der Schutzheilige der Jäger geblieben bis auf dieſen Tag.[1]) —

Es war aber nicht die Jagdluſt allein, es waren oft rohe Aeußerungen der Sinnenluſt, welche den Geiſtlichen unterſagt und an ihnen gerügt werden mußten. Wir ſtoßen im Morgen- wie im Abendlande auf Verordnungen, die uns ein ſehr trauriges Bild von der ſittlichen Haltung der Geiſtlichen jener Zeit geben. In keinem Falle aber diente es zur Hebung der Sittlichkeit, wenn ſchon jetzt darauf hingearbeitet wurde, den Geiſtlichen die Ehe zu unterſagen, obgleich eine allgemeine Durchführung des Prieſtercölibats erſt einer ſpätern Zeit vorbehalten blieb.

Ein anſchauliches Bild von den ſittlichen Zuſtänden des chriſtlichen Volkes geben uns die ſog. Senden (Synoden), die Gemeindeverſammlungen unter dem Vorſitze des Biſchofs, wie ſie im fränkiſchen Reich geordnet wurden.

Der Biſchof machte durch ſeinen Archidiacon ſeine Ankunft

---

[1]) Es wurde ihm der 3. November angewieſen. Später (erſt im 15. Jahrhundert) entſtand ſogar ein Orden des h. Hubertus.

ein oder zwei Tage vorher bekannt. Der Archidiakon schlichtete unterdessen die geringfügigern Dinge. War der Bischof angelangt, dann wählte er sieben Männer von reifem Alter und gutem Ruf aus der Gemeinde, welche auf die Reliquien schwören mußten, daß sie die Wahrheit sagen wollten. Und nun begann das Fragen. Die Stellung der Fragen giebt uns den besten Maßstab zur Beurtheilung des sittlichen Zustandes. Es wurde gesagt: ob kein Todschlag, kein Diebstahl, kein Meineid u. s. w. begangen worden? ob kein Zauberer, Wahrsager, Segensprecher vorhanden sei? ob jemand (nach alter heidnischer Weise) Gelübde bei Bäumen, Quellen oder Steinen thue? ob er Lampen oder Geschenke dafür bringe? ob irgend ein Hirte oder Jäger des Orts teuflische Sprüche spreche über Brot, Kräuter und dergleichen und dann diese Zauberformeln in hohle Bäume verstecke oder auf Kreuzwegen, um damit Thiere vor Seuchen zu schützen? ob irgend ein Weib vorgebe, daß sie durch Zauberkünste und Segensprechen Haß in Liebe oder Liebe in Haß verwandeln könne? oder ob sie sonst mit bösen Geistern Umgang habe? ob jemand sich durch Speise oder Trank verunreinigt oder die Fasten nicht beobachtet habe? ob jemand das h. Abendmahl versäumt, an Sonn- und Festtagen gearbeitet, den Zehnten verweigert, sich dem Bann des Bischofs widersetzt habe? ob den Geistlichen die gehörige Ehrerbietung erwiesen werde? ob man gegen Fremde gastfreundlich sei? ob die Taufpathen dafür sorgen, daß die Kinder christlich erzogen werden, d. h. daß sie das Vaterunser und den christlichen Glauben auswendig lernen? ob jemand falsches Maaß und Gewicht brauche? Wucher treibe? ob Einer in der Nähe der Kirche unziemliche Lieder singe? in der Kirche plaudere? vor der h. Messe sich entferne? u. s. f.

Nach Abhörung der Zeugen ward sodann Gericht gehalten und über die Schuldigen die Strafen verhängt. Es bestanden dieselben meist in Leibesstrafen, doch konnten sie schon jetzt in Geldstrafen umgewandelt werden. Es geschah dieß nach Analogie der weltlichen Gesetzgebung der Franken. Die Geistlichen selbst waren damals mit dieser Vertauschung unzufrieden; erst in späterer Zeit entwickelte sich aus dieser Gewohnheit die Unsitte des Ablasses. Schon jetzt aber kam es vor, daß man durch äußere

Werke, durch Almoſengeben, durch Geſchenke an die Kirche, durch das bloße Herſagen von Gebeten die Sünden gut zu machen ſuchte. Schon jetzt hatte ſich ein gewiſſes Syſtem gebildet, nach welchem das Maaß der Sünden zu dem Maaß der Leiſtungen in ein gewiſſes Verhältniß geſetzt wurde, es ward ein Bußtarif aufgeſtellt, nach dem ſo und ſo viel Faſttage auf ſo und ſo viel Uebertretungen kamen u. ſ. w. Hatte doch ſchon im ſiebenten Jahrhundert ein Erzbiſchof von Canterbury eine Anleitung zur Buße geſchrieben, an welche ſich dann ähnliche Pönitenzbücher, wie die eines Egbert, Erzbiſchofs von York, im achten, eines Halitgar, Biſchofs von Cambray, im neunten Jahrhundert anſchloſſen, Bücher, in welchen jene äußerliche Handhabung der Buße einen beſondern Halt hatte. Es muß aber auch hier zur Ehre der fränkiſchen Kirche erwähnt werden, daß ſie dieſer Aeußerlichkeit nach Kräften entgegen zu wirken ſuchte. Eine Synode von Chalons, im Jahr 813, verbot geradezu den Gebrauch ſolcher Pönitenzbücher und erklärte ſich aufs Beſtimmteſte gegen den Grundſatz, als ob durch äußere Bußwerke Sünden könnten gut gemacht werden. „Nicht nach der Länge der Zeit, heißt es, ſind die Gebete abzuſchätzen, ſondern nach ihrer Innigkeit; denn ein zerſchlagenes und gebeugtes Herz wird Gott nicht verachten.“ Daſſelbe Concil von Chalons erklärte ſich auch gegen das falſche Vertrauen auf Wallfahrten. Schon jetzt nämlich geſchah es, daß ſolche die den Müßiggang der Arbeit vorzogen, Bettler und Abenteurer aller Art, ſich nach Rom wandten oder auch nach der Kirche des h. Martin von Tours, um dort Ablaß für ihre Sünden zu ſuchen, gewöhnlich aber neuen Anlaß zur Sünde erhielten, an einem Ort, wo aller Auswurf des Böſen zuſammenfloß. Angeſichts ſolcher Mißbräuche und Verirrungen haben die trefflichen Männer Alcuin und Theodulph von Orleans ihre Zeitgenoſſen alles Ernſtes angewieſen, durch ein frommes Leben ihren Wandel auf Erden zu zieren, auf daß er ein Wandel zum Himmel werde. Geſchähe dieß, dann möchten die Wallfahrten nach Rom gar wohl unterbleiben.

Wir richten nun unſere Blicke auf die Zeit, die unmittelbar dem Tode des großen Karl folgte, auf die Zeit der ſog. Karolinger. Da wird es denn offenbar, daß die Söhne dem großen

Geist ihres Vaters nicht gewachsen waren, wozu dann noch das Unheil innerer Zwistigkeiten sich gesellte, die nicht wenig dazu beigetragen haben, das Reich und die königliche Macht zu schwächen, die Macht des Papstes aber zu erhöhen. Erinnern wir uns nur mit wenigen Zügen an die politischen Vorgänge.

Als Karl der Große die Augen geschlossen, folgte ihm sein Sohn Ludwig, dem der Beiname des Frommen gegeben worden ist, und fromm mag er genannt werden, wenn wir das Wort in dem Sinn nehmen, in dem es die Zeit oft genommen hat, vom Gehorsam gegen die Kirche und vom Eifer in guten, der Kirche wohlgefälligen Werken. Bezeichnender haben ihn neuere Geschichtsschreiber den „Mönch auf dem Throne" genannt. Seine Lieblingsbeschäftigung bestand in geistlichen Studien und Uebungen, und seine Umgebung bestand weniger aus kriegerischen und ritterlichen Männern, als aus Geistlichen und Mönchen, deren Leitung er sich mehr als billig überließ. Besonders schenkte er sein Vertrauen dem h. Benedict, Abt von Aniane, unter dessen Aufsicht sämmtliche Klöster des fränkischen Reiches standen. Für Klöster und Klosterregeln und Klosterandachten war Ludwig allerdings besorgt, weniger aber für Schulen und Schulbildung. Was sich Gutes in dieser Hinsicht erhielt, war noch Erbtheil des Vaters. — Und doch konnte es Ludwig mit all seiner Frömmigkeit der Geistlichkeit nicht zu Dank machen. In dem traurigen Kriege, in den er mit seinen drei Söhnen erster Ehe verwickelt wurde, trat die Geistlichkeit auf Seiten der letztern, und auch der Papst Gregor IV schloß sich den Söhnen gegen den Vater an. Auf dem Lügenfelde im Elsaß (833) trat der schändlichste Verrath zu Tage. Ludwig mußte entsagen und sich einer schimpflichen Kirchenbuße unterwerfen. Nachdem er dann durch den einen der Söhne, Ludwig den Deutschen, die Krone wieder erlangt hatte, erlag er neuen Demüthigungen und starb zuletzt an einem gebrochenen Herzen auf einer Rheininsel bei Ingelheim (840). Nun kehrten die Brüder selbst ihre Schwerter wider einander; ein blutiger Bürgerkrieg brach aus; in der dreitägigen Schlacht von Fontenay (841) fielen — wenn die Zahl nicht übertrieben ist — an 100,000 Franken als Opfer desselben. Der Vertrag zu Verdün (843) setzte endlich diesem brudermörderischen Kriege

ein Ziel, führte nun aber auch die dauernde Trennung von Deutſchland und Frankreich herbei. Das Reich zerfiel nunmehr in drei Theile. Lothar erhielt Italien und die Länder zwiſchen dem Rhein, der Maas, der Saone und Rhone, welche nachmals Lotharingen genannt wurden; dazu die Kaiſerwürde; Ludwig II erhielt Deutſchland, oder näher: Baiern, Allemannien und Sachſen (das oſtfränkiſche Reich); er reſidirte meiſt in Regensburg; Karl der Kahle erhielt das weſtfränkiſchen Reich: Frankreich (Karolingien). Eine fernere Theilung geſchah nach Lothars Tod auf dem Vertrag zu Orbe 859 und auf dem von Merſen an der Maas 870.

So weit das Politiſche. Indem wir nun zur Geſchichte der Kirche übergehen, vom Tode Karls des Großen bis auf die Zeit Gregors VII, mit andern Worten vom Jahr 814 bis zum Jahr 1073, nimmt auch hier wieder vor allem Andern die Verbreitung des Chriſtenthums unſre Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

Wir nehmen alſo jetzt wieder die Karte Europa's zur Hand und richten unſere Blicke erſt nach dem Norden, nach Scandinavien (Dänemark, Schweden, Norwegen). Hier fällt uns zuerſt in die Augen das mit Deutſchland zuſammenhängende ſüd-jütländiſche Gebiet, das heutige Schleswig-Holſtein. Der König von Süd-Jütland, Gottfried, hatte ſchon mit Karl dem Großen Krieg geführt. Sein Neffe und Nachfolger aber, Hemming, hatte ſich zu einem Friedensſchluß herbeigelaſſen. Nun aber entſtand ein Erbfolgekrieg im ſüd-jütländiſchen Reich, und im Todesjahr Karls des Großen (814) flüchtete der aus dem Reich vertriebene Prinz Harald zu Ludwig dem Frommen. Dieſer unterſtützte ihn mit einem Heer und verſchaffte ihm die Anerkennung als Reichsgehülfen. Als aber im Jahr 822 Harald aufs Neue in Zerwürfniſſe mit ſeinen Mitregenten gerieth und ſich deßhalb noch einmal an Ludwig wandte, ſchickte dieſer zwei weltliche Abgeſandten hin, die Sache zu unterſuchen, geſellte ihnen aber zwei Geiſtliche bei, welche den Auftrag erhielten, auf die Verbreitung des Chriſtenthums in Süd-Jütland bedacht zu ſein. Der eine dieſer Geiſtlichen war ein Sachſe, Ebbo, Erzbiſchof von Rheims; der andere hieß Halitgar, und wurde ſpäter

Bischof von Cambray, derselbe, dessen Pönitenzbuch wir vorhin erwähnt haben. Beiden ertheilte der Papst Paschalis I durch eine Bulle die Vollmacht, das Evangelium im Norden zu verkündigen, unter der Bedingung, in allen zweifelhaften Fällen sich an den päpstlichen Stuhl zu wenden. Auf einer Ständeversammlung in Attigny, sodann auf einem Reichstag zu Frankfurt, wurde die Sache weiter besprochen; die beiden Sendboten wurden mit glänzenden Geschenken an König Harald entlassen, und im Herbst 822 (oder im Frühling des folgenden Jahres) langten sie in der königlichen Residenz, Hadeby, dem heutigen Schleswig an. Harald gestattete ihnen zu predigen, ohne jedoch für seine Person eine besondere Neigung zum Christenthum zu zeigen. Ebbo kehrte im Jahr 823 mit Geschenken Haralds an den Kaiser zurück und stattete auf einem Reichstag zu Compiegne Bericht über den Erfolg dieser ersten Missionsreise ab. Bald darauf, im Sommer 826, kam aber Harald mit seiner Gemahlin, seinem Sohn und einem großen Gefolge und Gepränge (es wurden über hundert Schiffe gezählt) nach Mainz. Er wurde von Ludwig in dem nahe gelegenen Ingelheim freundlich empfangen, und nun trat denn auch Harald freiwillig zur Religion seines königlichen Freundes und Beschützers über. In der Kirche des h. Albanus zu Mainz empfing er die Taufe mit all' den Seinigen. König Ludwig und seine Gemahlin nebst seinem Sohn Lothar waren Pathen. Die schönsten Weinberge am Rhein und an der Mosel bildeten das königliche Pathengeschenk. Auch die normannischen Krieger in Haralds Gefolge unterzogen sich ohne großes Bedenken der Taufe und nahmen dafür die neuen Gewänder in Empfang, die ihnen nach Gebrauch der Kirche gespendet wurden. Einer soll sich sogar zu wiederholten Malen als Täufling eingestellt haben, um auch zu wiederholten Malen die erwünschte Kleidergabe zu empfangen.

Nachdem nun Harald mit den Seinigen in sein Vaterland zurückgekehrt war, da war er darauf bedacht, das Christenthum, das er in fremdem Lande aufgenommen, nun auch auf den heimathlichen Boden zu verpflanzen. Und dazu fand sich nun auch die geeignete Persönlichkeit. Es ist der Mann, der als Apostel des Nordens rühmlich in der Geschichte bekannt ist, An-

ſchar, mit deſſen Erſcheinung wir uns nun einläßlicher zu beſchäftigen haben.

Anſchar (Ansgar) geboren in dem Kirchenſprengel von Amiens, den 8. Sept. 801, ſtammte aus einer anſehnlichen fränkiſchen Familie. Er verlor ſeine Mutter früh, und empfing nun in dem benachbarten Kloſter Corbie, in welchem gar manche edle Franken zum Dienſt der Kirche gebildet wurden, den erſten Unterricht. Schon als Kind verkehrte er durch Träume mit den himmliſchen Weſen. Einſt ſah er ſich in einem ſolchen Traumgeſichte in einen Moraſt verſetzt, aus dem er vergebens herauszukommen ſuchte, während dicht nebenbei auf anmuthigen, wohlgebahnten Pfaden himmliſche Frauen wandelten in weißen Kleidern, unter ihnen auch die ſelige Mutter. In der Mitte der Frauen aber wandelte die Königin der Frauen, die Himmelskönigin Maria. Dieſe erklärte dem Knaben, daß er nur dann in dieſe höhere Geſellſchaft könne aufgenommen werden, wenn er der Eitelkeit der Welt und dem kindiſchen Weſen entſage. Seit dieſem Traumgeſicht zog ſich der Knabe von den Spielen der Genoſſen zurück und ſchon im 13. Jahre legte er das Ordensgelübde ab. Das Kloſter Corbie ſtand unter dem Abt Adelhard, einem Verwandten des königlichen Hauſes. Adelhard lag dem König an, ein ähnliches Kloſter in Sachſen anlegen zu laſſen, um dem dort erſt eingeführten Chriſtenthum einen Halt zu geben. Auf einem Reichstag zu Paderborn, im Jahr 815, ward der Beſchuß gefaßt, ein ſolches Kloſter im Solingerwalde am öſtlichen Ufer der Weſer zu gründen, auf Grund und Boden eines Gutes, das ein ſächſiſcher Großer zu dieſem Zweck geſchenkt hatte; allein die Gegend war allzu rauh und unfruchtbar, und ſo ward das Kloſter auf das weſtliche Ufer des Fluſſes verlegt unweit Hörter in Weſtphalen (822). Dieſes Kloſter wurde nun nach dem Muſterkloſter, welches das alte oder goldene Corvey hieß, Neu-Corvey genannt, und Anſchar war einer der Mönche, die in dieſes neue Kloſter verſetzt wurden. Aber auch da war ſeines Bleibens nicht. Anſchar fühlte ſich zum Miſſionar berufen und zwar durch unmittelbar göttlichen Ruf. In einer Viſion war ihm der Herr erſchienen. „Gehe hin, hatte er zu ihm geſprochen, und kehre zurück zu mir mit der Krone des Märtyrthums.“ Der Abt Wala, Nachfolger des Abts Adel-

hard, empfahl den jungen 25jährigen Mönch dem König Ludwig dem Frommen zu dem Werke in Jütland, und dieſer rüſtete die Sendboten zu ihrer Reiſe aus. Mit Anſchar zog der Mönch Autbertus. Beide nahmen den Weg rheinabwärts nach Köln. Dort ſchenkte ihnen der Biſchof Hadelbod ein bequemes Schiff, das ſie den Niederlanden zuführte. Ueber Dorſtadt in Weſtfriesland nahmen ſie den Weg nach dem ſüd-jütländiſchen Gebiete. Anſchar ließ ſich in Hadeby nieder und legte dort eine chriſtliche Schule an. Sein Gefährte erkrankte und ſtarb; aber auch ohne menſchlichen Beiſtand harrte Anſchar auf ſeinem Poſten aus im Vertrauen auf die göttliche Hülfe. Schon jetzt richtete er ſein Augenmerk weiter nach dem Norden hin, nach Schweden. Dorthin war die Kunde vom Chriſtenthum ſchon früher gedrungen. Die Sage erzählt von einem ſchwediſchen Prinzen, der ſchon ums Jahr 720 getauft wurde und daher auch der Getaufte, Skira hieß. Allein dieſe erſten Spuren des Chriſtenthums, wenn ſie wirklich im Lande ſich zeigten, ſcheinen bald wieder verſchwunden zu ſein, und erſt ein Jahrhundert ſpäter erſcholl der Ruf: kommt herüber und helft uns! Schwediſche Kaufleute erſchienen 829 am Hofe Ludwigs des Frommen zu Aachen und ſprachen ihr Verlangen aus, chriſtliche Lehrer zu erhalten, die ſie näher in den Dingen des Heils unterrichteten. Wer war geeigneter, dieſen Wunſch zu erfüllen, als der glaubenseifrige Anſchar? Er wurde, während ein anderer Mönch, Gislemar, inzwiſchen nach Dänemark beordert ward, nach Schweden geſendet und ihm ein Mönch aus Corbie, Witmar, als Gefährte beigegeben. Die Reiſe lief nicht ohne Gefahr ab. Unterwegs wurden ſie von Seeräubern angegriffen und rein ausgeplündert; auch die Kirchengeräthe, die ſie mitgenommen und die Bücher gingen verloren; mit Noth konnten ſie das nackte Leben retten. Da wurden einige der Gefährten verzagt und wollten ſich zurückziehen. Anſchar aber ſprach ihnen Muth ein und ging mit dem guten Beiſpiel des Gottvertrauens voran. Nach einer höchſt beſchwerlichen Reiſe langte er mit den Seinigen in Birka (Björka) am Mälarſee an. Birka war vermuthlich die Hafenſtadt der alten Hauptſtadt Schwedens, Sigtuna. Die Fremdlinge wurden von dem Könige des Landes, Björn, gut aufgenommen, und zu ihrer großen

Freude ſchenkte der königliche Statthalter Herigar (Hergeir) ihrer Predigt ein williges Gehör. Chriſtliche Kriegsgefangene, die ſich im Lande befanden, ſehnten ſich von den neu angekommenen Prieſtern das h. Abendmahl zu empfangen, und es wurde ihnen ſolches geſtattet. Herigar ließ ſogar auf ſeine eigenen Koſten eine chriſtliche Kirche bauen. Nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt in Schweden kehrte Anſchar an den Hof Ludwigs zurück und ſtattete über das Erlebte und Errungene Bericht ab, dann zog er ſich für einige Zeit wieder in ſein Kloſter zurück. Ludwig aber dachte daran, nicht nur die Dienſte Anſchars zu belohnen, ſondern vor allen Dingen dem Chriſtenthum im Norden einen Halt zu geben. So wurde das Erzbisthum Hamaburg (Hamburg) für die Länder jenſeits der Elbe gegründet und Anſchar zum Primas von Nordalbingien ernannt. Mit großer Feierlichkeit ward die Weihe Anſchars durch den Erzbiſchof von Metz, Drago, in Gegenwart der Vornehmſten aus dem weltlichen und geiſtlichen Stande vollzogen, im Jahr 833. Die Einen verſetzen die Feierlichkeit nach Ingelheim, die Andern nach Diedenhofen. Es folgte ſowohl die kaiſerliche Beſtätigung von Seiten Ludwigs, als die päpſtliche von Seiten Gregors IV. Die Einkünfte des Kloſters Turholt (Thoroult) in Flandern (zwiſchen Brügge und Ypern) wurden dem Erzbisthum Hamburg zum Unterhalt angewieſen. Indeſſen konnte Anſchar nur mit Mühe ſeinen Biſchofſitz behaupten. Fortwährend war ſein Sprengel den räuberiſchen Einfällen der angrenzenden Völkerſchaften ausgeſetzt. Zuletzt wurde er mit Gewalt vertrieben, die Kirche, die er hatte erbauen laſſen, ward ein Raub der Flammen und ebenſo die damit verbundene Bücherſammlung. Die Schickſale der ſchwediſchen wie der däniſchen Miſſion waren von nun an höchſt wechſelvoll. Nach Schweden hatte Anſchar im Jahr 835 Gauzbert, den Neffen Ebbo's geſendet; allein dieſer war durch einen Volksauflauf vertrieben worden, und auch in Dänemark änderten ſich die Verhältniſſe zu Ungunſten des Chriſtenthums, indem der neue König Horich (Erich) die Chriſten verfolgte. Dazu kam, daß die Söhne Ludwigs im Vertrage von Verdün nun auch die flandriſchen Güter einzogen und ſo das Erzbisthum von Hamburg ſeiner ökonomiſchen Stützen beraubten. Anſchar ließ ſich

durch alle dieſe Dinge nicht entmuthigen. Er hatte gelernt, auf die Hülfe des Herrn warten. So zog er ſich denn einſtweilen auf die Güter einer chriſtlichen Wittwe im Holſteiniſchen zurück. Dort gründete er in dem Walde Ramersloh (im Lüneburgiſchen), drei Meilen ſüdlich von Hamburg, ein Kloſter. Es macht in der That einen bemühenden Eindruck, zu ſehen, wie nicht nur weltliche Habgier, ſondern auch geiſtliche Selbſtſucht dem ſegensreichen Wirken des frommen Mannes entgegentrat. Der Biſchof Leuderich von Bremen ſah mit ſcheelen Augen die Entſtehung des Erzbisthums Hamburg an. Als Anſchar, von Haus und Hof vertrieben, bei ihm Zuflucht ſuchte, verſchloß ihm der unbrüderliche Amtsbruder die Thüre. Nach Leuderichs Tod ſollten nun beide Sprengel Hamburg und Bremen zu einem Bisthum vereinigt werden. Aber dieſem Gedanken Ludwigs des Deutſchen widerſetzte ſich längere Zeit der Erzbiſchof von Köln, Günther, bis endlich eine päpſtliche Bulle im Jahr 858 die Sache entſchied. Unbeirrt durch ſolche Zwiſchenfälle, verfolgte Anſchar ſeinen Hauptzweck, die Bekehrung der Scandinaven. Erſt bewog er den Prieſter Ardgar, einen Einſiedler, nach Schweden zu gehen. Als dieſer aber nach kurzer Zeit vorzog, wieder in ſein Eremitenleben zurückzukehren, da entſchloß ſich der unermüdete Anſchar noch in ſeinem hohen Alter zu einer abermaligen Reiſe nach Schweden. Er fand bei dem König Olaf gute Aufnahme. Ja, der König erlaubte ihm die Frage wegen Einführung des Chriſtenthums vor die große Volksverſammlung (Thing) zu bringen, vor welche alle wichtigen Gelegenheiten gebracht werden mußten. Anſchar ließ es ſich gefallen, um ſo mehr, als er glaubte in einer Viſion einen göttlichen Wink erhalten zu haben, daß die Sache gut ausfallen werde. Auf dem Thing zeigten ſich erſt die Stimmen getheilt. Da trat ein anſehnlicher Mann auf, deſſen Stimme im Volke von Gewicht war. Er erinnerte daran, wie der Gott der Chriſten nach allem, was man von ihm höre, ein gar mächtiger Gott ſei, und wie er namentlich in Seegefahren und bei anderer Noth mächtige Hülfe leiſte. Sie aber ſeien ein ſeefahrendes Volk und könnten dieſe Hülfe wohl gebrauchen. Dieß machte Eindruck. Der Entſcheid der Volksverſammlung ſowohl, als auch das Loos, das geworfen wurde, fielen zu Gunſten

des Christenthums aus. Anschar ging nun gleich an den Aufbau einer Kirche in Birka. Seinen Begleiter Erinbert aber, den Neffen Gautberts, ließ er als Priester der jungen Gemeinde zurück; Erinbert wurde später abgelöst durch den Presbyter Ansfried, und dieser war es, der nicht wenig zur Befestigung des Christenthums in Schweden beitrug.

Seinen Lebensabend brachte Anschar in einer Klosterzelle in Bremen zu, unter gottseligen Betrachtungen und Uebungen. Unabläßig war er auch im höhern Alter um die Mission seiner Normannen und auch der Slaven bemüht. Daneben that er Gutes, wo er immer konnte. Nicht einen Augenblick sah man ihn müßig. Immer war er mit etwas Erbaulichem oder doch etwas Nützlichem beschäftigt. Auch als Erzbischof pflegte er mitten unter dem Gebet Netze zu stricken. Er wog das Brot, das er genießen wollte, sich selbst zu, und nie setzte er sich auf seiner Visitationsreise zu Tische, bevor er den Armen Speise und Trank gereicht. Ein härenes Bußgewand bedeckte seinen Leib bei Tag und Nacht; auf der Brust trug er aber eine Kapsel mit Reliquien. Unter den Heiligen der Kirche hatte er sich besonders den h. Martinus von Tours, den Freund der Armen, zu seinem Vorbild gewählt. Von seiner milden Gemüthsart wußten die Zeitgenossen vieles zu rühmen. Der König der Dänen hatte ihn nach Schweden mit den Worten empfohlen, er habe noch nie einen so milden, guten Mann gekannt. Soll es uns wundern, wenn auch von ihm Wunder gerühmt werden? Er selbst aber erklärte es als das größte Wunder, daß er von Gott die Gewißheit erlangt habe, durch seine Gnade ein frommer, ihm wohlgefälliger Mensch geworden zu sein. Und so war auch sein Gebet, das er öfter vor seinem Sterben wiederholte: „Herr, um deiner Güte willen gedenke meiner nach deiner Barmherzigkeit. Sei mir Sünder gnädig. In deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ Nachdem er noch in einem Briefe dem Könige der Deutschen die nordische Mission angelegentlich empfohlen hatte, entschlief er den 3. Februar 865. Er hatte sehnlich gewünscht, den Festtag Mariä Reinigung oder Lichtmeß (den 2. Februar) noch erleben zu dürfen. Und so ward es ihm. Sein Nachfolger im Amte, Rimbert, hat uns zugleich sein Leben beschrieben.

Wie Bonifacius der Apostel der Deutschen, so wird Anschar der Apostel des Nordens genannt. Er verfuhr weniger gewaltthätig als Bonifaz; darum haben ihn auch Manche über diesen gestellt. Neander sagt: [1]) „In Bonifaz war mehr eine petrinische, in Anschar mehr eine johanneische Natur; bei Bonifaz mehr feurige, ausgreifende Kraft, bei Anschar mehr stille wirksame Liebe. Großes nach außen hin zu wirken, war Bonifaz mehr geeignet; bei dem Kleinen nicht zu ermüden, den unansehnlichen Keim, wichtig als den ersten Anfangspunkt einer ins Große gehenden Pflanzung, im Stillen mit ausharrender Liebe zu pflegen, das war Anschars Gabe."

Anschar hatte das Werk der nordischen Mission begonnen; nicht aber sollte er den Sieg des Christenthums über das nordische Heidenthum erleben. Auch seine nächsten Nachfolger, ein Rimbert, Uni, erlebten ihn nicht. Noch anderthalb Jahrhunderte schwankte der Kampf zwischen den alten Göttern Scandinaviens und dem Christenthum hin und her. Wenn wir uns erinnern, wie lange es gedauert hat, bis das Heidenthum der alten Welt, bis der Olymp der Götter Griechenlands gestürzt ward, so darf es uns nicht wundern, wenn hier uns Aehnliches begegnet. Dort war schon lange die Volksreligion erschüttert und alle Zustände waren morsch und faul geworden, und doch wich nur allmälig das Alte dem Neuen. Hier dagegen finden wir noch einen wirklichen Volksglauben, eine Volksreligion und eine aufrichtige Begeisterung für dieselbe. Mit zähen Wurzeln war das Heidenthum in des Volkes Sitten und Gewohnheiten verwachsen, so verwachsen, daß es so leicht mit einem Schlage nicht beseitigt werden konnte. Abtrünnigkeit von den himmlischen Mächten, von denen sich bisher das Volk gehalten und getragen wußte, galt ihm für Treulosigkeit und Wankelmuth, strafbarer als jeder Abfall des Vasallen von seinem irdischen Oberherrn. Und wer möchte es auch läugnen, daß in jener Religion des scandinavischen Nordens eine hohe Poesie lag, wie sie ganz dem Charakter des Volkes entsprach, so daß ihre Erinnerungen auch da noch nachklangen, wo die Götternamen gegen die christlichen

[1]) Denkwürdigkeiten III. S. 297.

Namen, die nationalen Feste gegen die kirchlichen Feste vertauscht wurden.[1])

Nur in flüchtigen Umrissen lassen Sie mich an diesen anderthalbhundertjährigen Kampf erinnern.

Zunächst erlitt das Christenthum heftige Stöße in Dänemark. Bisher war es nur in Jütland, im Schleswig'schen eingedrungen. Auf der vom Festland getrennten Insel Seeland dagegen herrschte zu Ende des neunten und zu Anfang des zehnten Jahrhunderts König Gorm der Alte, ein entschiedener Gegner der Christen. Nicht lange währte es, so unterjochte Gorm die kleinern jütländischen Könige, besiegte auch die Sachsen im Holsteinischen und suchte das Christenthum überall wieder auszurotten, wo er konnte. Mitten unter diesen Verwüstungen zwar heirathete er die Tochter des frühern christlichen Königs Harald, Thyra; aber auch der christlichen Gattin gelang es nicht, das Gemüth des heidnischen Gatten zu erweichen oder ihn gar zu der christlichen Religion herüberzuziehen. Nur durch Waffengewalt konnte seinen weitern Verwüstungen Einhalt gethan werden. Gorm war, um seine Eroberungen noch weiter auszudehnen, in Verbindung mit dem König der Obotriten (Abotriten) über die Elbe gegangen; aber seinen Eroberungsgelüsten setzte König Heinrich I Schranken. Er schlug ihn 931 aufs Haupt und in Folge dieses Sieges wurde Schleswig aufs Neue eine christliche Provinz. Vergebens aber suchte der nunmehrige Erzbischof Uni den alten Gorm für die neue Gottesverehrung zu gewinnen. Dieser blieb ungebeugt und starb als Heide. Indessen war sein Sohn Harald von der christlichen Mutter Thyra christlich erzogen worden, und so gestattete er, daß unter seiner Regierung das Christenthum in Dänemark gepredigt wurde. Er selbst blieb zwar noch Heide. Aber in Folge eines Friedensschlusses mit Kaiser Otto I ließ auch er sich taufen, desgleichen auch seine Gattin Gunild. Die Taufe geschah in Gegenwart des Kaisers Otto, der nun auch Pathe wurde des königlichen Prinzen, Swen (Swen-Otto). Nun schien der Sieg auf immer entschieden; nun war das Christen-

[1]) Noch im eilften Jahrhundert galt, was ein Schriftsteller des zehnten gesagt hatte: Dani antiquitus erant Christiani, sed nihilominus idolis ritu gentili servientes.

thum wirklich Landes- und Staatsreligion Dänemarks geworden. Die geweiheten Götterhaine wurden umgehauen, christliche Kirchen wurden gebaut, von außen alles christlich übertüncht. Aber was half das, wenn die innere sittliche Haltlosigkeit des Königs den schneidendsten Contrast zu diesen christlichen Demonstrationen bildete? Die Grausamkeiten, mit denen Harald auch als Christ seine Regierung schändete, waren gewiß nicht geeignet, der neuen Religion Freunde zu gewinnen. Vielmehr lebte im Herzen des Volkes das Heidenthum nur um so gedeihlicher fort. Oder wo etwa der Name Christi angerufen wurde, da geschah es nur neben den Namen der übrigen Götter; man zählte den Gott der Christen als einen Mächtigen zu den Mächtigen, ohne ihm die Alleinherrschaft einzuräumen; man freute sich seiner als eines neuen Bundesgenossen mit der ganzen Naivetät des natürlichen Menschen, ohne eine Ahnung zu haben von dem neuen Bunde, den es zu schließen galt. Die Erbitterung aber gegen den König nahm so sehr überhand, daß sein eigener Sohn Swen-Otto sich vom Christenthum wieder lossagte und sich an die Spitze der Aufrührer stellte. Harald kam im Kampfe gegen sein Volk ums Leben (991). Der Sohn stellte nun das Heidenthum überall wieder her und verfolgte die christlichen Priester, die als Anhänger des alten Königs ein Gegenstand des Volkshasses geworden. Vergebens suchte Unis Nachfolger im Erzbisthum zu Hamburg, Libentius, den jungen König wieder umzustimmen. Ob dieser später, wie Einige berichten, durch mancherlei Schicksale gedemüthigt, der Religion seiner Jugend sich wieder zugewendet, mag unentschieden bleiben. So viel ist gewiß, daß erst sein Sohn Kanut der Große, der durch seine englische Gemahlin Emma zum Christenthum bekehrt worden war, nun auch mit der Einführung desselben im Lande Ernst machte. Er ließ christliche Geistliche ins Land kommen, und zwar aus England, erbaute Kirchen, stiftete Bisthümer und stellte die verwüsteten Klöster wieder her. Im Jahr 1027 unternahm er sogar, um seinen christlichen Eifer zu beweisen, eine Wallfahrt nach Rom, und sein Sohn und Nachfolger Sweno Estritson fuhr dann weiter in seinem Geiste fort. Von da an war Dänemark wenigstens äußerlich ein christliches Land.

Beinahe um dieſelbe Zeit erlangte nun auch das Chriſtenthum in Schweden den Sieg. Es war zu Anfang des eilften Jahrhunderts, daß König Olaf, der Schooßkönig (Skoetkonung), den kühnen Gedanken faßte, den heidniſchen Opfertempel zu Upſala, bei dem das Volk nach altem Herkommen zu gemeinſamen Opfern und Berathungen ſich verſammelte, niederreißen zu laſſen. Dieß rief eine gewaltige Bewegung der Gemüther hervor. Um ſo mehr muß man ſich über die Mäßigung wundern, welche die heidniſchen Leute dem Könige gegenüber bewieſen. Sie erklärten ihm, daß ſie ſeinen Glauben wollten unangefochten laſſen; er ſoll ſich den beſten Theil ſeines Reiches zum Beſitz auswählen; dort ſoll er nach Gutfinden chriſtliche Kirchen bauen und niemand ſoll ihn in ſeinem Glauben ſtören, aber das Nationalheiligthum in Upſala möge er ſtehen laſſen, wo und wie es ſtehe. Der König ging in den Vorſchlag ein; er wählte ſich Weſtgothland zum Aufenthalte und gründete dort das erſte ſchwediſche Bisthum zu Skara. Ein chriſtlicher Prieſter, Turgott, wurde zum Biſchof geweiht, der ſich einen Gehülfen Siegfried zugeſellte. Allein auch jetzt ging es ohne Kampf nicht ab. Einige der chriſtlichen Prieſter ließen ſich in ihrem Eifer hinreißen, ſich an den Götzenbildern der Heiden zu vergreifen. Das Volk fiel über ſie her und ermordete ſie. Jetzt glaubte ſich auch der König zur Gewalt berechtigt. Er zog mit bewaffneter Macht wider die Mörder aus und nahm blutige Rache. Siegfried ſelbſt bat um Schonung für die Schuldigen. Sie kamen mit einer Geldbuße davon, aus welcher Kirchen gebaut wurden. Erſt unter König Inge nach der Mitte des eilften Jahrhunderts wurde Schweden vollends chriſtianiſirt.

Gehen wir noch weiter nach Norwegen, ſo treffen wir auch da auf harte Stöße und Gegenſtöße. Es war König Hakon der Gute, durch welchen in der Mitte des zehnten Jahrhunderts der erſte Same chriſtlicher Lehre ausgeſtreut wurde. Er hatte in England, am Hofe König Adelſtans, eine chriſtliche Erziehung erlangt; nach dem Tode ſeines Vaters war er nach Norwegen gerufen und durch einſtimmige Wahl des Volkes zum König gewählt worden. Sowie ſich ſeine Herrſchaft befeſtigt hatte, ſuchte er nun auch ſeine eigene Religion zu der des Volkes zu machen. Er traf aber auf großen Widerſtand. Einzelne wohl

ließen ſich zur Taufe bewegen, aber die allgemeine Stimmung war gegen jede Neuerung in Religionsſachen. Als daher Hakon im 16. Jahre ſeiner Regierung (ums Jahr 950) es wagte, auf einer großen Volksverſammlung den Vorſchlag zu bringen, es möchten die alten Götter und ihre Opfer beſeitigt und dagegen die chriſtlichen Gebräuche und Faſten eingeführt werden, entſtand ein allgemeines Murren. Ein alter Mann trat auf und erklärte, der Chriſtengott würde auf die Treue eines Volkes wenig bauen können, das ſeinen alten Göttern untreu geworden. Dem ſtimmten die Uebrigen mit Freuden bei. Der König wurde ſogar genöthigt, die heidniſchen Opferfeſte mitzufeiern. Um ſich vor Schaden zu wahren, machte er über die Opfer das Zeichen des Kreuzes, und als er darüber vom Volke zur Rede geſtellt ward, hatte er die Ausrede, es ſei dieß das Zeichen des Gottes Thor, das Zeichen eines Hammers. — Hakon ſtarb 961 auf dem Schlachtfelde. Er ſoll in der Sterbeſtunde ſeine Nachgiebigkeit gegen das Heidenthum bitter bereut und ſeinen Söhnen größere Strenge empfohlen haben. Allein eben dieſe Strenge trug nicht die gewünſchte Frucht. Das Heidenthum nahm aufs Neue überhand, wenn auch das Chriſtenthum nicht ganz ausgerottet werden konnte. Einen neuen Aufſchwung nahm es nun aber gegen Ende des zehnten Jahrhunderts unter Olaf Trygväſon. Was von dieſem König uns erzählt wird, trägt unſtreitig den Charakter des Legendenhaften; doch geben wir das Ueberlieferte, wie es auf uns gekommen. Der Sohn eines der kleinern norwegiſchen Könige, der im Kampfe gefallen, hatte ſich Olaf durch Streifzüge in England, Frankreich, Rußland den Ruhm eines Helden erworben. Von einem chriſtlichen Prieſter, Thangbrand, wurde er im Chriſtenthum unterrichtet. Dieſer ſchenkte ihm einen magiſchen Schild, der uns an den heidniſchen Schild der Minerva erinnert, nur daß ſtatt des Meduſenhauptes ein Chriſtusbild dem Schilde ſeinen Zauber verlieh. Mit dieſem Schilde drang Olaf ſiegreich gegen die Feinde vor, nachdem er in England die Taufe erhalten hatte. Im Süden Norwegens, der ihn als König erkannte, drang er durch; aber auf um ſo größern Widerſtand ſtieß er im Norden. Hier brauchte er abwechſelnd Gewalt und Liſt, um zu ſeinem Ziel zu gelangen. Mehrere heidniſche Tempel

ließ er zerstören. Als man ihn bei einer Gelegenheit, ähnlich wie seinen Vorfahr Hakon, zwingen wollte, dem Gotte Thor zu opfern, stieß er die Bildsäule des Gottes um und ließ den dabei stehenden Sprecher tödten. Keiner durfte aus der Versammlung gehen, ohne die Taufe angenommen zu haben. Auch auf den benachbarten Inseln fand ein ähnliches Verfahren statt. Ums J. 1000 verlor Olaf Trygväson in einer Seeschlacht gegen die Schweden und Dänen das Leben. Nun bemächtigte sich Olaf der Dicke des Reiches, im Jahr 1017. Mit Hülfe des Bischofs Grimkil, eines Engländers, suchte er dann das Christenthum zur Herrschaft zu bringen. Er verfuhr wo möglich noch gewaltthätiger und grausamer als sein Vorfahr. Leibes- und Lebensstrafen und Landesverweisung trafen die Widerspenstigen. Auch er verschmähte nicht die List. An der Spitze der heidnischen Partei stand ein gewisser Gudbrand, der großes Ansehen beim Volke genoß. Dieser wollte es auf eine öffentliche Entscheidung ankommen lassen. „Ist der Christengott, so ließ er sich vernehmen, ein so mächtiger Gott, wie sie sagen, so mag er seine Macht beweisen. Wo ist er denn, dieser Unsichtbare? wir haben einen sichtbaren Gott.“ Und so ließ er denn an einem frühen Morgen das kolossale Bild des Thor, mit Gold und Silber überzogen, auf öffentlichem Platze aufstellen. Olaf hörte die Rede Gudbrands ruhig an. Dann aber sprach er: „Wohlan! auch wir haben einen sichtbaren Gott; schauet an seine Herrlichkeit, wie sie über uns aufgeht als Morgensonne.“ Während nun alles Volk den Blick nach Osten wandte, gab Olaf seinem Trabanten, Kohlbein, einem riesigen, starken Manne, einen Wink. Dieser that einen kräftigen Hieb in die Bildsäule, ähnlich dem, den einst Bonifaz in die Wodanseiche bei Geismar gethan. Der Koloß fiel um, zum großen Erstaunen der Menge. Ratten, Mäuse, Eidechsen krochen aus seinem Innern hervor. Kein Blitzstrahl aus dem Himmel traf den Frevler. Die Ohnmacht des Gottes lag am Tage. Gudbrand hatte das Spiel verloren, aber die Menge des Volkes war darum doch nur halb gewonnen. Jedenfalls hatte der König für seine Person auf immer die Liebe und das Zutrauen seiner Unterthanen verscherzt. So fiel es dem Dänenkönig Kanut leicht, ihn zu vertreiben und sich in den Besitz Norwegens zu setzen. Olaf floh aus dem

Lande. Er wollte eine Wallfahrt ins gelobte Land unternehmen und dort als Mönch sich niederlassen; aber eine Vision bewog ihn umzukehren, seine letzte Kraft zusammen zu nehmen, und einen Einfall in Norwegen zu thun. Er sammelte sich ein Heer aus zuverläßigen Christen. Diese bezeichneten Helm und Schild mit dem Kreuze. „Vorwärts, war die Losung, vorwärts ihr Streiter Christi, des Kreuzes und des Königs.“ — Damit aber rannte er in sein Verderben. Den 29. Juli 1033 kam es zur entscheidenden Schlacht. Er verlor das Leben. Nicht lange aber nach seinem Tode wurde er von den Christen des Landes heilig gesprochen; das Gerücht verbreitete sich, es geschehen Wunder an seinem Grabe. Der Sohn Olafs, Magnus, der bald darauf allgemein als König von Norwegen anerkannt wurde, ließ eine eigene Olafskirche bauen, in der die Gebeine des Heiligen niedergelegt wurden, dessen Todestag alljährlich am 29 Juli gefeiert ward. Bald gewöhnte sich nun auch das christlich gewordene Volk an mildere Sitte und lernte allmählig aus freien Stücken der Segnungen sich freuen, die ihm ein falscher Eifer aufzudringen erfolglos bemüht gewesen.

Sechste Vorlesung.

Das Christenthum in Island. — Verbreitung desselben unter den Slaven. — Cyrillus und Methodius. — Die Bulgarei. — Die mährische und die böhmische Kirche. — Adalbert von Prag. — Mission unter den Sorben und Wenden. Gottschalk, der Wendenfürst. Die Obotriten. — Das Christenthum in Polen, Rußland und Ungarn. König Stephan. — Verfolgungen des Christenthums in Spanien. Behandlung der Juden.

Die Geschichte der Verbreitung des Christenthums im Norden führt uns noch weiter bis zu den fernsten Inseln, zu denen die Kunde des Evangeliums im zehnten und eilften Jahrhundert gedrungen ist und wohl mögen wir bei dieser Betrachtung der prophetischen Worte gedenken: „die Inseln warten auf mich und harren auf meinen Arm" (Jes. 51, 5) und „alle Inseln der Heiden sollen ihn anbeten" (Zephan. 2, 11).

Das in so mancher Beziehung merkwürdige Island war nach der Mitte des neunten Jahrhunderts von Norwegen aus bevölkert worden. Nun war es ein geborener Isländer selbst, der weitgereiste „Widförbli," Thorwald, der Sohn Kodran's aus vornehmem Geschlechte, der nach der Mitte des zehnten Jahrhunderts die ersten Versuche machte, das Christenthum im Lande einzuführen. Er hatte sich längere Zeit als Seeräuber umhergetrieben und war dann im Sachsenlande mit einem deutschen Bischof Friedrich bekannt geworden. Dieser führte ihn in das Christenthum ein und taufte ihn. Friedrich begab sich im Herbst 981 selbst nach Island, und kehrte in Thorwalds Familie ein. Lange suchte er vergeblich den Vater seines Täuflings, Kodran, zum Christenthum zu bewegen. Dieser war der väterlichen Religion aus allen Kräften zugethan. Ein besonderes Heiligthum

verehrte er in einem alten Steine. Dieſer war ſein Troſt, ſein Gott, ſein Alles. Von dieſem Steine, erklärte er, nicht laſſen zu können, es ſei denn, daß der Chriſtengott ſich mächtiger erweiſe als er. Nun trat Friedrich feierlich in ſeinem Prieſterornate vor den Stein; er ſprach über denſelben ein Gebet und der Stein brach entzwei. Darin ſah Thorwald den geſuchten Beweis. Er glaubte fortan an das Chriſtenthum. So erzählt die Kriſtnlſage, das alte Volksepos. Der Sinn der Sage läßt ſich unſchwer erkennen. Iſt doch das Wort Gottes ein Hammer, dem auch die Steine weichen und der Menſchen Sinn, der oft härter iſt als der Stein. Noch aber war das Volk nicht gewonnen. Auch dieſes ſollte durch ein Wunder gewonnen werden. Es meldeten ſich eines Tages zwei jener Berſerker, deren rieſenmäßige Körperkraft und alles zerſtörende Raſerei ſprichwörtlich geworden iſt. Sie machten ſich als Zauberer anheiſchig, zwiſchen zwei Feuern unverletzt hindurchzugehen. Biſchof Friedrich aber ſprach ein Gebet über die Flammen; die Berſerker, in denen der Biſchof Beſeſſene erkannte, wurden gewaltig vom Feuer beſchädigt und als Betrüger vom erzürnten Volkshaufen erſchlagen. Dieſe Begebenheit ſcheint jedoch nur einen vorübergehenden Eindruck auf die Menge gemacht zu haben. Auch jetzt noch blieb ſie dem Chriſtenthum abgeneigt. Die Predigt des Biſchofs fand nur bei Wenigen Eingang; oft wurden er und ſeine Anhänger, wo ſie das Evangelium zu verkündigen begannen, mit Scheltworten, mit Schlägen und Steinwürfen begrüßt. Blos im nördlichen Theile der Inſel ließen ſich Einige taufen oder doch wenigſtens mit dem Zeichen des Kreuzes verſehen, in die Zahl der Katechumenen (Taufzöglinge) aufnehmen. Ein erſter Verſuch, der im Jahr 984 gemacht wurde, eine chriſtliche Kirche zu bauen, mißlang. Thorwards eigener Bruder, Abugeir ſtand an der Spitze des erzürnten Volkshaufens, der die Kirche in Brand ſteckte. Zur Entſchädigung hiefür bot ein Diſtrictsvorſteher Thorkil (Krafla) ſeine Wohnung an, in welcher der chriſtliche Gottesdienſt konnte gehalten werden; er ſelbſt entſagte öffentlich dem Götzendienſt und bekannte ſich zum Dienſte des lebendigen Gottes. Ihm folgten Andere. Dadurch ermuthigt, glaubten Thorwald und Friedrich die Stunde ſei gekommen, da die große Frage könnte vor das

Volk gebracht werden, auf dem sog. Althing (Volksversammlung). Thorwald führte selbst das Wort für Christum; allein ein wildes Geschrei erhob sich wider ihn. Die Skalden (Volkssänger) verfolgten Thorwald mit ihren Spottliedern, und er ließ sich soweit vom Zorne hinreißen, daß er gegen einige derselben das Schwert zückte und sie niederstieß. Damit hatte nun Thorwald für immer sich den Weg zu den Herzen seines Volkes verschlossen, er mußte als ein Geächteter das Land seiner Väter meiden; er soll endlich, nachdem er lange in verschiedenen christlichen Ländern umhergeirrt, als Abt eines Klosters in Constantinopel gestorben sein. Friedrich aber ging, nur mit schwerem Herzen, in sein Vaterland zurück. So weit die allerdings sagenhafte Geschichte der ersten Versuche einer Verbreitung des Christenthums in Island.

Inzwischen war jener Olaf Tryväson auf den Thron Norwegens gekommen, von dessen Bekehrungseifer wir schon in der letzten Stunde gehört haben. Er suchte nun auch in Island durchzudringen. In seinem Gefolge befanden sich mehrere geborne Isländer, und diese forderte er auf, als Missionare unter ihre eigenen Landsleute zu gehen. Einer derselben, Namens Steffner, durchzog die ganze Insel, fand aber wenig Anklang; vielmehr erregte auch er die Volkswuth gegen sich. Selbst seine Verwandten erhoben sich wider ihn. Als er nun vollends zur Gewalt seine Zuflucht nehmen wollte, so war die Folge davon keine andere, als daß auf einem Althing der Uebertritt zum Christenthum förmlich verboten wurde und er selbst das Land meiden mußte. — Olaf aber ließ sich auch dadurch nicht abschrecken; er sandte nun den uns schon bekannten fanatischen Priester Thangbrand auch nach Island im Jahr 997. Blos ein einziger Mann, Hallur, wurde durch ihn (freilich auch mehr in äußerlicher Weise) für das Christenthum gewonnen. Dieser stand, nachdem er sich in einem Bache hatte taufen lassen, dem Thangbrand bei und war sein Begleiter auf den Missionsreisen. Die Predigt Hallur's war nicht ohne Erfolg, während Thangbrand, der sogar seine Hände mit dem Blut eines Skalden befleckte, die Gemüther nur erbitterte. Seines Bleibens war nicht mehr; er kehrte 999 nach Norwegen zurück. Erst im darauf folgenden Jahre, dem Jahr 1000, drang das Christenthum in so weit durch,

daß es auf einem Althing, jedoch in sehr bedingter Weise, zur Staatsreligion erhoben wurde. Dem alten Heidenthum wurden indessen noch wichtige Zugeständnisse gemacht. Nicht nur sollte das Essen des Pferdefleisches, gegen welches die Christen so großen Abscheu zeigten, den Liebhabern desselben unbenommen bleiben, sondern Keinem sollte verwehrt sein, die alten Götter zu verehren, wenn er es im Geheimen thue. Nur die öffentlichen Opfer wurden für immer abgethan und die Götzentempel zerstört. Alles Uebrige, was mit den alten Sitten und Gewohnheiten des Landes zusammenhing, sollte unverboten bleiben.

Eine reinere Gestalt erhielt das isländische Christenthum erst im Laufe des eilften Jahrhunderts durch einen geborenen Isländer, Isleif, den Sohn Giffur's. Dieser hatte sich in Deutschland gebildet; er hatte in Erfurt studirt, und kehrte nun mit Kenntnissen bereichert in sein Vaterland zurück. Im Jahr 1056 ward er zum Bischof von Island ordinirt. Seinen Sitz nahm er in Skalholt (in der Nähe des Geisers), welches bis in die neueste Zeit der Sitz der isländischen Bischöfe geblieben ist. Um die Bildung des Volkes hat sich Isleif auch dadurch verdient gemacht, daß er an Stelle der alten Runenschrift die lateinische Schrift einführte, daß er mehrere ausländische Bücher ins Isländische übersetzte und selbst als Schriftsteller auftrat, indem er die Geschichte seines Volkes beschrieb. Isleif genoß bei seinen Leuten ein väterliches, ja wohl ein königliches Ansehen. Was er anordnete, galt als Gesetz. So bildete sich unter ihm und unter seinem Sohn und Nachfolger Giffur (1080—1106) jener patriarchalische Zustand, den uns der alte Geschichtschreiber Adam von Bremen in folgender Weise schildert:

„Diese Leute führen ein heiliges Leben in aller Einfalt; sie suchen nichts anders, als was die Natur ihnen verliehen hat; darum können sie freudig mit dem Apostel sagen: wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lassen wir uns genügen. Ihre Berge gelten ihnen als Städte und ihre Quellen sind ihre Lust. Glücklich das Volk, dessen Armuth keiner beneidet; doppelt glücklich, da sie nun Alle Christen sind. Sie zeichnen sich durch ihre Tugenden aus, besonders durch die Liebe; daher kommt es, daß ihnen Alles, den Eingeborenen wie den Fremden gemein ist."

Soll ich Sie nun weiter führen auf die übrigen Inseln des nordischen Oceans? nach den Orkaden? nach den Farörern? Es mag genügen, wenn ich sage, daß auch dorthin der unermüdliche Olaf Tryväson nach seiner Weise das Netz ausspannte. Ueberall wiederholt sich dasselbe Schauspiel; rohe Gewalt der Bekehrer auf der einen, zäher Widerstand der zu Bekehrenden auf der andern Seite, bis endlich auch hier das Eis bricht, um dem Frühling einer mildern und bessern Religion Platz zu machen.

Nur von dem entlegenen Grönland noch ein Wort! Auch dieses sollte nicht zurückbleiben. Und ein Isländer war es, Leif, der den ersten Samen des Christenthums dahin brachte. Leif, der Sohn Eriks des Rothen, hatte auf den Hebriden eine Zeitlang sich aufgehalten, eine Christin kennen gelernt, die trotz ihres Christenthums zauberische Künste trieb; sie hieß Thorunna. Sie ward seine Geliebte und von ihr empfing er das Christenthum. Im Jahr 999 kam er nach Norwegen, ließ sich taufen und trat in die Dienste Olaf Tryväson's. Ihm übertrug nun der König die Bekehrung der Grönländer. Aber auch in Grönland erhielt sich längere Zeit das Heidenthum neben dem Christenthum. Erst um die Mitte des eilften Jahrhunderts gelangte an den Bischof Adalbert von Hamburg von Grönland aus die Bitte, deutsche Missionare hinzuschicken. Nach einer 1055 vom Papst Victor II erlassenen Bulle wurde dann die Insel als zum hamburgisch-bremischen Sprengel gehörend bezeichnet. Im 14. Jahrhundert hörte die Verbindung Grönlands mit der europäischen Welt auf. Man vermuthet, daß der schwarze Tod (1348—1350) auch in jenen fernen Eisregionen seine Verheerungen ausbreitete. Erst im 18. Jahrhundert mußte Grönland wieder geistig erobert werden durch den christlichen Glaubensmuth eines Hans Egede und durch die hingebende Thätigkeit der Brüdergemeinde.

Wir wenden uns nun nach dem Osten Europa's, zu den slavischen Völkerschaften. Auch da treffen wir noch eine tiefe Nacht des Heidenthums. Die Religion der Slaven ruht auf dem Dualismus, auf der Annahme guter und böser Götter, die sich im Kampfe miteinander befeinden. An der Spitze der guten Götter steht der weiße Gott Belbog, an der Spitze der bösen der schwarze Gott Chernibog. Unter diesen Obergöttern sind wieder

verſchiedene Untergottheiten, wovon die einzelnen wieder bei den verſchiedenen Stämmen ihre beſondern Namen und ihren beſondern Cultus haben. Menſchenopfer, namentlich das Hinſchlachten der Kriegsgefangenen auf dem Altar des Gottes, ſind auf's Innigſte mit dieſem Cultus verbunden. Und ſo liefen denn auch die Verkündiger des Chriſtenthums unter dieſen Völkern Gefahr, einen ſolchen Opfertod zu ſterben.

Treten wir nun der ſlaviſchen Miſſionsgeſchichte ſelbſt näher: Schon im ſechsten, dann wieder im achten Jahrhundert waren ſlaviſche Koloniſten über die Donau und den Balkan in Macedonien, Epirus, Theſſalien, Hellas und den Peloponnes eingedrungen. Die Bekehrung derſelben war ſchon früher von der griechiſchen Kirche, namentlich von Theſſalonich ausgegangen. Von da aus ging denn auch die weitere Miſſion zu den außer dem römiſchen Reich wohnenden ſlaviſchen Völkerſchaften, zu den Bulgaren in Thracien und den Chazaren im tauriſchen Cherſones, der heutigen Krim.

Auch hier waren es Mönche, aber griechiſche Mönche, die den Beruf in ſich fühlten, ſowohl das Chriſtenthum als auch die helleniſche Bildung, die ſie empfangen, auf jene Völker überzutragen. Das Brüderpaar Cyrillus und Methodius hat ſich um dieſen Theil der Menſchheit verdient gemacht. Daher werden auch die beiden mit beſonderm Nachdruck als die Apoſtel der Slaven uns bezeichnet, gerade ſo wie Bonifacius als der Apoſtel der Deutſchen, wie Anſchar als der des Nordens.

Beide ſtammten aus Theſſalonich. Cyrillus führte erſt den Namen Conſtantin. Er erhielt ſeine Bildung in Conſtantinopel unter dem berühmten Photius. Da er ſich in der philoſophiſchen Wiſſenſchaft auszeichnete, ſo ward ihm der ehrende Beinahme des Philoſophen. Aber höher als alle Weltweisheit ſtand ihm die Weisheit und die Kraft des Evangeliums. Er war Mönch und zog ſich zuletzt, nachdem er einige Zeit in einem Kloſter gelebt, in die Einſamkeit des Gebirges zurück. Aehnliches that ſein Bruder Methodius, der eine ehrenvolle, politiſche Laufbahn aufgab, die einſiedleriſche Lebensweiſe mit ſeinem Bruder zu theilen. Nun richtete Conſtantin ſein Augenmerk auf die Chazaren. Um dieſe tatariſche Völkerſchaft mühten ſich drei Religionen: Juden,

Mahomedaner und Chriſten. Alle ſuchten ſie, jeder in ſeiner Weiſe, zu bearbeiten und zu ſich hinüberzuziehen. Sollte das Chriſtenthum ſiegen, ſo kam alles darauf an, daß der rechte Mann gefunden würde, daſſelbe auch wirklich in chriſtlichem Geiſte zu verbreiten. Dieß fühlten die dortigen Chriſten gar wohl. Sie wandten ſich deßhalb ums Jahr 860 an Kaiſer Michael III und baten ihn um einen tüchtigen Evangeliſten. Michael glaubte keinen beſſern ſchicken zu können als den Bruder Conſtantin (den Cyrill). Dieſer begab ſich vorerſt nach Cherſon, um die Sprache des Volkes zu lernen, unter dem er wirken ſollte. Groß und bedeutend war vor der Hand der Erfolg ſeiner Wirkſamkeit nicht. Er mußte ſich begnügen, einige Gefangene loszukaufen und dieſe mit ſich nach Conſtantinopel zu nehmen, wo er ſie des Weitern im Chriſtenthum unterrichtete. — Ein größeres Feld der Wirkſamkeit öffnete ſich bei den Bulgaren. Dieſe, urſprünglich nicht eine ſlaviſche, ſondern ſpäter nur mit den Slaven vermiſchte Völkerſchaft, die ſich in dem Lande zwiſchen Serbien, der Donau und dem Balkan niedergelaſſen, welches noch heute die Bulgarei heißt, waren ſchon zu Anfang des neunten Jahrhunderts mit dem Chriſtenthum bekannt geworden und zwar auf einem eigenthümlichen Wege. Bei ihren Einfällen in das griechiſch-römiſche Reich hatten ſie Kriegsgefangene mit ſich fortgeſchleppt, unter ihnen auch chriſtliche Geiſtliche. So gerieth namentlich im Jahr 813 der chriſtliche Biſchof von Adrianopel in ihre Gewalt, nachdem dieſe Stadt war eingenommen worden. Dieſer Biſchof ſtarb den Märtyrtod und mit ihm noch andere Chriſten. Aber das von ihm angefangene Werk der Heidenbekehrung ging darum nicht unter. Ein gefangener Mönch, Conſtantinus Kupharas, nahm die Arbeit des hingerichteten Biſchofs wieder auf. Im Jahr 861 wurde dieſer Mönch durch die Kaiſerin Theodora losgekauft und ſo kehrte er wieder in ſein Vaterland zurück. Nun ward ſeine Stellung eine umgekehrte. Hatte er bisher als Gefangener Chriſtum den Heiden verkündigt, ſo predigte er jetzt als freier Mann das Evangelium den Gefangenen. In Conſtantinopel nämlich lebte die Schweſter des Bulgarenfürſten Bogoris als Gefangene. Dieſe wurde durch Kupharas für's Chriſtenthum gewonnen, und als nun ſie gleichfalls von den Ihrigen ausgelöst wurde und

den heimathlichen Boden wieder betreten konnte, ſo war ihr Erſtes, die Ueberzeugung, die ſie durch des Mönches Predigt gewonnen, ihren nächſten Umgebungen mitzutheilen. Vor allen Dingen ſuchte ſie ihren Bruder, den Herrſcher des Landes, zu gewinnen. Sie fand aber vorerſt kein Gehör. Erſt ſpäter, als das Land von einer großen Hungersnoth heimgeſucht wurde, ward das Gemüth des Bogoris erweicht und er zeigte ſich wenigſtens nicht abgeneigt, mit Chriſten in Verkehr zu treten. Bogoris war ein großer Liebhaber von Gemälden. Das Bunte und Grelle zog ihn freilich mehr an, als das wahrhaft Schöne. Aber gerade das ſollte helfen. Seine Schweſter beſtellte einen chriſtlichen Mönch, der als Maler berühmt war, an den Hof. Er hieß Methodius; ob es der Bruder unſers Cyrill oder ein anderer Methodius geweſen, laſſen wir dahingeſtellt.[1]) Genug, Bogoris befahl dem Mönche, ihm ein recht wildes und ſchauerliches Jagdſtück zu malen. Methodius aber malte ſtatt deſſen das jüngſte Gericht in den dickſten und grellſten Farben, ſo daß dem Beſchauer die Haut ſchauderte. Dieß wirkte denn auch auf die rohe Phantaſie des Fürſten. Er ward unruhig in ſeinem Gemüthe, er beugte ſich vor dem ewigen Richter und, mehr wohl aus Furcht vor der Hölle als aus klarer Ueberzeugung vom Werthe der himmliſchen Güter, ließ er ſich taufen (863—864). Von da an führte er zu Ehren des griechiſchen Kaiſers, ſeines Pathen, den Namen Michael. Nun gab ſich freilich der gelehrte Photius alle Mühe, ſeinen Zögling in das Innere des Chriſtenthums einzuführen. Er richtete an den Fürſten ein wohlausſtudirtes Sendſchreiben. Aber dieſes Schreiben war nur zu gelehrt und ſcheint auf Bogoris wenig Eindruck gemacht zu haben. Dieſer blieb vielmehr auch nach ſeiner Bekehrung roh und grauſam. Durch das Taufwaſſer war der Barbar nicht ausgetrieben, er trat jetzt nur in chriſtlicher Form auf, indem Bogoris nun mit Gewalt das Chriſtenthum bei ſeinem Volk einzuführen ſuchte. Aber eben damit verdarb er es. Es brach eine Empörung aus. Bogoris übte blutige Rache an den Aufrührern und bewies dadurch, wie wenig das Chriſtenthum ihm eine Angelegenheit des Gewiſſens geworden war. — Erſt ſpäter hat ſich ein Schüler des Methodius,

[1]) Vgl. Neander, Kirchengeſch. II. S. 167.

Clemens, als Erzbischof der Bulgarei große Verdienste um die Verbreitung des Christenthums unter den Bulgaren erworben. Aber bei allen dankenswerthen Leistungen der griechischen Kirche, fehlte es doch der bulgarischen Kirche an einem äußern Halte. Und so ging denn die kirchliche Organisation auch hier von Rom aus, namentlich unter dem gewaltigen Papste Nicolaus I. Aber eben dieß gab zu Streit und Hader Anlaß. Indem die griechische Kirche die Eingriffe Roms sich nicht wollte gefallen lassen, so blieb die Bulgarei auf lange Zeit hinaus ein Zankapfel zwischen den Patriarchen des Morgen- und Abendlandes, zwischen alt und neu Rom.

Cyrill machte sich um die slavischen Völker besonders dadurch verdient, daß er ihnen eine Literatur schuf. Er erfand ein eigenes Alphabet und übersetzte die Bibel in die Landessprache, wie er denn auch bei der Messe nicht die lateinische, sondern die slavische Sprache einführte, ein Verfahren, das selbst von dem Papst Hadrian I gebilligt werden mußte. — Reibung und Conflicte zwischen der römischen Kirche und der Mission unter den Slaven zeigten sich auch da, als das Christenthum in dem mährischen Reiche Verbreitung fand. Das mährische Reich war unter Karl dem Großen dem fränkischen Reich unterworfen worden. Die christlichen Gemeinden desselben wurden unter den Erzbischof von Salzburg gestellt. Allein die Abneigung gegen die fränkische Herrschaft bewog den mährischen Herzog Radislav, statt bei der römischen, bei der griechischen Kirche Unterricht im Christenthum zu suchen. Er wandte sich deßhalb an Methodius und lud ihn ein, das Kirchenwesen in seinem Lande zu ordnen. Methodius fand indessen für gut, sich vom Papste Hadrian I die erzbischöfliche Würde für die neu-mährische Kirche bestätigen zu lassen. Aber dieß hinderte nicht, daß er dennoch mit der Salzburger Geistlichkeit in Streit gerieth, die ihn als einen Eindringling betrachtete. Auch Methodius las die Messe in slavischer Sprache, wurde aber deßhalb von der Salzburger Geistlichkeit angefochten und beim Papste Johann VIII, dem Nachfolger Hadrians, verklagt. Der Papst unterschied zwischen Predigt und Messe. Die Messe, gebot er, dürfe nur entweder in griechischer oder lateinischer Sprache, als den kirchlich geheiligten und berechtigten, gelesen

werden; wohl aber soll in der Landessprache gepredigt und Gottes Wort in allen Zungen verkündigt werden. Methodius aber beruhigte sich auch damit nicht. Er ging selbst nach Rom und brachte es durch seine Vorstellungen dahin, daß nun auch Johann die slavische Messe frei gab, unter der Bedingung, daß das Lateinische daneben aufrecht erhalten werde. Der Papst zeigte sich klüger und weitherziger in der Sache, als der Salzburgische Klerus. Die Anfechtungen von Seiten des letztern dauerten fort, bis endlich das mährische Reich aufgelöst wurde und an die Böhmen, Ungarn und Deutschen fiel.[1])

Von den Mähren kam das Christenthum zu den Böhmen. An die Stelle des Fürsten Radislav in Mähren war, als dieser von Ludwig dem Deutschen gefangen worden, einer seiner Verwandten getreten, Swatopluk (Zwentibold). Auch bei ihm stand Methodius in Gunsten. Als nun der böhmische Herzog Borzivoi an den Hof seines Lehnsherrn Zwentibold kam, benützte Methodius dessen Anwesenheit, um auch ihn für das Christenthum zu gewinnen. Es wird erzählt, der Böhmenherzog habe müssen als Vasall zur Erde sitzen, während der Fürst des Landes an der Tafel speiste; das habe ihn verdrossen; Methodius aber habe ihm zugesprochen, er solle Christ werden, dann werde ihn der Fürst als Bruder achten und als solchen ihn zur Tafel ziehen; daraufhin habe Borzivoi sich unterrichten lassen und die Taufe empfangen. — Als er aber nun auch im eigenen Lande das Christenthum einführen wollte, traf er auf Schwierigkeiten, und erst nach längerm Kampfe gelang es ihm, seine Gemahlin Ludmilla und einen Theil des Volkes auf seine Seite zu ziehen. Aber noch immer blieb ein großer Theil der Böhmen heidnisch. Erst unter Borzivoi's Enkeln sollte sich's entscheiden. Sein Sohn Wratislav nämlich, der nicht lange regierte und bald starb, hinterließ zwei Prinzen, Wenzislav und Bolislav. Wenzislav war von seiner Großmutter im Christenthum erzogen worden; er war ein Mann von weicher und milder Gemüthsart, fast zu weichlich für einen Fürsten. Weil ihm Blutvergießen unter allen Umständen schrecklich schien, schaffte er die Todesstrafe ab. Er baute

[1]) Cyrill soll um's Jahr 869, Methodius um's Jahr 881 gestorben sein.

viele Klöſter und hätte ſelbſt lieber den fürſtlichen Pallaſt mit einem Kloſter und den Königsmantel mit der Kutte vertauſcht. Bereits wollte er als Pilger eine Wallfahrt nach Rom unternehmen; aber ſein bösgearteter Bruder ſtand ihm nach dem Leben, nachdem ſchon früher auf Anſtiften der heidniſchen Mutter Drahomica die chriſtliche Großmutter Ludmilla war aus dem Wege geräumt worden. Nach Ermordung des ſanften Wratislav trat nun unter Bolislav dem Grauſamen eine allgemeine Chriſtenverfolgung in Böhmen ein. Nur das deutſche Schwert Königs Otto I ſetzte dieſen Verfolgungen ein Ziel. Bolislav mußte ums Jahr 950 ſich zu Wiederherſtellung des Chriſtenthums verbindlich machen. Dieſe Wiederherſtellung trat aber erſt gründlich ein unter ſeinem Sohne Bolislav dem Milden oder dem Frommen. Einen feſten Haltpunkt ſollte das Chriſtenthum der Böhmen erhalten in dem von dem deutſchen Kaiſer Otto I (972) gegründeten Bisthum Prag. Der Erſte, der dieſen Biſchoffitz bekleidete, hieß Thietmar und war ein Sachſe. Er hatte allen Eifer angewendet, geiſtliches und kirchliches Leben unter den Böhmen zu wecken; aber umſonſt. Noch in ſeiner Todesſtunde quälte er ſich mit Vorwürfen über die Erfolgloſigkeit ſeiner Bemühungen. Seine eigene Sündhaftigkeit, meinte er, ſei Schuld, daß die Nacht des Heidenthums noch immer auf dem Lande ruhe. Dieſe Angſt und Qual machte einen tiefen Eindruck auf einen jungen Prieſter, der bisher, trotz der klöſterlichen Erziehung, die er auf der Stiftſchule in Magdeburg erhalten, ein weltliches Leben geführt hatte. Jetzt auf einmal fühlte er ſich in ſeinem Innern ergriffen. Noch in derſelben Nacht, da er Zeuge jenes furchtbaren Seelenkampfes geweſen, legte er das Bußkleid an, beſtreute ſein Haupt mit Aſche, und eilte von einer Kirche zur andern, um ſein Herz im Gebet zu erleichtern. Dieſer junge Prieſter war ein geborener Czeche mit Namen Woytech, d. i. Heerestroſt. In der Firmelung aber hatte er den Namen Adalbert empfangen, und dieſer Adalbert ward nun Biſchof von Prag. Im Frühjahr 983 ging er über die Alpen und ließ ſich in Verona vom Erzbiſchof Willigis von Mainz, unter dem das Prager Bisthum ſtand, zum Biſchof weihen. Barfuß und in ſchlechten Kleidern kehrte er nach Prag zurück, um von ſeinem Bisthum Beſitz zu nehmen. Allein er

hatte einen ſchweren Stand. Allzutief war das Volk in den heidniſchen Gewohnheiten verſunken, als daß er hätte hoffen können, dieſelbe geiſtliche Geſinnung, die ihn bewegte, auch Andern mitzutheilen. Er verzweifelte zuletzt an der Möglichkeit, etwas Tüchtiges zu leiſten, um ſo mehr, als die Mächtigen im Lande gegen ihn waren. Zweimal hatte er ſich durch die Flucht zu retten geſucht, und nur auf die dringenden Bitten Roms kehrte er aus der klöſterlichen Einſamkeit, in die er ſich zurückgezogen, zu ſeinem Volke zurück. Aber auch jetzt ließ ihm der Trieb, der Kirche Chriſti neue Seelen zuzuführen, keine Ruhe. Er zog aus, die Polen zu bekehren. Sein Halbbruder Gautenbius und ein Prieſter Benedict waren ſeine Begleiter. Er ſuchte den Märtyrtod, als das Herrlichſte was ihm widerfahren könne, und er fand ihn an der Küſte von Samland in Preußen, den 23. April 997.

Derſelbe Kaiſer Otto I, der das Bisthum Prag gründete, war es, der nun auch dem Chriſtenthum unter den Sorben und Wenden, d. h. in den Ländern zwiſchen der Saale und Elbe, den Ländern des ſächſiſchen Erzgebirges und der Ober- und Niederlauſitz, bleibenden Sitz verſchaffte. So ſtiftete er die Bisthümer Merſeburg, Meißen, Zeiz, welches letztere ſpäter nach Naumburg verlegt wurde; dann unter den Wilzen die Bisthümer Havelberg und Brandenburg, und alle dieſe ſtanden dann wieder unter dem Erzbisthum Magdeburg. Auch dieſem ſtand ein Adalbert vor, der Lehrer des vorhingenannten Adalbert von Prag.

Ein merkwürdiger Kampf zwiſchen Chriſten- und Heidenthum finden wir bei dem Volke der Obotriten (Abotriten), den Bewohnern des heutigen Mecklenburg. Was den Scandinaven der Götzentempel zu Upſala, das war den Obotriten und ihren Religionsverwandten der Tempel zu Rethre an den Ufern des Tollenſee's (im heutigen Mecklenburg-Strelitz). In dieſem Tempel that der Fürſt der Obotriten, Miſtevoi, früher ſelbſt ein Chriſt, nun aber ein Abtrünniger, den Schwur, die Waffen nicht eher abzulegen, als bis das Chriſtenthum, das ſich auch bis dahin ausgebreitet hatte, wieder ausgerottet ſei. Das im Lande errichtete Bisthum von Oldenburg wurde verwüſtet, und bei dieſer Gelegenheit auch das Erzbisthum Hamburg nicht verſchont. End-

lich aber gelang es dem ſächſiſchen Herzog Bernhard, die Slaven wieder zu bändigen und der abtrünnige Miſtevoi verſöhnte ſich aufs Neue dem chriſtlichen Glauben.

Aehnliches wiederholte ſich unter deſſen Enkel, dem Wendenfürſten Gottſchalk. Gottſchalk hatte in dem Michaeliskloſter zu Lüneburg eine chriſtliche Erziehung erhalten. Als ihm aber im Jahr 1031 die Kunde ward, daß ſein Vater, der Wendenfürſt Ubo, von einem Sachſen ermordet worden ſei, ſchwur er blutige Rache. Das Chriſtenthum war freilich unſchuldig an jener Ermordung; aber dem erzürnten Gemüthe des Mannes war es genug, daß die Mörder ſeines Vaters Chriſten waren, um nun auch das Chriſtenthum und alle ſeine Bekenner feindlich zu behandeln. Gottſchalk ſetzte über die Elbe zu ſeinen Slaven und organiſirte einen allgemeinen Aufſtand. Nichts ward von dem verheerenden Schwerte, nichts von der verzehrenden Flamme verſchont. Aber mitten in der Arbeit des Verwüſtens begriffen, ſchaudert Gottſchalk vor ſeinem eigenen Werk zurück. Wie einem Fieberkranken die Beſinnung wiederkehrt, ſo tritt mitten in die Wuth die alte chriſtliche Erinnerung und dämpft das Feuer des Zornes. Gottſchalk erſchrickt vor ſeinem eigenen Thun, er ſagt ſich los von ſeiner eigenen wilden Schaar und fällt als Gefangener in die Hände ſeines Feindes, des Herzogs Bernhard von Sachſen. Als dieſer ſich von ſeiner Reue und von der ihm wiedergekehrten chriſtlichen Geſinnung überzeugt hatte, ſchenkte er ihm nicht nur die Freiheit, ſondern entließ ihn mit einer reichen Ehrengabe. Nur zur alten Herrſchaft ſollte er nicht wieder gelangen. Gottſchalk ging freiwillig in die Verbannung; er nahm Dienſt bei dem Dänenkönig Kanut. Nach einer zehnjährigen Abweſenheit kehrte er, verehlicht mit der däniſchen Königstochter Sirith, in ſein Vaterland zurück und nahm Beſitz von ſeinem väterlichen Erbe. Auch die den Obotriten verwandten Stämme ſchloſſen ſich ihm an. Nun war Gottſchalk Fürſt und Prediger des Volkes zugleich. In der Landesſprache hörte man ihn eben das Heil in Chriſto verkündigen, von dem er ſich früher zürnend abgewandt hatte und das er nun von ganzem Herzen umfaßte. Dieß wirkte mehr als alle Gewalt. Immer neue Bekehrte traten der Zahl der Gläubigen bei. Bald reichten die vorhandenen Kirchen nicht mehr

aus, es wurden neue gebaut und auch nach Geiſtlichen war immer größeres Verlangen. Mönchs- und Nonnenklöſter erhoben ſich zu Lübeck, Oldenburg, Ratzeburg. An letzterm Orte ward auch ein Bisthum errichtet. Gottſchalk ſelbſt wurde im Jahr 1066 in einem Aufſtand der Slaven ermordet, den 7. Juli zu Lenzen; mit ihm ward der Prieſter Ebbo (Yppo) auf dem Götzenaltar geſchlachtet. Andere Bekenner wurden geſteinigt. Der hochbetagte Biſchof Johannes von Mecklenburg wurde aufs Grauſamſte mißhandelt und ſein Haupt dem Götzen Radegaſt im Tempel zu Rethre geopfert. Noch einmal fiel das Volk der Obotriten in die Nacht des Heidenthums zurück, bis ihm erſt ſpäter das Licht von neuem aufging, um nicht wieder zu erlöſchen.

Noch bleiben uns von dem ſlaviſchen Völkercomplexe, den wir uns für die heutige Betrachtung vorgenommen, die Polen und die Ruſſen zu betrachten übrig; und dann wird noch ein Wort zu ſagen ſein über das Chriſtenthum der Ungarn.

Der polniſche Herzog Mieſko (Mieceslav I) heirathete nach Mitte des zehnten Jahrhunderts eine böhmiſche Prinzeſſin, Dambrowka. Dieſe bekehrte ihn zum Chriſtenthum, und nun ſuchte er auch mit Gewalt daſſelbe im Lande einzuführen. Die Götzenbilder wurden abgethan und ins Waſſer geworfen und das Volk zum chriſtlichen Gottesdienſt gezwungen. Später erhielt das polniſche Chriſtenthum einen Mittelpunkt in dem Bisthum Poſen, das von Kaiſer Otto I gegründet wurde, und dann kamen noch weiter (im eilften Jahrhundert) hinzu die Bisthümer Gneſen und Krakau.

Die mannigfachen Beziehungen, in welchen das ruſſiſche Reich zum griechiſchen ſtand, führte auch dieſes Volk dem Chriſtenthum und zwar der griechiſchen Kirche zu. Mag auch, was Photius von einer ruſſiſchen Geſandtſchaft erzählt, die ſchon im neunten Jahrhundert unter Baſilius Macedo nach Conſtantinopel gekommen ſei und von den gewaltigen Eindrücken, die dieſe Geſandtſchaft in der Sophienkirche empfangen, der ſichern hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit entbehren, ſo iſt um ſo gewiſſer, daß in der Mitte des zehnten Jahrhunderts die ruſſiſche Großfürſtin Olga nach Conſtantinopel kam und ſich zu einer chriſtlichen Prinzeſſin umtaufen ließ, die von nun an zu Ehren der Mutter des großen

Constantin den Namen Helena führte. Die Bekehrung des Volkes selbst hatte aber noch ihre Schwierigkeiten. Erst gegen Ende des zehnten Jahrhunderts trat Olga's Enkel, der russische Fürst Wladimir, energisch als Verbreiter des Christenthums in Rußland auf. Er hatte eine christliche (griechische) Prinzessin, Anna, geheirathet und war selbst zum Christenthum übergetreten. Er hatte sich in Cherson, am westlichen Ufer des Dnieper, taufen lassen (980). Von da an nannte er sich Basilius (Wassily). Er berief christliche Geistliche und Bischöfe in sein Reich und legte nun Hand an zu gänzlicher Beseitigung des Heidenthums. Auch er verfuhr hierin schonungslos despotisch. In seiner Hauptstadt, Kiew, ließ er das Bild des obersten Gottes der Russen, Perun, an den Schweif eines Pferdes binden, schimpflich durch die Stadt schleppen und in den Dnieper werfen. Sodann ließ er durch einen Herold ausrufen, daß, wer nicht bis den andern Tag sich zur Taufe melde, der Ungnade des Großfürsten sich aussetze. So meldeten sich denn freilich Viele zur Taufe. Zum Glücke blieb es aber nicht bei dieser äußern Weise. Nachgerade wurden auch Schulen im Lande angelegt und mit dem cyrillischen Alphabet auch die cyrillische Bibelübersetzung eingeführt. Mehr als Wladimir selbst wirkte sodann sein Sohn und Nachfolger Jaroslaw (1019—1054). Er war es besonders, der sich durch Stiftung von Kirchen und Schulen verdient machte. Zu Kiew wurde ein Erzbisthum errichtet. Weitere Bisthümer waren Nowgorod, Tschernigow, Wladimir, Bjeljorod. Schon Jaroslaw trug sich mit dem Gedanken, die russische Kirche von dem Patriarchen zu Constantinopel unabhängig zu machen und ein eigenes russisches National-Patriarchat zu gründen, allein erst einer spätern Zeit blieb es vorbehalten, diesen Gedanken zu verwirklichen.

Schon im siebenten Jahrhundert waren die Ungarn, oder wie sie sich nannten, die Magyaren, aus Asien nach Europa gekommen und hatten die Gegenden zwischen dem Dnieper und Don besetzt. Nachdem sie den Petschenegen hatten weichen müssen, drangen sie in der letzten Hälfte des neunten Jahrhunderts nach Dacien und Pannonien vor. Hier setzten sie sich ums Jahr 896 fest und wurden durch ihre Streifzüge der Schrecken der europäischen Christenheit. Nördlich drangen sie bis Hamburg und

Bremen vor, westlich bis in die Provence, südlich bis Otranto, östlich bis Constantinopel. Der deutsche König Heinrich I schlug sie 933 bei Merseburg, und eine noch gründlichere Niederlage erlitten sie bekanntlich auf dem Lechfelde unter Otto I im Jahr 955. Von den Slaven und Deutschen lernten sie Ackerbau und Gewerbe, und nun kam auch für sie die Stunde, da sie dem Christenthum sollten zugeführt werden. Ein Mönch, Hierotheos, soll die beiden ungarischen Fürsten Bulosudes und Gylas gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts, also schon vor der Niederlage auf dem Lechfelde, zu Constantinopel getauft haben. Von dem einen dieser Fürsten, Bulosudes, erfahren wir nichts weiter mehr, und auch was Gylas zum Besten des Christenthums gethan, liegt so ziemlich im Dunkeln. Erst seine Tochter Sarolta bewirkte durch ihre Verehlichung an den ungarischen Fürsten Geisa die Bekehrung ihres Gemahles und durch diesen allmählig die des Volkes. Es war der Bischof Pilgrim von Passau, der sich besonders um die Christianisirung Ungarns verdient machte. Die Ungarn hatten ihn gebeten, entweder selbst zu ihnen zu kommen oder ihnen Evangelisten zu senden. Pilgrim that erst das letztere: er schickte eine Anzahl von Geistlichen und Mönchen hin. Die Mission hatte guten Erfolg; es wurden, wie er an den Papst Benedict VI schreiben konnte, an 5000 Seelen gewonnen. Schon längere Zeit hatten auch heimliche Christen unter den Kriegsgefangenen in Ungarn gelebt. Diese traten nun aus ihrer Verborgenheit hervor und schlossen sich den neuen Glaubensverwandten an. Aber auch das Heidenthum zählte noch seine Bekenner. Beide Religionen lebten eine Zeitlang neben einander und hielten sich die Wage. Unter den Mönchen, welche das Evangelium in Ungarn verkündeten, finden wir auch einen Schweizer oder wenigstens den ehemaligen Bewohner eines schweizerischen Klosters, den Mönch Wolfgang aus Mariä-Einsiedeln, allein er soll, wie die Benedictiner-Akten melden, auf ein unfruchtbares Land gesät haben und unverrichteter Sache wieder abgezogen sein. Später ward er Bischof von Regensburg.

Etwas bessern Erfolg hatte die ungarische Mission unter der Leitung des uns schon bekannten Bischofs Adalbert von Prag. Er begab sich selbst in das Land und ließ auch einen seiner

Schüler, Radla, dort zurück; allein es blieb auch jetzt noch bei oberflächlichen und skizzenhaften Umrissen.[1]) Zum völligen Durchbruch gelangte das Christenthum erst unter dem Sohne Geisa's, Waik, der im Jahr 997 zur Regierung gelangte und der in der Geschichte unter dem christlichen Namen Stephanus bekannt ist. Nach der Erzählung der einen Chronisten wäre Stephanus erst durch seine Vermählung mit der burgundischen Prinzessin Gisela, der Wittwe des Herzogs Heinrich von Baiern und einer Schwester Kaiser Heinrichs II (des Heiligen), zum Christenthum bekehrt worden; nach Andern hatte er schon von Kindheit auf durch Adalbert eine christliche Erziehung erhalten und war auch von diesem getauft worden. Seine entschiedene Parteinahme für das Christenthum wird übrigens einem Siege zugeschrieben, den er über seinen heidnischen Gegner, den ungarischen Fürsten Kupan, davon trug. Stephan soll dem h. Martinus, dem Schutzheiligen Pannoniens, ein Gelübde gethan haben, daß, wenn er ihm zum Siege verhelfe, er für das Christenthum ein Namhaftes thun wolle. Wir hätten also auch hier wieder, wie bei Constantin, bei Chlodwig u. A. ein Schlachtenwunder als Motiv der Bekehrung. Stephan ward mit Sieg gekrönt, und nun folgte auch jene Verheirathung mit Gisela, die ihm zugleich die Königswürde einbrachte. Um als ein Mann von Wort sein Gelübde zu erfüllen, that er für das Christenthum, was er von seinem Standpunkt aus nur immer thun konnte; er berief Geistliche und Mönche ins Reich und sorgte für die Mittel der Erbauung und des Unterrichts. In seiner Residenz Stuhl-Weißenburg errichtete er einen prächtigen Münster zu Ehren der Jungfrau Maria; griechische Bauleute wurden berufen, das Werk auszuführen. Die Kirche von Gran aber wurde zum Erzbisthum des Landes erhoben. Bei diesen löblichen Unternehmungen schien es sich aber von selbst zu verstehen, daß Stephan, wie er durch Gewalt der Waffen sich den Sieg errungen, nun auch wieder mit Waffengewalt das Christenthum da ausbreitete, wo es nicht freiwillig angenommen wurde.

[1]) In der Lebensbeschreibung Adalberts heißt es, er habe den Ungarn einen „Schatten des Christenthums" beigebracht (umbram christianitatis impressit). Das ungarische Christenthum wird als ein laues und flaues bezeichnet (languidus et sepidus christianismus). Neander II. S. 181.

So wurden denn empfindliche Strafen allen denen angedroht, die ſich eines Abfalles vom Glauben oder auch nur der Vernachläßigung des Gottesdienſtes ſchuldig machen würden. Auch in Siebenbürgen, das er im Jahr 1003 eroberte, führte Stephan dieſelben Geſetze ein und empfahl dann auch ſeinem Sohne Emmerich (Heinrich) die Fortſetzung ſeines Werkes. Er that es übrigens in einer Weiſe, die uns zeigt, daß er nicht nur äußerlich den Namen eines Chriſten angenommen, ſondern ſich bis auf einen gewiſſen Grad perſönlich in daſſelbe eingelebt hatte. So empfahl er ſeinem Sohne, er möge, gleich dem König Salomo, den Herrn vor allen Dingen um Weisheit bitten. Auch was er weiter von der Kirche Chriſti ſagt, als die auf einen Felſen gegründet ſei, zeigt uns, daß er wenigſtens eine Ahnung hatte von den tiefern Geheimniſſen des chriſtlichen Glaubens. Das Volk hat ihn ſpäter als Heiligen verehrt. Längere Zeit dauerten zwar auch nach Stephans Tod in Ungarn die Kämpfe zwiſchen der heidniſchen und chriſtlichen Partei fort. Zweimal gelang es noch im eilften Jahrhundert der erſtern, ſich wieder emporzuſchwingen, aber nur auf Augenblicke, ſo daß wir doch berechtigt ſind, mit ihm, dem erſten Könige der Ungarn, dem h. Stephanus, den eigentlichen Wendepunkt anzunehmen vom Heidenthum zum Chriſtenthum.

Somit wäre denn in der Zeit zwiſchen Karl dem Großen und Gregor VII, d. h. im neunten, zehnten und der erſten Hälfte des eilften Jahrhunderts, ein großer Theil von heidniſchen Nationen, der Norden und der Oſten Europa's der Religion des Kreuzes zugeführt worden; Nationen, welche ſpäter ſelbſt wieder ihre Zeugen der Wahrheit in die Reihen der Bekenner geſtellt haben. Wenn wir dieſe Nationen noch einmal von der Gegenwart aus überſchauen, ſo ſind die einen, wie die Ruſſen bei dem griechiſchen, andere, wie ein großer Theil der Slaven bei dem römiſchen Bekenntniß geblieben. Aber nicht wenige von ihnen, ſo der ganze ſcandinaviſche Norden, ſo auch ein Theil der ſlaviſchen Völker und ein Theil der Ungarn haben ſich ſpäter dem Lichte der Reformation zugewendet oder haben, wie die Böhmen, der Reformation theilweiſe vorgearbeitet. — Länder, in denen nur mit Mühe, ja nach langen und hartnäckigen Kämpfen, der chriſtliche Name auf-

kommen konnte und mit ihm der christliche Glaube und die christliche Sitte, sind in der Folge das Vaterland christlicher Helden, die Wiege neuer, fruchtbarer Ideen und segensreicher Unternehmungen geworden. Böhmen hat uns seinen Huß und Hieronymus von Prag, Schweden seinen Gustav Wasa und Gustav Adolf, Ungarn eine große Schaar protestantischer Märtyrer gegeben, und wie sie Alle großentheils in älterer und neuerer Zeit von dem Herzen Deutschlands aus ihre christlichen Impulse empfangen haben, so haben sie wieder anregend und belebend auf Deutschland und seine Kirche zurückgewirkt.

Wir können aber unsere Betrachtung über die Verbreitung des Christenthums nicht für geschlossen erachten, wenn wir nicht auch einen Blick geworfen haben auf die Beschränkungen und Verfolgungen, welche die Religion des Kreuzes in eben dieser Zeit zu erleiden hatte. Schon die bisherige Geschichte der Verbreitung des Christenthums hat uns auch theilweise Verfolgungen desselben vor Augen geführt. Jetzt aber ist noch zu reden von den Verfolgungen der Christen in der muhamedanischen Welt, namentlich in Spanien.

Wir haben früher bemerkt, wie die spanischen Christen unter der maurischen Herrschaft erst gut behandelt wurden, ja wie sich sogar Mischehen zwischen Arabern und Christen bildeten. Dieß Verhältniß hörte um die Mitte des neunten Jahrhunderts auf. Es kam zu Zerwürfnissen und endlich zu Verfolgungen. Die Christen und namentlich die Geistlichen wurden vielfach beschimpft; kaum konnte ein Leichenbegängniß gehalten werden, ohne daß mit Steinen nach der Procession geworfen und der Name Christi gelästert wurde. Besonders war das Kreuzeszeichen und das Geläute der Glocken den Bekennern Muhameds anstößig. Ja, nur die Berührung mit einem Christen wurde ängstlich vermieden. Man floh sie gleich der Pest. Und warum sollen wir's nicht bekennen, daß auch hinwiederum die Christen ihres Ortes der herausfordernde Theil waren, indem sie den Muhamed als Lügenpropheten ausschrieen und sich den Anordnungen der Chalifen widersetzten. Lästerung des Propheten aber zog Todesstrafe nach sich; Beschimpfung der Gläubigen Geißelung. — Der Bischof Paul Alvarus von Cordova stand an der Spitze der christlichen

Eiferer. Das geduldige ſich Schmiegen unter das Joch der Ungläubigen erſchien ihm als unwürdige Feigheit; er nannte diejenigen Leoparden (zweideutige Charakter), die friedliches Verhalten dem herausfordernden Weſen vorzogen; er machte ihnen den Vorwurf der Menſchenfurcht, der Zweizüngigkeit, der Falſchheit. Dieſer Vorwurf mochte Einige mit Recht treffen. Daß aber nicht alle den Muth des Bekenntniſſes verloren hatten, das bewies der Mönch Perfectus in einem Kloſter von Cordova. Er hatte den Streit nicht geſucht; er war von einigen Arabern, die ihm auf der Straße begegneten, aufgefordert worden, ſich offen über ſeinen Glauben auszuſprechen; er that es. Als ſie ihn fragten, wie er von Muhamed denke, verhehlte er nicht, daß er ihn für einen falſchen Propheten halte. Da die Araber ihm zuvor Strafloſigkeit verſprochen hatten, um ihn ſicherer zu machen, ſo ließen ſie ihn einſtweilen gehen. Allein bei einer ſpätern Gelegenheit fielen ſie über ihn her und ſchleppten ihn mit Ketten beladen vor den Richter und ins Gefängniß und von da weiter aufs Schafot; er ſtarb als der erſte Märtyrer Spaniens. Andere folgten ihm nach. Ja, einige drängten ſich ſogar (wie auch in frühern Zeiten der Verfolgung geſchehen) ohne Noth zum Märtyrthum: Frauen, Jünglinge, Greiſe, beſonders viele Mönche, die aus ihren Einöden ſich herbeigelaſſen, um Zeugniß von ihrem Glauben abzulegen, ſanken unter dem Schwerte des Henkers dahin, ſo daß zuletzt ein Concil von Cordova im Jahr 852 dieſes ſich Hinzudrängen zum Märtyrthum förmlich verbieten mußte. Daß namentlich auch bei den gemiſchten Ehen großes Zerwürfniß in den Familien entſtand, daß chriſtliche Schweſtern von muhamedaniſchen Brüdern verrathen und dem Richter überliefert, Kinder von ihren Eltern getrennt wurden, war nichts Seltenes. Nicht zu gedenken der vielen Gewiſſen, die verwirrt wurden, indem die Einen der Geiſtlichen zu geduldigem Tragen des den Chriſten auferlegten Joches, die Andern zu kühnem Widerſtand aufforderten. Indeſſen ging auch dieſe ſchwere Zeit der Prüfung vorüber. Um die Mitte des zehnten Jahrhunderts ſtellten ſich friedlichere Verhältniſſe wieder her. Die Chriſten in Spanien gewöhnten ſich nach und nach an die Anſicht, welche nun die Oberhand erhielt, daß die Fremdherrſchaft, unter der ſie ſeufzten,

eine von Gott über sie verhängte Strafe sei, der sie sich in Geduld zu unterziehen hätten. Ein stiller leidender Gehorsam, der Gott für die Gnade dankte, ungestört seines Glaubens leben zu dürfen, ohne deßhalb Andere zu stören, schien das unter allen Umständen Gerathenste.

Wir entsetzen uns über die Greuel, welche von den Anhängern des Propheten an den Christen verübt wurden. Aber vergessen wir nicht, daß auch die Christen jener Zeit das Wort ihres Meisters vergaßen: „wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid.“ Wie sehr schienen sie dagegen jenes andere Wort: „ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert,“ im fleischlichsten Sinne mißverstanden zu haben, wenn sie eben auch die Religion des Friedens mit dem Schwerte den Völkern zu bringen sich berechtigt glaubten.

Besonders richtete sich jener falsche Bekehrungseifer der Christen nicht nur gegen Heiden und Muhamedaner, sondern auch gegen die Juden. Zwar zogen die deutschen Kaiser, Ludwig der Fromme und Karl der Kahle, mehrere Juden an ihren Hof; aber selbst aufgeklärte Bischöfe, wie ein Agobard von Lyon, sahen in jeder Vergünstigung, die den Juden zu Theil wurde, eine Beeinträchtigung der Christen. Der leidenschaftliche Haß gegen die Juden wurde freilich auch dadurch genährt, daß man sie geheimer Einverständnisse mit den Muhamedanern beschuldigte. Auf ihr Anstiften, hieß es, seien jene Verfolgungen in Spanien ausgebrochen. In Toulouse gab sich der Judenhaß auf eine höchst ärgerliche Weise zu erkennen. An den drei hohen christlichen Festen mußte immer ein Jude im Namen seiner Glaubensgenossen unter einer christlichen Kirchenthüre drei Ohrfeigen von einem handfesten Christen sich geben lassen und zudem mußte die ganze Judenschaft drei Pfund Wachs an die Beleuchtung der Kirche steuern. Es sollte dies angeblich auf einer Verordnung Karls des Großen beruhen. Dieses unterliegt zwar großem Zweifel; allein der erwähnte Gebrauch erhielt sich bis ins zwölfte Jahrhundert.[1]) Eine Synode von Metz verbot im Jahr 888 den Christen allen nähern Verkehr mit den Juden, namentlich sollte

[1]) Schröckh, Kirchengeschichte XXI. S. 308. 309.

man nicht mit ihnen eſſen und trinken. Milder als ſolche Synoden, milder als einzelne Geiſtliche und die Maſſe des Volkes, urtheilten in dieſer Hinſicht mehrere Päpſte. Schon Gregor I hatte die Gewaltthätigkeit gegen die Juden mißbilligt, und geſtützt auf ſeine Verordnungen empfahl auch Papſt Alexander II im eilften Jahrhundert, ein menſchliches Verfahren. — Daß die einzelnen, wohlgemeinten Verſuche, die Juden auf ſchriftlichem Wege zu belehren und zu bekehren, bei der ſo gereizten Stimmung wenig verfingen, läßt ſich denken. Immerhin gereichen ſolche Züge der Kirchengeſchichte auch der Chriſtenheit zur Demüthigung. Aber wohl mögen wir uns hüten, dem Chriſtenthum ſelbſt aufzubürden, was einzelne Chriſten oder auch ganze Zeitalter aus Unverſtand oder aus böſem Willen verſchuldet haben.

Siebente Vorlesung.

Die steigende Macht des Papstthums. Die pseudo-isidorischen Decretalen. — Nicolaus I und seine Nachfolger. — Die päpstliche Pornokratie. — Kaiser Otto I. — Frankreich unter Hugo Capet. — Weitere Geschichte des Papstthums bis auf Hildebrand und dessen Erhebung auf den päpstlichen Stuhl als Gregor VII.

Von der Geschichte der Ausbreitung des Christenthums unter den Völkern des europäischen Nordens und des Ostens kehren wir nun zurück zu der Geschichte der Kirche selbst, und zwar werden wir zuerst die äußere Gestalt derselben, ihren Leib ins Auge zu fassen haben, um dann weiter zu sehen, welche Seele in diesem Leibe sich entwickelt hat. Der Leib der Kirche erscheint uns als ein vielgegliederter Leib, dessen sichtbares Haupt kein anderer ist, als der Bischof zu Rom, der Papst. Wir haben schon in unserer vierten Vorlesung gesehen, wie durch die gegebenen Verhältnisse im siebenten und achten Jahrhundert der Bischof zu Rom in die Stellung gelangte, der oberste der Bischöfe zu sein und wie namentlich sein Ansehn im Abendlande durch das fränkische Herrscherhaus gegründet worden ist. Von dieser Zeit an schreiben sich ja auch die Schenkungen an Ländereien, die den Inhaber des Kirchenstaates, das Patrimonium Petri, zu einem weltlichen Gebieter machten. Aber wir haben auch damals bemerkt, mit welcher Klugheit und Energie Karl der Große seine eigene politische Selbstständigkeit dem Papst gegenüber zu wahren wußte, wie er das Zepter, auch in Beziehung auf die fränkische Landeskirche, in seinen Händen behielt und sich vom Papste nicht drein reden ließ, so sehr er auch mit ihm in gutem Vernehmen stand.

Auf dieſen päpſtlichen Stuhl zu Rom richten wir nun zum zweitenmal unſere Blicke. Es wird ſich uns zeigen, wie bald nach dem Tode Karls des Großen die Forderungen des römiſchen Stuhles ſich geſteigert haben, bis ſie in der Perſon Gregors VII nicht nur ihre theoretiſche, ſondern ihre praktiſche Verwirklichung fanden. Ein ruhiges Fortſchreiten iſt es aber nicht, dem wir zuſehen könnten, etwa wie dem ſichtlichen Wachsthum einer Pflanze, wie dem Bau eines Domes. Nein, der Weg, auf dem wir die Fortſchritte des Papſtthums werden zu verfolgen haben, geht durch mancherlei Stürme, durch Höhen und Tiefen hindurch. Es iſt nicht immer ein Weg der Ehre, ſondern auch der Schmach und der Schande, ſogar des tiefſten ſittlichen Verfalles, auf dem wir die Nachfolger des Apoſtelfürſten wandeln ſehen. Und doch treten uns auch wieder große, ſittlich gekräftigte und heroiſche Charaktere entgegen, die wir als die eigentlichen Träger und Vertreter der Papſtidee zu betrachten haben, einer Idee, die nicht der Einzelne nach Belieben erfunden hat, ſondern die der Zeit angehört und mit ihr aufs Innigſte verwachſen iſt. Ein ſolcher Charakter begegnet uns in der Perſon Nicolaus I, der im Jahr 858 an die Stelle Benedicts III trat. Es iſt der erſte Papſt, deſſen Haupt eine Krone trug; noch nicht zwar die dreifache Krone, aber doch immer eine Krone, welche neben den Kaiſern, Königen und Fürſten dieſer Welt, den Knecht der Knechte Gottes als den Kirchenfürſten erſcheinen läßt.

Nicolaus I, ein Mann von ſeltenen Gaben und eiſernem Charakter, trat mit Forderungen auf, die über alles hinausgingen, was die Päpſte bis dahin errungen hatten. Nicht der Erſte zu ſein im Range, der Oberſte zu ſein unter den Prieſtern der Kirche innerhalb der Schranken ſtaatlicher Ordnung, nicht das genügte ihm; ſondern was bei ihm unverhüllt hervortritt und was er mit eben ſo viel Geſchick als Erfolg durchführte, das war der Gedanke: alle kirchliche Macht, heiße ſie conſtitutive oder geſetzgebende oder richterliche Gewalt, iſt in der Perſon des Papſtes concentrirt, in ſeiner Hand vereinigt. Hatten früher alle Biſchöfe ſich als Nachfolger Petri betrachtet, denen es gegeben ſei zu löſen und zu binden, ſo war nun doch der Papſt zu Rom der eigentliche Nachfolger des Apoſtelfürſten, deſſen Sitz er inne hatte, und die

biſchöfliche Gewalt, ſo hoch dieſe auch immer geſchätzt wurde, erſchien zuletzt doch wieder nur als ein Ausfluß der ſeinigen.

Der Gedanke war an ſich kein neuer. Schon frühere Päpſte hatten ihn gehegt; aber keiner hatte ihm die Folge gegeben, die Nicolaus ihm zu geben wußte; keiner mit ſolcher Beſtimmtheit die Kirche Chriſti und die Kirche Roms in Eins zuſammengefaßt, wie dieſer Papſt. Woher, kann man fragen, kam dieſem Manne dieſe Kühnheit, dieſe Zuverſicht? Die ſchon erwähnte Feſtigkeit des Charakters kommt dabei wohl mit in Anſchlag. Ebenſo haben auch hier wie anderwärts die Zeitverhältniſſe mitgewirkt, dieſe zuverſichtliche Stimmung in ihm zu heben. Aber das alles hätte noch nicht die Anerkennung hervorgebracht, welche die überſpannten Forderungen der päpſtlichen Macht im Allgemeinen fanden und immer mehr fanden bei der Mehrzahl der Zeitgenoſſen. Hier mußte etwas Poſitives, außer dem Bereiche der päpſtlichen Willkür Liegendes, mitwirken, und dieß war eben der Fall. Was den Forderungen des Papſtes wenigſtens an vielen Orten willigen Eingang verſchaffte, war die Thatſache, daß man die erhobenen Anſprüche, als hiſtoriſch begründet, als gut verbrieft und verſiegelt zu betrachten anfing, daß man mit einem Worte ein unbeſtreitbares, poſitives Recht in ihnen erblickte. Konnte nachgewieſen werden, daß alle jene Anſprüche des Papſtes nicht erſt von geſtern auf heute entſtanden ſeien, ſondern daß von Anbeginn der Kirche an die römiſchen Biſchöfe im Beſitz jener Rechte ſich befunden hatten, ſo war allem Widerſpruch der Mund verſchloſſen. Und ſiehe! es fand ſich ſo. Eine kirchliche Geſetzesſammlung, die unter dem ehrwürdigen Namen des ſpaniſchen Biſchofs Iſidor plötzlich zum Vorſchein kam, enthielt Dokumente aus der älteſten Zeit, Briefe der römiſchen Biſchöfe aus den erſten Jahrhunderten, die ſchon eine ganz ähnliche Anſchauung von der päpſtlichen und der prieſterlichen Würde überhaupt verriethen, wie die, welche Nicolaus an den Tag legte. Die Geiſtlichen erſcheinen ſchon hier als die bevorzugten Diener und Hausgenoſſen Gottes, denen von Rechtes wegen eine höhere Stellung im Leben zukommt als den Weltlichen. Wohl gibt es auch unwürdige Prieſter; aber dieſe ſind als eine Strafe des Himmels anzuſehen, die in Geduld zu ertragen iſt; darum ſoll ſich nie-

mand an einem Prieſter vergreifen. Wer es thut, der taſtet den Augapfel Gottes an und begeht eine Todſünde. — Nächſt der prieſterlichen Macht im Allgemeinen, wird dann im Beſondern noch die Macht der Biſchöfe hervorgehoben. Kein Laie darf Klage führen wider einen Biſchof, denn dieſer iſt nur Gott verantwortlich. Wie Chriſtus die jüdiſchen Prieſter zum Tempel hinausgewieſen, ſo ſtehet es auch *ihm* allein zu, die Prieſter des neuen Bundes zu ſtrafen. Ein Biſchof darf nur auf die Ausſage von 72 unbeſcholtenen Zeugen durch 12 ſeiner Standesgenoſſen gerichtet werden, mit Bezug (wie man ſieht) auf die Zahl der Jünger und der Apoſtel. In der Perſon des Biſchofs hat der Gläubige den Herrn ſelbſt zu ehren. Er ſoll ihn lieben wie ſeine eigene Seele. — Die Biſchöfe ſtehen einzig unter Chriſto, d. h. unter ſeinem Stellvertreter, dem Papſte. Ueberall ſieht aus dem Buche die Abſicht hervor, die Biſchöfe der Aufſicht ihrer natürlichen Vorgeſetzten zu entziehen und ſie unmittelbar unter die Aufſicht des Papſtes zu ſtellen.

Was nun endlich den Papſt ſelbſt betrifft, ſo wird er nicht nur als der *höchſte*, ſondern als der *allgemeine*, gewiſſermaßen als der *einzige* Biſchof hingeſtellt, von welchem die übrigen Biſchöfe nur die Werkzeuge ſind, durch die er ſeinen oberhirtlichen Willen vollzieht. Ihm kommt allein das Recht zu, neue Bisthümer zu gründen, Synoden zu berufen, *ihm* das Recht zu binden und zu löſen im vollſten Umfange; unter ihm ſtehen ſelbſt die Könige.

So weit der Inhalt dieſer Geſetzesſammlung. *Wie* und *wo* ſie entſtanden, wer ihr Verfaſſer ſei, wie ſich die ächten Beſtandtheile derſelben zu den unächten verhalten, das ſind Fragen, mit denen die Geſchichte des Kirchenrechtes ſich zu befaſſen hat; wir können hier darauf nicht eingehen. Nur ſo viel ſei geſagt, daß wohl *die* Meinung der Gelehrten noch immer die haltbarſte iſt, wonach dieſe Geſetzesſammlung nicht unmittelbar in Rom ſelbſt, wohl aber nicht ohne Vorwiſſen Roms, in der Diöceſe von Mainz verfertigt und von da in Umlauf gebracht worden iſt. Daß dabei Betrug gewaltet, den man immerhin einen *frommen* Betrug nennen mag, weil damit nach dem Glauben derer, die ihn begingen, die Ehre Gottes ſollte gefördert werden, iſt mit Händen

zu greifen. Die angeblich alten Dokumente verrathen ſich durch ihre Sprache und durch chronologiſche Verſtöße, die auch dem verblendetſten Auge auffallen müſſen.[1]) Auch die entſchiedenſten Anhänger des päpſtlichen Syſtems müſſen heut zu Tage es zugeben, daß die Sammlung eine vielfach verfälſchte war, und daher wird ſie auch in der Kirchengeſchichte immer nur als eine lügenhafte und falſche aufgeführt, die Sammlung des Pſeudo-Iſidor. Damals freilich wagten es nur Wenige, ihre Aechtheit zu beſtreiten; es fehlte auch der Zeit an der gehörigen Kritik. Um ſo ungehinderter konnte Papſt Nicolaus davon Gebrauch machen, und er war auch der Erſte, der es that.

Und nun gehen wir zu ſeiner Regierungsgeſchichte ſelbſt über.

Eine erwünſchte Gelegenheit, der weltlichen Macht gegenüber ſeinen Einfluß geltend zu machen, gab Nicolaus dem Erſten eine Eheſtreitigkeit König Lothars II von Lothringen. Je ungerechter hier die Sache des Königs von ſich aus war, deſto günſtiger war die Stellung des Papſtes, wenn er als Anwalt des Rechts, als Beſchirmer der Unſchuld auftreten konnte. — Lothar war an die Schweſter des Burgundenkönigs Hubert, Teutberge verheirathet. Er hatte aber eine Zuneigung zu einer gewiſſen Walrade gefaßt, die er zur Königin erheben und ſeine rechtmäßige Gattin verſtoßen wollte. Er klagte die Teutberge der Untreue an; Teutberge, ihrer Unſchuld bewußt, war bereit, ſich dem Gottesgericht des ſiedenden Waſſers zu unterwerfen. Wir werden ſpäter auf die Gottesgerichte der Kirche zu reden kommen. Im vorliegenden Falle übernahm ein Hofbedienter die Probe für die königliche Frau; die Probe fiel zu ihren Gunſten aus, und ſo wurde ſie nun auch von dem Ehegericht der Biſchöfe unſchuldig erklärt. Lothar aber, der ſeine Gattin um jeden Preis ſchuldig

[1]) Hier nur einige Beiſpiele: Biſchöfe des zweiten Jahrhunderts citiren Bibelſtellen nach der viel ſpätern Ueberſetzung des Hieronymus. — Papſt Victor II († 202) ſchreibt an den Biſchof Theophilus von Alexandrien (383). Papſt Anaclet († ums Jahr 100) redet ſchon von Patriarchen, Metropoliten, Primaten. Papſt Melchiades erwähnt das nicäiſche Concil (325), das erſt eilf Jahre nach ſeinem Tode zuſammentrat. Papſt Zephirinus († 218) beruft ſich auf Geſetze chriſtlicher Kaiſer. — Dazu kommt das Stillſchweigen ſämmtlicher Kirchenſchriftſteller bis in's neunte Jahrhundert.

haben wollte, behauptete, es sei bei dem Bestehen der Probe nicht mit rechten Dingen zugegangen, und ohne sich an den Spruch der Bischöfe zu kehren, behandelte er seine Gattin als eine gemeine Verbrecherin. Er ließ sie einsperren und ihr endlich durch die Folter ein Geständniß ihrer Schuld erpressen. Teutberge wandte sich in ihrer Herzensangst an den Mann, der ihr allein helfen konnte, an den Papst. Inzwischen aber benützte Lothar das seiner Gemahlin durch die Folter abgenöthigte Geständniß, um ihr aufs Neue den Proceß zu machen. Er versammelte die Bischöfe seines Landes zu Aachen im Jahr 860. Die beiden Erzbischöfe Gunthar (Günther) von Trier und Tiedgaud von Köln, Verwandte der Walrade, leiteten das Gericht, und dieses sprach nun das Schuldig über Teutberge aus und verurtheilte sie zur Kirchenbuße. Nicht aber alle Bischöfe stimmten dem Urtheil bei, namentlich trat ein Mann dagegen auf, der in dieser Zeit überhaupt eine wichtige Rolle spielte, der Erzbischof Hinkmar von Rheims. Dieser protestirte gegen den Beschluß, obgleich derselbe auf einer zweiten Synode zu Aachen (862) bestätigt wurde. Nun wandte sich Lothar nach Rom, in der Hoffnung, der Papst werde das Urtheil bestätigen. Allein Nicolaus war nicht der Mann, der sich brauchen ließ und der ohne zu untersuchen nach Gunst urtheilte. Er schickte erst zwei Legaten nach Lothringen ab, welche eine genaue Untersuchung über die Schuld oder Unschuld der Verurtheilten anstellen sollten. Lothar nahm die Legaten mit großer Reverenz auf und veranstaltete eine neue Synode zu Metz im Jahr 863. Auf der Synode wurden nur lotharingische, von der Gunst des Königs abhängige Bischöfe zugelassen, die päpstlichen Legaten wurden bestochen, Teutberge ward nicht einmal vorbeschieden, und so erfolgte einfach die Bestätigung der Aachener Beschlüsse. Die beiden Erzbischöfe Gunthar und Thiedgaud reisten nun selbst nach Rom, um auch die päpstliche Bestätigung zu erwirken. Allein Nicolaus übereilte sich auch jetzt nicht; er legte die Sache einer römischen Synode vor; er überzeugte sich von der Unschuld Teutberge's, kassirte die Aachener Beschlüsse und sprach über die beiden Erzbischöfe, die sich zu dem unwürdigen Spiel hergegeben, das Absetzungsurtheil aus. Auch allen andern Bischöfe drohte er mit derselben Strafe, wenn sie

ſich einfallen ließen, ſeinen Anordnungen zuwider zu handeln. Allerdings trat hier Nicolaus, der lotharingiſchen Geiſtlichkeit gegenüber, in einem Tone auf, wie man ihn bisher nicht gewohnt war, aber mit dem böſen Gewiſſen käuflicher Prieſter konnte er, ja mußte er eine ſolche Sprache reden. Die ſittliche Verkommenheit bei Weltlichen und Geiſtlichen, kam ſeiner Anmaßlichkeit zu ſtatten. Wer noch Sinn für Recht hatte, mußte dem Papſte beiſtimmen; und ſo hatte er gewonnenes Spiel. Zwar proteſtirten die entſetzten Erzbiſchöfe gegen den päpſtlichen Spruch. Ja, ſie wandten ſich an Kaiſer Ludwig II, den Bruder Lothars, der ſich gerade mit einem Kriegsheer im Beneventiſchen Gebiete befand und forderten ihn auf, die ſeinem Bruder widerfahrene Schmach zu rächen. Wirklich rückte der Kaiſer nach Rom vor. Nicolaus flüchtete ſich in die Peterskirche; der Kaiſer verfolgte ihn auch dahin; doch ſoll ein Wunder ihn umgeſtimmt haben.[1]) Genug, der Papſt kam ungeſtraft davon. Bald darauf ward Ludwig mit ſeinem eigenen Bruder in Streit verwickelt. Es kam dahin, daß dieſer demüthig den Papſt um Verzeihung bitten und ſich auch in der Eheſache ſeinem Willen fügen mußte. Nun trat der Papſt vollends als der alleinige rechtmäßige Schiedsrichter auf. Er ſandte einen Legaten an die Höfe von Frankreich und Deutſchland ab, und ließ ihnen ſagen, daß ſie ſich aller Einmiſchung in die Sache zu enthalten und allein ſeinen Anordnungen ſich zu fügen hätten. Lothar wurde gezwungen, Teutberge wieder als Gattin zu ſich zu nehmen. Sie ward ihm auf einer Ständeverſammlung zu Attigny aufs Neue angetraut. Walrade ſollte dem Legaten als Gefangene nach Rom folgen, um dort ſich der Kirchenbuße zu unterwerfen. Aber der treuloſe Lothar ließ der Gefangenen nachſetzen und ſie befreien. Die Gattin aber zwang er, einen Brief an den Papſt zu ſchreiben, worin ſie ſelbſt um Scheidung anhalten mußte. Nicolaus durchſchaute auch dieſes Spiel. Er wies das Geſuch zurück und forderte Teutberge auf, Gott und der Wahrheit die Ehre zu geben, auch wenn es ſie ein Opfer koſte.

---

[1]) Ein Soldat aus dem Heere des Kaiſers, der ſich an einem Curcifix vergriffen, fiel plötzlich todt zu Boden. Auch der Kaiſer wurde von Krankheit befallen.

Jetzt nahm Lothar aufs Neue eine drohende Stellung gegen den Papst ein; er konnte es um so eher, als sich unterdessen auch die äußern Verhältnisse zu seinen Gunsten gewendet hatten. Nicolaus beharrte auf seinem Rechte. Er starb darüber den 13. November 867.

Hatte er so der weltlichen Macht gegenüber sein päpstliches Ansehen geltend gemacht, indem er der Zuchtlosigkeit und Willkür eines Fürsten die höhern Gesetze des Rechts und der Sittlichkeit aufrecht erhielt, denen auch die Großen dieser Welt sich nicht ungestraft entziehen dürfen, so nahm er nun auch gegen die Erzbischöfe eine imponirende Stellung ein. Wir haben bereits den Namen des Hinkmar von Rheims genannt. Dieser Hinkmar (Ingemar) war ein eigenthümlicher Charakter, ein Gemisch von Energie und Intrigue, von Freimuth und Ränkesucht, ein Vertheidiger der erzbischöflichen Rechte gegenüber der päpstlichen Monarchie, aber auch gewaltthätig gegen die ihm untergebenen Geistlichen. So hatte er, ob mit Recht oder Unrecht, mag unentschieden bleiben, den Bischof Rothad von Soissons entsetzen lassen. Dieser wandte sich an den Papst, und Nicolaus ließ nicht nach, bis der Entsetzte wieder an seine Stelle gelangte. Dadurch wurde natürlich das Ansehn des Erzbischofs sehr compromittirt, das des Papstes dagegen aufs Glänzendste befestigt. Und auch in diesem Handel berief sich Nicolaus auf die gefälschten Urkunden des Isidorus.

Endlich war es derselbe Nicolaus, der auch dem Patriarchenstuhl von Constantinopel gegenüber eine gebieterische Stellung annahm. Auf diesem Patriarchenstuhl saß erst Ignatius, ein Mann von strengen Sitten. Aber eben darum war er dem kaiserlichen Hofe verhaßt. Es gelang dem Regenten Bardas, der während der Minderjährigkeit Michaels III die Zügel des Reichs führte, diesen Ignatius zu entfernen, und an seine Stelle den gelehrten Photius zu setzen. Als Ignatius aber auf seinem Recht beharrte, verklagte ihn Photius in Rom. Nicolaus wollte aber auch in dieser Sache nicht entscheiden, bevor er sich über den Stand der Dinge unterrichtet hätte. Er schickte zwei Legaten nach Constantinopel, und in ihrer Gegenwart wurde im Jahr 861 eine Synode von mehr als 300 Bischöfen gehalten,

welche die Absetzung des Ignatius bestätigte. Auch diese Legaten ließen sich bestechen. Ignatius, der wider Willen gezwungen worden war, sein Absetzungsurtheil zu unterschreiben, suchte nun ebenfalls Schutz beim Papste. Nicolaus hielt im Jahr 863 eine Synode in Rom, und nachdem er sich genau über den Stand der Dinge hatte unterrichten lassen, sprach er sich zu Gunsten des Verdrängten aus und erklärte den Photius sowie die beiden bestochenen Legaten für abgesetzt. Zugleich hob er mit Photius und seinem ganzen Anhang die Kirchengemeinschaft auf. Photius antwortete mit Schmähungen, und auf einer Synode, die er im Jahr 867 in Constantinopel veranstaltete, vergalt er Gleiches mit Gleichem: er verhängte den Bann über Nicolaus. Nun wurde der Streit der beiden Kirchenhäupter auch ein Streit der beiden Kirchen. Die früher erwähnte Differenz wegen der Lehre vom h. Geiste wurde jetzt wieder hervorgehoben. Photius beschuldigte die abendländische Kirche, das Glaubensbekenntniß verfälscht zu haben, und noch andere Dinge warf er der römischen Kirche als Neuerung vor, wie das Fasten am Sabbath, das Verbot der Priesterehe u. s. w. Dazu kamen noch die Ansprüche, welche Rom auf die Bulgarei erhoben und welche von Photius als ungegründet zurückgewiesen wurden. Nicolaus säumte nicht, durch gelehrte Männer des Abendlandes eine Vertheidigung der abendländischen Kirche verfertigen zu lassen. Er erlebte noch den Triumph, daß bei dem durch die Ermordung Kaiser Michaels eingetretenen Regierungswechsel Photius weichen mußte und der von ihm begünstigte Ignatius wieder an seine Stelle gelangte. Das Ende des Streites erlebte er freilich nicht. Auch wir müssen den weitern Verlauf dieses Streites der beiden Kirchen, der morgen- und der abendländischen, auf eine spätere Zeit versparen, um den Faden der Papstgeschichte weiter zu verfolgen.

Das Papstthum hatte allerdings unter Nicolaus I einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan. Aber wir würden sehr irren, wollten wir glauben, es hätte von da an ein ununterbrochener Fortschritt stattgefunden bis auf Gregor VII hin. Wie überall in der Geschichte Reactionen und Schwankungen eintreten, bis eine eingeschlagene Richtung in gerader Linie und unaufhaltsam ihrem Ziele zueilen kann, so war es auch hier. Schon mit dem

nächsten Papst, Hadrian II, trat ein Rückschlag ein. Hadrian war schon alt und gebrechlich als er den römischen Stuhl bestieg, und doch wollte er mit eben der Energie handeln, mit der Nicolaus gehandelt. Zudem war es nicht die gute und gerechte Sache, die er vertrat, wenn er unter anderm des liederlichen Karlmann sich annahm, der gegen seinen Vater, Karl den Kahlen, sich empört hatte und an die Spitze einer Räuberbande sich stellte, oder wenn er den zuchtlosen Neffen Hinkmar von Laon gegen dessen Onkel Hinkmar von Rheims vertheidigte. In beiden Fällen zog Hadrian den Kürzern. Er mußte sich von Hinkmar von Rheims im Namen des Königs die stärksten Dinge sagen lassen, und das Widerwärtigste von allem war, daß er dann, als er mit der Sprache des Trotzes nicht mehr ausreichte, zu dem „milden Oel und dem süßen Honig" der niedrigsten Schmeicheleien seine Zuflucht nahm. Er starb 872. Höher hob sich wieder das in der Person Hadrians geschwächte Ansehen des Papstes unter dessen Nachfolger Johann VIII. Als dieser Karl II den Kahlen 875 zum Kaiser krönte, da sprach er aus, was zur Zeit der Krönung Karls des Großen noch nicht war ausgesprochen worden: aus göttlichem Rechte und auf göttlichen Befehl verleihe der päpstliche Stuhl die Kaiserkrone.

Aber nun trat gegen Ende des neunten Jahrhunderts durch den Wechsel der Herrscherhäuser in Deutschland eine bedenkliche Zeit ein. Bekanntlich hatte Karl der Dicke noch einmal die getheilte Monarchie Karls des Großen als eine ganze unter seinem Zepter vereinigt, aber nur auf kurze Zeit. Auf dem Reichstag zu Tribur (888) wurde er entsetzt und mußte seinem Neffen, Arnulf von Kärnthen, den Thron Deutschlands überlassen. Er selbst zog sich in das Kloster Reichenau (am Bodensee) zurück, wo er den Rest seiner Tage erlebte. Mit Arnulfs Sohn, Ludwig dem Kinde, erlosch das Haus der Karolinger in Deutschland. Da wählten die versammelten Herzoge von Sachsen, Franken, Lothrigen, Schwaben, Baiern Konrad I den Franken, der 911 bis Ende 918 regierte. Von da an war Deutschland ein Wahlreich geworden, und als Konrad ohne Erben gestorben, trat mit Heinrich I von Sachsen, den die sagenhafte Geschichte als den Vogler oder Finkler bezeichnet, das sächsische Kaiserhaus an

die Reihe. Er ist es, mit dem recht eigentlich die Geschichte des deutschen Reiches und des deutschen Volkes ihren Aufschwung nimmt, und in seine Fußtapfen trat dann noch sein größerer Sohn und Nachfolger Otto I oder der Große im Jahr 936 als deutscher König, 962 aber als deutscher Kaiser.

Während eben dieser Zeit, zu Ende des neunten bis nach der Mitte des zehnten Jahrhunderts, finden wir in Italien die heftigsten politischen Parteikämpfe, in welche näher einzugehen hier nicht unsers Ortes ist. Nur so viel, daß eben diese Parteikämpfe nun auch ihren Einfluß übten auf die Wahl der Päpste. Es ist haarsträubend, zu erzählen, zu welchen Auftritten diese Parteiwahlen führten. Wir heben nur das Wichtigste hervor.

Um die Krone Italiens stritten sich im letzten Jahrzehnt des neunten Jahrhunderts der Herzog Guido von Spoleto und der Herzog Berengar von Friaul. Auf dem päpstlichen Stuhl saß Stephan V. Dieser begünstigte den Guido und krönte ihn 891. Noch in demselben Jahr starb der Papst und es folgte ihm auf dem päpstlichen Stuhle Formosus, Bischof von Porto. Von diesem wußte Guido zu erreichen, daß er seinen Sohn und Mitregenten, den jungen Lambert, gleichfalls krönte. Nun aber änderte später Formosus seinen Sinn. Gegen die Bedrückungen Guido's und seines Sohnes rief er den deutschen König Arnulf von Kärnthen zu Hülfe. Arnulf rückte im Jahr 894 mit einem starken Kriegsheer in Italien ein, und als sein erstes Erscheinen nicht den erwünschten Erfolg hatte, ging er 895 ein zweites Mal über die Alpen; er bemächtigte sich Roms, ließ sich zum Kaiser krönen und sich von den Römern den Vasalleneid leisten, doch unbeschadet der Ehre und der Rechte des heiligen Stuhles. Formosus starb 896. Nun aber folgte wieder ein Stephanus, den die Einen als den sechsten, die Andern als den siebenten bezeichnen. Dieser war zu Lebzeiten des Formosus dessen erbittertster Gegner gewesen. Und nun wollte er sich an ihm auch noch im Tode rächen. Und in welcher Weise? Man höre! Stephanus ließ die Leiche seines Vorgängers Formosus ausgraben, ihr die päpstlichen Kleider anziehen und sie auf den Armensünderstuhl setzen, damit sie sich gegen die Anklagen, die nun sollten förmlich erhoben werden, verantworte. Alle Rechtsformen wurden dabei

eingehalten. Ein Sachwalter wurde dem todten Papſt zur Vertheidigung beigegeben. „Da du Biſchof von Porto warſt, wurde die Leiche angeredet, warum haſt du dich durch deinen Ehrgeiz verleiten laſſen, den römiſchen Stuhl an dich zu reißen?“ Keine Antwort! Darauf ließ Stephanus dem Todten die Kleider wieder ausziehen, die drei erſten Finger der rechten Hand, womit der Papſt zu ſegnen pflegte, ihm abhauen und die Leiche in die Tiber werfen. Alle von Formoſus während ſeines Lebens vorgenommenen Segnungen wurden für null und nichtig erklärt. — Aber Stephanus, der dieſen Muthwillen am Todten geübt, nahm bald darauf ein klägliches Ende. Die Römer, unzufrieden mit ſeiner Regierung, fielen über ihn her, ſchleppten ihn ins Gefängniß und erdroſſelten ihn endlich mit einem Strick.

Dieß nur ein Vorſpiel zu den weitern Greueln, die nunmehr die Papſtgeſchichte zu einer Geſchichte des ſittlichen Entſetzens machen.

Unter den verſchiedenen italieniſchen Parteien hatte ſich die toskaniſche Partei zur Herrſchaft aufgerungen. An ihrer Spitze ſtand der Markgraf Alberico und ſeine Buhlerin Theodora mit ihren ſittlich ausgeſchämten Töchtern Theodora und Marozzia. Fünfzig Jahre lang und drüber throneten nun auf dem Stuhle Petri Creaturen dieſer Schandpartei, mehrentheils ſittliche Scheuſale der erſten Klaſſe. Die Geſchichte hat dieſes Regiment Roms vom Jahr 904—962 mit einem Namen geſtempelt, den ich hier nicht auszuſprechen wage.[1]) Dieſem ruchloſen Regimente verdankt denn auch wohl ihren Urſprung die Fabel von einer Weibsperſon Johanna auf dem päpſtlichen Stuhle.[2]) Mehrere

[1]) Griechiſch heißt ſie die Zeit der Pornokratie. Der alte lutheriſche Superintendent Löſcher hat die Geſchichte dieſes Regimentes, das er mit dem deutſchen Namen benannte, in einem eigenen Werke beſchrieben. 1707. 1725.

[2]) Die wunderliche Geſchichte iſt dieſe: Auf den Tod Leo IV (855) vor der Regierung Benedicts III, der der Vorgänger Nicolaus I war, regierte ein Johannes Anglicus, der bald als der Siebente, bald als der Achte bezeichnet wird. Dieſer war ein Weib, mit Namen Johanna (Agnes, Jutta, Gerberta). In männlicher Kleidung hatte Johanna mehrere Reiſen gemacht, ſich allerlei Kenntniſſe erworben, zuletzt in Rom eine Schule eröffnet, und war, weil man ſie für einen Mann hielt, zum Papſt gewählt worden. Bei einer Proceſſion zwiſchen der Peterskirche und der Kirche zum h. Lateran kam ſie nieder und gab den Geiſt auf. — Erſt im zwölften Jahrhundert iſt dieſe Geſchichte aufgekommen und ſeit dem fünfzehnten häufig beſtritten, doch auch wieder von Andern vertheidigt worden. Daß ſie in eine frühere Zeit verlegt wird, als

der Günſtlinge nämlich jener ſchamloſen Weiber führten den Namen Johannes, und Johanna war dafür der Collectivname. Wir laſſen billig einen Schleier fallen über alle die Laſter, womit in dieſer Zeit der päpſtliche Stuhl befleckt wurde. Als charakteriſtiſch heben wir nur hervor, daß die bis auf dieſen Tag übliche Sitte der Päpſte, ihren ehrlichen Taufnamen gegen einen neuen Namen zu vertauſchen, gerade am Ende dieſer Zeit aufgekommen iſt, gleich als hätten ſie ihres Namens ſich zu ſchämen gehabt. Johann XII iſt der erſte, der alſo ſeinen Namen veränderte. Er hieß früher Octavianus, wurde als ein 18jähriger Jüngling auf den Stuhl Petri gehoben und ſchändete, wie ſeine Vorgänger, den päpſtlichen Stuhl durch Laſter. — Aber um eben dieſe Zeit der äußerſten Verſunkenheit war es der deutſche König Otto I der Große, aus dem ſächſiſchen Hauſe, der dem wüſten Treiben endlich ein Ziel ſetzte. War doch der Zeitpunkt günſtig, die alten Anſprüche Deutſchlands auf Italien zu erneuern! Eben der genannte Papſt Johann XII gab dazu Veranlaſſung. Gegen die Bedrückungen des italieniſchen Königs Berengar rief er den König Otto, 960, um Hülfe an. Otto erſchien und ließ ſich von dem jungen Papſte zum Kaiſer krönen, den 28. Februar 962. Er hätte verdient, von einem Würdigern gekrönt zu werden, denn kaum hatte Otto den Rücken gewendet, als der treuloſe Johann mit des Kaiſers Feinden ſich verband. Eilends kehrte der Kaiſer wieder um und rückte noch einmal nach Rom vor. Der Papſt floh und ſchwamm bewaffnet über die Tiber. Otto aber ließ 963 in der Peterskirche eine Synode abhalten, auf welcher der Papſt ſich verantworten ſollte. Er hatte Mitleiden mit deſſen Jugend: „er iſt noch ein Knabe, ſprach er, vielleicht beſſert er ſich.“ Aber der Knabe trotzte, er erſchien nicht, er drohte mit dem Banne. Nun ſchritt die Synode voran. Die fürchterlichſten Anklagen erhoben ſich gegen den jungen Sünder auf Petri Stuhl; er habe, hieß es, einmal bei den Orgien, die er im Vatican hielt, auf die Geſundheit des Teufels getrunken, er habe die heidniſchen

---

die Pornokratie, thut zur Sache nichts. Daß es die fabelnde Phantaſie mit der Chronologie nicht genau nimmt, zeigen die Pſeudo-Iſidoren. Einige wollen in der Päpſtin Johanna ſogar eine Satyre auf die Pſeudo-Iſidoren erblicken. Andere wieder geben andere Erklärungen.

Göttinnen Juno, Venus u. s. w. um ihren Beistand beim Spiel angerufen und was dergl. mehr. Wenn auch nur die Hälfte davon wahr, — es war genug, um das Absetzungsurtheil über den frechen Schänder des Heiligen zu rechtfertigen. An seine Stelle wurde Leo VIII (früher ein Laie) gewählt. Bei diesem Anlasse behielt sich der Kaiser das Schutzrecht über die Stadt Rom und die römische Kirche vor. Die Römer mußten schwören, hinfort keinen Papst ohne Einwilligung des Kaisers weder zu wählen, noch zu weihen. — Nach des Kaisers Entfernung riefen jedoch die Römer den abgesetzten Johann wieder zurück, der seine Regierung durch neue Unthaten verhaßt machte und endlich den 14. Mai 964 vom Schlage gerührt starb.

Gründlich gebessert waren die Sachen auch jetzt noch nicht. Auch jetzt noch blieb der päpstliche Stuhl, gleich als wäre er von Gott auf immer verlassen, trotz aller dem Kaiser gegebenen Versicherungen, ein Spielball der Parteien.

Nun traten auch mit Frankreich Conflicte ein. Auch hier erlosch im Jahr 987 (mithin 76 Jahre später als in Deutschland) das Haus der Karolinger mit Ludwig dem Faulen, und an dessen Stelle trat das Haus der Kapetinger mit Hugo Capet, der zu Noyon zum Könige ausgerufen, zu Rheims gekrönt wurde. Gegen diese Erhebung Capets zum Könige von Frankreich protestirte Herzog Karlmann von Lothringen. Er bemächtigte sich der Stadt Rheims, wozu ihm der dortige Erzbischof Arnulf, ein Verwandter, behülflich war. Der Schritt des Erzbischofs erschien um so treuloser, als er seine Erhebung auf den Stuhl von Rheims dem König Hugo verdankte. Dieser gedachte dem Abtrünnigen eine verdiente Züchtigung zu bereiten. Er wandte sich deßhalb an den Papst Johann XV und bat ihn, über Arnulf den Bann zu sprechen, eine Bitte, in der ihn die Bischöfe Frankreichs unterstützten. Der Papst zögerte, weil er es mit keiner Partei verderben wollte. Nachdem nun Hugo, ohne des Papstes Beihülfe, dennoch seinen Nebenbuhler besiegt hatte, beschloß er Rache an dem Papst zu nehmen. Er berief im Juli 991 aus allen Provinzen des Reichs eine Synode nach Rheims. Auf dieser Synode machte sich der Erzbischof Seguin von Sens bemerklich durch die freimüthige Sprache, die er als Präsident der

Synode gegen den Papſt führte: „Was iſt doch der Papſt anders in ſeinem Prunkgewand und mit ſeiner Strahlenkrone? Wenn er von der Liebe entblößt iſt und nur aufgeblaſen von Wiſſenſchaft, ſo iſt der Antichriſt, der ſich in den Tempel Gottes geſetzt; entbehrt er aber noch obendrein der Wiſſenſchaft, dann iſt er ein ſtummer Götze, eine Bildſäule, bei der niemand ſich Rathes erholen wird.“ — Die Synode ſprach, ohne ſich an den Papſt zu kehren, die Abſetzung über Arnulf und wählte an deſſen Stelle den Secretär der Synode, den gelehrten Gerbert aus der Auvergne. Papſt Johann, der ſich in ſeinen Rechten aufs tiefſte gekränkt ſah (denn nur er ſollte ja Erzbiſchöfe ein- und abſetzen dürfen), ſuſpendirte alle Biſchöfe, die an der Synode theilgenommen, ſo lange bis ſie ſich von den Beſchlüſſen derſelben würden losgeſagt haben. Die Mönche, auf des Papſtes Seite, regten das Volk wider Gerbert auf. Der König ſah ſich genöthigt nachzugeben, und lud den Papſt ein, eine Unterſuchung vornehmen zu laſſen. Der Papſt ſchickte einen Geſandten nach Frankreich. Dieſer verſammelte 995 ein Concil in Müſon. Gerbert wurde vorgeladen, er ſuchte ſich zu vertheidigen, ließ ſich aber am Ende freiwillig bewegen, zurückzutreten und keine geiſtlichen Funktionen zu übernehmen, bis er vom Papſt würde beſtätigt ſein. Darüber ſtarb ſowohl der Papſt als der König Hugo Capet. Nun ward zum erſtenmal ein Deutſcher, Bruno, ein Verwandter des kaiſerlichen Hauſes, auf den päpſtlichen Stuhl gehoben, als Gregor V. Unter dieſem und dem König Robert, dem Nachfolger Hugo's, ward die Sache beigelegt. Gerbert mußte dem erzbiſchöflichen Stuhl entſagen und Arnulf wurde wieder eingeſetzt. Indeſſen wurde Gerbert bald entſchädigt; nicht nur ward er Erzbiſchof von Ravenna, ſondern nach dem Tode Gregors V erlebte er es, daß er ſelbſt auf den päpſtlichen Stuhl gehoben wurde. Gerbert führte als Papſt den Namen Sylveſter II. Er regierte zu kurz, als daß man viel von dem Einfluſſe reden könnte, der von ſeiner Regierung ausgegangen. Hervorzuheben iſt, daß er im Namen des verwüſteten Jeruſalems einen Brief an die Chriſtenheit ſchrieb und alſo die erſte Anregung zu einem Kreuzzug gab, im Jahr 1003; doch fand ſeine Klage noch kein Gehör. Was aber Gerbert für ſeine Zeit in der Wiſſenſchaft geleiſtet, wird beſſer in einem andern Zu-

ſammenhang beſprochen werden. Nach Gerberts Tod (1003) kam wieder eine ſchlimme Zeit. Das Papſtthum war in der toskaniſchen Familie erblich geworden. Ein unwürdiges Subject verdrängte jetzt das andere. Endlich gelangte ein gewiſſer Theophylakt, ein Knabe von 10—12 Jahren (Andere geben ihm doch wenigſtens 18 Jahre) auf den Stuhl Petri. Dieſer nannte ſich Benedict IX. Er lebte, wie ein Chroniſt ſagt, nach Weiſe der Epicuräer, und rief bei der unzufriedenen Partei eine Gegenwahl herbei. Man ſtellte ihm den Biſchof von Sabina gegenüber als Sylveſter III. Endlich kam ein Vergleich zu Stande, wonach die beiden Päpſte ſich in die Würde theilen ſollten. Benedict IX aber, der Geld brauchte, kam auf den Gedanken, den päpſtlichen Stuhl zu verkaufen (ganz ähnlich wie in den ſchlechteſten Zeiten des römiſchen Kaiſerthums). Es fand ſich ein Käufer und zwar nicht der ſchlechteſte. Ein hochgeachteter Mann von unſträflicher Sitte und fromm nach der Weiſe der Zeit, aber dem Grundſatze huldigend, daß man auch wohl ein verwerfliches Mittel brauchen dürfe, um einen guten Zweck zu erreichen, zahlte er für den ausgebotenen Stuhl 1500 Mark Silbers. Er hatte ſich das Geld mit Meſſe leſen verdient und gedachte nun durch den Kauf der päpſtlichen Stelle ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun. Dieſer Mann hieß Johann Gratian, er war bis dahin Erzprieſter (Archipresbyter) geweſen und nannte ſich nun als Papſt Gregor VI. Allein der Verkäufer Benedict wollte nun gleichwohl zum Gelde auch noch die Würde behalten, und auch Sylveſter wollte weder dem einen noch dem andern der Gegenpäpſte weichen. Und ſo erlebte die Kirche den Skandal, drei Päpſte zu haben. Die Unordnung war aufs höchſte geſtiegen. Noch einmal ſollte das Schwert des Kaiſers den Knoten zerhauen. So machte ſich denn, von allen Seiten darum angegangen, Heinrich III auf und drang 1046 mit einem Heer in Italien ein. Gregor VI kam ihm nach Piacenza entgegen; er entſchuldigte ſich, daß er aus guter Abſicht, zum Beſten der Kirche, die päpſtliche Würde gebraucht habe. Heinrich III nahm die Entſchuldigung nicht an. Er veranſtaltete eine Synode in Sutri (eine Tagreiſe nördlich von Rom). Alle drei Päpſte wurden entſetzt, doch in verſchiedener Weiſe. Am ſchonendſten wurde Gregor behandelt. Ohn viele Mühe ließ er ſich bewegen

eine Stelle niederzulegen, zu der er auf eine so schmähliche Weise gelangt war. Er sah das Unwürdige seines Schrittes nun selbst ein und that Buße für sein Vergehen. Wie der Käufer, so trat auch der Verkäufer Benedict freiwillig zurück. Sylvester dagegen ward zu lebenslänglicher Haft in einem Kloster verurtheilt, und erst nachdem so reines Feld gemacht worden, ward am heiligen Weihnachtsfeste des Jahres 1046 zur neuen Wahl geschritten. Abermals ward ein Deutscher, der Bischof Suidger von Bamberg (nach längerem Widerstreben zwar) zum obersten Bischof der Christenheit ernannt. Man mußte einen Deutschen nehmen, weil unter den übrigen Nationen keiner war, der würdig wäre erfunden worden. Dieser Papst nannte sich Clemens II. Heinrichs III Gedanke war nun überhaupt darauf gerichtet, durchgreifende Verbesserungen einzuführen und namentlich dem Laster der Simonie zu steuern. Was heißt Simonie? Wir lesen im ersten Kapitel der Apostelgeschichte, daß Simon Magus in Samarien dem Apostel Petrus Geld angeboten, wenn er ihm die Gabe des h. Geistes verleihen wolle. Petrus aber wies ihn mit den Worten von sich: daß du verflucht seist mit deinem Gelde, weil du gemeint hast, die Gabe Gottes mit Geld zu erkaufen. Nach diesem Simon Magus wurde nun jedes Streben, geistliche Dinge, namentlich christliche Aemter und Würden mit Geld zu erkaufen oder auch das Verkaufen derselben „Simonie" genannt. Und diese Simonie war in der That die Grundkrankheit, die eigentliche Pest der Zeit.

In dem Streben, dieser Pest ein Ende zu machen, war nun Heinrich III auch von andern Seiten unterstützt; namentlich zeigte der neue Papst Clemens einen redlichen Eifer, einen bessern Zustand der Dinge herbeizuführen. Er hatte schon bei seiner Wahl dem Kaiser versprechen müssen, nach seinen Grundsätzen zu handeln, und bei der vom Papste vollzogenen Kaiserkrönung mußten die Römer schwören, niemals einen Papst ohne Zustimmung des Kaisers zu wählen. Papst Clemens begleitete nun auch den Kaiser nach Deutschland, um die nöthigen Reformen einleiten zu helfen, allein der Tod hinderte ihn an der Ausführung seiner Vorsätze. Es wurde abermals ein deutscher Papst gewählt, und als dieser bald starb, zum drittenmal ein

Deutſcher, ein Verwandter des Kaiſers, Bruno, Biſchof von Toul, der ſeit 1049 unter dem Namen Leo IX regierte.

Von dieſer Zeit an macht ſich in der Umgebung dieſes Papſtes und der folgenden Päpſte ein Mann bemerklich, der mehr und mehr Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten gewinnt; ein Mann, nicht aus den höhern Schichten der Geſellſchaft, ſondern aus den niedern Ständen hervorgegangen, der Sohn eines ſchlichten Handwerkers (eines Zimmermanns), geboren zu Saona, einer kleinen Stadt in Toskana (man weiß nicht einmal genau das Jahr ſeiner Geburt); im Benedictinerorden auferzogen, war er ſchon mit Gregor VI befreundet geweſen. Leo hatte ihn auf ſeinen Reiſen kennen gelernt, die Einen ſagen in Deuſchland, die Andern in Frankreich (im Kloſter Clügny). Er trug, wenn auch kein Deutſcher, doch den deutſch lautenden Namen Hildebrand. Dieſer Mönch Hildebrand übte zunächſt einen mächtigen Einfluß auf den Papſt Leo. Er ſuchte in ihm vor allen Dingen Reue zu wirken darüber, daß er ſich vom Kaiſer, von weltlicher Seite habe auf den römiſchen Stuhl bringen laſſen; er bewog ihn, in Geſtalt eines Pilgers nach Rom zu gehen und dort ſich einer kanoniſchen, d. h. einer kirchlichen Wahl zu unterziehen; denn das war Hildebrands Gedanke, den er Zeitlebens feſthielt, daß die Diener und ſo auch die oberſten Diener der Kirche, die Päpſte, unabhängig von aller weltlichen Macht (heiße ſie wie ſie wolle) nur von der Kirche ſelbſt gewählt werden ſollten. Bald ſtieg nun Hildebrand von einer Stufe der Ehre zur andern, und immer bedeutender ward ſein Einfluß. Durch ſeine Vermittlung ward nach Leo's Tod abermals ein Deutſcher, Gebhard, Biſchof von Eichſtädt, als Victor II gewählt. Als dieſer geſtorben war, war auch ſchon die Rede davon, ihn ſelbſt zum Papſt zu wählen. Er lehnte es ab, und es wurde der Abt Friedrich von Monte Caſſino, als Stephan IX gewählt. Unter dieſem Papſt wirkte Hildebrand als Legat in Deutſchland und bereitete die Gemüther auf eine neue Papſtwahl vor. Wiederum ſtanden in Italien ſich die Parteien entgegen, die eine, wir wollen ſie die weltliche nennen, die ſich den weltlichen Einfluß auf die Wahlen ſammt den dabei mitſpielenden Intriguen nicht wollte nehmen laſſen, die andere die ſtreng geiſtlich hierarchiſche. Dieſe war geleitet von einem

Manne, der von nun an mit Hildebrand zusammenwirkte, um den Weltlichen ihren Einfluß zu entreißen und dadurch der Simonie zu steuern. Der Mann hieß Peter Damiani. Er war im Jahr 1007 zu Ravenna geboren und noch geringerer Herkunft als Hildebrand; er hatte als Knabe die Schweine gehütet; aber durch die Vermittlung eines begüterten Bruders war er in den Stand gesetzt worden, die Schulen von Ravenna, Faënza und Parma zu besuchen, und hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet. In einem Alter von dreißig Jahren hatte er die Heimath verlassen und sich als Einsiedler zurückgezogen, bis ihn Stephan IX aus seiner Einsiedlei hinwegrief und ihn zum Cardinalbischof von Ostia erhob. Damiani war ein strenger Asket (Büßer), und wie er streng war gegen sich selbst, so auch gegen Andere. Mit Hildebrand stimmte er nicht in Allem überein, aber doch in der Hauptsache; er pflegte ihn scherzweise seinen heiligen Satan zu nennen.

Als nach Papst Stephan des Neunten Tode die weltliche Partei die Abwesenheit Hildebrands in Deutschland benützt hatte, um einen Mann nach ihrem Herzen zu wählen, Benedict X, suchte Hildebrand gleich nach seiner Rückkehr diese Wahl zu vernichten, indem er den Bischof von Florenz, Gerhard von Burgund, als Nicolaus II auf den päpstlichen Stuhl beförderte. Und dieser war es nun, der ganz nach den Absichten Hildebrands regierte.[1]). Auf Hildebrands Eingeben erließ Nicolaus ein Wahldecret, welches allen bisherigen Intriguen und Machinationen für die Zukunft einen Riegel schieben sollte. Nach diesem berühmten Decret des Nicolaus sollte nämlich die Papstwahl weder durch den Adel, noch durch das Volk, sondern durch die Kirche vor sich gehen und zwar durch die obersten Repräsentanten der Kirche, die sog. Cardinäle. So hießen die Bischöfe, welche den päpstlichen Stuhl umgaben, deren Zahl anfänglich sieben war, später aber sich vermehrte. Erst wenn diese den Papst würden gewählt haben, soll der übrige Theil des Klerus, sammt dem Volke die Wahl bestätigen; auch soll dabei die schuldige Ehrerbietung gegen den Kaiser nicht außer Acht gesetzt werden, wenn

[1]) Ein Chronist der Gegenpartei sagt, Hildebrand habe den Nicolaus in seinem Dienste gehabt, gleich einem Esel im Stalle.

nämlich derſelbe dieſes Recht vom römiſchen Stuhl würde erlangt haben. Es war dieß eine ſehr verklauſulirte Beſtimmung. — Trotz dieſes Wahldecretes brachen aber gleich nach dem Tode des Nicolaus neue Unruhen aus. In Deutſchland führte Kaiſerin Agnes die Vormundſchaft über Heinrich IV. Während nun die Hildebrand'ſche Partei einen Mailänder, den Anſelm von Lucca, einen ſtreng geſinnten Kirchenmann, zum Papſt wählte (er nannte ſich Alexander II), berief die kaiſerliche Partei den 26. October 1061 eine Kirchenverſammlung nach Baſel. Es waren meiſt deutſche und lombardiſche Biſchöfe, die ſich da verſammelten und dieſe wählten, entgegen dem Hildebrandſchen Papſte, den Biſchof von Parma, Cadalous, der ſich als Papſt Honorius II nannte. Allein dieſer Basler Papſt konnte ſich ſowenig halten, als der 400 Jahre ſpäter in Baſel gewählte und gekrönte Felix V. Baſel hatte mit ſeinen Päpſten wenig Glück. So wurde denn Alexander als der rechtmäßige Papſt anerkannt, und unter ihm ſtieg Hildebrand zum Kanzler und Archidiacon der römiſchen Kirche auf, bis er nach dem Tode Alexanders im Jahr 1073 ſelbſt den päpſtlichen Stuhl beſtieg als Gregor VII.

So hätten wir, freilich nur in kurzer, flüchtiger Skizze, die Geſchichte des Papſtthums von Nicolaus I bis Gregor VII betrachtet, einen Zeitraum von mehr als zwei Jahrhunderten. Man kann wohl ſagen, die beiden äußerſten Glieder dieſer Reihe, Nicolaus und Hildebrand haben daſſelbe erſtrebt und gewollt, unbedingte Herrſchaft des römiſchen Stuhls; ſie haben das Papſtideal aufs höchſte geſpannt und deſſen Verwirklichung zu erſtreben geſucht, beide im Kampf mit ihrer Zeit; nur daß bei dem Einen die Verhältniſſe noch einfacher, bei dem Andern verwickelter erſcheinen. Vom evangeliſchen Standpunkte aus werden wir das Streben weder des Einen, noch des Andern gutheißen können, inſofern die Vorſchriften, die Chriſtus ſeinen Jüngern gegeben, ganz anders lauten. Aber am menſchlichen Maaßſtab menſchlicher Geſchichte gemeſſen, werden wir ſagen müſſen: es iſt ein großer Gedanke, den dieſe Männer im Geiſte ihrer Zeit verfolgten, ein Gedanke, für den man ſich nicht nur intereſſiren, für den man ſogar auf Augenblick Partei nehmen kann, gegenüber den ſchlechten

weltlichen Tendenzen der Zeit. Päpste wie Nicolaus I und Hildebrand, den wir noch später als Gregor VII werden kennen lernen, müssen durch ihren sittlichen Ernst, durch ihren Heroismus Jedem Achtung abnöthigen, der Sinn für menschliche Größe hat, unter welcher Form sich diese Größe auch darstelle. — Wie sehr sticht doch gegen diese ideale Größe die Reihe derjenigen Päpste ab, die durch moralische Versunkenheit, durch gemeine Leidenschaften unser sittliches Gefühl empören! Wahrlich, so wenig wir einen Augustus, Trajan, Mark Aurel in eine Linie setzen werden mit Caligula, Nero, Helivgabalus, eben so wenig werden wir alles was Papst heißt in eine Kategorie werfen. Wir haben ja gerade gesehen, wie das schlechte Papstthum bekämpft wurde durch die, denen ein höheres Ideal desselben vorschwebte. Oder hieße das etwa nur den einen Teufel durch den andern austreiben? So mag die Leidenschaft urtheilen, aber nicht die Geschichte. Das ist vielmehr das Vorrecht und die Aufgabe der ächten Geschichtswissenschaft, daß sie die verschiedenen Zeitalter, durch welche Gott die Kirche hindurchgeführt hat, ein jedes nach seinem Charakter aufzufassen und zu würdigen wisse. Wohl hat sich zu allen Zeiten das antichristliche Element dem christlichen entgegengesetzt. Aber es wäre ungerecht, den Antichrist nur auf der Seite des Papstes zu suchen. Licht und Schatten lassen sich nicht also theilen, daß wir nur rechts die Träger des einen, links die Träger des andern zu sehen hätten. Die Mischungen sind unendlich, und des Trüben findet sich zu gewissen Zeiten mehr als des Hellen und Erfreulichen. Aber auch durch die Trübungen hindurch sehen wir je und je das Licht hervorbrechen und die edlern Gestalten beleuchten, wenn auch nur unvollkommen und theilweise. Je mehr wir uns das Auge offen halten, auch für das gedämpfte und gebrochene Licht, desto mehr wird sich uns auch das Dunkel aufhellen, das auf den noch ungelösten Räthseln der Geschichte liegt.

Achte Vorleſung.

Dunſtan in England. — Die Hierarchie im Allgemeinen. — Cardinäle. — Das Mönchsthum: Cluniacenſer, Camaldulenſer, Vallombroſaner. — Der Cultus: Marienbienſt, Roſenkranz. Das Feſt aller Seelen. Die Reliquien und ihre Verehrung. Die Wallfahrten. — Reformatoriſche Stimmen: Claudius von Turin und Jonas von Orleans.

Bei der Entwicklungsgeſchichte des Papſtthums, mit der wir uns in der letzten Stunde beſchäftigt haben, haben wir unſere Blicke beſonders auf drei Länder gerichtet, auf Deutſchland, auf Frankreich und auf Italien. Zu einem vollſtändigen Bilde weniger der Papſtgeſchichte, als der Geſchichte der Hierarchie im Ganzen, d. h. zu einem vollſtändigen Bilde der Uebermacht, welche die geiſtliche Gewalt der weltlichen gegenüber anſtrebte, gehört noch eine Darſtellung der Verhältniſſe in England, namentlich im zehnten Jahrhundert. Zu den beiden Hauptvertretern der hierarchiſchen Richtung, Hildebrand und Damiani, deren Wirkſamkeit freilich ſchon in das eilfte Jahrhundert fällt, bildet mehr als ein halbes Jahrhundert früher der engliſche Mönch Dunſtan ein merkwürdiges Seitenſtück, oder noch richtiger können wir ihn als den Vorläufer eines Damiani und Hildebrand bezeichnen. Und ſo ſei mir geſtattet, in der heutigen Stunde nachzuholen, was über Englands kirchliche Zuſtände in dieſer Zeit und namentlich was über den h. Dunſtan zu ſagen iſt.

In England waren im Laufe des neunten Jahrhunderts durch die Verwüſtungen, welche die Dänen angerichtet, die in das Land fielen, die Spuren der Bildung und Geſittung vielfach

verwiſcht worden, welche durch die trefflichen Mönche daſelbſt im ſiebenten und achten Jahrhundert, durch einen Beda und Alcuin waren angeregt worden. Aber eine neue Culturepoche hatte ſich erhoben mit König Alfred, deſſen geſegnete dreißigjährige Regierung (vom Jahr 871 bis 901) für England das war, was einſt die Regierung Karls des Großen für das fränkiſche Reich geweſen. Alfred, ganz durchdrungen vom Geiſte der Religion, zugleich aber auch von Liebe zur Wiſſenſchaft, ſammelte die Reſte der Literatur, die ſich in den Klöſtern zerſtreut fanden und ließ ſich ſelbſt noch in höherm Alter in der lateiniſchen Sprache unterrichten, um ſich ſelbſtändig auf dem Gebiet der Wiſſenſchaft bewegen und über die Früchte der klaſſiſchen Bildung urtheilen zu können. Er zog, wie einſt Karl der Große, gelehrte Männer an ſeinen Hof und lohnte ſie königlich. Ja, nicht nur unter Geiſtlichen und Mönchen, auch unter den Laien ſuchte er den Sinn für Wiſſenſchaft zu verbreiten und ging darin weiter als Karl der Große. Aber mit ſeinem Tod im Jahr 901 erloſch auch bald wieder das geiſtige Leben. Verwilderung und Unwiſſenheit nahmen überhand und die Barbarei drohte von neuem hereinzubrechen. Da war es wiederum ein Mönch, der nachmalige Erzbiſchof von Canterbury, der in eigenthümlicher Weiſe als Reformator auftrat. In eigenthümlicher Weiſe; denn es war nicht das mildſtrahlende Licht der Aufklärung, das er ruhig auf den Leuchter ſtellte, um ſich und Andere an deſſen Schein zu erquicken; in ſeiner Hand glühte eine Fackel, die jeden Augenblick zur Brandfackel zu werden drohte; aber den Werken der Finſterniß gegenüber, gegen die er rückſichtslos ſtrafend auftrat, muß uns auch dieſe glühende Fackel als ein wohlthätiges Licht für jene Zeit erſcheinen, und das Feuer, das er anzündete, als ein reinigendes Feuer.

Dunſtan ſtammte aus einem edlen Geſchlecht (er iſt geboren um 925). In der Nähe ſeines Geburtsortes ſtand das Benedictinerkloſter Glaſtonbury. Hier erhielt er ſeine Bildung und zeichnete ſich bald durch ſeine Fähigkeiten aus. Der König Aethelſtan zog ihn an ſein Lager. Die Gunſt deren er ſich erfreute, weckte den Neid der Edelknaben, die nicht ruhten bis er wieder vom Hof entfernt wurde. Seine weltlichen Studien und das

Dichten weltlicher Lieder waren ihm zum Vorwurf gemacht worden. Um ſolche Vorwürfe niederzuſchlagen, führte Duſtan von nun an ein ſtreng geiſtliches Leben. Er entſagte der Welt und ging wieder in ſein Kloſter zurück. Statt einer Zelle ſoll er ein Loch in der Erde bewohnt haben. Sein einziges Studium war jetzt die h. Schrift. Der Ruf ſeiner Frömmigkeit gelangte auch zu den Ohren der verwittweten königlichen Frau, Aethelflede, die ihn zu ihrem Beichtiger machte. Nun berief ihn auch König Eadmund an ſeinen Hof und machte ihn bald darauf zum Abt von Glaſtonbury, im Jahr 942. Wenn dieſe Jahrzahl die richtige iſt, ſo wäre Dunſtan noch ein Jüngling von 17 bis 18 Jahren geweſen, als er zu dieſer Würde gelangte. Weil dieß faſt unmöglich ſcheint, ſo haben Andere geglaubt, die Jahreszahl ändern zu ſollen. Immerhin übernahm Duſtan als ein noch junger Abt die Leitung des Kloſters zu einer Zeit, als die Kloſterwelt im tiefſten Verfall war. Aber niemand durfte ſeine Jugend verachten. Mit der größten Strenge handhabte er die Regel Benedicts. Zu beſonders hohem Anſehen gelangte er unter der Regierung des Königs Eadred (946—955). So groß war ſein Einfluß auf den König, daß ein Geſchichtsſchreiber von dem König rühmen konnte, er habe ſich ganz Gott und dem h. Dunſtan geweiht. Man hat Dunſtan beſchuldigt, das Vertrauen des Königs mißbraucht zu haben, um ſich oder doch die Benedictinerklöſter, die ihm vor allem am Herzen lagen, zu bereichern. Allerdings gewann der Orden der Benedictiner, gewann die Geiſtlichkeit an Einfluß in England in dieſer Zeit; aber eben auf dieſem Wege ſollte auch ein ernſterer Sinn und ein ſittlicheres Leben bei Geiſtlichen und Weltlichen gepflanzt werden. Die ſittlichen Grundſätze Dunſtans, für die er eiferte, waren allerdings nicht frei von Vorurtheilen der Zeit. Dunſtan gehörte zu denen, welche die Ehe der Geiſtlichen verabſcheuten, und welche auch in Beziehung auf die Ehe der Weltlichen es mit den verbotenen Graden ſehr weit trieben. Dieß brachte ihn auch in Conflict mit König Eadwig, dem Nachfolger Eadred's, deſſen Ehe mit einer Verwandten er für unrecht erklärte. Daß Duſtan in dieſer Sache höchſt leidenſchaftlich und gewaltthätig handelte, geht aus allem hervor, wenn auch parteiiſche Berichte den Sachverhalt mögen

entstellt haben.[1]) Dunstan wurde genöthigt, England zu verlassen. Er zog sich nach Flandern zurück, wo er bei Graf Arnulf eine Zufluchtsstätte fand. Sein Schicksal war maßgebend für das seiner Ordensgenossen. Alle Benedictiner wurden aus England vertrieben und ihre Klöster verwüstet. Allein bald sollte Dunstan aufs glänzendste gerechtfertigt werden. Der König verdarb es durch seinen unersättlichen Geiz mit dem eigenen Volke. Das ganze Land nördlich von der Themse fiel von ihm ab und setzte seinen jüngern vierzehnjährigen Bruder Eadgar auf den Thron Englands. Dieser rief Dunstan aus seiner Verbannung zurück. Eine Synode von Bradford erwählte ihn zum Bischof. Er verwaltete zwi Bisthümer auf einmal, das von Worcester und das von London, und ein Jahr darauf, 959, sah er sich auf die oberste Stufe der englischen Hierarchie, auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury erhoben. Dreißig Jahre beherrschte er von da aus alle Verhältnisse Englands bis zu seinem Tode, den 9. Mai 988. Das war eine Blüthezeit für Englands Priesterschaft, namentlich florirte der Benedictinerorden aufs Neue. Die strengste Kirchenzucht wurde geübt. Wie einst Theodosius, so mußte König Eadgar sich der Kirchenbuße unterwerfen, weil er eine junge Nonne dem Kloster entführt hatte. Auch der Zuchtlosigkeit der Geistlichen trat Dunstan mit dem Eifer eines Propheten entgegen; aber freilich wurde nun auch das Cölibat schonungslos durchgesetzt. Inzwischen verdankten auch treffliche Staatseinrichtungen Dunstan ihren Ursprung, so daß die Regierungszeit Eadgar's als eine der glücklichsten gepriesen wird. Nach dem Tode des jungen Königs (975) kam es zwar abermals zu Unruhen, in denen die Stellung Dunstans gefährdet wurde, aber die Unruhen wurden gestillt, und Dunstan behielt die Oberhand in Staat und Kirche.

Es ist über diesen Mann sehr verschieden geurtheilt worden. Seine größten Feinde konnten seinen Wandel nicht antasten; er hielt sich unbefleckt von all dem Schmutze, der in jener Zeit so oft das Leben der Geistlichen befleckte; allein nicht minder wahr

[1]) Es wird erzählt, Dunstan habe am Krönungstage mit Gewalt den König aus den Armen seiner Gattin gerissen und ihm dann die Krone aufgesetzt. Die Chronisten haben die Gattin als Buhlerin bezeichnet, weil sie die Ehe mit ihr, als einer Verwandten, für unzulässlich hielten.

iſt es, daß ſeine rauhe Mönchstugend oft in Härte überging und ſein Eifer für die Ehre Gottes nicht ſelten eine Geſtalt annahm, die eher an einen Elias, als einen Apoſtel Chriſti erinnerte. Solche eiſerne Charaktere müſſen aber bei all ihrer Härte in unſern Augen gewinnen, wenn wir an die ſittliche Fäulniß uns erinnern, von der das Leben der Geiſtlichen und der Weltlichen in jener Zeit ergriffen war. Der ſittlichen Schlaffheit gegenüber erſcheinen ſie als Heroen, wenn auch nicht liebens- ſo doch bewundernswürdig, und es mag ein Sinn darin liegen, wenn die Legende von Dunſtan erzählt, daß er den Teufel mit einer Schmiedzange gepackt habe.

Laſſen Sie uns nun auf die ganze hierarchiſche Gliederung, wie ſie an das ſichtbare Haupt, den Papſt, ſich anſchloß und von ihm beherrſcht wurde, einen kurzen Blick werfen. Um dieſe Gliederung, dieſen Organismus deſto beſſer zu begreifen, wird es nicht unſchicklich ſein, einen kurzen Blick auf die Anfänge der Kirche zurückzuwerfen.

Wenn wir von der Höhe des Papſtthums, ſo zu ſagen von den ſieben Hügeln der ewigen Stadt aus, einen Blick werfen auf jene Gegenden des paläſtinenſiſchen Landes, da Chriſtus und die Apoſtel die Ankunft des Reiches Gottes auf Erden verkündigten und dann weiter die Fußtritte der Heilsboten verfolgen durch die angrenzenden kleinaſiatiſchen Länder und hinüber nach Afrika und nach Europa, ſo finden wir in den erſten Jahrhunderten nichts von alle dem, was jetzt als ein großartiges Gebäude vor uns ſteht, als Gebäude der Hierarchie. Wir finden allerdings ſchon zu des Apoſtels Paulus Zeiten Biſchöfe; aber dieſe Biſchöfe waren eins und daſſelbe mit den Aelteſten, welche den Gemeinden vorſtanden, und ihnen zur Seite finden wir die Helfer (die Diaconen), denen zunächſt die Armenpflege oblag. Aber bald ragten dann über den Aelteſten (Presbyter) die Biſchöfe hervor, und aus dieſen erhoben ſich wieder die Erzbiſchöfe, Metropoliten, d. h. die Biſchöfe der chriſtlichen Mutterſtädte, unter welchen dann wiederum ſchon im vierten Jahrhundert die großen Kirchenhäupter der Patriarchen von Jeruſalem, Antiochien, Alexandrien, Conſtantinopel und Rom hervorragten. Wie aber aufwärts die Stufen ſich zuſpitzten, nach der Pyramide des Papſtthums

hin, ſo hatten ſich auch vom Diaconus abwärts die Stufen des ſog. niedern Clerus gebildet, der Subdiaconen, Lectoren, Akoluthen u. ſ. w. — In dieſer Weiſe finden wir ſchon in den ſechs erſten Jahrhunderten, mit denen wir die alte Kirche ſchließen, die Sachen geordnet. Nun aber erſcheint dieſe Hierarchie der Kirche noch viel verzweigter im Mittelalter, indem gleichzeitig als das Papſtthum ſich zur Monarchie ausſpitzte, auch immer wieder neue Zwiſchenglieder in den Organismus des Ganzen ſich einſchieben und immer wieder neue Nebenzweige ſich anſetzen, neue Schoſſe heraustreten unter neuen Benennungen und mit neuen Aufträgen.

So traten, um nur einiges anzuführen, den Biſchöfen die oberſten Helfer (Archidiaconen) an die Seite, die beſonders die juridiſche Seite des biſchöflichen Amtes zu verwalten hatten. Später ſehen wir dann noch weitere Gehülfen der Biſchöfe unter dem Namen der Suffragane, der Officialen, der Weihbiſchöfe, der biſchöflichen Vicarien auftreten. Je weitläufiger dann ferner die Güter und Beſitzthümer der Kirche wurden, deſto nothwendiger wurden wieder eigene Verwalter dieſer Güter (Oekonomen). Ja in den Zeiten des Fauſtrechts bedurfte es nicht nur der Oekonomen, welche die Feder führten als Rechenmeiſter, ſondern es waren Kräfte nöthig, die mit dem Schwert in der Hand Räuber abtreiben konnten, die nach dem Kirchengute lüſtern waren. So entſtand das Amt der Schirmvögte und Kaſtenvögte. Es waren dieß keine Geiſtlichen, es waren ſtreitbare weltliche Herrn, aber ſie waren den Biſchöfen, den Aebten als ihre Lehensmannen zum Dienſt verpflichtet; freilich lagen ſie auch bisweilen mit ihnen ſelbſt im Streit und bedrückten die Kirche, ſtatt ſie zu ſchützen. Eine Sonderſtellung nahmen die ſog. Schloßkapläne, die Burgpfaffen ein, wie die mittelalterliche Sprache ſie nannte, in welcher das Wort „Pfaffe“ noch durchaus keine üble Nebendeutung hatte. Sie ſtanden unter dem weltlichen Schutze der Herrn, auf deren Schlöſſern und Burgen ſie den Gottesdienſt verrichteten und glaubten dadurch von der Aufſicht der Biſchöfe ſich emancipiren zu können. Dieß führte zu manchen Unordnungen, denen die Kirche vergeblich zu wehren ſuchte. Nur ein Beiſpiel! Als im Jahr 1013 der Biſchof von Halberſtadt einen Burgpfaffen

des Markgrafen Gero darüber zur Rede ſtellte, daß er den Kirchengeſetzen zuwider ſeinem Herrn auf die Jagd folgte (der Biſchof war ihm, mit dem Falken auf der Hand, begegnet), nahm das der Markgraf ſo übel, daß er den Biſchof überfallen ließ. Aber die Biſchöfe ſelbſt waren oft nicht beſſer als die, welche ſie beaufſichtigen ſollten. Die kirchliche Disciplin mußte gewaltig dadurch leiden, daß die Biſchöfe häufig durch die Fürſten beſtellt wurden, die ihre frühern Hofgeiſtlichen dazu ernannten. Dadurch wurden dieſe Männer nur allzuſehr abhängig von der weltlichen Gewalt und ſelbſt in ihrem Weſen verweltlicht. Es war nichts Seltenes, daß ſie mit in den Krieg zogen und beſſer mit Schwert und Lanze umzugehen wußten, als mit Bibel und Gebetbuch. Was aber beſonders wichtig iſt in dieſer Zeit, das iſt die veränderte Stellung der Biſchöfe zu ihren nächſten Vorgeſetzten, den Erzbiſchöfen oder Metropoliten. Nach der alten und gewiß guten Kirchenordnung ſtanden die Biſchöfe unter ihren Erzbiſchöfen und waren ihnen für ihr Thun und Laſſen verantwortlich. Aber wir haben geſehen, wie die Päpſte die erzbiſchöfliche Gewalt zu verdrängen ſuchten, indem ſie es den Biſchöfen erleichterten, ſich unmittelbar an den päpſtlichen Stuhl zu wenden. Ja, die Päpſte ſetzten Erzbiſchöfe, ſogenannte Primaten von ſich aus ein, denen ſie das Pallium (das Zeichen der biſchöflichen Würde) ertheilten und dadurch ſie ganz an den römiſchen Stuhl feſſelten. Ein ſolcher Primas des päpſtlichen Stuhles war zuerſt der Apoſtel der Deutſchen, Bonifacius. Hie und da wehrten ſich noch die Erzbiſchöfe ihrer Selbſtſtändigkeit, aber allzumächtig ward auch hier ſeit Nicolaus I die päpſtliche Anmaßung, die durch die falſchen Decretalen Iſidors geſtützt wurde.

Wir haben in der vorigen Stunde der Cardinäle erwähnt. Wir müſſen hier auf ſie zurückkommen. Cardinäle hießen zunächſt die Pfarrer an den Hauptkirchen zu Rom; dann aber hießen ſo die ſieben Suffragane oder Collateralbiſchöfe des Papſtes, welche wochenweiſe für ihn den Gottesdienſt zu beſorgen hatten. Es waren die Biſchöfe von Oſtia, Porto, St. Ruſina, Alba, Sabina, Tuscoli und Präneſte. Dem Biſchof von Oſtia, als dem älteſten und vornehmſten unter ihnen, kam es zu, den Papſt zu weihen. Später wurde die urſprüngliche Sieben-

zahl überschritten. Auch theilten sich die Cardinäle selbst wieder nach der Hierarchie in Cardinalbischöfe, Cardinalpresbyter, Cardinaldiaconen. Die Cardinäle bildeten also den Hof des Papstes. Ihnen legte er die wichtigsten Fragen vor. Besonders wichtig aber wurde das Amt der Cardinäle dadurch, daß, wie uns die vorige Stunde gezeigt hat, ihnen durch das Decret Nicolaus II das Vorrecht gegeben wurde, den Papst zu wählen. Mit diesem Rechte war auch das andere verbunden, das schon im achten Jahrhundert als Bestimmung war aufgestellt worden, woran man sich aber noch längere Zeit nicht kehrte, daß auch nur aus dem Schooß der Cardinäle der Papst gewählt werden konnte. Ein Conclave haben wir uns jetzt noch nicht zu denken; diese Einrichtung stammt erst aus dem 13. Jahrhundert. Auch die rothen Hüte und Mäntel, in denen wir die Cardinäle uns vorstellen, sind spätern Ursprungs.

Im Organismus der Hierarchie fingen nun auch die Domherrn an, eine besondere Stellung einzunehmen. Wir haben früher gesehen, wie Chrodegang von Metz im achten Jahrhundert die Geistlichen in ein Kapitelhaus versammelte, um sie an Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Damals stand also der Bischof über ihnen. Allein schon im neunten Jahrhundert geschah es, daß die Bischöfe in wichtigen Dingen ihr Domkapitel zu Rathe zogen. Das gab ihnen allmälig eine Wichtigkeit. Je mehr sie aber anfingen als Corporation sich zu fühlen, in ein desto unabhängigeres Verhältniß suchten sie sich zum Bischof zu setzen. Sie fingen an die Selbstverwaltung des Capitelgutes zu fordern, das bis dahin in den Händen des Bischofs sich befunden hatte. Aber eben dieß führte zur Lockerung des Bandes, das sie an den Bischof knüpfte. Statt unter einem Dach zu wohnen, fingen die Domherrn an, in gesonderten Räumen zu leben, und statt des gemeinschaftlichen Essens, bezogen sie ihr Quantum an Wein, Korn u. s. w. jeder für sich. Genug, sie wurden Herrn, ließen als Herrn sich bedienen und stellten Andere an für den Dienst, der ihnen oblag. Diese allmälige Auflösung zeigte sich zuerst in den Rheingegenden gegen Ende des neunten Jahrhunderts und im eilften Jahrhundert war sie, mit wenigen Ausnahmen, eine allgemeine Erscheinung geworden.

Parallel mit dieſem Verfall des kanoniſchen Lebens geht nun aber auch eine Zeitlang der Verfall des Mönchsthums. Unter den nächſten Nachfolgern Karls des Großen zwar finden wir noch eine ſchöne wiſſenſchaftliche Thätigkeit in den fränkiſchen Klöſtern, aber bald darauf (in den letzten Zeiten des neunten und im zehnten Jahrhundert) gewährt uns das Mönchthum ein eben ſo trauriges Bild, als das Papſtthum jener Zeit. Wie dieſes ſich in den Händen der Laien befand, ſo trug der Umſtand, daß Klöſter an Laien verſchenkt wurden, nicht wenig auch zur Verweltlichung, ja zum gänzlichen Ruin der Klöſter bei. Wir dürfen nur auf die klägliche Schilderung verweiſen, welche uns im Jahr 909 ein Concil zu Trosley unweit Soiſſons macht. „Wir wiſſen kaum, heißt es, was wir über die Lage der Klöſter ſagen ſollen. Viele ſind von den Heiden (den Ungarn) angezündet und zerſtört, andere rein ausgeplündert, und wenn von etlichen noch die Wände ſtehen, ſo zeigt ſich keine Spur des klöſterlichen Lebens. In den Abteien wohnen die Laienäbte mit ihren Weibern, Söhnen und Töchtern, mit ihren Soldaten und Jagdhunden.“ Letzteres iſt buchſtäblich Thatſache. Um die Kloſterräume ungeſtörter zu ihren weltlichen Zwecken benützen zu können, fanden ſich die Laien mit den Mönchen ab und bewogen dieſe das Kloſter zu verlaſſen. Einigen war dieſer Antrag ganz willkommen. Das fahrende Leben war ihnen lieber, als das Leben in den Kloſtermauern. Dadurch aber entſtand eine läſtige Klaſſe von herumfahrenden Mönchen, welche obdachlos umherzogen und genöthigt waren, das Mitleiden Anderer in Anſpruch zu nehmen, die Vorläufer der ſpätern Bettelmönche. Die Herzoge von Schwaben und Baiern hausten beſonders übel in ihren Klöſtern. Bedeutſam genug iſt die Sage, daß der h. Gallus keine Ruhe mehr in ſeinem Grabe hatte, ſondern einer Nonne erſchien, um ihr Klage zu führen über den Herzog Burchard den Jüngern, den er als einen Räuber und Leuteſchinder bezeichnet, von dem es beſſer wäre, er wäre nie geboren. Wie tief geſunken die Mönche waren, davon machen uns die Zeitgenoſſen die kläglichſten Schilderungen. Und doch war das Ideal des Mönchsthums noch nicht zur poetiſchen Fiction geworden! Seine Lebensfähigkeit war noch auf Jahrhunderte hinaus nicht erſchöpft. Und ſo lebte denn

das Bedürfniß nach Reform in den frömmern Gemüthern nur um so mächtiger auf und gab sich nach allen Seiten zu erkennen. Schon jener Benedict von Aniane, dem Ludwig der Fromme die Aufsicht über die westfränkischen Klöster übertragen hatte, trug sich mit dem Gedanken, die Regel des h. Benedict von Nursia zu verschärfen, und eine Synode zu Aachen (817) genehmigte seine Beschlüsse. Allein erst nach ihm kam die eigentliche Zeit des Verfalles und erst nach dem Verfalle die Besserung. Es war zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, als Berno, aus dem Geschlechte der Grafen von Burgund, Abt des Benedictinerklosters Beaume in der Nähe von Dijon, den Entschluß faßte, zunächst die Burgundischen Klöster zu reformiren, und so wurde das Kloster Clügny (Cluny) in Ober-Burgund, an das er zuerst die Hand legte, bald ein Musterkloster für die übrigen Klöster. Seinen Ruhm verdankte es besonders dem h. Odo. Um eben dieselbe Zeit, als der päpstliche Stuhl sich in der schmählichsten sittlichen Erniedrigung befand, in der Zeit des toskanischen Weiberregiments tritt seine Schöpfung zu Tage. Odo war der Sohn eines vornehmen Mannes. Er war schon in seiner Jugend dem h. Martinus geweiht worden. Er verließ den Dienst eines weltlichen Fürsten, in dem er gestanden, um sich ganz dem geistlichen Leben zu weihen und wurde Canonicus von Tours. Aber auch diese Stelle gab er auf und schenkte seine Gabe den Armen, um einzig im Kloster und für das Kloster zu wirken. In seine Fußstapfen traten andere, ebenfalls würdige und eifrige Aebte, wie Aymar, Majolus, Odilo. Unter allen diesen Aebten hob sich der Ruf des Klosters, von dem ein Zeitgenosse sagt, es habe sich von Clügny aus ein duftender Wohlgeruch durch das Haus Gottes verbreitet, wie dort, als jenes Weib das mit Narden gefüllte Gefäß zerbrochen, um den Herrn damit zu salben. Nun wurde auch die Nacheiferung der übrigen Klöster wach. Clügny wurde eine Pflanzschule, aus der Mönche in andere Klöster versetzt wurden, um auch dort einen bessern Geist zu wecken. Ja, es stieg so sehr an Ansehn, daß es sogar das alte Musterkloster Monte-Cassino überragte. Die Cluniacenser bildeten nun auch, im Unterschied von den Benedictinern, einen eigenen Mönchsorden, eine eigene Congregation, der wieder andere Klöster unter-

worfen waren, also daß der Abt von Clügny eine überaus bedeutende Stellung erhielt. Er war gewissermaßen der Papst des Mönchsthums.

Wie stark der Trieb zu neuen Mönchsgestaltungen war, zeigt uns der Umstand, daß neben den Cluniacensern im eilften Jahrhundert noch zwei andere Mönchscongregationen entstehen, die der Camaldulenser und die der Vallombrosaner.

Romoualb, aus dem Geschlechte der Herzoge von Ravenna (geboren 950) hatte schon in früher Jugend einen Hang zur Askese und zum einsamen Leben gezeigt. Sein Vater, Sergius, hatte einen Todschlag an einem Verwandten begangen. Der Sohn glaubte dieses Verbrechen sühnen zu müssen. Er ging auf 40 Tage in ein Kloster bei Ravenna. Von da begab er sich dann weiter zu einem Einsiedler Marinus, der in der Nähe von Ravenna hauste. Nach einem unstäten Leben voller Abenteuerlichkeiten (er hatte unter anderm auch eine Missionsreise nach Ungarn unternommen) gründete er im Jahr 1018 in den apenninischen Gebirgen, unweit Arezzo, das Kloster Camaldoli (Campus Maldoli). Er selbst erreichte ein hohes Alter von 120 Jahren und starb 1027.

Die Congregation von Vallombrosa (Schattenthal) entstand einige Jahre später in derselben Gebirgsgegend zehn Meilen von Florenz, gestiftet von Johann Gualbert. — Ich will Sie nicht mit den einzelnen Einrichtungen dieser Klöster aufhalten; alles zielte darauf ab, eine größere Strenge einzuführen und an die Stelle der auch bei den Mönchen eingerissenen Weichlichkeit, wieder die ursprüngliche Härte des Anachoretenthums zu setzen. Aber die Erfahrung hat gezeigt, daß immer nur eine Zeitlang die Strenge der Regel befolgt wurde. Die Macht der Gewohnheit wirkte auch hier erst mildernd und besänftigend, dann aber lähmend, ein und es bedurfte immer wieder neuer Anstrengungen, wenn nicht im Cultusleben der Klöster, wie in dem der Weltkirche, Erschlaffung eintreten sollte.

Wenden wir uns nun zum Cultus der Kirche, so finden wir, daß mit dem Ende des neunten Jahrhunderts in Beziehung auf den Kirchenbau die Zeit des sog. romanischen Baustils eintritt mit seinen Gewölben und Rundbogen, und die Ausbildung

der Thürme. Um den Kirchenbau in Deutschland haben sich die sächsischen Kaiser und unter ihnen namentlich Heinrich II (der Heilige) hervorgethan, dem der Dom von Bamberg und unser Basler Münster seinen Ursprung verdankt. Bekanntlich geschah die Einweihung des letztern im Jahr 1019 durch den Bischof Adalbero.

Diese Denkmäler der christlichen Baukunst sind für uns um so wichtiger, als der Cultus, der in ihrem Innern geübt wurde, unserm gottesdienstlichen Bewußtsein fern gerückt ist. Was ich schon früher bemerkte, wiederhole ich: wir thun gewiß unrecht, wenn wir in den gottesdienstlichen Formen, in denen jene Zeit sich bewegte, einen bloßen Mechanismus erblicken, dem das Herz ferne blieb. Schon jene Bauten beweisen uns, daß höhere Ahnungen die Seele derer bewegten, die solche Werke zu schaffen vermochten. Aber das ist wahr — es blieb bei dunkeln Ahnungen, und die große Masse des Volkes blieb unerbaut. Ein heiliges Staunen ergriff die Gemüther beim Eintritt in das Heiligthum und dem Anblick der geheimnißvollen Handlungen, die da vollzogen wurden; an frommen Anregungen und Impulsen, selbst an gewaltigen Eindrücken fehlte es gewiß nicht. Ein Beweis davon ist gerade die Geschichte des Mönchsthums; aber eine nachhaltige Pflege des geistlichen Lebens, wie sie eben nur da stattfindet, wo das Wort Gottes in Einfalt und Lauterkeit verkündet wird, die suchen wir vergebens. Wenn schon die klösterliche Frömmigkeit nach und nach in todten Mechanismus versank, wenn die erste Gluth der Begeisterung erloschen war, wie viel mehr war das in der großen Weltkirche und Massenkirche der Fall! Da beschränkte sich denn doch bei den Meisten das gottesdienstliche Leben, zu dem sie von Jugend auferzogen und angehalten wurden, auf das Mitmachen der eingeführten und eingelernten Ceremonien, auf das Anwohnen bei der unverstandenen Feier der Messe, auf das meist gedankenlose Hersagen auswendig gelernter Formeln, auf das Einhalten der von der Kirche gebotenen Fasten, und wenn man ein Uebriges thun wollte, auf den Besuch geweihter Stätten und die Uebernahme außerordentlicher Bußwerke und Uebungen. Diese Frömmigkeit der Laien war im Grunde von der Mönchsfrömmigkeit nur darin ver-

ſchieden, daß ſie nicht alle Zeit ausfüllte wie dort, und daß ſie in mildern Formen hervortrat, und vorzüglich dadurch, daß ſie wieder unterbrochen, ja vielfach wieder verwiſcht wurde durch das ganz entgegengeſetzte Weltleben; bei alle dem blieb ein großer Theil der Laienfrömmigkeit unter dem Einfluß der Klöſter. So hatte ja der Bilder- und Mariendienſt hauptſächlich am Mönchsthum ſeine Stütze. So ging jenes mechaniſche Herſagen der Gebete, des Unſer Vaters und des engliſchen Grußes (Ave Maria) nach dem ſogenannten „Roſenkranze" aus den Klöſtern hervor. Wir finden den Gebrauch des Roſenkranzes zuerſt in dem Kloſter Coventry in England, und von dort aus verbreitete er ſich bald über die abendländiſche Chriſtenheit. Die Benennung ſoll daher kommen, daß Maria auch als Roſe, als Königin der Blumen poetiſch bezeichnet wurde. Ihr war der Roſenkranz beſonders geweiht, ihr wurde auch der letzte Tag der Woche, der Samſtag als beſonderer Tag der Verehrung vorbehalten.

Mit dem Kreiſe der Heiligen, der immer größer wurde, erweiterte ſich auch der Kreis der Feſte. Des Allerheiligenfeſtes am 1. November haben wir ſchon früher gedacht; jetzt trat auch das Allerſeelenfeſt am 2. November hinzu. Sein Urſprung iſt folgender: Ein frommer Einſiedler in Sicilien hörte von Zeit zu Zeit ein unterirdiſches Getöſe, worauf die Feuerausbrüche des Aetna folgten. Dieſes Phänomen war ihm auffallend; er erzählte davon einem Mönche, der von einer Wallfahrt nach dem gelobten Land zurückkehrend, ihn beſuchte. Der Mönch berichtete wiederum von dem was er vernommen an den Abt Odilo IV von Clügny. Der Abt erklärte, was man da höre, ſei nichts anders als die Stimme der Teufel in der Hölle, das Feuer aber das hölliſche Feuer. Ein Grund mehr, für die armen Seelen zu beten, die im Fegfeuer ſchmachteten. Sollte es nicht der Kirche würdig ſein, alljährlich einen Tag feſtzuſetzen, an welchem gemeinſchaftlich für die Errettung der Seelen aus dem Fegfeuer gebetet würde? Und welcher Tag war dazu mehr geeignet, als der Tag unmittelbar nach dem Allerheiligenfeſte? Der Abt von Clügny zögerte nicht, das Feſt in ſeiner Congregation einzuführen. Die Feier beſtand hauptſächlich in Seelenmeſſen und in Gebeten für die Verſtorbenen und im Spenden von Almoſen. Später freilich hat

dieſes Feſt aller Seelen einen mildern, menſchlichen Charakter angenommen, als Feſt der Erinnerung an die Heimgegangenen, und ſo iſt es für manchen aufgeklärten Katholiken der heutigen Zeit ungefähr das was das Todtenfeſt in einigen Gegenden der evangeliſchen Kirche.

Um die Zahl der Heiligen nicht allzugroß werden zu laſſen, mußten nothwendig Beſchränkungen eintreten. Schon Karl der Große hatte Verordnungen in dieſer Beziehung erlaſſen, und ſo auch einige Synoden. In der älteſten Kirche waren es die Gemeinden ſelbſt, welche das Andenken der Märtyrer feierten, und ebenſo machte es ſich in den erſten Zeiten des Mittelalters wie von ſelbſt, daß die Männer, welche ähnlich den Apoſteln das Chriſtenthum in ein Land gebracht, die erſten Kirchen gegründet und — wie allgemein geglaubt wurde — Wunder verrichtet hatten, als Heilige verehrt wurden. Nun aber mußte auch hier eine feſte Ordnung eintreten. Wie auf Erden die Diener der Kirche, die Prieſter, durch die Ordination in den Klerus aufgenommen wurden, ſo ſollten nun auch die Heiligen durch einen förmlichen Akt der Heiligſprechung (Kanoniſation) in den Kreis der Himmliſchen verſetzt, ihrem Chore einverleibt werden. — Wer nun aber hatte das Recht zu kanoniſiren? Man ſollte denken, die Biſchöfe und die Synoden, die ja auch in andern Dingen als Autoritäten auftraten. So war es auch anfänglich. Aber nun finden wir, daß wie in andern Dingen, ſo auch hier, die Päpſte als oberſte Autorität handelten. Ja, noch ehe ſie ſelbſt den Anſpruch erhoben, von ſich aus allein die Heiligſprechung zu vollziehen, kam ihnen die Kirche entgegen. Das erſte Beiſpiel einer Heiligſprechung durch den Papſt oder vielmehr durch eine päpſtliche Synode, finden wir im Jahr 993. Da überreichte der Biſchof Ludolf von Augsburg dem Papſt Johann XV eine Schrift, in welcher er die Verdienſte ſeines Vorgängers, des Biſchofs Ulrich von Augsburg hervorhob, und zugleich ward die Bitte beigefügt, es möge der lateranenſiſchen Synode, welche um dieſe Zeit der Papſt hielt, gefallen, denſelben heilig zu ſprechen. Der Papſt fertigte die Kanoniſationsbulle aus; doch erſt im zwölften Jahrhundert wagte es Papſt Alexander III, dieſes Recht, heilig zu ſprechen, ausſchließlich für den päpſtlichen Stuhl in Anſpruch zu nehmen.

Mit dem Heiligendienſte ſteht die Verehrung der Reliquien und das Wallfahrtsweſen in engſter Verbindung. Wie das dankbare Andenken an die Heiligen, d. h. an die Männer und Frauen, die ſich entweder durch ihren Zeugentod in den Verfolgungen oder durch ihre apoſtoliſche Thätigkeit den Dank der Gemeinde im eminenteſten Sinne erworben hatten, ſich aus einem rein menſchlichen Gefühl erklären läßt, an welches ſich erſt ſpäter eine abgöttiſche Verehrung knüpfte, ſo iſt auch ebenſo erklärlich der Wunſch, entweder dieſes Andenken in einem Bilde feſtzuhalten oder aber in ſichtbaren Gegenſtänden, die mit dem Lebenden in näherer Berührung ſtanden, ſeien es Theile ſeines Körpers, wie etwa Haare ſeines Hauptes, ſeien es Kleidungsſtücke, Geräthe u. ſ. w. Es hat ſich dieſe natürliche menſchliche Neigung zu allen Zeiten kundgethan nur in verſchiedener Weiſe. Unſere Zeit namentlich, die nicht genug Statuen errichten kann all den Männern, die ſie ehrt, und die wohl auch zu reden weiß von großen Summen, die bezahlt werden für ein Stückchen Papier oder eine Feder aus dem Cabinet eines berühmten Staatsmannes oder Dichters (zu geſchweigen des Unfuges, der etwa auch ſchon mit den Handſchuhen eines Virtuoſen oder einer Sängerin getrieben worden iſt) — unſere ſo bilder- und reliquienſüchtige Zeit ſollte ſich wohl hüten, über die Reliquienſucht des Mittelalters die Achſeln zu zucken. Daß die Leichtgläubigkeit der Menge von Betrügern ausgebeutet, daß Falſches für Aechtes auch oft arglos gegeben und wieder hingenommen wurde, auch darüber dürfen wir uns nicht zu ſehr wundern. Aehnliches dürfte auch heute noch vorkommen.

Laſſen Sie uns erſt die Geſchichte der Reliquien in ihrem hiſtoriſchen Zuſammenhange betrachten, und dabei auf die frühern Jahrhunderte zurückgehen.

Unter allen Reliquien, welche die chriſtliche Kirche kennt, iſt das Kreuz des Herrn die wichtigſte. Wir wiſſen nun aus der frühern Kirchengeſchichte, wie ſchon die Mutter Conſtantins, Helena, das wahre Kreuzesholz wollte aufgefunden haben. Dieſe Thatſache wurde möglicherweiſe ſchon im frühern Mittelalter, jedenfalls aber im ſpätern, als ein Feſt der Kirche begangen, das Feſt der Kreuzerfindung, am 3. Mai. Im Kriege der griechiſchen Kaiſer mit den Perſern war das h. Kreuz von den

Feinden geraubt und hinweggeführt worden. Kaiser Heraclius nahm es ihnen wieder ab im Jahr 631, brachte es eigenhändig nach Jerusalem zurück und trug es in feierlicher Processión auf seinen eigenen Schultern den Calvarienberg hinauf nach Golgotha, um es dort in der wiederhergestellten Grabeskirche aufzurichten. Auch hiefür ward sowohl im Morgen- als im Abendlande ein Fest geordnet, das Fest der Kreuzerhöhung (Kreuzerhebung), welches auf den 14. September fällt und sogar noch in einigen Gegenden der protestantischen Kirche sich bis auf diesen Tag erhalten hat. — Wie solche Verehrung dem Kreuze des Herrn zu Theil wurde, so wurden auch Theile und Splitter des Kreuzes vielfach verehrt, und der Zweifel, der sich wider dieses Zerstückeln des Kreuzes erheben konnte, wurde bekanntlich mit der Auskunft niedergeschlagen, daß das Kreuz sich ins Unendliche vermehren könne ohne abzunehmen. Selbst Männer, wie Karl der Große zeigten eine große Veneration den Reliquien gegenüber. Schenkte er doch dem Kloster Corbie einen Reliquienschatz, worin sich Fragmente vom Kreuze Christi, von der Krippe, darin das göttliche Kind gelegen, von der Dornenkrone u. s. w. befanden. Das Kloster Reichenau rühmte sich, im Besitz des wahren Blutes Christi zu sein. Noch weiter ging das Kloster Vendome, das sogar die Thräne, welche Christus am Grabe des Lazarus geweint, besitzen wollte. Und nun vollends die Legende vom ungenähten h. Rocke Christi, die auch wieder in unsrer Zeit so viel Aufsehens gemacht hat! Daß der Rock mit dem Kinde gewachsen, machte ihn nur um so wunderſamer. Von den Kriegern aber, die in der Stunde der Kreuzigung um diesen Rock das Loos warfen, soll einer ein Gallier gewesen sein aus Trier und den Rock in seine Vaterstadt gebracht haben, die ihn noch jetzt besitzt. Allein das Kloster Argenteuil bei Paris erhebt denselben Anspruch, und zwar soll nach dieser Legende ein Jude in Palästina den h. Rock erhandelt haben, bis er endlich durch mehrere Hände ging und ins Frankenreich kam zur Zeit Karls des Großen. Auch über das Schweißtuch, darin der Leichnam Christi im Grabe gelegen, weiß der sonst so verständige Beda viel Wunderbares zu erzählen. Auch hier war ein Jude der Besitzer. Bei seinem Tode ließ der Jude seinen beiden Söhnen die Wahl, welcher von ihnen das natürliche

Vermögen und welcher das h. Tuch haben sollte. Der Aeltere erhielt das Vermögen, der Jüngere das Tuch. Nun aber verlor der Aeltere das Vermögen, und als auch der Jüngere gestorben war, erhob sich unter seinen Nachbarn ein Streit über den Besitz der Reliquie. Ein arabischer Chalife mußte entscheiden. Dieser ließ das Tuch auf einen Scheiterhaufen werfen; allein es verbrannte nicht; es erhob sich in die Luft und flatterte umher, bis es einem der Umstehenden in den Schooß fiel. Das Volk fiel über das Tuch her und küßte es. Zuletzt soll es in Besançon aufbewahrt worden sein. Auch vom Evangelisten Johannes gab es einen wunderthätigen Rock in der lateranischen Basilica zu Rom. Zur Zeit der Dürre ausgeschüttelt, träufelte die heilige Tunica Regen auf das durstige Land; zur Zeit eines anhaltenden Regens aber machte sie wieder reinen Himmel.[1]) Soll ich Ihnen nun alle die weitern Reliquien aufzählen, die von den übrigen Heiligen gezeigt wurden, auch aus dem alten Testament bis auf den Bart des Noah? soll ich Ihnen reden von den Eisenfeilspänen, die von den Ketten Petri und dem Rost des h. Laurentius von den Päpsten als kostbare Geschenke an die Fürsten gesendet wurden? Lieber verweilen wir noch einen Augenblick bei der Art der Verehrung, die ihnen erwiesen wurde. Daß sie in Gold und Edelstein gefaßt, in heiligen Schränken verwahrt, an Gedächtnißtagen der Heiligen den Blicken der Menge ausgesetzt und nur mit der höchsten Ehrerbietung behandelt wurden, läßt sich denken. Den Glaubensboten wurden die Reliquien mit auf den Weg gegeben; sie trugen sie in einer Kapsel am Halse. Päpste und Bischöfe beschenkten damit die Großen, die sich der Kirche günstig zeigten. Fürsten konnten sich untereinander keine fürstlichern Geschenke machen als mit solchen Kostbarkeiten, die höher geachtet wurden als alle Schätze der Kunst und Natur. Auch bei Friedensschlüssen wurde die Herausgabe eines heiligen Leichnams an die siegende Partei unter die Bedingungen aufgenommen. So mußten die Neapolitaner ihren h. Januarius dem Sicco von Benevent im Jahr 818 überlassen,[2]) und erst später kam er wieder nach

[1]) Gregorovius a. a. O. II. S. 82.
[2]) Herzogs Realencyclopädie, Art. Januarius.

Neapel zurück, wo sein Blut bis auf diesen Tag die gläubige Menge durch sein Fließen in Erstaunen setzt. Als Karl der Einfältige im Jahr 924 dem Kaiser Heinrich I Lotharingen überlassen mußte, sandte er ihm zum Unterpfand seiner beständigen Treue und Freundschaft eine Hand des h. Dionysius (des Schutzheiligen von Paris) in Gold und Edelsteinen gefaßt, mit der Erklärung, er gebe ihm hier einen Theil des einzigen Trostes, der den Westfranken geblieben sei, nachdem ihnen der h. Veit sei nach Sachsen entrückt worden. Heinrich nahm das Geschenk mit großer Ehrerbietung auf; er warf sich nieder und küßte es. — Kein Schwur war heiliger, als der Schwur auf die Reliquien. Der höchste aller Schwüre war der bei den Gebeinen des heiligen Petrus.

Mit besondern Ceremonien ging die Versetzung der Reliquien von einem Ort an den andern vor sich. So wurden im Jahr 826 die Reliquien des h. Sebastian von Rom nach Soissons, im Jahr 836 der Leib des h. Liborius von Mans nach Paderborn, und der Leib des h. Veit aus Westfranken nach Sachsen transportirt. Man begleitete solche Heiligthümer in Prozession, läutete die Glocken, führte sie feierlich in die Kirche ein. Auf der Reise thaten sie wohl auch Wunder. — Nicht selten kam es vor, daß verschiedene Kirchen sich um den Besitz der wahren Reliquien stritten. So stritten sich die Mönche zu St. Emmeran in Regensburg mit denen von St. Denis bei Paris um den Körper des h. Dionys. So leichtgläubig im Ganzen auch das Zeitalter war, so traute man doch nicht einer jeden Aussage über die Aechtheit vorhandener Reliquien. Schon die gleichzeitigen Chronisten wissen uns zu erzählen von absichtlichen Betrügereien. Es gab frevle Gesellen, die den nächtlichen Gang auf den Kirchhof nicht scheuten, um beliebige Knochen auszugraben und diese dann für Gebeine von Heiligen zu verkaufen. Es wurden wohl auch Bettler gedungen, die sich lahm oder todtkrank stellten und dann durch die Wunderkraft der vorgeblichen Reliquien sich heilen ließen. Darum ward auch hier eine prüfende Kritik nöthig. Aber wie sollte diese geübt, wie sollten die ächten Reliquien von den falschen unterschieden werden? Es wurden wohl Zeugnisse der Authentie von Kirchenbeamten ausgestellt, aber konnten nicht

auch dieſe Zeugniſſe wieder verfälſcht werden? Probater als alle menſchlichen Zeugniſſe erſchien daher das Zeugniß Gottes ſelbſt im Gottesgerichte. Man unterwarf die Reliquie der Feuerprobe, und beſtand ſie dieſelbe, dann galt ſie für ächt. Aber nicht nur frommer Betrug, auch frommer Diebſtahl ward mit den Reliquien getrieben. Auch ächte oder doch von der Kirche für ächt gehaltene Reliquien wurden gelegentlich von einer Kirche der andern entwendet, und der Dieb glaubte damit ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun. So ſtahlen bereits um die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts fränkiſche Mönche aus dem damals verlaſſenen Kloſter Monte-Caſſino die Leichen des h. Benedict und der h. Scholaſtica, um ſie nach Gallien zu bringen. Der Longobardenkönig Aiſtulf benützte im achten Jahrhundert die Belagerung Roms, um ganze Karren voll heiliger Gebeine aus den dortigen Cimeterien nach der Lombardei ſchaffen zu laſſen.[1]) Ebenſo wurde im zehnten Jahrhundert der h. Metro den Veroneſen entwendet, und etwa hundert Jahre ſpäter wurde ein Mönch aus dem bairiſchen Kloſter Benedictbeuern nach Italien geſchickt, um in einer Hungersnoth daſelbſt Getreide zu kaufen. Der fromme Mann benützte aber die Gelegenheit, aus dem Kloſter Santa Maria ad Organa von den Reliquien der h. Anaſtaſia ſo viel zu ſtehlen, als er unter der Kutte mit forttragen konnte, und ſo brachte er ſeinen Brüdern neben dem leiblichen auch den geiſtlichen Troſt.

Mit der Verehrung der Reliquien ſtehen die Wallfahrten an die heiligen Stätten in Verbindung, an welchen die Reliquien ihren Sitz hatten. Wie die älteſte chriſtliche Reliquie das heilige Kreuz iſt, ſo fanden auch die älteſten Wallfahrten ſtatt nach dem gelobten Lande, vor allem zu dem heiligen Grabe des Erlöſers. Bald aber ward auch Rom, wo Paulus und Petrus ihr Grab gefunden und wo der Statthalter Chriſti thronte, das Ziel gar mancher frommen Pilgerſchaft. In Spanien wallfahrtete man zu dem Körper des h. Jacobus des Aeltern in Compeſtella, in Frankreich zu den Gebeinen des h. Martin von Tours u. ſ. f. An dieſe Wallfahrten knüpfte ſich dann zugleich der Ablaß. Be-

[1]) Gregorovius a. a. O. II. S. 321 (nach Muratori).

kanntlich wurde auch Einsiedeln in der Schweiz ein berühmter Wallfahrtsort. Die Geschichte von Einsiedeln knüpft sich an die Legende des h. Meinrad. Dieser Mönch von Rapperswyl hatte im neunten Jahrhundert am Fuß des Etzel eine Einsiedelei errichtet, in der er 26 Jahre verweilte. Er wurde von Räubern ermordet. Die Räuber wurden durch Raben entdeckt (wie einst die Mörder des Ibycus durch Kraniche) und zu Zürich hingerichtet. Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts aber bauete ein Canonicus von Straßburg an der Stelle, da jener Mord geschehen, ein Kloster und eine Kirche, die er der Jungfrau Maria und den Heiligen der thebaischen Legion widmete. Als nun der Bischof von Constanz und der Abt von St. Gallen kommen wollten, die Kirche zu weihen, wurden von innen her die Worte vernommen: laß ab, Bruder! die Kirche ist geweiht vom Himmel her. Dieß der Ursprung des Festes der Engelweihe, das noch jetzt alle sieben Jahre begangen wird. Die Wallfahrten aber zu dem wunderthätigen Marienbild daselbst sind spätern Ursprungs.

Allen diesen Erscheinungen, dem Bilderdienst, dem Reliquienwesen, den Wallfahrten gegenüber machte sich jedoch auch in den dunkelsten Zeiten eine andere Richtung geltend, welche mit mehr oder weniger Kühnheit den Aberglauben bestritt oder ihn doch, so weit es in ihrer Macht stand, beschränkte. Zu den Männern, welche diese Richtung vertraten, zählen wir im neunten Jahrhundert einen Agobardus, Erzbischof von Lyon, einen Claudius, Bischof von Turin, und einen Jonas von Orleans.

Agobardus war aus Spanien gebürtig (779), und nachdem er längere Zeit dem Erzbischof Leydrad von Lyon als Gehülfe gedient, trat er nach dessen Tod an seine Stelle. Leider ist das Leben Agobards nicht frei von sittlichem Makel. Er war, ähnlich wie Hinkmar von Rheims, ein intriguanter Priester: er nahm Theil an der Verschwörung gegen Ludwig den Frommen und wurde 835 seines Amtes entsetzt. Gleichwohl gehört er zu den helldenkenden Männern der Zeit. Im Cultus trat er dadurch reformatorisch auf, daß er den Kirchengesang vereinfachte, den Bilderdienst bestritt, und dann widersetzte er sich auch manchen abergläubischen Gebräuchen in Leben und Sitten.

Noch weiter als Agobard ging Claudius, Biſchof von Turin. Er war ein Schüler jenes ſpaniſchen Prieſters Felix von Urgel, den wir früher als Vertheidiger des Adoptianismus kennen gelernt haben. Als er das Bisthum von Turin antrat, fand er die Kirche voll des „Schmutzes der Bilder und Weihgeſchenke", wie er ſich ausdrückte. Er predigte nun mit allem Eifer gegen die Bilder und ging in dieſem Eifer ſo weit, daß er auch die Verehrung des Kreuzes verwarf. Wenn wir, meinte er, alles verehren wollten, was mit dem Herrn Chriſtus in irgend eine äußere Berührung gekommen ſei, wie das Kreuz, ſo müßten wir auch Krippen anbeten, weil er in der Krippe gelegen, Schiffe, weil er aus dem Schiff gepredigt, ſelbſt Eſel, weil er auf einem Eſel geritten u. ſ. w. Es war dieß in der That eine etwas proſaiſch-nüchterne Denkweiſe, eine Verkennung alles Symboliſchen in der Religion, und wir müſſen es daher ganz in der Ordnung finden, wenn dieſem Extreme auch verſtändige Männer der Kirche entgegentraten, indem ſie das Aufſtellen der Kreuze und einen vernünftigen Gebrauch der Bilder gegen dieſen Puritanismus in Schutz nahmen. Zu dieſen Beſonnenen gehörte der Biſchof Jonas von Orleans. Er verfaßte auf Befehl Ludwigs des Frommen eine Schrift über den Bilderdienſt, die aber erſt unter Karl dem Kahlen veröffentlicht wurde, worin er die rechte Mitte zu halten ſuchte zwiſchen abergläubiſcher Verehrung der Bilder und radikaler Verwerfung derſelben. Die Angriffe eines Claudius von Turin nannte er „läppiſch und frivol". Man verehre, zeigte er, das Kreuz nicht um des Holzes (der Materie) willen, ſondern die Verehrung gelte Dem, der am Kreuze die Macht des Todes zerſtört habe. Ebenſo ſei es auch nicht eine Verehrung des todten Papiers oder Pergaments, wenn der Prieſter, wie es Sitte war, das Evangelienbuch küſſe, nachdem der Text daraus vorgeleſen worden. Wir ſehen, es galt ſchon damals einer richtigen Verſtändigung über die Zuläßlichkeit des Symboliſchen im Gottesdienſt. Zu allen Zeiten iſt die Grenzlinie zwiſchen einer ächten, dem religiöſen Gefühle zuſagenden Symbolik und einem gehaltloſen, durch Ueberſchätzung des Aeußerlichen dem Aberglauben anheimfallenden Ceremoniel, eine ſehr

feine und ſchwankende geweſen. Je nach der vorwaltenden Seelenſtimmung werden die Einen in dem Gottesdienſt mehr das Ethiſche, d. h. das betonen, was unmittelbar auf die ſittliche Geſinnung und den Wandel wirkt, ſei es in Form der Belehrung oder der Ermahnung und Erweckung, während Andere auch dem Aeſthetiſchen das Wort reden und etwas halten auf den angemeſſenen Ausdruck und der künſtleriſch belebten Darſtellung des religiöſen Gefühls, ſei es im Geſang, in der Rede oder auch im Bilde. Ueber das zu Viel oder zu Wenig in dieſen Dingen läßt ſich ſchwer ſtreiten, und auch die Geſchichte lehrt uns, daß ſolche Streitigkeiten niemals zu einem abſchließenden Reſultat geführt haben. Die Hauptſache wird immer die bleiben, daß im Cultus die Verkündigung des lebendigen Wortes nicht zurückgedrängt, die verſtändliche Predigt nicht vernachläßigt werde über dem häufig unverſtändlichen Symbol. — Dieſes Letztere geſchah nun allerdings in jener Zeit. An guten Predigten war kein Ueberfluß, und auch diejenigen höhern Geiſtlichen, die, wie ſchon früher ein Theodulph von Orleans, auf den Volksunterricht durch gute Beſtellung der Predigt zu wirken ſuchten, indem ſie gute Geiſtliche heranbildeten, gehörten zu den Ausnahmen. Unter dieſe rühmlichen Ausnahmen zähle ich in Deutſchland einen Rhabanus Maurus, Erzbiſchof von Mainz, in Frankreich einen Gerbert und deſſen Schüler Fulbert von Chartres, in Italien einen Ratherius, Biſchof von Verona, in England einen Biſchof Ethelwold von Wincester. Aus der Schule des letztern ging dann wieder der Mönch Elfrik von Malmesbury hervor, der in den erſten Zeiten des eilften Jahrhunderts als biſchöflich-evangeliſcher Prediger wirkte, im Gegenſatz gegen die, welche das Volk mit den Legenden der Maria unterhielten. Derſelbe Mann war dann aber auch freilich wieder ein enthuſiaſtiſcher Verehrer Dunſtans, ein Gegner der Prieſterehe, ein Hierarch im ganzen Umfange.[1]) Ein Beweis, daß reformatoriſches und hierarchiſches Streben damals nicht auseinander lagen, ſondern daß die Reformation vielfach von den hierarchiſch

[1]) Neander Kirchengeſch. II. S. 257.

ſtrengen Geſinnungen ausging. Was aber weiter nun den Inhalt der Predigt betrifft, ſo hängt dieſer zuſammen mit der Entwicklung der Lehre und der theologiſchen Wiſſenſchaft in der Zeit. Zu dieſer Betrachtung ſoll die folgende Stunde uns führen.

Achte Vorlesung.

Lehre und Lehrstreitigkeiten. — Paschasius Radbertus und Ratramnus. — Gottschalk. — Berengar von Tours. — Streit über gesäuertes und ungesäuertes Brot. — Secten: die Paulicianer, Manichäer, Katharen u. s. w. — Die theologische Wissenschaft der Zeit: Rhabanus Maurus, Johann Scotus Erigena. — Christliche Poesie: der Heliand und Ottfrieds Evangelienharmonie. Notker Balbulus. Die Nonne Roswitha. Gerbert.

Im Zusammenhange mit dem Cultus stand auch die Lehre der Kirche. Diese war im Ganzen gegegeben. Ueber einzelne Punkte derselben waren, wie wir gesehen haben, schon unter Karl dem Großen Streitfragen aufgeworfen, aber wieder beseitigt worden. Merkwürdiger Weise treten nun im neunten Jahrhundert zwei Dogmen als streitige Dogmen in den Vordergrund, über welche späterhin (nach der Reformation) die beiden protestantischen Bekenntnisse sich aufs neue gestritten haben, ich meine die Lehre vom h. Abendmahl und die Lehre von der Prädestination (Gnadenwahl).

In der alten Kirche finden wir über die Bedeutung des h. Abendmahls keine eigentlichen Streitigkeiten. Wir finden wohl, wenn wir die Meinungen der Kirchenväter durchgehen und miteinander vergleichen, verschiedene Auffassungen des Abendmahls; wir finden, daß die Einen von einem Essen des Leibes Christi und von einem Trinken seines Blutes in einer Weise reden, daß man wohl annehmen muß, sie haben an ein wirkliches, substantielles Vorhandensein des Leibes und Blutes gedacht, während Andere deutlich sagen, daß ihnen Brot und Wein Bilder und Zeichen des Leibes und Blutes Christi seien. Beiderlei Mei-

nungen gingen aber friedlich nebeneinander her, obgleich die substantielle Ansicht immer mehr Boden gewann. Und wie hätte sie nicht Boden gewinnen sollen bei der mysteriösen Art, mit welcher man das Abendmahl im Cultus behandelte, bei der Verehrung, die man den geweiheten Elementen als solchen erwies, ja bei den geradezu abergläubischen Vorstellungen, die man sich von ihren Wirkungen auch auf das äußere leibliche Leben der Menschen bildete? Wie sehr man sich gewöhnt hatte, das Brot des h. Abendmahls als ein von aller übrigen Speise der Menschen Verschiedenes, zu heiligem Gebrauche Ausgesondertes zu behandeln, und wie es namentlich damit in gewissen Klöstern gehalten wurde, davon mag uns folgende Beschreibung ein Bild geben: [1])

Im Kloster Clügny besorgten die Mönche die Bereitung des h. Abendmahlsbrotes schon von der Zeit an, da das Samenkorn der Erde anvertraut wurde. Unter den feierlichsten Ceremonien, unter dem Singen der Psalmen ging die Saat vor sich, und in ähnlicher Weise wurde die Frucht gesammelt zur Zeit der Ernte. Korn für Korn wurde ausgelesen, sorgfältig gewaschen und von einem der unbescholtensten Brüder in einem Sacke zur Mühle getragen. Dort wusch dieser Bruder zuerst die Mühlsteine und behing sie von oben bis unten mit Tüchern. Dann kleidete er sich ganz weiß und begann mit verhülltem Gesichte, so daß nur die Augen unbedeckt blieben, das Korn zu mahlen. Mit gleicher Sorgfalt wurde dann das Sieb gewaschen und das Mehl gesichtet und dann von zwei Mönchen und einem neu eingetretenen Bruder gebacken. — Das war nun freilich dem Kloster Clügny etwas Eigenthümliches. Aber es stimmt diese Eigenthümlichkeit zu der Auffassung, die im Ganzen herrschte, und die es z. B. nicht zuließ, vom h. Brot etwas auf die Erde fallen zu lassen oder vom h. Wein etwas zu verschütten.

Nun ging auch der Streit über das Abendmahl von einem Kloster aus, und zwar von dem westfränkischen Kloster Corbie in der Piccardie. Der Mönch und nachmalige Abt des Klosters Paschasius Radbert schrieb ein Buch über das h. Abendmahl, das er Karl dem Kahlen widmete, worin er bereits mit großer

[1]) Hofler, die deutschen Päpste, 8. 26.

Zuversicht den Satz vortrug, daß Brot und Wein des Altars durch die darüber ergangene Consecration in den Leib und das Blut Christi verwandelt werden. Sie verwandeln sich zwar nicht für unsere Sinne, aber gleichwohl geht eine wirkliche Verwandlung vor sich, trotz dem was die Sinne sehen, schmecken und fühlen mögen. Man trug sich auch bereits mit frommen Anekdoten, wonach zur Beschämung der Zweifler die Verwandlung durch ein Wunder sich den Sinnen dargestellt habe. So habe ein Priester, während er das Sacrament verwaltete, das Lamm Gottes sichtbar über der Hostie erblickt. So hätten auch die verschütteten Tropfen des Weines auf dem Gewande des Priesters sich als Blutstropfen gezeigt. Dieser Lehre nun von einer wirklich objectiven Verwandlung wagten indessen damals noch mehrere angesehene Theologen zu widersprechen, indem sie daran erinnerten, daß die sinnlichen Zeichen uns allerdings auf das Uebersinnliche hinleiten sollen, daß aber der Glaube es sei, nicht der leibliche Mund, der das Brot als den Leib Christi empfange. Wäre die Verwandlung eine wirkliche, d. h. eine substantielle, so bedürfte es keines Glaubens. So lehrte namentlich Ratrammus, der Klosterbruder des Paschasius; auch der gelehrte Rhabanus Maurus und der geistreiche Johann Scotus Erigena sprachen sich in diesem oder ähnlichem Sinne aus. Allein die Meinung des Paschasius erwarb sich den Beifall der Menge, und als später im eilften Jahrhundert Berengar zu Tours die figürliche Auffassung des Abendmahls zu vertheidigen wagte, wurde er als Ketzer behandelt.

Zwischen den Abendmahlsstreit der Mönche in Corbie und den Streit mit Berengar tritt aber nun der Zeit nach eine andere Streitigkeit mittenhinein, nämlich die über die Gnadenwahl oder die Prädestination.

Auch zu dieser gab ein Mönch Veranlassung. Gottschalk im Kloster Orbais war der Sohn vornehmer sächsischer Eltern. Von diesen war er schon als Kind ins Kloster Fulda gethan worden. Er wurde dort mit andern hoffnungsvollen Knaben erzogen. Als er aber zum Manne herangewachsen, erwachte in ihm die Luft zur Freiheit. Er wollte austreten. Aber da stand entgegen das Gelübde der Eltern, das auch für die Kinder bindend

war. Dieß machte sein Vorgesetzter, der oben erwähnte Rhabanus Maurus geltend; trotzdem daß eine Synode von Mainz und der dortige Bischof, dem Gefühl der Menschlichkeit mehr folgend als dem starren Buchstaben des Gesetzes, dem Gottschalk die Bewilligung zum Austritt ertheilt hatten. Diese Bewilligung wurde wieder zurückgezogen, und Gottschalk mußte sich in in sein Schicksal ergeben. Er blieb Mönch; aber er vertauschte seinen bisherigen Aufenthalt in Fulda mit dem des schon genannten Klosters Orbais in der Diöcese Soissons. Um sich über sein Schicksal zu trösten, warf er sich nun ganz auf das Studium des h. Augustin. Wir wissen, daß dieser Kirchenvater eine unbedingte Gnadenwahl, eine Vorherbestimmung (Prädestination) der Einen zur Seligkeit und eine Verwerfung (Reprobation) der nicht also Erwählten lehrte. Je gründlicher sich Gottschalk in seine Studien vertiefte, desto klarer wurde ihm, daß seine Zeitgenossen von der strengen Lehre Augustins bedeutend nachgelassen hatten, indem sie die Vorhererwählung der Gläubigen bedingt sein ließen durch das Vorherwissen Gottes, ob Einer sich werde erwählen lassen oder nicht. Er selbst aber folgte dem Augustin; ja, er ging noch über diesen hinaus, insofern er nicht nur eine Vorherbestimmung der Einen zur Seligkeit und eine Verwerfung der Andern lehrt, sondern geradezu eine doppelte Vorherbestimmung, nämlich der Einen zum Leben, der Andern zum Tode. Man kann darüber streiten, ob er sich nur im Ausdruck oder in der Sache von Augustin entfernt habe. Genug, er wollte den Augustinismus in seiner strengsten Form festhalten, jede andere, die äußersten Consequenzen umgehende, das Starke und Schroffe mildernde Fassung verwarf er als pelagianisch.[1]) Gottschalk hatte nun seine Ansicht arglos geäußert auf der Heimreise von einer Wallfahrt nach Rom im Jahr 848, als er bei dem Grafen Eberhard von Friaul eingekehrt war, und dort hatte er auch den Bischof Nothing von Verona getroffen. Nun war sein früherer Vorgesetzter, Rhabanus Maurus inzwischen Erzbischof von Mainz geworden. Er erhielt Kunde von dem Gespräche und — sei es aus persönlicher Ab-

[1]) Ueber den Gegensatz des Augustinismus und Pelagianismus vergleiche Kirchengeschichte vom 4—6. Jahrhundert, S. 281 ff.

neigung gegen den Mann, der sich als Mönch seiner Aufsicht entzogen, sei es aus wirklichem Eifer für die Orthodoxie, Rhabanus glaubte sich berufen einer Lehre entgegen zu treten, die er für eine gefährliche Irrlehre hielt. Gottschalk wurde auf eine Synode nach Mainz citirt, die noch in demselben Jahr (848) stattfand. König Ludwig der Fromme wohnte der Synode bei. Gottschalks Lehre wurde von der Synode verworfen. Da aber Gottschalk selbst nicht in die erzbischöfliche Diözese von Mainz, sondern in die von Rheims gehörte, so sandte ihn Rhabanus dem Erzbischof Hinkmar zu; er bezeichnete ihn zum Voraus als einen hergelaufenen, fahrenden Mönch. Nun veranstaltete Hinkmar im Jahr 849 eine Synode zu Chiersy, und als Gottschalk auch hier seine Lehre nicht abschwören wollte, sondern darauf beharrte, daß Gott von Ewigkeit her die Einen zur Seligkeit, die Andern zur Verdammniß bestimmt habe, da brach der Eifer der Versammelten über ihn los. Erst ließ ihn Hinkmar aufs Blut geißeln, dann mußte er sein Buch von der Prädestination mit eigener Hand ins Feuer werfen und ewiges Stillschweigen geloben. Aber das war nicht genug. Hinter den Mauern eines Klostergefängnisses in der Abtei Hautvillers wurde der Unglückliche gleich einem Verbrecher festgehalten. Vergebens machte er sich anheischig, die Wahrheit seiner Lehre durch ein Gottesurtheil zu beweisen; dieses Anerbieten wurde als ein frevelhaftes Gottversuchen zurückgewiesen.

Während nun die angesehensten Theologen noch gar nicht einer Meinung über das angeregte Dogma waren, sondern in verschiedenem Sinne darüber Schriften wechselten, in die wir hier nicht eingehen können, schmachtete Gottschalk ein und zwanzig Jahre in seinem Kerker, belastet mit dem Fluch der Kirche. Als er endlich in eine tödtliche Krankheit gefallen war, ließ Hinkmar ihm Absolution anbieten, wenn er widerrufe. Allein Gottschalk blieb seiner Ueberzeugung treu. Das Dogma von dem unabänderlichen Willen Gottes, dem der Mensch sich fügen müsse, mochte ihn in seiner eisernen Beharrlichkeit befestigt haben. Und so starb er ohne Absolution, ohne den Trost und die Segnungen der Kirche. Sein Leib ward in ungeweihter Erde begraben. Kein Gebet durfte an seinem Grabe für die Ruhe seiner Seele gesprochen werden.

Was die Lehre selbst betrifft, so hatte erst eine zweite Synode von Chiersy im Jahr 853 vier Sätze gegen die Lehre Gottschalks aufgestellt, dahin lautend, daß Gott niemand zum Bösen prädestinirt habe, daß der freie Wille des Menschen zwar durch die Sünde Adams verloren gegangen, uns aber in Christo wieder geschenkt sei, daß Gott alle Menschen selig machen wolle, wenn sie auch durch ihre eigene Schuld nicht alle selig werden, und daß Christus für Alle (nicht nur für die Auserwählten) gestorben sei. Allein zwei Jahre später (855) sprach sich eine Synode von Valence im Sinne Gottschalks für eine doppelte Prädestination aus, und ebenso eine Synode von Langres (859). Papst Nicolaus I hätte gerne Gottschalk gerettet, aber hier zeigte sich die kirchliche Parteisucht mächtiger als der Papst.

Dasselbe zeigt sich uns 2 Jahrhunderte später in einem andern Ketzerprozeß und zwar gegen einen hochgestellten Geistlichen, gegen den Archidiacon von Angers, Berengar von Tours. Der Streit betraf dießmal wieder das h. Abendmahl. Vertrauliche Aeußerungen Berengars in einem Briefe an seinen Freund Lanfranc, den Prior des Klosters Bec in der Normandie, führten bald zu einem in die Oeffentlichkeit tretenden leidenschaftlichen Streite. Berengar hatte sich in jenem Briefe ums Jahr 1050 zu Gunsten der Ansicht vom Abendmahl ausgesprochen, welche in Brot und Wein des Altars bloße Zeichen des Leibes und Blutes Christi erblickten.[1]) Durch Zwischenträger wurde der Inhalt des Briefes an den Papst, damals Leo IX, verrathen. Dieser verdammte die Lehre Berengars vorläufig, wollte aber auf einer Synode zu Vercelli die Sache genauer untersuchen lassen. Die in Vercelli versammelten Bischöfe traten in aufgeregter leidenschaftlicher Stimmung dem Verdammungsurtheil bei. Dagegen suchte der schon jetzt mächtige und einflußreiche Hildebrand seinem Freunde Berengar einen Ausweg zu öffnen. Auf einer Synode zu Tours, die er als päpstlicher Legat im Jahr 1054 veranstaltete, brachte er Berengar zu dem allgemeinen, auch eine ideale Deutung zulassenden Geständniß, daß Brot und Wein im Abend-

[1]) Bekanntlich hat Lessing einen auf diesen Streit bezüglichen Brief Berengars unter den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek entdeckt und veröffentlicht.

mahl Leib und Blut Chriſti ſeien. Ueber das Wie wurde keine weitere Erklärung gefordert. Berengar wurde freigeſprochen und Hildebrand gab ihm die Verſicherung, daß wenn er nach Rom komme, er an ihm einen treuen Freund und Beſchützer finden werde. Allein Berengar ward bitter getäuſcht. Er kam nach Rom im Jahr 1059, zur Zeit da Nicolaus II unter dem Einfluß Hildebrands als Papſt regierte. Da trat gegen ihn der Erzbiſchof Humbert auf, und nöthigte ihn, ein Glaubensbekenntniß zu unterſchreiben, das keine ideale vergeiſtigende Deutung zuließ, ſondern in den beſtimmteſten und kraſſeſten Ausdrücken verfaßt war, nämlich daß das Brot des Altars nicht nur in ſymboliſch-ſacramentaler Weiſe, ſondern in Wirklichkeit der wahre, ſubſtantielle Leib Chriſti ſei, ja daß dieſer Leib von den Händen der Prieſter betaſtet und gebrochen und von den Zähnen der Gläubigen zerkaut werde.

Freche Religionsſpötter hätten nicht unwürdiger von dem zarten Geheimniſſe reden können, welches der Gläubige im Mahle des Herrn feiert, als dieſe Eiferer, die ſich zu Vertretern der Rechtgläubigkeit aufwarfen. Was that aber Berengar? Er verſtummte, er beſann ſich und endlich unterſchrieb er mit zitternder Hand die läſterliche Formel. Berengar war kein Gottſchalk: er hatte nicht ſeinen Starrſinn, aber auch nicht ſeinen Glaubensmuth. Er war nicht zum Märtyrer geſchaffen. Froh durch eine Nothlüge den Qualen entgangen zu ſein, die ſeine Verfolger ihm zugedacht hatten, wanderte er nach Frankreich zurück. Kaum hatte er die Alpen im Rücken, ſo machte er, wie Schwache zu thun pflegen, dem beſchwerten Gewiſſen Luft durch Schimpfreden auf den Papſt und die päpſtliche Kirche, die er eine Kirche des Satans nannte. Seine Gönner hatten ihn verlaſſen; der eine, ein Graf Gaufried, war geſtorben, der andere, Biſchof Bruno von Angers, hatte ſich von ihm zurückgezogen und ſo ſtand er allein, der Erbitterung eines leidenſchaftlichen Klerus preisgegeben: denn auch in Frankreich war die Stimmung der Geiſtlichen gegen ihn. Aber noch lebte ja der große Gönner Hildebrund! Ja noch mehr, dieſer Hildebrand war inzwiſchen auf den päpſtlichen Stuhl gelangt! Aber gerade dieß war Berengars Unglück. Die Feinde Hildebrands hatten nicht unterlaſſen, dieſen der Berengariſchen

Ketzerei zu beſchuldigen. Einmal Papſt geworden, durfte er dieſen Makel nicht auf ſich ſitzen laſſen. Gregor VII citirte im Jahr 1078 den Berengar nach Rom. Hier mußte er 1079 auf der Faſtenſynode ein Bekenntniß unterzeichnen, das zwar nicht in denſelben empörenden Ausdrücken abgefaßt war, wie das vom Jahr 1059, aber noch immer ſtark genug, als daß Berengar ſich mit gutem Gewiſſen dazu hätte bekennen können; es lautete dahin, daß der Leib Chriſti, den wir im Abendmahl genießen, eben der Leib ſei, den die Jungfrau Maria geboren, der am Kreuze geſtorben und der zur Rechten Gottes ſitze. — Berengar glaubte erſt, ſich heraushelfen zu können, wenn er ſich auf das berufe, worüber er zuvor mit dem Papſte perſönlich übereingekommen. Gregor aber kam dieſe Berufung ſehr ungelegen; er kehrte nun, den Freund verleugnend, den Papſt hervor, er ließ ihn niederknien und ſeinen Irrthum abſchwören; dann aber ſchickte er ihn unter ſeinem Schutze nach der Inſel St. Come bei Tours. Dort lebte der verunglückte Reformator in der Stille unter Büßungen bis zu ſeinem Tod (1088). Ob er über ſeinen Irrthum oder über ſeinen Wankelmuth getrauert, iſt Gott allein bekannt.

Wir haben dieſe Geſchichte über die Grenze unſers Zeitraums hinaus verfolgt.

Wir kehren nun wieder um einige Jahrzehnte in die Mitte des eilften Jahrhunderts zurück. Da treffen wir wiederum auf eine Streitigkeit, die das Abendmahl betrifft, aber nicht das Dogma, ſondern den Ritus, und dieſe Streitigkeit greift ein in die erneuten Zerwürfniſſe der abendländiſchen und der morgenländiſchen Kirche.

Schon unter Nicolaus dem Erſten war es (wie wir geſehen) zu bedenklichen Streitigkeiten zwiſchen ihm und dem Patriarchen zu Conſtantinopel, Photius, gekommen, wobei ein Kirchenhaupt das andere, ein Kirchenkörper den andern verläſterte. Und ſo ſetzte ſich der Streit fort unter Nicolaus Nachfolgern, Hadrian II und Johann VIII. Es fehlte nicht an gegenſeitigen Verdammungen, auch nicht an theilweiſen Verſuchen zu gütlichem Vergleich. Nun aber kam zu den bereits vorhandenen Streitpunkten über das Ausgehen des heiligen Geiſtes und über den Beſitz der Bulgarei, die ein fortwährender Zankapfel blieb, eine neue Differenz hinzu,

die abermals die Leidenſchaften mehr als billig aufregte, und das war der Gebrauch des geſäuerten und ungeſäuerten Brotes im h. Abendmahl. Die griechiſche Kirche hatte ſich bis dahin im h. Abendmahl des geſäuerten Brotes bedient, während in der lateiniſchen Kirche etwa ſeit dem neunten Jahrhundert der Gebrauch des ungeſäuerten Brotes oder der Azymen aufgekommen war (die ſpätern Hoſtien). — So geringfügig dieſer Unterſchied ſcheint, weil er rein das Aeußerliche betrifft, ſo großes Gewicht wurde von beiden Seiten darauf gelegt. Die griechiſche Kirche erblickte in der Einführung des ungeſäuerten Brotes eine gefährliche Neuerung und erhob dagegen Widerſpruch. Der Patriarch von Conſtantinopel, Michael Cärularius, hob ſogar die Kirchengemeinſchaft mit den Lateinern auf und ließ ihre Kirchen, die ſie in Conſtantinopel hatten, ſchließen. Er richtete ſodann einen heftigen Brief an den Biſchof Johann von Trani in Apulien, worin er die römiſche Kirche des Abfalls in das Judenthum beſchuldigte und alle möglichen Beweiſe hervorſuchte, um den Gebrauch des geſäuerten Brotes zu rechtfertigen; denn Chriſtus ſelbſt vergleiche ja das Reich Gottes mit einem Sauerteige und nenne ſeine Jünger das Salz der Erde. — Dieſer Brief kam in die Hände des uns ſchon bekannten Eiferers, des Erzbiſchofs Humbert, der ſich gerade um dieſe Zeit in Apulien aufhielt. Humbert konnte nichts Eiligeres thun, als dieſen Brief in lateiniſcher Ueberſetzung dem Papſte Leo IX vorzulegen. Und dieſer richtete nun ein fulminantes Schreiben an den Patriarchen zu Conſtantinopel, in welchem er es ihm als die größte Unverſchämtheit vorwarf, klüger ſein zu wollen als der Stuhl von Rom. Der griechiſche Kaiſer, Conſtantinus Monomachus, ſah nur mit Betrübniß dieſen neuen Streit entbrennen; er redete ſeinem Patriarchen in friedlichem Sinne zu, und dieſer bot auch die Hand zur Verſöhnung. Eine Geſandtſchaft des Papſtes wurde nach Conſtantinopel abgeordnet; aber unglücklicher Weiſe befand ſich in dieſer Geſandtſchaft der zelotiſche Humbert. Dieſer trat gleich übermüthig auf und überhäufte die griechiſche Kirche mit den gröbſten und bitterſten Schmähungen. Allen ihren bisherigen Ketzereien, ſagte er, die ſchon arg genug ſeien, habe die griechiſche Kirche dadurch die Krone aufgeſetzt, daß ſie in ihrem Wahnſinn ſich angemaßt habe,

die lateiniſche Kirche bemaßregeln zu wollen und gar das Anathem über ſie zu ſprechen; es ſei am Tage, daß die griechiſche Kirche nichts anders ſei, als die Vorläuferin des Antichriſts. — Das hieß Oel ins Feuer gießen. Nun traten auch Eiferer von griechiſcher Seite auf und gaben der lateiniſchen Kirche den Vorwurf der Ketzerei zurück; namentlich wurde ihr auch die Verwerfung der Prieſterehe zur Laſt gelegt. Humbert hatte indeſſen leichtes Spiel, da der Kaiſer auf ſeiner Seite war. Als der Patriarch nicht nachgeben wollte, begaben ſich die römiſchen Legaten den 16. Juli 1054 in die Sophienkirche und ſprachen da in feierlicher Weiſe über den Patriarchen Michael das Anathema Maranatha als über einen Erzketzer, der alle frühern Ketzereien der Arianer, Donatiſten u. ſ. w. in ſich vereinige (der ganze Ketzerkatalog wurde aufgezählt), und legten dann die Excommunicationsbulle auf den Altar nieder; dann ſchüttelten ſie zum Zeichen über die ketzeriſche Stadt und ihre Kirche, den Staub von ihren Füßen und zogen von dannen. Dieſer eben ſo lächerlichen als gehäſſigen Demonſtration ſetzte nun der Patriarch auch wieder ein Anathem von ſeiner Seite entgegen und die übrigen Patriarchen des Morgenlandes ſchloſſen ſich ihm an. Niemand that der Vorfall weher als dem Kaiſer Conſtantin Monomachus, der ſo gerne den Frieden erhalten hätte, aber ihn auf falſchem Wege ſuchte. Er ſtarb noch in demſelben Jahr. — Nun aber war der Riß zwiſchen den beiden Kirchen des Morgen-, und Abendlandes vollendet. Geflickt wurde in der Folge hie und da, aber gründlich gebeſſert wurde der Schaden nicht, und bis auf dieſen Tag dauert das Schisma fort.

Neben dieſen Streitigkeiten ſehen wir nun aber auch noch die alten Häreſien der Kirche, die einſt die Väter beunruhigt hatten, gleichſam aus dem Grabe erſtehen, in neuen Geſtaltungen auftauchen, erſt im Morgen-, dann aber auch im Abendlande. Der in ihren Satzungen erſtarrten griechiſchen Kirche hatte ſich ſchon im ſiebenten Jahrhundert eine Richtung entgegengeſetzt, über die man zweifelhaft ſein kann, ob man ſie mit gutem Grunde eine reformatoriſche nennen darf oder ob man ſie nicht eher als eine gefährliche, Wahrheit und Irrthum vereinigende Schwärmerei verwerfen ſoll. Ich meine die Secte der Paulicianer. Ihre äußere Geſchichte iſt ſehr verwickelt, und ebenſo iſt es ſchwer,

ſich eine klare, zuſammenhängende Vorſtellung ihrer Lehre zu bilden. So viel iſt entſchieden, daß die Paulicianer gegen die Veräußerlichung des Chriſtenthums und die herrſchenden Mißbräuche auftraten und daß ſie wieder auf die h. Schrift, namentlich auf den Apoſtel Paulus zurückgingen, von dem auch wahrſcheinlich ihr Name herzuleiten iſt. Das bibliſch-pauliniſche Element ihrer Lehre wäre ſonach das geſund Reformatoriſche an ihnen. Aber ſchon ihre willkürliche Verwerfung alles Nichtpauliniſchen, die Verwerfung des alten Teſtaments und der Petriniſchen Briefe im neuen, würden genugſam auf eine einſeitige Richtung hindeuten, die leicht in gefährliche Irrthümer umſchlagen konnte. Dazu kommt, daß die Paulicianer in der That, ſtatt einfach dem Worte der Schrift zu folgen, die alten Schwindeleien der von der Kirche verworfenen Gnoſtiker und Manichäer erneuerten. Sie verwarfen alles äußere Kirchenthum, ſelbſt Taufe und Abendmahl, und auch die evangeliſche Geſchichte deuteten ſie mit der größten Willkür in Allegorien um. So iſt ihnen die Geburt Chriſti aus der Jungfrau nichts andres als die Geburt des neuen geiſtlichen Lebens aus einer reinen Geſinnung heraus.

Unter Leo dem Armenier, demſelben Kaiſer, unter welchem die Bilderſtreitigkeit wieder ausbrach, erhob die Secte aufs Neue ihr Haupt. Von der orthodoxen Kirche verfolgt, beunruhigten die Paulicianer von Armenien aus, wo ſie ihre Sitze hatten, durch Streifzüge das kaiſerliche Gebiet, bis ſie endlich im eilften Jahrhundert unterlagen. Einzelne Reſte ſollen ſich noch ſpäter, ja, wenn die Nachrichten richtig ſind, bis in unſere Zeit hinein im Morgenland erhalten haben. Verwandt nach ihrem Inhalt, wenn auch nicht erweisbar äußerlich zuſammenhängend mit dieſer orientaliſchen Secte der Paulicianer ſind denn auch die unter dem Namen der Manichäer und Katharen auftretenden Secten des Abendlandes, die für das Ganze von größerer Bedeutung ſind. Wir heben einzelne Erſcheinungen derſelben heraus. Schon im zehnten Jahrhundert zog die Secte von Orleans die Aufmerkſamkeit der dortigen Geiſtlichkeit auf ſich. Die Mitglieder dieſer Secte verſtanden es, gleich den Paulicianern, ihre Irrlehre zu verhüllen, indem ſie ſich vor dem Volke der bibliſchen Sprache bedienten, aber den bibliſchen Ausdrücken und Geſchichten einen

andern, ſymboliſchen und allegoriſchen Sinn unterlegten. Während ſie alle geſchichtlichen Ueberlieferungen und Inſtitutionen als Menſchenſatzung verwarfen, hielten ſie ſich nur an die Eingebungen ihres Geiſtes, die ſie für göttliche Eingebungen hielten. Das innere Licht ſtand ihnen höher als jedes geſchriebene Wort, und auch die Sacramente der Kirche glaubten ſie entbehren zu können, da ſie die Geiſtestaufe und die Communion im geiſtigen Sinne empfangen hätten.

Im Jahr 1021 ward in Orleans eine Synode gegen dieſe Secte gehalten, zu der auch zwei Geiſtliche, Liſieur und Stephan, gehörten, die im Uebrigen wegen ihrer außerordentlichen Frömmigkeit gerühmt und vom Volke verehrt wurden. Dreizehn Mitglieder der Secte ſtarben auf dem Scheiterhaufen. Es wurden ihnen von ihren Anklägern greuliche Dinge in ſittlicher Beziehung ſchuldgegeben, wie dieß auch bei den Paulicianern der Fall war; jedoch muß man immer vorſichtig ſein in der Aufnahme ſolcher Nachrichten. Gar vieles hat die orthodoxe Kirche, und ſchon von Alters her, den Secten angedichtet, theils aus Mißverſtand und falſchem Argwohn, theils auch aus leidenſchaftlicher Conſequenzmacherei, um dann einen gültigen Grund ihrer Verfolgung zu haben. Auf der andern Seite kann aber auch nicht geleugnet werden, daß die religiöſe Schwärmerei, die an ſich ſchon unſittlich iſt, ſofern ſie auf geiſtlichen Hochmuth ſich gründet, gar leicht in wirkliche ſittliche Verirrungen ausartet. und daß, was im Geiſte begonnen, häufig und oft traurig genug im Fleiſche endet. — Beſonders verführeriſch war mitunter für das leicht bewegliche Volk das Auftreten der Secten im Gewande einer ſtrengen mönchiſchen Lebensweiſe, die mit dem üppigen Weſen der Weltgeiſtlichen contraſtirte. Daß dieß immer nur Maske geweſen, um die Verführbaren deſto leichter zu täuſchen, werden wir nicht behaupten wollen; aber wir werden es auch begreifen, daß die Prieſterſchaft auf ſolche, dem Volke ſich aufdringende Heilige, ein ſcharfes Auge hatte, und wenn es ihr dann gelang, einen Scheinheiligen zu entlarven, ſo ſchonte ſie auch kein Mittel, um für das ſich zu rächen, was ſie von dieſer Seite her, wohl nicht ohne ihre eigene Schuld als Vorwurf hatte hinnehmen müſſen.

Eine ähnliche Secte wie die von Orleans zeigte ſich auch in

den Niederlanden in den Gegenden von Arras und Lüttich. Sie war von Italien aus dahin verpflanzt worden. An der Spitze derselben stand ein gewisser Ramihrd, der von der Kirche verurtheilt und verbrannt, von seiner eigenen Secte aber als ein Heiliger verehrt wurde. Man sammelte seine Asche und verehrte sie als Reliquie.

In Italien selbst zeigten sich, in der Nähe von Turin unter dem Schutze sogar einer Gräfin von Montfort, dieselben Erscheinungen. Selbst bis nach Deutschland hin, in die Gegenden des Harz, hatten sich einige Ausläufer der katharischen Secte verirrt; allein als Kaiser Heinrich III im Jahr 1052 das Weihnachtsfest in Goslar feierte, ließ er einfach die Anführer der Secte, die ihm verzeigt wurden, an den Galgen hängen.

Die abscheuliche Sitte, Ketzer am Leben zu strafen, der sich schon früher erleuchtete Kirchenlehrer entgegengesetzt hatten,[1]) wurde leider immer allgemeiner. Um so mehr verdient es hervorgehoben zu werden, wenn auch jetzt noch einzelne heller und milder denkende Geistliche sich dem Gebrauch entgegensetzten. Unter diesen bemerken wir den frommen Bischof Watzon von Lüttich, der ums Jahr 1047 starb. Er erinnerte an das Gleichniß des Herrn vom Unkraut und Weizen; man soll das Unkraut nicht gewaltsam ausreuten, sondern beides neben einander wachsen lassen bis zum Tag der Ernte. Und wer weiß dann, fragte er weiter, ob nicht manches von dem, was wir jetzt Unkraut nennen, als Weizen, und was wir als Weizen preisen, als Unkraut erscheinen wird? Jedenfalls sollen die Bischöfe nicht das Schwert führen; denn nicht zu tödten, sondern lebendig zu machen, ist ihr Beruf.

Aber freilich um das Leben Andern zu geben, mußte auch geistiges Leben vorhanden sein. Nur wo in der Kirche eine gesunde, aus den Heilswahrheiten geschöpfte Theologie gelehrt wird, da kann auch geistliches Leben auf die Dauer sich erzeugen. Und so werden unsere Blicke in jedem Zeitalter der Kirche auch immer wieder sich richten auf die Männer, welche als Träger der Wissenschaft, nicht nur der theologischen, sondern auch der philosophischen und historischen Wissenschaft, als die Förderer der Cultur er-

---

[1]) Vgl. Kirchengeschichte vom 4—6. Jahrhundert S. 205.

ſcheinen. Darum laſſen Sie uns auch jetzt den Reſt der Stunde noch dazu benützen, einige Bekanntſchaft mit den Männern zu machen, in welchen wir die geiſtigen Führer der Zeit zu erblicken haben.

Wir beginnen mit der Zeit der Karolinger im neunten Jahrhundert. Daß in dieſer Zeit in der fränkiſchen Kirche eine rege Thätigkeit herrſchte, davon hat bereits die Geſchichte der Streitigkeiten, wenn auch nicht ein durchweg erfreuliches, doch ein beachtenswerthes Zeugniß abgelegt. Wir haben dort den Namen eines Rhabanus Maurus genannt. Ihn haben wir als einen Hauptbeförderer der Cultur im neunten Jahrhundert zu betrachten. Rhabanus (Hrabanus) iſt geboren 776 zu Mainz. Er ſtammte aus der edeln Familie der Magnentier. Schon als Knabe war er in das Kloſter Fuld gebracht und dort als Mönch erzogen worden. In der Schule zu Tours genoß er den Unterricht des berühmten Alcuin. Dieſer war es auch, der ihm den Namen Maurus beilegte, zum Andenken an jenen berühmten Schüler des h. Benedict, nach deſſen Vorbild er ſich bilden ſollte. Maurus trat ganz in die Fußſtapfen Alcuins, indem er ähnlich wie dieſer, die literariſchen Schätze des Alterthums ſeiner Zeit zugänglich und genießbar zu machen ſuchte. In dieſem Sinne wirkte er ſeit dem Jahr 804, dem Todesjahr Alcuins, als Vorſteher der Schule zu Fuld. Der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit trug nicht wenig zur Blüthe dieſer Schule bei. Treffliche Männer, wie Walafried Strabo (der Schielende), Servatus Lupus, Otfried und Andere gingen aus ihr hervor. Rhabanus verband mit dem Eifer für Wiſſenſchaft auch den Eifer für klöſterliche Zucht und Sitte. Seine Strenge, ja ſeine Härte ſogar, haben wir bereits kennen gelernt in ſeinem Benehmen gegen Gottſchalk. Als Abt von Fulda, zu welcher Würde er 822 ſeiner vielfachen Verdienſte wegen erhoben wurde, hatte er vielfach mit den der Zucht widerſtrebenden Mönchen zu kämpfen. Er verließ ſogar aus Ueberdruß das Kloſter und ließ ſich in deſſen Nähe auf dem Petersberge als Einſiedler nieder, wo er ganz dem beſchaulichen Leben ſich hingab. Als er dann im Jahr 847 durch einſtimmige Wahl des Königs (Ludwigs des Frommen), des Klerus und des Volkes auf den Stuhl zu Mainz gehoben wurde, da konnte er erſt nach allen

Seiten hin ſein Licht leuchten laſſen. Aber auch hier ging es ohne Kampf und Verdruß nicht ab. Wie zu allen Zeiten die Trägheit und Verdroſſenheit der niedern Geiſter gegen wohlthätige Reformen ſich aufgelehnt hat, beſonders wenn dieſe eine Zumuthung enthielten, welche der Trägheit unbequem war, ſo geſchah es auch hier. Schon zwei Jahre nach Rhabanus Amtsantritt brach eine förmliche Empörung des Klerus gegen ihn aus, die erſt durch königliche Dazwiſchenkunft gedämpft werden konnte. Aus den Stürmen, die über ihn losbrachen, zog ſich der der geiſtigen Erhebung bedürftige Mann an den Fuß des Johannisberges zurück, wo er eine eigene Beſitzung, die Villa „im Winkel“ hatte. Dort lebte er ſeinen Studien, bis er, ein Greis von 80 Jahren, im Jahr 856 ſtarb (den 4. Februar). Er hatte bis in ſein höheres Alter ſich eine hohe Geiſtesfriſche bewahrt. Um die Bildung der Geiſtlichen hatte ſich Rhabanus verdient gemacht durch die Herausgabe einer Anleitung zur Führung des geiſtlichen Amtes (de institutione Clericorum), die lange Zeit den Geiſtlichen als Wegweiſer diente. Und ſie bedurften eines ſolchen um ſo mehr, je weniger die Bildung in der Maſſe verbreitet war. Auch dem Aberglauben des Volkes hat Rhabanus ſich entgegengeſetzt. Er warnte vor Zeichendeutern, Wahrſagern, Zauberei; er bekämpfte unter anderm die aus dem Heidenthum herſtammende Sitte, zur Zeit der Mondsfinſterniß einen nächtlichen Lärm zu verführen, indem er das Volk belehrte, daß die eintretende Finſterniß von dem Erdſchatten herrühre. Mit demſelben Ernſt, wie gegen den Aberglauben, predigte er gegen das bloße Namenchriſtenthum, gegen das mechaniſche Verrichten der gottesdienſtlichen Gebräuche ohne innere Theilnahme des Herzens. Einen großen Theil ſeiner Zeit wandte er auf die Erklärung der h. Schrift, über deren einzelne Bücher er mehrere Commentare geſchrieben hat. Aber noch weiterhin ſuchte Rhabanus auf ſeine Zeit zu wirken, indem er ein Werk über das Univerſum ſchrieb, worin er alle Schätze ſeines Wiſſens niederlegte; Theologie und Kosmologie, die Lehre von den göttlichen und den weltlichen Dingen wird hier abgehandelt, von den Elementen und den Geſtirnen, von den Thieren und den Pflanzen und Steinen, von Sprache und Poeſie und Kunſt — ſelbſt von Nahrung,

Kleidung und Hausgeräth — eine eigentliche Realencyklopädie der Zeit!

Wenn Rhabanus, wie schon sein Lehrer Alcuin, mehr die aus dem Alterthum überlieferte Gelehrsamkeit dem Mittelalter zugänglich machte, wobei er jedoch nicht bloße Handlangerdienste verrichtete, so trat dagegen um die Mitte des neunten Jahrhunderts ein Mann auf, der als Selbstdenker, als schöpferischer Geist einzig in seiner Zeit dasteht, Johann Scotus Erigena. Ob er ein Schottländer oder Irländer gewesen, lassen wir dahingestellt; jedenfalls hatte er seine Bildung in Irland erhalten, woher so viele treffliche Männer nach dem fränkischen Reiche gekommen. Auch er kam nach längeren Reisen an den westfränkischen Hof. Daß er später durch König Alfred nach England berufen, und dort von den Mönchen eines Klosters, in welchem er eine strengere Sittenzucht einführen wollte, mit den eisernen Schreibgriffeln erstochen worden sei, ist eine Sage, die wahrscheinlich auf Verwechslung mit einer andern Persönlichkeit beruht.

Johann Scotus Erigena stellte sich die große Aufgabe, die sich schon in der alten Kirche viele der trefflichsten Männer gestellt hatten und die nach ihm immer wieder aufgenommen worden ist, die Wahrheiten der christlichen Religion also vor dem denkenden Geiste zu rechtfertigen, daß Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Christenthum in ihrer höhern Uebereinstimmung erscheinen. Wahre Religion und wahre Philosophie sind ihm eins; das Selbstbewußtsein ist ihm die innerste, tiefste Quelle all unsrer religiösen Erkenntniß. Die äußere Offenbarung, wie sie durch Schrift und Kirche uns vermittelt ist, kann der innern Offenbarung des Geistes nicht widersprechen; sie dient ihr zur Bestätigung. Die Wahrheit des Einen wird bestätigt durch die Wahrheit des Andern. Die Autorität der Schrift und der Vernunft, die sich beide nicht widersprechen, stehen ihm höher als die der kirchlichen Ueberlieferung. — Mit kühnem Geiste suchte dieser Denker einzudringen in den innersten Kern alles Seins und Werdens. Seine Gedanken über die Natur der Dinge und über das Verhältniß Gottes zur Welt setzen uns in Erstaunen, wenn wir sie mit dem vergleichen, was die neuere und neueste Philosophie hierüber zu sagen gewagt hat. Man wird eben finden,

daß auch auf diesem Gebiete nichts absolut Neues unter der Sonne geschieht, und daß vor tausend Jahren schon Aehnliches gesagt worden ist von dem, was heute als neueste Weisheit gepriesen wird. Man hat das System, das schon damals Johann Scotus aufstellte, ein pantheistisches genannt, und in der That gewinnt es den Anschein, als ob die Begriffe Gott und Welt ihm in dem Begriff der Natur, die er in verschiedene Combinationen, das einemal als die schaffende, das anderemal als die geschaffene, setzt, zusammenfielen.[1]) Wir wollen ihm nicht auf diese schwindlichten Höhen folgen. Aber daß Erigena gleichwohl das Bedürfniß hatte, das Persönliche festzuhalten, wo es ihm in dem Allgemeinen aufgehen und verschwinden wollte, davon nur ein Beispiel. Er nahm an, daß unser eigenes Wesen einst in dem Wesen der Gottheit sich auflöse, doch nicht also daß es verloren ginge, sondern so, daß es sein wahres Leben erst in Gott gewinne. Er suchte dieß durch sinnige Gleichnisse anschaulich zu machen. Die einzelnen Lichter in einem Saale strömen ihr Licht aus und es entsteht eine Lichtmasse, in welcher man nicht mehr das Licht jedes einzelnen Lichtes zu unterscheiden vermag, und doch besteht das Ganze nur durch die Einzelnen. Zu einem Concerte wirken eine Menge Instrumente zusammen; die einzelnen Töne aber werden nicht mehr als einzelne gehört, sie bilden zusammen das Tonganze und gewinnen dadurch, daß sie sich zum Ganzen vereinigen, auch erst ihre Bedeutung als Einzelne.

Lassen wir uns an diesen Bildern genügen. Sie zeigen uns wenigstens, daß es auch damals nicht an Anstrengungen des Geistes gefehlt hat, das uns Unerreichbare durch Analogien aus der sinnlichen Welt dem Verständniß näher zu bringen. Und haben wir es seither weiter gebracht?

Zu allen Zeiten aber werden wir uns am meisten befriedigt fühlen, wenn wir von allen Speculationen der Wissenschaft wieder

---

[1]) De divisione naturarum. Die natura creans et non creata = Gott, als der ungeschaffene Schöpfer aller Dinge; die natura creata et creans = das Wort aus Gott, durch das alle Dinge gemacht sind (der Sohn); die natura non creata et non creans = die Welt (Schöpfung, Natur im engern Sinne) und die natura non creans et non creata = Gott, als Ziel der Schöpfung, als der in sich Ruhende.

zur einfachen Lehre und Geschichte des Evangeliums zurückkehren. Und so werden wir denn auch in der christlichen Literatur des frühern Mittelalters die Erzeugnisse mit Freuden begrüßen, die es sich zur Aufgabe machten, die evangelische Geschichte dem Verständniß der Gemeinde nahe zu bringen und zwar auf dem Wege der schlichten, erzählenden Volks-Poesie.

Schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts, tausend Jahre vor Klopstock hatte die deutsche Sprache ihre Messiade in altsächsischer Mundart. Das epische Gedicht „der Heliand" (der Heiland) ist erst in neuerer Zeit durch die Bemühungen der Gelehrten wieder zugänglich geworden, indem Schmeller den alten Text desselben herausgegeben, Simrock ihn durch Uebersetzung in das neuere Deutsch auch den Ungelehrten genießbar gemacht hat.[1]) Dieses Gedicht zeichnet sich durch die edelste Einfalt aus. Ohne alle Entstellung durch die Legende wird uns die evangelische Geschichte — nicht in Reimen, sondern in der ältern Form der Alliteration, der sogenannten Stabreime erzählt. Das Einzige was der Dichter von sich aus gethan hat, ist, daß er, ähnlich den ältern Malern, den biblischen Begebenheiten das Colorit seiner Zeit und ihrer Umgebungen verliehen hat. „Er hat," mit Simrock zu reden, „den Schauplatz der heiligen Geschichte in die deutschen Wälder gerückt, vor Burgen und hochgethürmten Zinnen; die Apostel sind sächsische Recken und nicht selten bricht die hochherzige Gesinnung deutscher Helden hervor, die rührende Treue der Degen zu dem fürstlichen Gebieter und Herrn". — Maria heißt „die minnigliche Magd", der neugeborene Jesus in Bethlehem „der liebe, kleine Mann". Die Hirten erscheinen dem deutschen Dichter als „Roßhirten", die Weisen aus Morgenland als „Degen und Recken"; auch Joseph erscheint als „Degen", Maria und Martha als „Edelfrauen", Pilatus als „Herzog". Christus erhält die Namen Gotteskind, Nothhelfer, Landeswart; er heißt der Guten Bester, der Könige Kräftigster u. s. w. Nur ein einziges mal wagt es der Dichter eine evangelische Geschichte allegorisch zu deuten; die beiden Blinden, die vor Jericho am Wege saßen, sind

[1]) Heliand, Christi Leben und Lehre, nach dem Altsächsischen von Karl Simrock, Elberfeld 1856.

ihm ein Bild Adam und Eva's, die beide, blind geworden durch die Sünde, von Chriſto wieder geheilt werden.

„Da war die Welt ſo verirrt,
In Düſter gedrängt, in Dienſtbarkeit,
In des Todes Thäler. Betrübt ſaß die Menſchheit
An des Herren Straße, Gottes Hülfe erwartend:
Die mocht' ihnen nicht werden, eh der waltende Gott
In dieſen Mittelkreis, der mächtige Herr,
Senden wollte den eigenen Sohn,
Daß er das Licht erſchlöſſe den Leutekindern
Das ewige Leben öffnete, daß ſie den Allwaltenden
Erkennen könnten, den kräftigen Gott."

Eigenthümlich und über die Schrift hinausgehend iſt auch ſeine Darſtellung von dem Traum der Gemahlin des Pilatus. Er nimmt an (was auch Andere damals annahmen), [1]) der Traum ſei ihr vom Teufel eingegeben worden, um das Erlöſungswerk zu hindern. — In allen übrigen Stücken bleibt der Dichter des Heliand bei dem bibliſchen Texte ſtehen, den er in einfacher und naiver Weiſe wieder erzählt.

Hievon nur ein Beiſpiel:

Die Verklärung.

. . . . Von den Jüngern kor er
Darauf ohne Säumen den Simon Petrus
Und Jakobus und Johannes, die guten Zween,
Gebrüder beide, und den Berg beſtieg
Mit den Sondergeſellen das ſelige Gotteskind,
Mit den Degen dreien der Droſt der Völker,
Der Walter dieſer Welt. Er wollt ihnen der Wunder viel,
Der Zeichen zeigen, daß ſie nicht zweifelten,
Er ſelber ſei der Sohn des Herrn,
Der heilige Himmelskönig. Den hohen Wall hinan
Stiegen ſie, Stein und Berg, bis ſie zur Stätte kamen
Unweit den Wolken, die der waltende Chriſt,
Der Könige kräftigſter, erkoren hatte,
Weil er ſeine Gottheit da den Jüngern wollte
Aus eigener Kraft anſchaulich zeigen,
Ein prächtiges Bild. Denn als er nun betete,

[1]) Schon im Evangelium Nicodemi findet ſich dieſe Vorſtellung, auch bei Ignatius und Beda dem Ehrwürdigen, vgl. Piper, Geſichte und Träume und deren Symbolik, im evang. Kalender 1860. S. 39.

Ward ihm da oben ganz anders geſtaltet
Gewand und Antlitz; ſeine Wangen wurden licht,
Blendend von der Sonne Bild ſchien der Geborne Gottes;
Sein Leib leuchtete, Lichtſtrahlen floſſen
Wonnig von des Waltenden Sohn. Sein Gewand war weiß
Wie Schnee zu ſchaun, und ein ſeltſam Ding
Ereignete ſich: Elias und Moſes
Kamen zu dem Chriſt, mit dem kraftreichen
Worte zu wechſeln. Die Sprache war wonneſam
Unter den Guten, da der Gottesſohn
Mit den hehren Helden ſich unterhielt.
Die Höhe erhellte ſich, ein holdes Licht ſchien,
Einem ſchönen Garten glich ſie, einer grünenden Au,
Dem Paradies. Petrus begann da,
Der hochgemuthe Held, und ſprach zu ſeinem Herrn,
Den Gottesſohn grüßend: „Hier iſt gut ſein,
Wenn du es wünſcheſt, waltender Chriſt,
Daß man hier auf der Höhe dir ein Haus erbaute,
Ziervoll gezimmert; dazu ein andres für Moſes,
Und eins für Elias, denn hier oben iſt's ſelig,
Wonnig zu wohnen.“ Als er das Wort noch ſprach,
Da zerließ ſich die Luft, eine Lichtwolke ſchien
In gleißendem Glanz; die guten Männer umgab
Blendende Schönheit. — Da ſcholl aus der Wolke
Gottes heilige Stimme und zu den Helden dort
Sagte er ſelber: „Dieß iſt mein Sohn,
Der Liebſte der Lebenden: der geliebt mir wohl
In meinem Herzen: Ihr ſollt ihm gehorchen
Und gerne folgen.“

An dieſen „Heliand“ ſchloß ſich einige Jahrzehnte ſpäter die gereimte Evangelienharmonie des Mönches Otfried im Kloſter Weiſſenburg an der Lauter im Speiergau, ums Jahr 868. Otfried hatte dieſelbe auf den Wunſch einer vornehmen Frau, wahrſcheinlich der Königin Judith, der Wittwe Kaiſer Ludwigs unternommen, um dadurch die ſchlechten weltlichen Lieder zu verdrängen. Er ſchloß ſich dabei an die Form des lateiniſchen Kirchenliedes an. Otfried läßt ſich ſchon weit mehr auf das Allegoriſiren der heiligen Geſchichte ein, als der Heliand. Er theilt ſein Gedicht in fünf Bücher, entſprechend den fünf Sinnen des Menſchen. Gegen die Sünden, welche von den fünf Sinnen begangen werden, ſoll die evangeliſche Geſchichte, die mit der Ge-

burt des Herrn beginnt und mit dem Ende aller Dinge abschließt, eben so viele Heilmittel bieten. Auch hier ist die Darstellung naiv und im Colorite der Zeit. Der Engel findet die Jungfrau Maria, als er ihr die Geburt des Sohnes verkündet, beim Spinnrocken und den Psalter in Händen. (So haben es denn auch die Maler dargestellt.) Die Priester treten als Bischöfe und Pfaffen der Zeit auf u. s. w. Von seinem Allegorisiren nur ein Beispiel: Der Einzug Jesu in Jerusalem ist zugleich ein Bild seines Kommens in die Welt. Da ist denn der Esel, auf dem der Heiland einzieht, ein Bild der Menschheit in ihrer Dummheit und Störrigkeit, zu der sich Jesus herabließ. Jesus kommt vom Oelberg herunter, d. h. vom Berg der Gnaden, von der Höhe der Himmel. Zwei Jünger gehen voraus, die Herberge zu bereiten, das sind die beiden hauptsächlichsten Gebote des Herrn: Liebe Gottes und des Nächsten. Die Kleider, welche auf das Lastthier gelegt werden, sind ein Bild der Märtyrer, die das Kleid der Seele, den Leib, ausgezogen, ihn gleichsam hingeworfen haben, damit Christus über *sie* hinwegschreitend, seinen Einzug halte. Die Zweige, womit das Volk den Weg bestreute, deuten auf die h. Schrift. Das vorausziehende und das nachfolgende Volk sind die Geschlechter der Menschen, von denen das eine dem Heiland der Welt vorangegangen, das andere ihm gefolgt ist, sie stimmen den Wechselgesang an: „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn." — Jerusalem endlich ist die himmlische Burg, das Zion, dem der Herr seine Kirche entgegenführt.

In dieser Weise der Allegorie bewegten sich auch die Predigten der Zeit, und auch die gelehrten Commentare der Bibel, wie die eines Rhabanus, glaubten ihre Aufgabe nicht erfüllt zu haben, wenn sie nicht mit der grammatischen Erklärung immer auch die mystische und allegorische verbanden. Es lag darin das Geständniß, daß die Bibel eben nicht nur auf *ihre* Zeit, sondern auf *alle* Zeiten ihre Anwendung finden sollte; nur wurden *Auslegung* und *Anwendung* der Schrift nicht gehörig gesondert, und das führte dann zu manchen Abenteuerlichkeiten und Willkürlichkeiten, an denen die Schrifterklärung des Mittelalters so reich ist.

Soll ich noch die weitern Namen der Gelehrten nennen,

welche das neunte Jahrhundert auszeichneten? Ich denke mit bloßen Namen ist Ihnen nicht gedient, und in die Werke selbst uns einzulassen, kann hier noch weniger unsere Aufgabe sein. Erinnern will ich nur im Vorbeigehen an den gelehrten Abt Notker (Balbulus) in der Klosterschule zu St. Gallen, der sich um den Kirchengesang und das Kirchenlied verdient gemacht hat. Von ihm soll ja das alte Kirchenlied stammen: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen", das er in jenem Tobel dichtete, über den die Martinsbrücke führt.

Gewöhnlich steht das zehnte Jahrhundert im Rufe der dichtesten geistigen Finsterniß. Allein auch in diesem Jahrhundert heben sich Männer heraus wie ein Ratherius von Verona u. A. — Auch eine christliche Dichterin darf hier nicht vergessen werden, die Nonne Roswitha (Hrotsvitha) im Kloster Gandersheim, welche in ihrer Einsamkeit geistliche Komödien in lateinischen Versen verfaßte. Komödien werden diese Gedichte genannt, weil sie der Form nach den Lustspielen des Terenz nachgebildet sind; der Inhalt aber ist nichts weniger als scherzhaft, sondern durchaus ernst und bezieht sich mehrentheils auf die Legende.[1])

Den Uebergang aus dem zehnten in das eilfte Jahrhundert bildete endlich jener Gerbert, dessen wir schon in der Papstgeschichte gedacht haben und der später als Sylvester II den päpstlichen Stuhl bestieg. Er war besonders in den mathematischen Wissenschaften bewandert und suchte auch die theologischen Dinge durch mathematische Figuren zu erläutern. Sein Zeitalter wußte sich seine Kentniß der Natur nicht anders zu erklären, als daß es ihn in dem Bunde mit dem Teufel stehen ließ. — Wir brechen hier die Geschichte der christlichen Lehrentwicklung und Wissenschaft ab, um in der nächsten Stunde aus der Schule in das Leben hinauszutreten und die allgemeinen sittlichen und religiösen Zustände des Zeitalters unserer Betrachtung zu unterstellen.

---

[1]) So ist ja auch die „göttliche Komödie" Dante's nichts weniger als eine Komödie in unserm Sinne.

Zehnte Vorlesung.

Das kirchliche Leben im Allgemeinen. Die Ehelosigkeit der Geistlichen. Zur Sittengeschichte. Kriegerische und staatskluge Bischöfe: Bruno von Köln, Willigis von Mainz, Bernward von Hildesheim u. A. — Christliches und unchristliches Leben der Laien. Otto I und seine Gemahlin Editha. Die Volkssitte. Gottesfriede und Gottesurtheile. Das Bußwesen. Ratherius von Verona. Bann und Interdict. — Erwartung des jüngsten Tages mit dem Jahr 1000.

Die heutige Stunde soll uns im Allgemeinen ein Bild des kirchlichen Lebens geben, wie es sich vom neunten bis eilften Jahrhundert, vom Tode Karls des Großen bis auf die Zeit Gregors VII unsern Blicken darstellt. Wir werden bei dieser übersichtlichen Betrachtung am einfachsten gehen, wenn wir bei der Scheidung, die zwischen den geistlichen und weltlichen Gliedern der Kirche durchgängig gemacht wurde, nun auch zuerst das Leben der Geistlichen (Kleriker) und dann das der Weltlichen (Laien), das Leben des Volkes ins Auge fassen. Bei den Geistlichen haben wir wieder zu unterscheiden die höhere und die niedere Geistlichkeit, und beim Volke wieder die Fürsten und Herrn und die Masse des Volkes.

Reden wir erst von der Geistlichkeit im Allgemeinen, so tritt uns schon das als charakteristisch entgegen, daß man sich immer mehr daran gewöhnt hatte, die Geistlichen als eine von den übrigen Menschen specifisch unterschiedene Klasse aufzufassen. Nicht nur äußerlich durch ihre Kleidung und durch die Tonsur sollten sie sich unterscheiden, nicht nur sollten sie keine Waffen tragen, keine weltliche Hantirung treiben und sich überhaupt ferne halten vom Gewirr und Getümmel der Welt, sondern darin sollten

ſie weſentlich vor den Weltleuten als die Geheiligten ſich auszeichnen, daß ſie im eheloſen Stande verharrten, daß ſie, (nicht freiwillig, ſondern pflichtgemäß und ſtandesgemäß) auf das Glück verzichteten, das dem freien Menſchen als das höchſte und reinſte erſcheint, das Glück der Familie. Dieſen Gedanken des Prieſtercölibats, wozu wir die Keime ſchon in den frühern Jahrhunderten finden, ſehen wir immer mehr Platz greifen, je mehr die Anſchauungen des Mönchsthums auf den geiſtlichen Stand grundſätzlich übergetragen wurden. Wir wiſſen, wie ſchon Bonifaz bei ſeiner Verbreitung des Chriſtenthums in Deutſchland von der mönchiſchen Anſchauung ausging, der Geiſtliche müſſe im Cölibat leben und wie er die in der Ehe lebenden Prieſter als ſtrafbare Sünder verfolgte. Die griechiſche Kirche hatte den höhern Geiſtlichen gleichfalls die Ehe verboten, aber nicht den Geiſtlichen der niedern Grade. Viel weiter ging hierin die Kirche Roms, was ihr denn ſpäter auch von der griechiſchen Kirche zum Vorwurf gemacht wurde. Eine Synode von Worms verbot bereits im Jahr 868 die Ehe allen Geiſtlichen. Allein noch gelang es nicht, dieſe Beſtimmung allgemein durchzuführen. Angeſehene Männer der Kirche wagten es, dem Papſte Vorſtellungen in dieſer Hinſicht zu machen. Unter dieſen wird uns Ulrich von Augsburg genannt, derſelbe Mann, der nach ſeinem Tode heilig geſprochen wurde. Die Schrift, die Ulrich über dieſen Gegenſtand verfaßt haben ſoll, iſt zwar von der Kritik angefochten worden; geſetzt aber auch, Ulrich ſei nicht ihr Verfaſſer, ſo iſt ſie doch immer ein merkwürdiges Zeugniß der Zeit. Der Verfaſſer dieſer Schrift (ſei er wer er wolle) erinnert daran, daß ſchon im alten Bunde die Prieſter verehlicht geweſen ſeien, und daß die Ausſprüche Chriſti und des Apoſtels Paulus, welche man für die Eheloſigkeit anführe, doch nur auf beſondere Verhältniſſe zu beziehen ſeien; ſie ſeien als guter Rath unter gewiſſen Umſtänden, aber nicht als allgemeines Gebot an Alle zu faſſen. Paulus verlange ja ſogar von einem Biſchof, daß er eines Weibes Mann ſei. Ferner berief ſich der Verfaſſer der Schrift darauf, daß bis ins vierte Jahrhundert die Eheloſigkeit nie ſei von den Geiſtlichen gefordert worden. Er ſtellte auch den ſittlichen Grundſatz auf, beſſer ſei es ein Menſch zu ſein in den Augen der Menſchen,

als ein Sünder in den Augen Gottes; denn daß Viele gerade durch das Verbot der Ehe in die traurigsten sittlichen Irrwege verfielen, war anerkannte Thatsache.[1]) — Diese Schrift steht aber nicht da als ein theoretisch-doctrinäres Werk gegenüber einer damit im Widerspruch stehenden Uebung. Nein, die Uebung selbst war damit im Einklang. Noch jetzt, d. h. bis um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, waren viele Geistliche verheirathet und trotz des Widerspruches der strengen Eiferer, gaben ehrbare Bürger der Städte auch noch späterhin ihre Töchter den Priestern zu Ehefrauen. Eine Synode von Augsburg sah sich daher genöthigt, im Jahr 952, das Eheverbot zu erneuern. In England suchte, wie wir bereits früher gesehen haben, der h. Dunstan das Cölibat durchzusetzen, aber auch hier kam es deßhalb zu Unruhen. Selbst in Italien, unter den Augen der Päpste lebten Geistliche bis ins eilfte Jahrhundert hinein in der Ehe, wurden aber deßhalb verketzert. In Mailand kam es darüber zu bedeutenden Bewegungen. Da standen zwei Demagogen auf, ein Diaconus Arialb und ein gewisser Landulf, ein gelehrter Laie. Diese beiden ließen öffentlich in den Straßen ausrufen und ausschellen, daß sich das Volk möge im Theater sammeln. Dort war eine Rednerbühne aufgerichtet, die Landulf bestieg und von da herab den Pöbel durch glühende Reden wider die verehlichten Geistlichen aufhetzte, so daß diese ihres Lebens nicht mehr sicher waren; denn „die Furcht vor den Fäusten der Menge lähmte jeden Widerstand".[2]) Unter dem Namen Pataria (Tuchlappen), bildete sich die democratische Partei der Patariner (der Lumpenmänner), vor denen alles sich fürchtete, die Vornehmsten Mailands nicht ausgenommen.

Dieses Volk erstürmte die Häuser aller derer, die der Simonie verdächtig waren und plünderte sie. Die verehlichten Priester wurden aus der Stadt verjagt und die Verbündeten verschworen sich, hinfort nur aus den Händen unverehlichter Priester das h. Sacrament empfangen zu wollen. Der Erzbischof von Mailand, Wido (Guido), nahm sich zwar der Verfolgten an und

---

[1]) Ein späterhin von Peter Damiani verfaßtes Buch liber gomorrhianus giebt dazu die schauderhaftesten Belege. Leo IX, dem Damiani das Buch überreichte, ließ es einschließen.

[2]) Gfrörer, Gregor VII. 1. Bd. S. 568.

ſprach den Bann über die Aufrührer, allein der Papſt Stephan IX hob den Bann wieder auf und der Erzbiſchof mußte ſein Amt niederlegen. Da er dieſes Amt von kaiſerlicher Seite aus erhalten hatte, ſo galt auch er als ein Simoniſt. Mit dieſem Namen ward überhaupt von der Hildebrand'ſchen Partei der größte Mißbrauch getrieben. Waren es doch eben die Eiferer Damiani und Hildebrand, welche, hauptſächlich um der Simonie zu ſteuern (wie ſie es vorgaben), auch die Eheloſigkeit der Prieſter durchzuſetzen ſuchten. Nach ihren Begriffen laſtete an ſich ſchon auf der Ehe des Geiſtlichen ein ſittlicher Makel, der in ihren Augen ebenſo groß war als der eines unzüchtigen Wandels. Zugleich aber leuchtet ein, wie die Eheloſigkeit der Prieſter aufs engſte verbunden war mit dem von dieſen Männern verfolgten Gedanken von der Unabhängigkeit der Kirche. Der unverehlichte Prieſter, der mit keinen Banden des Blutes an eine Familie geknüpft war und darum auch für keine Familie zu ſorgen hatte, fügte ſich gar viel leichter in das ganze Syſtem der Hierarchie, als der Mann der Familie. Auch blieb ja das Kirchengut beſſer beieinander, wenn nur der einzelne Prieſter und nicht auch deſſen Familie zu erhalten war. Die Simonie (der Handel mit geiſtlichen Gütern) wurde nach dieſen Anſchauungen betrachtet als eine Folge der Prieſterehe; eines glaubte man nur bekämpfen zu können, indem man auch das Andere bekämpfte. Wir werden dann ſpäter ſehn, wie Hildebrand als Gregor VII mit allem Nachdruck durchführte, was jetzt noch ein Gegenſtand des Widerſpruchs und des Kampfes war. — Wie ſehr ſich das naturwidrige Verbot gerächt hat, davon zeugt leider eine Reihe der bitterſten Erfahrungen. Daß ſchon jetzt viele offene und geheime Sünden bei der Geiſtlichkeit im Schwange gingen, iſt eine demüthigende Wahrnehmung, auf die wir bereits hingewieſen haben. Aber auch im Allgemeinen ſtand die durchſchnittliche Sittlichkeit des Klerus auf einer ſehr niedern Stufe.

Der Biſchof Rhatherius von Verona, eine der ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten in der erſten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, machte davon die traurigſten Erfahrungen in ſeinem Sprengel. Er hatte ſich über den unzüchtigen Wandel ſeiner Geiſtlichen, über Trunkſucht, Raufſucht, Spielſucht derſelben zu

beklagen. So ſagt er von den Biſchöfen Italiens:[1]) „Sie wollen lieber Jäger ſein als Lehrer, lieber Maccabäer als Biſchöfe.“ Von ihrer Ueppigkeit in der Kleidung, ihrer Schwelgerei, ihrem Geiz und ihrer Verſchwendung macht er uns die traurigſte Schilderung. „Sie beſtreben ſich weit mehr den Königen der Welt an Glanz voranzugehen, als die Armuth der Apoſtel nachzuahmen, viel mehr die Luſt der Reichen zu übertreffen, als den Fiſchern in der Heiligkeit nachzufolgen.“ Wie ſie dann ihr Morgengebet nur flüchtig hinmurmelten, die Meſſe durchjagten, um deſto ſchneller ſich aufs Roß zu ſchwingen und dem Ringkampf, dem Wettrennen, dem Bogenſchießen beizuwohnen, das alles wird uns nach dem Leben gezeichnet. Ratherius mußte ſeinen Geiſtlichen verbieten, die Schenken zu beſuchen, berauſcht am Altare zu erſcheinen, Hunde und Falken zum Behufe der Jagd zu halten, mit Sporn und Schwert an der Seite die h. Meſſe zu leſen u. ſ. w. Aehnliche Verbote finden wir auch anderwärts. Gegen die Spielſucht wußte der Biſchof Wibold von Cambrai kein beſſeres Mittel aufzubringen, als daß er ein geiſtliches Würfelſpiel erfand, mit chriſtlichen Tugenden auf Seiten des Würfels. Ein Biſchof, der ſeine Zeit mit Bretſpiel zubrachte, wurde darüber von einem ſeiner Geiſtlichen zur Rede geſtellt. Der Biſchof verlangte, der Geiſtliche ſoll ihm beweiſen, daß das Bretſpiel verboten ſei. Der Geiſtliche wies ihn auf den erſten Pſalm, wo es heißt, daß der Gerechte „vom Geſetze Gottes rede Tag und Nacht“. Was dann noch zwiſchen Tag und Nacht von Zeit übrig ſei, das möge der hochwürdige Herr an das Bretſpiel wenden.

Wir haben erwähnt, daß das Tragen der Waffen den Geiſtlichen verboten war; allein auch hier war die Sitte ſtärker als das Verbot der Kirche, und bei den kriegeriſchen Zeiten, bei denen auch ein Biſchof in den Fall kommen konnte, ſich ſeiner Haut zu wehren, galt das Sprichwort: Noth kennt kein Gebot. Als um die Mitte des neunten Jahrhunderts die Ungarn die Stadt Cambrai bedrohten, war der Biſchof Fulbert genöthigt, ſelbſt die Befeſtigung der Stadt anzuordnen. Von einem Biſchof von Baſel, Rudolf II, wird uns gemeldet, daß er in der Schlacht auf dem

[1]) Vogel, Ratherius von Verona. S. 45.

Lechfelde gegen die Ungarn geblieben sei.[1]) Größer und würdiger erscheinen uns freilich die Männer, welche ohne Schild und Panzer, in ihrem geistlichen Ornate, rein auf den Schutz Gottes trauend, sich dem Pfeil- und Steinregen der Feinde aussetzten und ihre Zeit theilten zwischen den Anordnungen, die sie zur Vertheidigung der bedrohten Stadt trafen und dem Gebete, das sie für sich und ihre Heerde gen Himmel schickten oder dem Austheilen des h. Abendmahls an die Krieger. Ein solcher Streiter war der schon genannte Ulrich von Augsburg, bei den Einfällen der Ungarn. Eine ähnliche Stellung nahm der Bischof Bernward von Hildesheim ein, den Normannen gegenüber. Andere freilich wie Bischof Burckhardt von Halberstadt (1059—1088) brachten die Hälfte ihres Lebens im Kriegsgetümmel zu und fanden auf dem Schlachtfeld ihren Tod,[2]) nach dem Spruche: wer das Schwert ergreift, der soll durch das Schwert umkommen. Von Zeit zu Zeit wiederholte die Kirche ihr Verbot gegen das Waffentragen, das den Schirmvögten der Kirche zustand, nicht aber ihren Dienern. Dieselben Männer, die sich der Verweltlichung der Kirche auch in andern Dingen widersetzten, die Gegner der Priesterehe, wie Damiani, waren auch Gegner der Kriegsführung und Waffenrüstung von Seiten der Geistlichen.

Daß die hohen Geistlichen auch weltliche Gerichtsbarkeit übten, verwickelte sie gleichfalls in viele Händel, die ihrem Amt und Stande fern waren. Es verdient aber hervorgehoben zu werden, daß manche dieser geistlichen Herrn die Stellung, die ihnen ihre Zeit anwies, auf eine würdige und für das Volk ersprießliche Weise zu nützen verstanden. Gerade das so verschriene zehnte Jahrhundert war überaus reich an würdigen Bischöfen, und namentlich hatte die deutsche Kirche sich solcher zu erfreuen, aber auch England, Frankreich und Italien haben Einzelne aufzuweisen. Vollkommene Ideale werden wir freilich in ihnen nicht suchen; vielmehr ist es merkwürdig, wie den trefflichsten Männer der Zeit, wie einem Ratherius von Verona, einem Willigis von Mainz, einem Gerbert auch manches zur Last gelegt wurde, das sich nicht

---

[1]) Ochs, Geschichte von Basel I. S. 175.
[2]) Floto, Heinrich IV. S. 65.

entschuldigen läßt. Aber große Charaktere haben ja auch oft ihre gewaltigen Schattenseiten, und vieles was wir schärfer beurtheilen, muß uns anders erscheinen im Zusammenhange mit einer Zeit, in welcher die sittlichen Begriffe sich vielfach verworren hatten. Um uns ein Bild zu machen von dem bischöflichen Regimente jener Zeit, will ich nur einige der hervorragendsten Persönlichkeiten nennen. Einen großartigen Eindruck macht uns unstreitig das Bild des Bischofs Brun (Bruno) von Köln im zehnten Jahrhundert. Er entsproßte dem sächsischen Königsstamme; er war der jüngste Sohn Heinrichs I und der Königin Mathilde, geboren 925, der Bruder Kaiser Otto I des Großen. Seine Bildung verdankte er dem trefflichen Alcuin und einem gewissen Israel, der bald Abt, bald Bischof genannt wird. Seinem königlichen Bruder stand er seit 940 als Erzkanzler zur Seite. So weit es möglich ist, zwei Herrn zu dienen, d. h. die Geschäfte des weltlichen Regimentes und des Kirchendienstes zugleich zu versehen, so hat Bruno diese Aufgabe gelöst. Dreizehn Jahre lang hat er fast alle Urkunden des Kaisers mit eigener Hand ausgestellt. Wohin Otto seinen Weg nahm, stand sein geistlicher Bruder ihm auch als weltlicher Beamter zur Seite und fand Arbeit im Ueberfluß. Und doch fand er noch immer Muße zu seinen Studien, bei aller Beschäftigung. „Wenn er Muße hatte, sagt sein Biograph,[1]) gab es doch keinen beschäftigteren Mann, und mitten in den Geschäften fehlte es ihm nie an Muße.“ Wie die Israeliten die Bundeslade, so führte Bruno seine Bibliothek mit sich; mitten im Getümmel der Reise, im Lärm des Hofes war er gleichsam allein und lebte in seinen Studien und Meditationen. Besonders wählte er hiezu die frühen Morgenstunden, die er um keinen Preis den zerstreuenden Beschäftigungen hingab. Seine Zeit nannte ihn den „großen Bischof“ und auch den „Friedfertigen“; denn auch da wo er den Kriegszügen folgte, suchte er Blutvergießen zu verhüten.[2]) Keiner hat auf Otto I einen wohlthätigern Einfluß geübt als eben Bruno; darum genoß

---

[1]) Ruotger, bei Giesebrecht Geschichte der deutschen Kaiser. S. 303.
[2]) Widukind, bei Giesebrecht. S. 408. Vogel, Ratherius von Verona. S. 156 ff.

er auch das unbedingte Vertrauen seines kaiserlichen Bruders, der ihn zum Lohn seiner Treue mit dem lothringischen Herzogthum belehnte. Auch in diesem weltlichen Wirkungskreise bewegte sich Bruno mit großer Gewandtheit. Auch hier versäumte er über dem Weltlichen das Geistliche nicht. Die verfallenen Klöster stellte er her und führte eine bessere Bildung der Geistlichen ein. Unter seinen Augen wurden die trefflichsten Männer erzogen. In seiner Nähe weilte eine Zeitlang der schon genannte Ratherius von Verona, der in der Palastschule des Bischofs die jungen Geistlichen unterrichtete.[1]) Bald zeichnete sich der lothringische Klerus vor der gesammten Geistlichkeit des Abendlandes aus, sowohl durch wissenschaftliche Bildung, als durch strenge Kirchenzucht. Es mag dem weisen Bischof nicht zu geringem Lobe gereichen, daß der einzige Vorwurf, den ihm seine Zeit machte, der war, daß er sich zu viel mit der Philosophie beschäftigte. Christus soll ihm deßhalb nach seinem Tode den Himmel haben verschließen wollen, aber Paulus, der sich auch etwas auf Philosophie verstand, habe Fürbitte für ihn eingelegt, und so sei er denn doch trotz der Philosophie in den Himmel gekommen. Bruno starb im Jahr 965.

Stellen wir diesem Bischof aus königlichem Geblüte einen andern entgegen, der aus geringem Stande emporwuchs, den Bischof Willigis von Mainz. Er war der Sohn armer Bürgersleute aus dem kleinen Orte Schöningen im Braunschweigischen. Seiner Mutter träumte schon vor seiner Geburt, daß von ihrem Sohne, gleich als von einer Sonne Strahlen ausgehen würden in alle Welt. Er wurde daher zum geistlichen Stand erzogen und trat dann in die Dienste Otto's I; Otto II aber übertrug ihm das Erzbisthum von Mainz, das 975 erledigt wurde. Die spätere Sage berichtet, Willigis sei der Sohn eines Wagners gewesen, und als dem Domkapitel in Mainz als Erzbischof präsentirt wurde, hätten die Domherrn mit Kreide ein Rad an die Thüre seines Hauses gemalt mit der Umschrift:

„Willigis, Willigis,
Gedenk, woher du kommen bist."

Es hätte der Mahnung nicht bedurft. Willigis schämte sich

[1]) Vogel. S. 173.

der niedern Herkunft in keiner Weise; er nahm vielmehr das Rad als Wappen in seinen Schild auf, und von der Zeit an war das weiße Rad auf rothem Grund das Wappen der Erzbischöfe von Mainz. Lassen wir die Sage auf sich beruhen, so viel ist gewiß, daß Willigis durch seine treue Anhänglichkeit an das Ottonische Kaiserhaus sich große Verdienste erwarb.

So hebt sich auch aus dem zehnten Jahrhundert heraus der Bischof Bernward von Hildesheim, aus gräflichem Geschlechte, der Erzieher Otto's III.

Wir finden ihn zwar in weitläufige Rechtshändel verflochten; namentlich hatte er mit Willigis einen siebenjährigen Krieg zu führen wegen des von Otto I gestifteten Frauenklosters von Gandersheim, das auf der Grenze des Mainzer und Hildesheimer Sprengels lag, und deßhalb zu Verwicklung Anlaß gab. Bernward war der Lehrer Otto's III gewesen und hatte auch mit Willigis in gutem Vernehmen gestanden bis ums Jahr 1000 der Streit darüber ausbrach, wer die neuerbaute Kirche einweihen sollte. Da zeigte sich denn freilich die kleinliche Eifersucht bei den Männern, die wir sonst ihrer Größe wegen bewundern. Erst im Jahr 1007 entsagte Willigis seinen Ansprüchen, und Gandersheim verblieb dem Hildesheimer Bisthum. Auch Bernward gehörte zu den gelehrten Bischöfen der Zeit. Sein Prozeß mit Mainz hatte ihn nach Rom geführt. Dort sammelte er sich eine Bibliothek von Klassikern, die er dann mit nach Hause brachte. Er selbst beschäftigte sich mit Mathematik und Alchymie und unternahm bedeutende Bauten. Die Klosterkirche des h. Michael in Hildesheim ist sein Werk. Er starb wenige Wochen nach deren Einweihung (1022). 1193 ward er kanonisirt.

Ueber die Tagesordnung Bernwards wird uns von seinem Lehrer und Biographen Thangmar folgendes berichtet:[1]) Nachdem er die Messe gefeiert, untersuchte er erst Prozeßsachen und Beschwerden, die vor ihn gebracht wurden; dann hielt er Abrechnung mit dem Geistlichen, dem er die Almosenvertheilung übertragen hatte; dann ging er in die Werkstätten und beschäftigte die Arbeiter und munterte ihren Gewerbsfleiß auf. Er selbst hatte von

[1]) Thangmar bei Surius, 20. Nov.

vielen Künſten und Gewerben etwas gelernt und konnte ſo auch wieder Andern mit Rath an die Hand gehen. Er führte ſtets eine Anzahl aufgeweckter Jünglinge mit ſich, welche er Alles was er Schönes und Neues in Künſten ſah, nachzubilden antrieb. Unter ihm belebte ſich auch die Kathedralſchule.

Der Nachfolger dieſes Biſchofs, Godehad, gründete in der ſumpfigen Gegend bei der Stadt, in welcher nach dem Glauben des Volks Geſpenſter hausten, eine Kapelle und ein Spital für Arme und vertrieb ſo den Hunger und die Krankheit und mit ihnen die Geſpenſter.

Von dem Biſchof Ratbot von Trier im zehnten Jahrhundert wird uns gemeldet, wie er auf Staat und Prunk freiwillig verzichtete, um alles für Unterſtützung der Armen und Kranken verwenden zu können. Aehnliches that ein engliſcher Biſchof jener Zeit, Ethelworth von Wincester, der in einer Hungersnoth ſeine ganze Kaſſe erſchöpfte und am Ende die ſilbernen Kirchengefäße einſchmelzen ließ, um Arme und Kranke zu unterſtützen. Auch des Biſchofs Adalbero von Metz (984—1005) haben wir zu gedenken, der mitten in einer Seuche täglich 180 Kranke verpflegte.

Dieſen wohlthätigen Biſchöfen gegenüber, welche zu dem Sprichworte geführt haben, daß unter dem Krummſtab gut wohnen ſei, weiß die Sage freilich auch zu erzählen von dem Erzbiſchof Hatto von Mainz, der wegen ſeiner Hartherzigkeit gegen die Armen ſeinen Tod in dem Mäuſethurm bei Bingen gefunden. Zum Glück aber ermangelt dieſe Sage jeder hiſtoriſchen Wahrheit. Es gibt zwei Hatto von Mainz, Hatto I, der um die Mitte des neunten Jahrhunderts lebte und im Jahr 913 unter Konrad I ſtarb, ein Mann von hellem Verſtand und großer Energie, freilich auch nicht frei von Herrſchſucht und Gewaltthätigkeit in ſeinem Verfahren, und Hatto II, der im Jahr 968 (alſo vor Willigis) auf den erzbiſchöflichen Stuhl gehoben wurde. Auf beide wird jene Sage angewendet, aber auf den einen mit eben ſo viel Unrecht als auf den andern.[1]) Ein Freund des erſtgenannten Hatto war der gelehrte Biſchof Salomo von Conſtanz, zugleich Abt

[1]) Vgl. Herzogs Realencyklopädie unter Hatto.

von St. Gallen, von Pfäfers und zehn andern Klöstern. Dieser Mann gehörte zu den merkwürdigsten sittlichen Erscheinungen der Zeit, indem er die Weltlichkeit und die Geistlichkeit eines Bischofs auf die eigenthümlichste Weise vereinigte. Freigebig bis zur Verschwendung übertraf er an Pracht alle Prälaten Schwabens. Seine wohlbesetzte Tafel zierten goldene, köstlich gearbeitete Pokale. Er war ein Freund von Zechen und Scherzen und daneben wieder ein Prediger, bei dessen eindringlicher Rede das Volk in Thränen zerfloß.[1]) — Auch die Bisthumsgeschichte unserer Vaterstadt führt uns aus dieser Zeit einige merkwürdige Männer vor. Gehen wir noch einen Schritt zurück in das Zeitalter Karls des Großen, so finden wir da auch wieder einen Hatto (Haito), der also noch älter ist, als die beiden Mainzer Bischöfe desselben Namens. Als Vorsteher der Kosterschule zu Reichenau war er im Jahr 805 von Karl dem Großen selbst zum Bischof von Basel ernannt worden. Er bekleidete sein Bisthum bis zum Jahr 822 und zog sich dann nach seiner Abtei Reichenau zurück, wo er im Jahr 836 starb.[2])

Es könnte die Reihe ausgezeichneter Bischöfe noch leicht vermehrt werden; es mag an den angeführten Beispielen genügen. Daß neben diesen auch manche höchst unwürdige Subjecte in der Geschichte der christlichen Bischöfe erscheinen, darf freilich auch nicht verschwiegen werden. So lebte im eilften Jahrhundert zur Zeit Heinrichs II ein Bischof Megingaud zu Eichstädt, dem eine schwelgerische Tafel über alles ging und der sogar seinem Unwillen durch Fluchen und Schimpfen Luft machte, wenn der Gottesdienst zu lange dauerte und ihn vom Essen abhielt. Von einem lahmen Bischof Adalbero von Worms (1065—1071) wird erzählt, daß er in seinem eigenen Fett erstickt sei.[3]) — Ueber das ungeistliche Treiben des sonst ausgezeichneten Adalbert von Bremen werden wir besser bei der Geschichte Heinrichs IV im Zeitalter Gregors VII handeln. Wie dieser Fürst schon in seiner Jugend Zeuge blutiger Händel war, die zwischen den geist-

---

[1]) Joh. v. Müller, Geschichte schweiz. Eidgenossenschaft I. 12. S. 231.
[2]) Basler Neujahrsblatt 1847.
[3]) Floto a. a. O. S. 66.

lichen Herrn geführt wurden, mag ſchon hier erzählt werden. Am Weihnachtsfeſt 1026 kam es in der Kirche zu Goslar zwiſchen dem Biſchof Hezel zu Wildesheim und dem Abte Widerad von Fulda förmlich zum Handgemenge, weil jeder der beiden den erſten Rang nächſt dem Erzbisthum von Mainz haben wollte. Noch ärger ging es am Pfingſtfeſte des folgengen Jahres her. Der Biſchof hatte den weltlichen Arm des Grafen Ekbert von Braunſchweig zu Hülfe gerufen. Dieſer hielt ſich hinter dem Altar der Kirche mit ſeinen Leuten verſteckt. Kaum hatte der Gottesdienſt ſeinen Anfang genommen, ſo brachen ſie aus dem Verſteck hervor um die Fulda'ſchen zu vertreiben. Dieſe aber aus der Kirche verdrängt, kehrten mit dem Schwert in der Fauſt wieder in das Gotteshaus zurück und richteten ein furchtbares Blutbad an.

So weit über den ſittlichen Zuſtand der Geiſtlichen nach ſeiner guten und ſchlimmen Seite. Wenden wir uns zu den Laien, ſo begegnet uns auch hier an dem einen Orte, auch bei den Hochgeſtellten, Frevel und Ueppigkeit in den grellſten Formen, aber ebenſowenig fehlt es an ſchönen, an wahrhaft erbaulichen Zügen von Frömmigkeit und Hingebung bei Männern und Frauen der höchſten Stände. Ein abſchreckendes Bild gibt uns der Hof Hugo Capets in Frankreich. Da waltete das kraſſeſte Heidenthum und zwar mit abſichtlicher und bewußter Verhöhnung aller chriſtlichen Zucht und Sitte. Von der großen Zahl ſeiner Buhlerinnen nannte der König die eine Juno, die andere Venus, die dritte Semele. Die tollſten Orgien und Bachuszüge wurden aufgeführt, in denen der König ſelbſt die Hauptrolle ſpielte. Ein Seitenſtück dazu liefert uns aus der griechiſchen Kirche der Kaiſer Michael Bardas zur Zeit des Photius. Auf die ruchloſeſte Weiſe trieb dieſer mit den kirchlichen Dingen ſeinen Spott. Er ließ weltliche Senatoren ſich in Biſchöfe verkleiden und durch ſie die chriſtlichen Ceremonien der Kirche nachäffen und ergötzte ſich königlich an dieſem Schauſpiel des ſchlechteſten Witzes. Welche erhebende Bilder gibt uns dagegen das ſächſiſche, das Ottoniſche Kaiſerhaus! Schon der wohlthätige Einfluß, den Brun von Köln auf ſeinen großen Bruder Otto I übte, läßt uns auf deſſen Geſinnung ſchließen. Wie Karl der Große, ſo faßte auch Otto

seine Stellung zur Kirche auf als eine ihm von Gott übertragene, wofür er auch Gott verantwortlich sei. Er war überzeugt, daß er manchen Sieg über seine Feinde dem Gebet verdankte, und so nahm er auch in den wichtigsten Fällen seines Lebens (und es fehlte ihm nicht an manchen Trübungen) zum Gebet seine Zuflucht. Namentlich nach dem Tode seiner Gattin Editha wandte er seinen Sinn mehr und mehr den himmlischen Dingen zu, ohne darum die ihm obliegende Sorge für das Reich zu vernachlässigen. Und in der That, er hatte Grund, Editha zu bedauern. Sie war eine angelsächsische Königstochter und galt schon während ihrer Lebzeit als eine Heilige. Oft soll ihr Gebet den König, ihren Gemahl, aus großer Bedrängniß gerettet haben; oft milderte auch ihre Fürbitte den Ausbruch seines Zorns. Besonders machte sich Editha durch ihre Mildthätigkeit beliebt. Diese schien freilich ihrem Gemahl etwas zu weit getrieben, aber durch ein Wunder, erzählt die Sage, wurde er beschämt und ließ sie von da an gewähren. Ich erzähle das Wunder, das einerseits an eine ähnliche Legende vom h. Martinus, andererseits an eine Geschichte aus dem Leben der h. Elisabeth erinnert. Als nämlich Editha einst in ihrem schönsten, festlichen Schmucke zur Kirche ging, stellte sich ihr königlicher Gemahl in einen Bettler verkleidet an die Kirchthür und sprach die Königin um ein Almosen an. Sie erwiderte, sie habe nichts bei sich als ihre Kleider, und als der Bettler nicht aufhörte mit Bitten, so überließ sie ihm einen Ermel ihres kostbaren Gewandes. Nun erschien sie an der Tafel in einem andern Kleide. Von dem König befragt, warum sie nicht das Kleid trage, in dem sie zur Kirche gegangen, suchte sie eine Ausflucht. Der König, um sie ihrer Schuld zu überführen, ließ das Kleid holen, dessen einen Ermel er als Bettler erhalten hatte. Aber o Wunder! Als man das Kleid herbrachte, fanden sich beide Ermel an dem Kleide, und der hocherstaunte König bat die beleidigte Gattin um Verzeihung.[1])

Solche Geschichten, wenn auch erfunden von der dichtenden Phantasie des Volkes, lassen doch immer darauf schließen, in welchem Andenken diese Personen gestanden, denen man solche

[1]) Giesebrecht a. a. O. S. 267.

Wunder zutraute. Wir könnten die Geschichte der Frauen aus dem sächsischen Kaiserhause aufwärts verfolgen zu der frommen Mutter Otto's, der Gemahlin Heinrich I, Mathildis und wieder abwärts zu der Tochter Otto's II, Adelheid, der Aebtissin von Quedlinburg und ihrer Schwester Sophie, der Nonne zu Gandersheim. Wir verlassen aber jetzt die höhern Regionen des Hofes und wenden uns der Masse des Volkes zu.

Hier verschwinden freilich die Individualitäten in dieser Masse. Von den schlichten Bürgertugenden, wie wir sie mit der Hebung des Bürgerstandes gegen Ende des Mittelalters sich entfalten sehen und wie sie namentlich im Reformationszeitalter hervortreten, erfahren wir in diesen Zeiten weniger, als von den Mönchstugenden oder den glänzenden Tugenden oder auch den glänzenden Lastern der Großen. Wie aber die Kirche allenthalben als die Erzieherin des unmündigen Volkes sich hinstellte, wie sie durch ihre Gesetze und Verordnungen der Rohheit zu begegnen und die Ausbrüche derselben zu hindern suchte, wie sie das Bußwesen in ihre Hand nahm und es ordnete und leitete, das mag durch einige Züge veranschaulicht werden.

Wir erwähnen zunächst des sogenannten Gottesfriedens (Treuga Dei), den die Kirche im eilften Jahrhundert anordnete, um dem sogenannten Faustrechte und den ewigen Raufereien wo nicht ein Ziel, doch eine Schranke zu setzen. Eine verheerende Hungersnoth in Frankreich, die als eine Strafe des Himmels angesehen wurde, ja ein ums Jahr 1032 vom Himmel gefallener Brief soll die Veranlassung dazu gegeben haben. Auf mehrern Kirchenversammlungen (unter anderm auf der zu Limoges) traten Bischöfe und Aebte Frankreichs zusammen und mit zum Himmel gehobenen Händen riefen sie: „Friede! Friede!" Darauf gaben sie folgende Verordnung: Es sollen von Mittwoch Abend bis Montag Morgen zum Andenken an das Leiden und die Auferstehung des Herrn alle Streithändel ruhen; niemand soll sogar während dieser Zeit die Waffen tragen dürfen. Montag und Dienstag freilich waren dann nicht in diesem Gottesfrieden (trève) begriffen, und es wurde somit nur auf eine sehr äußerliche und ungenügende Weise geholfen; aber immerhin drückte sich darin der gute Wille der Kirche aus. Es gehört dieß eben

zu dem eigenthümlichen, ſymboliſchen Charakter des Mittelalters, daß Geſinnungen, welche das Leben des Menſchen unter allen Umſtänden erfüllen ſollten, an Oertlichkeiten oder Zeiten oder Stände gebunden erſcheinen und von da aus eine Art von Zauber auf die Menge üben, um durch äußere Eindrücke zu erſetzen, was an innerer Bildung fehlte.

Ein anderes Mittel, Streitigkeiten zu beſeitigen, hatte bereits die bürgerliche Geſetzgebung ergriffen, dem ſich dann auch die Kirche anſchloß, die Gottesurtheile (Ordale). Ueber dieſe iſt hier ein Wort zu ſagen, da wir ihnen ſchon einigemale in unſerer Geſchichte begegnet ſind. Es liegt tief in der menſchlichen Natur, da wo die eigene Klugheit nicht ausreicht einen Streit zu ſchlichten, ihn von einer höhern Macht ſchlichten zu laſſen. Im Grund ruht ja auch der Krieg der Völker auf dieſer Appellation an den Lenker der Menſchengeſchicke, und ſo auch der Zweikampf der Einzelnen. Wie zur Entſcheidung wichtiger Rechtsfragen der Zweikampf angerufen wurde, davon liegt ein merkwürdiges Beiſpiel vor in der Regierungsgeſchichte Otto's des Großen.[1]) Man ſtritt darüber, ob, wenn ein Erblaſſer neben Söhnen auch Enkel von bereits verſtorbenen Söhnen hinterließe, auch die Enkel gleich den Söhnen erben dürften. Otto wollte nun den Entſcheid dieſer Frage nicht an ein menſchliches Schiedsgericht, ſondern an ein göttliches weiſen. Es wurde alſo ein leiblicher Kampf angeordnet zwiſchen den Vertretern beider Rechtsanſichten und der Entſcheid fiel zu Gunſten derer aus, welche die Enkel als erbfähig erklärten. — Es läßt ſich aber nicht verhehlen, daß bei der Führung des Krieges und beim Zweikampf eben ſo viel von menſchlicher Geſchicklichkeit, als von der Leitung Gottes abzuhängen ſcheint, und zudem war die Kirche den blutigen Demonſtrationen grundſätzlich abgeneigt. Noch ſicherer ſchienen ihr ſolche Gottesgerichte zum Ziel zu führen, in denen der Menſch ſich paſſiv verhält, wie das beim Loos der Fall iſt. Das Loos wurde auch häufig angewendet, obgleich ſchon Karl der Große ſich dagegen erklärt hatte. Noch auffallender aber, glaubte die wunderſüchtige Zeit, ſpreche ſich da der Wille Gottes aus, wenn

[1]) Gieſebrecht a. a. O. S. 261.

ein Angeklagter auf augenscheinliche Weise und gleichsam durch ein Wunder aus einer Gefahr gerettet wurde, der man ihn aussetzte, aus Feuers- und Wassergefahr und dergleichen. Und das sind die Gottesurtheile im engern Sinne. Auch sie finden wir schon im Alterthum und finden sie auch jetzt noch bei verschiedenen Nationen. Ich erinnere an den Trank des bittern Wassers im mosaischen Gesetze (4 Mos. 5, 11 ff.). In Indien, auch in Japan und China findet sich ein weit ausgebreitetes System der Gottesurtheile, worin sich manche Parallele zu den Gottesurtheilen des Mittelalters findet. Auch in Afrika sind nach dem Zeugniß Livingstone's[1]) Gottesurtheile bei allen Negerstämmen nördlich vom Zambesifluſſe gewöhnlich. Von den mittelalterlichen Gottesurtheilen, mit denen wir es hier zu thun haben, lassen Sie mich nur einige anführen. Ich nenne zuerst:

Die Wasserprobe. Diese war von doppelter Art, es gab eine kalte und eine heiße. Die kalte bestand darin, daß man den Angeklagten in einen Fluß oder See warf. Der Unschuldige sank unter, den Schuldigen warf das Element aus, er schwamm oben, so sehr man ihn auch eintauchte. Diese Probe wurde jedoch als unsicher aufgegeben und erst später wieder aufgenommen als Hexenprobe. Weit häufiger wurde die heiße Wasserprobe angewendet, die Probe des wallenden Kessels (der Kesselfang). Der Beklagte mußte im Vorhof der Kirche, der vorher durch besondere Ceremonien dazu eingeweiht wurde, aus einem Kessel voll siedenden Wassers einen Stein oder einen Ring aufnehmen; die Hand ward sodann verbunden und mit einem geweihten Wachs versiegelt. Nach drei Tagen ward der Verband abgenommen. Zeigte sich der Arm unverletzt, so lag die Unschuld zu Tage, im umgekehrten Falle die Schuld.

Die Feuerprobe hatte auch verschiedene Formen. Entweder mußte der Angeklagte durch brennende Scheiterhaufen oder siedende Oelfässer hindurchgehen oder er mußte ein glühendes Eisen anfassen. Ritter mußten die Hand in einen feurigen Handschuh stecken. Frauen mußten über glühende Pflugschaaren, sechs bis zwölf an der Zahl, wandern. Dieser Probe mußte sich unter

[1]) Reise in Afrika II. S. 282.

andern die Königin Kunigunde, die Gemahlin Heinrichs II, unterziehen, da ihre Treue verdächtig worden war. — Karls des Dicken Gemahlin, Richardis mußte sich von dem Verdachte der Untreue dadurch reinigen, daß sie ein wächsernes Hemd anzog und mit diesem durchs Feuer ging.

Aber nicht nur die natürlichen Elemente Feuer und Wasser, auch die durch die Religion geheiligten Gegenstände wurden herbeigezogen zum Gottesurtheil. So finden wir bei Rechtsstreitigkeiten die Kreuzesprobe angewendet, und zwar auch wieder in verschiedener Art. Entweder mußten die Streitenden hinausgehen zu einem Kreuze und die Arme an demselben ausstrecken, und wer die Probe am längsten aushielt, war der Sieger, oder es wurden Würfel mit dem Kreuzeszeichen geworfen, und wer das Kreuz warf, hatte gewonnen; doch wurde die Kreuzesprobe schon im Jahr 876 verboten, damit das Kreuz des Herrn nicht entheiligt werde durch die Leichtfertigkeit streitsüchtiger Menschen.

Wie das h. Kreuz so wurde auch das h. Abendmahl als Gottesurtheil gebraucht oder mißbraucht. Schon die gewöhnliche Speise wurde bisweilen zur Probe verwendet; man glaubte dem Schuldigen bleibe der Bissen im Halse stecken. Vollends aber glaubte man, daß, wer mit bösem Gewissen die Hostie oder den Leib des Herrn genieße, ihn zum Verderben empfange. Geistliche, welche der Simonie beschuldigt waren, unterzogen sich dieser Probe.[1]) Aber auch noch andere Mittel wurden gebraucht, um in Sachen der Simonie die Schuldigen zu entdecken. Als Papst Leo IX mit Hildebrand in Frankreich umherreiste und mehrere Bischöfe der Simonie angeklagt wurden, mußten diese in Gegenwart des Papstes das Gloria singen: Ehre sei dem Vater, dem Sohn und dem h. Geist. Hatten sie aber nun sich der Simonie schuldig gemacht, so erstarben ihnen die Worte: „und dem hl. Geist" auf der Zunge; sie konnte sie nicht hervorbringen, weil sie durch die Simonie den h. Geist betrübt hatten. — Bei Todtschlägen endlich wurde das Bahrrecht angewendet. Der Erschlagene

---

[1]) Ein ergreifendes Beispiel hievon in der Geschichte Gregors VII. (folgende Vorlesung.)

wurde auf eine Bahre gelegt. Die des Todtschlags Verdächtigen wurden zu der Bahre hingeführt, sie mußten die Hand in die Wunde legen. Fing diese an zu fließen, so war das ein Zeichen der Schuld. — Alle diese Gottesurtheile nun standen unter Leitung und Aufsicht der Kirche. Wer ein Gottesurtheil bestehen wollte, mußte sich durch Gebet und Fasten vorbereiten. Auch wurden die Gottesurtheile entweder in der Kirche selbst oder doch in deren Nähe, auf dem Kirchhofe vorgenommen. Der Entscheid stand, wie sich erwarten läßt, bei den Geistlichen. Einem Ketzer, wie Gottschalk, wurde das Bestehen der Feuerprobe verweigert, man sah darin nur das frevelhafte Herausfordern der Rache Gottes. Hingegen konnte auch wohl Einer für den Andern die Probe bestehen. So hatte seiner Zeit für Teutberge, die Gemahlin Lothars, ein Hofbedienter die Probe bestanden, und Aehnliches kam auch sonst vor. Daß häufig auch Betrug geübt ward, daß z. B. künstliche Mittel angewendet wurden, um die Brandmahle zu verhüten, läßt sich nicht läugnen, daher es auch nicht an Einsprache gegen die Gültigkeit dieser Urtheile fehlte. Ja, die erleuchtetern Männer der Zeit verwarfen das ganze Verfahren grundsätzlich. So schrieb u. a. Agobard von Lyon eine Schrift dagegen. Auch mehrere Päpste wie Nicolaus I und Stephan VI sprachen sich gegen diese Gottesurtheile aus. Nicolaus sah darin ein „Versuchen Gottes".

Wir haben auch hier ein Beispiel, daß die mächtigsten Päpste nichts vermochten gegen die tief im Volksleben eingewurzelte Sitte.[1])

Wie das öffentliche Recht, so standen auch die in das sittliche Leben eingreifenden Uebungen der Buße unter der Aufsicht und Leitung der Kirche. Wir haben schon früher der Bußbücher erwähnt; solche waren auch jetzt noch im Gebrauch. Man konnte sich freiwillig Bußungen auflegen oder sie wurden von dem Priester auferlegt. Zu diesen Bußwerken gehörte das Fasten. Es gab Solche, die außer der Fastenzeit, welche die Kirche allen Gläu-

[1]) Unter den Männern, die für das Gottesurtheil waren, ist Anschar zu nennen, der es in Streitsachen an die Stelle des Eides wollte gesetzt sehen; vgl. Reuchlin im Artikel: Ansgar, in Herzogs Realencyklopädie, Bd. I. S. 369.

bigen vorschrieb, auch noch einen großen Theil der übrigen Zeit keine oder nur sehr wenig Speise genossen, außer an Sonn- und Festtagen oder erst nach Sonnenuntergang. Einige entzogen sich auf immer dem Genuß des Fleisches und des Weines. Aber nicht nur in Speise und Trank, auch in der Bekleidung und in den Bequemlichkeiten des Lebens konnte man sich Entbehrungen aller Art auferlegen. Die Büßenden entsagten nicht nur aller Kleiderpracht und allem Schmucke, sie hüllten sich in ein härenes Bußgewand (cilex) und gingen barfuß oder beschwerten sich mit Ketten. Manche thaten das Gelübde, ihr Lebenlang keinen Wagen, kein Pferd zu besteigen u. s. w. Zu den Entbehrungen und Entsagungen kamen aber auch noch beschwerliche Arbeiten und Leistungen zum Besten der Kirche (Frohndienste bei einem Kirchenbau). Eine Hauptbuße bestand in der Geißelung, welche namentlich von den Mönchen empfohlen und mit dem Absingen der Bußpsalmen oder auch des ganzen Psalters verbunden wurde. Es bildete sich darüber ein ganzes System aus. Dreitausend Streiche kamen auf ein Bußjahr, auf dreißig Psalmen aber tausend Streiche, folglich dreißig Psalmen auf ein Bußjahr. Da nun aber der ganze Psalter aus 150, d. i. fünf mal dreißig Psalmen besteht, so brauchte es fünf Jahre, um die große Pönitenz nach diesem System zu vollenden. — Wir haben aber schon früher gesehen, daß man die Leibesstrafen in Geldstrafen verwandeln konnte und das geschah auch jetzt. So konnte man in England jeden Fasttag mit einem Schilling abtauschen. Doch eiferten gegen solchen Tausch die strengen Bußprediger, wie ein Damiani, der es höchst beklagte, daß die Menschen in ihrem Mammon ihren Erlöser suchen.[1]) Aber nicht nur Geld, auch Gebete wurden als Aequivalent für Bußleistungen angesehen. So galten sechzig Vaterunser für einen Fasttag. Auch Messen, die man lesen ließ und Wallfahrten boten solche Aequivalente; indessen fehlte es auch hier nicht an Stimmen, welche sich einem solchen rein äußerlichen und mechanischen Bußproceß entgegensetzten und daran erinnerten, wie nur die Herzensbuße, die wahre Sinnesänderung Gott wohlgefällig sein könne. Mit allem Ernst trat der Bischof

[1]) Divitiæ hominis ejus redemtio.

Ratherius von Verona gegen den Buß-Mechanismus auf. Er ſtrafte alle die Prieſter mit ernſten Worten, die den Menſchen den Eingang in das Himmelreich durch ſolche Dinge zu erleichtern glaubten. Er ſprach ſich nicht geradezu gegen Faſten und Wallfahrten aus; aber gegen den Mißbrauch. Wenn Einer faſtet, um zu ſparen, ſo iſt das keine Buße; daher, gebot er, ſoll man das Geld, das man durch das Faſten an den Nahruugsmitteln erſpare, den Armen geben. Auch habe Gott, lehrte er, kein Wohlgefallen an unſerm Faſten, wenn es nicht aus einer frommen Geſinnung hervorgeht. Gebet und Almoſen, ſagte er, ſind die beiden Flügel, von denen das Faſten getragen werden muß, wenn es gen Himmel ſteigen ſoll. „Meinſt du, Gott könne an deinem Faſten Wohlgefallen haben, wenn du dich des Weines enthältſt, um mit dem Gifte des Zornes dich zu berauſchen, oder wenn du den Genuß des Fleiſches dir verſagſt, um über die Sünden Anderer herzufallen?“ Beſonders rügte Ratherius auch die unſinnige Sitte derer, welche zwar eine Zeitlang faſteten, dann aber ſpäter das Verſäumte durch Unmäßigkeit nachzuholen ſuchten. Lieber, ſagte er, mit dem h. Hieronimus täglich mäßige Nahrung genießen, als das einemal faſten, das anderemal ſchwelgen. In ähnlich reformatoriſcher Weiſe ſpricht ſich Ratherius auch über das Gebet aus. „Diejenigen beten nicht auf die rechte Weiſe, die von dem Herrn nicht das verlangen, was er geboten, ſondern was er verboten hat; er lehrt uns nicht um irdiſche, ſondern um himmliſche Dinge beten; wir aber beten um das Irdiſche.“ Rein evangeliſch lehrt bereits Ratherius, daß es der Glaube ſei (und nicht das Verrichten äußerer Werke), durch den wir zu Gott kommen. „Wer glaubt, ſagt er in einer Himmelfahrtspredigt, [1]) der thut Zeichen und Wunder, auch in Beziehung auf ſeine eigene Beſſerung. Wie Chriſtus ſich in den Himmel erhoben, ſo ſollen wir durch den Glauben uns dahin erheben. Selbſt unſere Sünden können uns eine Stufe werden auf der Himmelsleiter, wenn wir ſie niedertreten. Sie erhöhen uns, wenn ſie unter uns ſind; ſie erniedrigen uns, ſolange ſie über uns ſind.“ — „Gott trägt unſere Seele, ſagt er ſehr ſchön, und darum ſollen wir nicht am

[1]) Bei Vogel. S. 268.

Gelingen unserer Buße verzweifeln, so wir anders es an gutem Willen nicht fehlen lassen." — „Gott haßt seine Geschöpfe nicht, so lehrt er in einer Pfingstpredigt, aber das Böse haßt er in ihnen. So soll auch der Mensch nicht sich, aber das Böse in sich hassen und nicht an sich selbst verzweifeln." Ratherius hielt seiner Zeit einen scharfen Sittenspiegel vor in seiner Schrift über die Verachtung der Kirchengesetze (de contemtu canonum), in der er das Verderben der Kirche an Haupt und Gliedern schilderte. Es war gerade zu der Zeit, als der schändliche Johann XII auf dem Stuhl zu Rom saß. — Schade, daß Ratherius, der wohl eine streng sittliche, aber doch auch eine leidenschaftliche Natur war, nicht überall in seinem Urtheil gegen Einzelne gerecht erscheint, indem er zu manchen Uebereilungen sich hinreißen ließ; doch hat er auch solches aufrichtig bereut und auch auf sich selbst angewendet, was er in einer Fastenpredigt sagt: [1]) „Viele halten sich für so verdorben, als ob sie sich nicht bessern könnten. Aber nur nicht verzweifelt; denn der Mensch weiß nicht, ob er des Hasses oder der Liebe werth ist. Aber wer seine Sünden vertheidigt und von Schmeichlern darüber noch gelobt wird, kommt nie zur Erkenntniß seiner selbst, und wer niemals erkennt, daß er todt ist, wird nie wieder lebendig werden. Um also dem ewigen Tode zu entgehen, dürfen wir denen nicht glauben, die uns schmeicheln, sondern wir müssen uns unserer Sünden selbst anklagen und nicht zürnen, wenn Andere uns derselben zeihen."

Wir kehren zu der Geschichte der Kirchenzucht im Allgemeinen zurück.

Die Zuchtmittel, welche die Kirche außer der Predigt und Ermahnung gegen die Fehlbaren und namentlich gegen die Widerspenstigen anwandte, die sich wider alle Gesetze und wider alle Predigt und Ermahnung auflehnten, waren Bann und Interdict. Der Bann konnte entweder auf eine zeitweise Ausschließung von der Kirchengemeinschaft (Excommunication) sich beschränken oder er konnte als förmliches Anathem ausgesprochen werden. Dem Anathem aber folgte, nach Damiani, der göttliche Zorn, wie

[1]) Vogel. S. 291.

der Donner dem Blitze. Wer unter dem Anathem ſtand, der war vor Gott und Menſchen verflucht; er wurde als ein Auswurf der Menſchheit betrachtet. Gegen ihn waren die Thiere des Waldes glücklich zu preiſen; vor ihm ſchloß ſich jede Thüre, alles floh und mied ſeinen Athem wie den eines Peſtkranken. Wer mit dem von der Kirche Verfluchten verkehrte, mit ihm ſprach oder gar gemeinſchaftlich mit ihm ſpeiste, der machte ſich deſſelben Fluches theilhaft. — Den einfachen Bann konnten auch die Biſchöfe des Landes ſprechen; das Anathem konnte nur von einer Synode mit Zuziehung des Metropolitan verhängt werden. Nun aber waren es auch hier wieder die Päpſte, die das Amt zu binden und zu löſen oder das Amt des Schlüſſels für Petrus und ſeine Nachfolger in einer Weiſe in Anſpruch nahmen, daß der päpſtliche Bann unter allen als der gewaltigſte erſchien. Mit dem Bann finden wir häufig verbunden das Interdict. Man unterſcheidet das perſönliche, das örtliche und das allgemeine Interdict. Das perſönliche Interdict fällt mit dem Bann zuſammen; denn dem Gebannten ſind die Heilsmittel der Kirche entzogen, ſolange er im Banne verharrt. Gewöhnlich wird nun aber der Ausdruck „Interdict“ gebraucht von dem Bann, der nicht auf einer einzelnen Perſon, ſondern der auf einer ganzen Ortſchaft, einer Stadt oder gar auf einem ganzen Lande ruht, das örtliche, oder wenn es ſich weiter erſtreckt, das allgemeine Interdict. Da darf dann in der betreffenden Stadt, in dem betreffenden Lande kein Gottesdienſt oder doch nur ein ſehr ſpärlicher Gottesdienſt, ohne allen Prunk, ohne allen Sang und Klang gehalten werden, nur bei verſchloſſenen Thüren. Die Glocken verſtummen, die Altäre werden ihres Schmuckes entkleidet, es wird nur ſtille Meſſe gehalten. Hochzeiten dürfen keine gefeiert werden, Begräbniſſe ſollen nur geſtattet werden einem Geiſtlichen, einem Bettler und Kindern unter zwei Jahren. Indeſſen wurde es zu verſchiednen Zeiten mit dem Interdict verſchieden gehalten, bald ſtrenger, bald weniger ſtreng. Die Idee, welche dieſer Maßnahme zu Grunde lag, blieb auch bei verſchiedenen Formen dieſelbe. Es galt in den Gemeinden, auf welchen das Interdict lag, das Bewußtſein zu wecken, wie traurig und öde ein Leben ſei, dem die geiſtliche Lebensluft, die geiſtliche Nahrung entzogen wird. Durch dieſen Druck einer geiſt-

lichen Hungersnoth, einer geistlichen Dürre sollten die Gemüther mürbe gemacht, sollten zu der Ueberzeugung gebracht werden, daß ihnen nur geholfen sei durch den Segen der Kirche und daß dieser Segen ihnen nur bei gehorsamer Unterwerfung unter die Gebote und Verordnungen der Kirche zu theil werden könne. So wurde das Interdict ein furchtbares Mittel in den Händen der Päpste. Lastete auf dem regierenden Fürsten eines Landes der Bann, so war auch das Land unter dem Interdicte, solang es mit dem Fürsten hielt. So lag dann in dem Verhängen des Interdicts die Aufforderung an das Land, sich loszusagen von dem kirchenfeindlichen Fürsten und wider ihn Partei zu nehmen. — Was heißt das anders, als eine Sanctionirung der Revolution?

Wir können das Sittengemälde der heutigen Stunde nicht schließen, ohne darauf hinzuweisen, wie der erste Ablauf des ersten Jahrtausends der Kirchengeschichte einen tiefen und gewaltigen Eindruck auf die damalige Zeit machte. Man hatte sich an die Ansicht gewöhnt, als habe das tausendjährige Reich, von dem in der h. Schrift (Offenbarung Johannis) die Rede ist, schon seinen Anfang genommen mit der Menschwerdung Christi selbst. Nach Ablauf dieses Millenarium (der tausend Jahre) sollte nun das Ende der Welt eintreten. Und dieses Weltende wurde nun ums Jahr 1000 allgemein erwartet; es ist dasselbe Jahr, in welchem Otto III um Pfingsten die Gruft Karls des Großen in Aachen hatte eröffnen lassen.[1]) Die Zeit sah auch darin etwas Verhängnißvolles. Es ging die Sage, der große, kaiserliche Ahnherr sei Otto im Traum erschienen und habe ihm sein nahes Ende verkündet und daß er keine Nachkommen hinterlassen werde. Der Gedanke an das Aussterben des deutschen Kaiserhauses und an den Untergang der Welt begegneten sich in merkwürdiger Weise.

Eine düstere Stimmung lag wie drückende Gewitterluft auf den Gemüthern, eine bange Ahnung der göttlichen Gerichte. Handel und Wandel standen stille; selbst die Felder wurden an vielen Orten nicht mehr bestellt. Unzählige Menschen schenkten ihre Habe an Kirchen und Klöster und wallten nach Palästina,

---

[1]) Giesebrecht. S. 699.

in der Erwartung, daß im Thale Josaphat das Weltgericht stattfinden werde.

Als das Jahr vorübergegangen und die gefürchtete Katastrophe nicht eingetreten war, da athmeten die Menschen wieder auf, und es waren dieselben Menschen wie zuvor. Weltlust und Leichtsinn kehrten wieder und eine merkliche Besserung der sittlichen Zustände war keineswegs eingetreten.

Die Betrachtung über diese Erscheinung und die Anwendung auf das Geschlecht unserer Zeit will ich Ihnen selbst überlassen.

Eilfte Vorleſung.

Dritte Periode von Gregor VII bis auf Innocenz III. Gregor VII und der Inveſtiturſtreit. Heinrich IV in Canoſſa. Verhältniß Gregors zu andern Ländern. Sein hierarchiſches Syſtem. Verſchiedene Urtheile über ſeine Perſönlichkeit.

Wir haben in der letzten Stunde eine Ueberſicht gegeben über das Zeitalter vom Tode Karls des Großen (814) bis auf den Regierungsantritt Gregors VII (1073). Blicken wir noch einmal auf dieſe ganze Periode zurück, ſo macht ſie uns den Eindruck einer Gebirgsgegend, in welcher der Weg von einer anſehnlichen, aber noch immer mäßigen Höhe durch ein zerklüftetes Thal führt, aber dann wieder ſteil aufwärts auf einen weitern Berg hinauf, der bedeutend höher liegt, als der erſte und von wo aus eine größere Fernſicht ſich uns öffnet. Ohne Bild! Wir haben geſehen, wie unter den Nachfolgern Karls des Großen das Papſtthum bereits im neunten Jahrhundert in der Perſon Nicolaus I eine Höhe erreichte, die es bis dahin nicht gehabt, und wie durch die Bekehrung der nordiſch-germaniſchen und der ſlaviſchen Völker die chriſtliche Kirche auch an äußrer Ausdehnung gewann. Wir haben auch ſchon in dem Zeitalter der Karolinger eine gewiſſe Entwicklung der chriſtlichen Wiſſenſchaft, der chriſtlichen Theologie in Verbindung mit der am klaſſiſchen Alterthum ſich aufrichtenden Cultur, wie ſie von den Klöſtern ausging, kennen gelernt. — Dann ſind wir aber mit dem zehnten Jahrhundert, nachdem der karolingiſche Stamm in Deutſchland erloſchen war, in eine dunkle und ſchwere Zeit geführt worden. Das Papſtthum, das an Nicolaus I einen ſtreng ſittlichen Halt gefunden, war in

den Händen einer politiſchen Faction, in Italien unter der Aegide eines ſchamloſen Weiberregimentes zum ſittlichen Scheuſal geworden, bis es endlich dem Einſchreiten der kaiſerlichen Macht (unter den Ottonen) gelang, beſſere Päpſte, unter ihnen auch deutſche, auf den römiſchen Stuhl zu bringen und mit ihnen wieder Scham und Zucht dahin zurückzuführen. Dem weltlichen Einfluſſe aber auf die Papſtwahlen, ſei es daß er im verderblichen oder im reformatoriſchen Sinne ſich geltend machte, dem weltlichen Einfluß überhaupt ſetzte ſich dann im eilften Jahrhundert eine dritte Partei entgegen, wir können ſie die hierarchiſche nennen, die in einem Damiani und Hildebrand ihren Ausdruck gefunden und deren Loſungswort war: Befreiung der Kirche von aller weltlichen Einmiſchung, Abſchaffung der Simonie und der Prieſterehe. Dieſe Partei wurde bald die mächtigſte. Mit ihr ſind wir aus dem Thal der Erniedrigung wieder emporgeſtiegen auf eine Höhe, welche jene zur Zeit Nicolaus I bedeutend überragt. Dieſelbe Steigung nach oben zeigt ſich nicht allein im Papſtthum, wir können ſie wahrnehmen an allem, was damit zuſammenhängt, beſonders auch am Mönchsthum.

Wenn im zehnten Jahrhundert das Mönchsweſen bedeutend heruntergekommen war durch Uebergabe der Klöſter an die Laienäbte, ſo hatte es zwar an dem Kloſter Clügny in Burgund, das einem Leuchtthurm ähnlich in die ſtürmiſche Nacht der Kirche hinaus ſeine Strahlen ſandte, einen ſittlichen Halt, aber erſt mit dem eilften Jahrhundert fangen die Reformationen an durchzugreifen, bis wir dann ſpäter mit der Erſcheinung eines Bernhard von Clairvaux das Mönchsthum, das zugleich äußerlich ſich in weitere Orden verzweigte, einen großartigen Aufſchwung werden nehmen ſehen. Auch was die Wiſſenſchaft betrifft, ſo fand ſie zwar auch in dem ſo ſehr verſchrieenen zehnten Jahrhundert ihre ſtille Pflege; aber es iſt auffallend, wie gerade dieſes Jahrhundert, das von politiſch-kirchlichen Parteiungen ſo mächtig bewegt war, in Hinſicht auf die theologiſche Gedankenbildung ſtagnirte. Man könnte verſucht ſein, es als ein Glück zu preiſen, daß dieſes Jahrhundert keine dogmatiſchen Streitigkeiten von Belang aufkommen ließ. Aber deutet das nicht eben auf Mangel an geiſtiger Bewegung? Erſt mit dem eilften Jahrhundert wird

die Steitigkeit des neunten (über das Abendmahl) wieder aufgenommen durch Berengar; zugleich aber entwickelt sich um eben diese Zeit ein reges theologisches Leben, wie wir dasselbe unter dem Namen der Scholastik bald weiter werden kennen lernen.

Von diesem eilften Jahrhundert haben wir die größere Hälfte bereits hinter uns. Mit dem Jahr 1073, mit dem Hildebrand als Gregor VII den päpstlichen Stuhl besteigt, haben wir nun eben jene bedeutende Höhe erreicht, auf der wir heute werden zu verweilen haben. Es ist nicht eine freundliche Sonnenhöhe, sondern sie ist den heftigsten Stürmen ausgesetzt, aber doch gestattet sie einen reichen Ausblick rückwärts und vorwärts. Ein Mann ist es, eine Persönlichkeit, mit der wir für die heutige Stunde uns ausschließlich werden zu beschäftigen haben.

Es gibt ja wohl solche Persönlichkeiten in der Geschichte, die ihre Zeit beherrschen, deren Gestalten vorwärts und rückwärts weisen, deren Namen man nur zu nennen braucht, um eine ganze Welt von Ideen, die an diesen Namen sich knüpfen, in das Gedächtniß zurückzurufen. Eine solche Persönlichkeit ist unstreitig die Gregors VII.

Wir sind dem einflußreichen Mönche Hildebrand schon zu der Zeit begegnet, da zwar Andere auf dem päpstlichen Stuhl saßen, aber wir haben vom Jahr 1046 von der Synode von Sutri an, während der ganzen Regierung Heinrichs III, die Fäden der Kirchenleitung in den Händen dieses Mannes erblickt, der von Stufe zu Stufe stieg, bis er endlich selbst auf der Höhe anlangte, auf der wir ihn nun erblicken. Den 22. April 1073, am Begräbnißtage seines Vorgängers Alexanders II, wurde Hildebrand vom Volke in Rom zum Papst ausgerufen. Er selbst hatte zwar nach dem Tode seines Vorgängers ein dreitägiges Fasten angeordnet, und erst nach Verlauf dieser Zeit sollte die Wahl durch die Cardinäle vor sich gehen, wie Nicolaus II seiner Zeit und zwar nach Hildebrands Gedanken, es geordnet. Allein das Volk kam den Cardinälen zuvor. Während der Cardinal Hildebrand mit der Anordnung der Leichenfeierlichkeiten zu Ehren des verstorbenen Papstes beschäftigt war, strömten Kleriker und Laien zusammen, und als die feierliche Procession sich in der Peterskirche einfand, da brachen beide Theile, Geistliche und Welt-

liche, zusammen in den Ruf aus: „Der h. Petrus erwählt den Hildebrand zum Papst.“ Hildebrand wollte das Volk beschwichtigen, aber dieses schrie nur immer ärger. Wider seinen Willen — so hatte es wenigstens den Anschein — ward Hildebrand auf den Stuhl Petri gehoben und mit den heiligen Insignien angethan. Nun traten die Cardinäle hervor und sprachen laut in die Versammlung hinein: Den Archidiacon Hildebrand haben wir zum Papst erhoben, daß er unser beständiger Herr sei und Gregorius heiße; den wollen wir und billigen wir; gefällt er euch? Das Volk antwortete: er gefällt uns. Wollt ihr ihn? „Wir wollen ihn.“ Lobt ihr ihn? „Wir loben ihn.“ Daß die Wahl nicht so ganz ohne Vorwissen Hildebrands vor sich gegangen, ja, daß er schon im Voraus sich den Namen Gregor zum Andenken an Gregor VI auserwählt habe, das liegt so sehr auf der Hand, daß selbst die entschiedensten Anhänger Hildebrands dieß nicht leugnen können.[1]) — So weit gingen die Sachen in Rom.

Wir wenden uns nun nach Deutschland und fragen, wie wurde hier die Papstwahl aufgenommen? Auf dem Throne Deutschlands saß der junge König Heinrich IV. Es ist nöthig, daß wir seine Jugendgeschichte nachholen, um seine Stellung zum Papste desto richtiger ins Auge zu fassen. Als Heinrich III im Jahr 1056 das Zeitliche gesegnet, war sein Sohn Heinrich erst sechs Jahre alt. Seine Mutter, die Kaiserin Agnes, übernahm die Regentschaft. Allein die hohen Prälaten des Reiches, Hanno, Erzbischof von Köln und Siegfried von Mainz machten ihr den Rang streitig. Sie gewannen auch den mächtigen Adalbert, Erzbischof von Bremen und außer ihm die weltlichen Fürsten, Ekbert von Braunschweig (Vetter des Königs) und Otto von Nordheim, welchen die Kaiserin Mutter kurz zuvor zum Herzog von Baiern erhoben hatte, für ihren Plan, der auf nichts anderes ausging, als des Weiberregiments sich zu entledigen und das Ruder in ihre Gewalt zu erhalten. Das freundschaftliche Verhältniß, in welchem Agnes zu dem Bischof Heinrich von Augsburg stand, ward sogar benützt, ihre Tugend zu verdächtigen.

[1]) So Gfrörer in seinem neuesten Werke über Gregor VII.

Vor allen Dingen ſuchte man den Sohn ihren Händen zu entwinden. Es war um Pfingſten 1062, als die Verſchworenen auf einem prachtvollen Schiffe, das der Erzbiſchof von Köln hatte verfertigen und ausſchmücken laſſen, eine Luſtfahrt machte den Rhein hinunter. Man landete auf der Inſel des h. Suidbert zu Kaiſerswörth. Dahin war auch von Nimwegen her der junge König mit ſeiner Mutter gekommen. Hanno, der Erzbiſchof von Köln, that freundlich mit dem königlichen Prinzen; er lenkte ſeine Neugierde auf das ſchöne Schiff und lockte ihn an Bord deſſelben. Kaum hatte der Knabe das Schiff betreten, als es ſich Strom aufwärts in Bewegung ſetzte. Der Knabe, der die Liſt merkte, wollte entwiſchen, er ſtürzte ſich ſogar in die Fluthen; Graf Ekbert aber ſchwamm ihm nach und brachte ihn wieder in das Schiff zurück, das ihn nun in Köln an das Land ſetzte. Da ſollte er bleiben. Das Volk zeigte ſich erſt über dieſe Gewaltthat empört; allein Hanno beruhigte daſſelbe mit dem Vorgeben, es ſei dieß nöthig geweſen zum Wohl des Landes. Heinrich war damals zwölf Jahr alt.

Die beiden geiſtlichen Fürſten, Hanno von Köln und Adalbert von Bremen waren keineswegs ſo gute Freunde, als es den Anſchein hat. Sie waren es nur ſo lange als ſie einander brauchten. Sonſt ſuchte jeder von ihnen das Seinige und ihre Plane durchkreuzten ſich vielfach. Hanno hatte den jungen König in ſtrenger Abgeſchloſſenheit von der Welt gehalten, ohne eine tiefere ſittliche Einwirkung auf ihn zu üben. Die kaiſerliche Mutter Agnes hatte ſich inzwiſchen in klöſterliche Einſamkeit zurückgezogen; jetzt ſuchte ſie ihren Troſt bei Männern der ſtrengkirchlichen Partei wie Damiani. Adalbert dagegen ſuchte den jungen König dem Einfluß Hanno's mehr und mehr zu entziehen und ihn unter ſeine eigene Leitung zu bringen. Und wer war dieſer Adalbert? Jedenfalls war er keine gewöhnliche Natur. Schon ſein Aeußeres verkündete den ſeltenen Mann. Er war hochgewachſen von ſchöner Geſtalt; ſein Auftreten machte einen Ehrfurcht gebietenden, ſeine Freundlichkeit im Umgange einen gewinnenden Eindruck. Er war Weltmann im vollſten Sinne des Wortes und doch mit einem geiſtlichen Anſtriche. Er beſaß Geiſt, Gelehrſamkeit, Energie, aber auch ein hohes Maaß von Ehrgeiz.

Sein Plan war auf nichts Geringeres gerichtet, als ein nordiſches Patriarchat zu gründen als Gegengewicht gegen das ſüdliche zu Rom, gegen das Papſtthum. Hierin war er von Heinrich III, bei dem er vieles galt, unterſtützt worden. — Gewiß lag dieſem Gedanken eine große Idee zu Grunde. Wie ganz anders hätte ſich der Katholicismus des Mittelalters geſtaltet, wenn der Norden ein ſolches Gegengewicht gegen den Süden gebildet hätte, wenn das germaniſche Chriſtenthum einen ſolchen Centralpunkt gehabt hätte, dem romaniſchen gegenüber. Es ſollte nun aber nicht ſein, und ſo ſcheiterte der Plan.

In ſeinem Privatleben war Adalbert wohlthätig bis zur Verſchwendung; er konnte aber auch gewaltthätig ſein bis zur Grauſamkeit. In einer Stunde ſah man ihn Armen und Pilgrimen die Füße waſchen, und Fürſten und Biſchöfen mit anmaßendem Hohne begegnen. War er in Leidenſchaft, ſagt ein Geſchichtſchreiber der Zeit, ſo floh man ihn wie einen Löwen, wieder beruhigt, glich er einem Lamme.[1]) An ſeinem Hofe herrſchte große Pracht und Ueppigkeit. Künſtler aller Art, Gaukler und Schauſpieler gingen reich beſchenkt von ihm und begleiteten ihn auf ſeinen Reiſen. — Auch mit geheimen Künſten, mit Magie, Nekromantie und Alchymie hatte er ſich abgegeben.[2]) Seine Erziehungsmaxime, die er nun mit dem königlichen Zöglinge befolgte, lautete bedenklich genug: „Thue, ſoll er ihm geſagt haben, was deiner Seele wohlgefällt, nur auf eines ſei bedacht, nämlich daß du im Augenblick des Todes den rechten Glauben habeſt!“ — Der Zögling ſcheint nur zu ſehr dieſe Mahnung beherzigt zu haben. Er ließ ſeiner Luſt den vollen Zügel ſchießen, und nur mit Bangen ſahen die Freunde des Vaterlandes einem König entgegen, der entnervt an Leib und Seele, den Thron Deutſchlands beſteigen ſollte. Als daher um Oſtern 1065 Heinrich, kaum den Knabenjahren entwachſen, mündig erklärt und zu Worms mit dem Schwerte war umgürtet worden, hielten die deutſchen Fürſten eine Verſammlung zu Tribur bei Mainz. Sie erklärten dem jungen König offen, er habe die Wahl, entweder

---

[1]) Adam von Bremen (bei Voigt S. 84).
[2]) Gfrörer II. S. 103.

ſich von Adalbert loszuſagen oder auf die Krone zu verzichten. Für den Augenblick wählte Heinrich das Erſtre. Nun ſtieg wieder Hanno in ſeinem Anſehen. Adalbert aber ſtarb den 16. März 1072 in Goslar im Beiſein des Königs. Aber Heinrich konnte ſeiner Regierung nicht froh werden. Die Sachſen in Thüringen, die er durch ſeine Regierungsweiſe vielfach gereizt hatte, empörten ſich zu wiederholten Malen. — Wir müſſen darüber auf die politiſche Geſchichte verweiſen, die wir hier nicht verfolgen können. Näher die Kirchengeſchichte berührend iſt Folgendes: Heinrich hatte ſich mit Bertha, der Tochter des Markgrafen Otto von Suſa ohne innere Neigung und nur auf Anderer Wunſch hin verheirathet; er ſuchte wieder geſchieden zu werden. Der Erzbiſchof von Mainz, Siegfried, verſprach ihm dazu behülflich zu ſein, wenn er dagegen die Thüringer zwinge, dem Erzbiſchof den Zehnten zu zahlen, den ſie ihm verweigerten. Dieſer Eheſcheidung trat aber der päpſtliche Legat Damiani entgegen und drohte dem Erzbiſchof von Mainz mit allen kirchlichen Strafen, wenn er ſich unterſtehe dieſelbe zu vollziehen. Ja, Damiani trat auf einem Fürſtentag zu Frankfurt perſönlich gegen den König und ſeine Scheidungsgelüſte auf. Die Fürſten traten ihm bei, und Heinrich mußte ſich entſchließen, ſeine Gattin bei ſich zu behalten. Damit war aber der Zunder der Empörung noch nicht erſtickt. Otto von Baiern und Rudolph von Schwaben ſchürten das Feuer aufs Neue an, das bald in helle Flammen ausbrach. Papſt Alexander II machte ſich dieſe Stimmung zu nutze. Er lud Heinrich nach Rom, damit er ſich der Simonie wegen verantworte; allein Alexander, der übrigens, wie wir wiſſen, dem Hildebrand als Werkzeug gedient hatte, ſtarb darüber, und nun hatte es Heinrich mit dieſem, d. h. mit Gregor VII zu thun. Vor allen Dingen handelte es ſich um die Anerkennung der ohne des Königs Zuſtimmung geſchehenen Papſtwahl. Sowie Heinrich von derſelben Kunde erhalten, ſandte er den Grafen Eberhard von Nellenburg nach Rom, um die Sache zu unterſuchen. Gregor ſuchte ſich ſo gut als möglich zu entſchuldigen, er ſoll ſogar den König ſelbſt gebeten haben, die Wahl vorerſt nicht zu beſtätigen; er legte ſich auch einſtweilen noch nicht förmlich den üblichen Papſttitel bei. Das war eine Formſache. Bald brach der Streit

zwiſchen den beiden Gewalten in ernſtlicher Weiſe aus. Wir wiſſen, wie Gregor ſchon als Hildebrand der Simonie, d. h. dem Handel mit geiſtlichen Aemtern und Gütern entgegenwirkte, und eben ſo war er ein entſchiedener Gegner der Prieſterehe. Dieſen beiden Gebrechen der Kirche, wie er es anſah, wollte er nun als Papſt von Grund aus begegnen. Gleich in der erſten Faſtenwoche des Jahres 1074 hielt er eine Synode in Rom, worin er alle diejenigen ihrer Stellen verluſtig erklärte, die durch Simonie an dieſelben gelangt ſeien, und ebenſo ſprach er ſich mißbilligend aus gegen die verehlichten Geiſtlichen. Das Volk, gebot er, ſoll ſich von dieſen keine geiſtlichen Functionen gefallen laſſen. Ganz dieſelben Grundſätze, wie ſie jene Demagogen in Mailand (die Patariner) ihres Ortes geltend gemacht hatten! Die päpſtlichen Verordnungen machten großes Aufſehen. Die Geiſtlichen in Frankreich erklärten, wenn dem Papſt die Menſchen zu ſchlecht ſeien zu Prieſtern, ſo ſoll er ſich Engel vom Himmel kommen laſſen. Aber Gregor ließ ſich nicht irremachen. Er ſchritt voran in ſeinem Syſtem. Hatte er bis dahin die Simonie im Allgemeinen verpönt, ſo erließ er nun das Jahr darauf (1075) die berühmte Verordnung gegen die Laieninveſtitur, d. h. es ſollte fürderhin kein Biſchof, kein Abt von irgend einem weltlichen Herrn, weder von einem Kaiſer, noch einem König, einem Herzog, einem Grafen oder Markgrafen oder welchen Namen er trage, ſeine Stelle ſich geben oder in ſein Amt durch Belehnung ſich einführen laſſen. Die Sache ließ nun allerdings eine verſchiedene Betrachtung zu. Indem die Biſchöfe und Aebte Ländereien aus der Hand der weltlichen Herrn als Lehen empfingen, waren ſie die Vaſallen derſelben und mußten ſich, wie die übrigen, der Ceremonie der Belehnung unterwerfen. Ihr geiſtliches, ihr kirchliches Amt als ſolches konnten ſie gleichwohl nicht von der weltlichen Macht empfangen, ſondern von der Kirche. Die bei der geiſtlichen Inveſtitur üblichen Symbole von Stab und Ring deuteten ja auch von ſelbſt auf das Geiſtliche. Gregor wollte aber in keiner Weiſe, daß die Geiſtlichen der Menſchen Knechte würden, er wollte zunächſt dem ſchnöden Handel mit geiſtlichen Gütern dadurch den Riegel ſchieben, daß er für die Kirche zurückforderte was Sache der Kirche war; aber dann hätten freilich auch die Geiſt-

lichen verzichten sollen auf den Genuß der irdischen Güter, mit denen zu belehnen doch offenbar in der Macht des Königs oder der Landesherrn stand. Hier stießen sich nun eben die beiden Interessen, das geistliche und das weltliche. An eine gütliche Lösung war nicht zu denken. Zu tief griff des Papstes kategorischer Entscheid in die Gewohnheiten und (insofern Gewohnheit ein Recht begründet) in die Rechte des Königs. Natürlich daß der König protestirte, und ihm stimmten auch die meisten der deutschen Bischöfe bei, die auch ihre Ehre gekränkt, ihre bisherige Stellung gefährdet und verrückt sahen. Heinrich hatte, so lange er von den Sachsen sich bedroht sah, keine Schritte gethan. Jetzt aber hatte er, durch eben erfochtene Siege, namentlich durch den Sieg bei Hohenburg an der Unstrut über die Sachsen (1075), neues Vertrauen gefaßt. Er lebte mit seinen Räthen, die Gregor in den Bann gethan, fortwährend in vertrautem Umgang. Schon das war strafbar in den Augen des Papstes. Gregor ließ ihn am Weihnachtsfeste 1075, als er eben in Goslar, dem Lieblingssitze der Salier, weilte, durch päpstliche Legaten nach Rom fordern, um sich zu verantworten. Allein Heinrich achtete dessen nicht. Er ward in seinem Trotz bestärkt, als ein vom Papst entlassener Cardinal, Hugo Blanco, nach Deutschland kam und die Stimmung daselbst gegen den Papst aufzuwiegeln suchte. Auf einem Reichstage, den der König 1076 zu Worms halten ließ, trat dieser Hugo mit einer Menge von Beschuldigungen gegen Gregor auf und drang auf dessen Absetzung, da er ohne des Königs Zustimmung auf den päpstlichen Stuhl gelangt sei. Die Rede fand Anklang und die Versammlung beschloß, das Absetzungsurtheil über Gregor zu sprechen. Nur zwei Bischöfe, Adalbert von Würzburg und Herrmann von Metz widersetzten sich dem Beschlusse, während der Bischof Wilhelm von Utrecht besonders heftig auf die Absetzung drang. Es ward nun ein Schreiben an Gregor erlassen, das mit den Worten begann: „Heinrich von Gottes Gnaden, dem Hildebrand, der nicht mehr Papst ist, sondern ein falscher Mönch.“ „Einen solchen Gruß, fährt das Schreiben fort, hast du verdient. Du hast die Bischöfe und Priester wie Knechte mit Füßen getreten und dir dadurch Gunst beim Pöbel erworben.“ Dabei berief sich der König darauf, daß er seine

königliche Würde von Gottes, nicht von des Papſtes Gnaden erhalten habe, während er den Papſt beſchuldigte, er ſei durch Beſtechung auf den Stuhl Petri gelangt. „Darum, ſchließt er das Schreiben, ſteig herab, der du durch dieſen Bann und das Urtheil unſerer Biſchöfe verurtheilt worden biſt und überlaſſe den apoſtoliſchen Stuhl einem Andern, der die Religion durch keine Gewaltthätigkeiten verunreinigt und Petri geſunde Lehre vorträgt. Ich, der König Heinrich von Gottes Gnaden und alle unſre Biſchöfe gebieten dir, ſteige herab! ſteige herab.“ — Dieſer Brief kam gerade zur Faſtenzeit nach Rom, als Gregor wiederum ſeine Synode hielt. Er ließ denſelben ruhig vorleſen. Ein lauter Schrei des Unwillens erhob ſich in der Verſammlung. Sofort wurde beſchloſſen, den Bann über den König und über alle die auszuſprechen, die ihn zu ſolch frevelhafter That verleitet hätten. Die Bannbulle verdient mitgetheilt zu werden. Sie iſt in Form eines Gebetes an den Apoſtelfürſten Petrus abgefaßt:

„Seliger Petrus, Fürſt der Apoſtel, neige doch deine frommen Ohren zu uns und höre mich, deinen Knecht, den du von ſeiner Kindheit an ernähret und bis auf den heutigen Tag von der Gewalt der Böſen befreit haſt, die mich wegen meiner Treue gegen dich gehaßt haben und noch haſſen. Du und meine Gebieterin, die Mutter Gottes und der ſelige Paulus, dein Bruder, und alle Heiligen ſind meine Zeugen, daß mich deine heilige römiſche Kirche wider Willen zu ihrer Regierung hingezogen hat und daß ich es nicht für einen Raub geachtet, auf deinen Stuhl zu ſteigen, daß ich vielmehr mein Leben lieber als ein Pilgrim habe endigen wollen, als deine Stelle aus weltlichem Ehrgeiz an mich reißen. Ich glaube daher, daß es dir aus Gnaden und nicht um meiner Werke willen gefallen hat und noch gefällt, daß mir das chriſtliche Volk, welches mir ganz beſonders anvertraut worden, auch beſonders als deinem Statthalter gehorche und daß mir deinetwegen von Gott die Gewalt, im Himmel und auf Erden zu binden und zu löſen, ertheilt worden iſt. In dieſem Vertrauen, zur Ehre und Beſchützung der Kirche, verbiete ich im Namen des allmächtigen Gottes, Vaters, Sohnes und h. Geiſtes, kraft deiner Gewalt und deines Anſehns dem König Heinrich, Sohn des Kaiſers Heinrich, der ſich mit unerhörtem Stolze gegen die Kirche

aufgelehnt hat, die Regierung des ganzen deutschen und italischen Reiches und spreche alle Christen von der eidlichen Verbindung los, die sie ihm geleistet haben oder leisten werden, untersage auch, daß ihm niemand als König diene; denn wer die Ehre deiner Kirche zu verringern sucht, der verdient auch die Ehre zu verlieren, die er zu haben scheint. Und weil er als ein Christ nicht hat gehorchen wollen und nicht zu Gott, den er verlassen hat, zurückgekehrt ist, sondern vielmehr mit Gebannten Gemeinschaft hat, viele Ungerechtigkeiten begangen, die Ermahnungen, welche ich ihm zu seinem Heil unter deinem Zeugnisse überschrieben habe, verachtet und sich von deiner Kirche, recht in der Absicht, sie zu spalten, getrennt hat, so binde ich ihn statt deiner mit den Banden des Bannes, und im Vertrauen auf dich binde ich ihn dergestalt, daß die Völker es wissen und erfahren, daß du bist Petrus und daß der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebaut hat und daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden."

Außer dem Könige wurden auch der Erzbischof Siegfried von Mainz und die Bischöfe Wilhelm von Utrecht und Ruprecht von Bamberg mit dem Banne belegt. Die übrigen Bischöfe, die an dem Wormserbeschluffe theil genommen, wurden blos still gestellt; es wurde ihnen Zeit gelassen Buße zu thun und Genugthuung zu leisten.

Erstaunen war es, was die meisten ergriff beim Anhören dieser Bulle. Auch treue Anhänger des Papstes fragten sich, ob der Papst das Recht habe, die Unterthanen eines Königs ihres Eides zu entbinden? Hieß das nicht den Aufruhr sanctioniren? Derselbe Bischof von Metz, der Bedenken getragen, in die Absetzung des Papstes zu stimmen, konnte nun ebensowenig in den umgekehrten Gedanken sich finden, daß der Papst den König entsetze. Aber die päpstliche Sophistik hatte eine Antwort auf diese Zweifel. Hatte nicht Zacharias zu seiner Zeit den letzten König der Merovinger wenigstens entthronen helfen? hatte nicht schon der h. Ambrosius in Mailand den Kaiser Theodos von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen? ja, hatte nicht einst Samuel den Saul verworfen? Solche Vorgänge wurden nun benützt, auch das gut zu heißen, was über deren Tragweite hinausging.

— Von den deutſchen Biſchöfen, die an dem Wormſerbeſchluſſe theilgenommen, krochen die Einen zum Kreuze, die Andern aber verſammelten ſich zu Mainz, um gegen den Bann des Paſtes zu proteſtiren. Niemand aber hatte größere Freude an dieſer Bannbulle, als die politiſchen Feinde Heinrichs. Jetzt erſchienen ja alle Schritte gegen das Oberhaupt des Reiches gerechtfertigt; jetzt handelten ſie im Namen Gottes, wenn ſie den gebannten König vom Throne ſtürzten. Die Herzoge Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern, Berthold von Kärnthen und einige päpſtlich geſinnte Biſchöfe mit ihnen beſchloſſen eine Verſammlung zu Tribur zu halten den 16. October 1076. Auf dieſer Verſammlung erſchienen auch päpſtliche Legaten. König Heinrich dagegen ſtellte ſich mit ſeinem Heer in Oppenheim auf. Schon ſollte das Abſetzungsurtheil über Heinrich geſprochen werden, als noch ein Vergleich verſucht wurde. Der König mußte verſprechen am Feſte Mariä Reinigung des folgenden Jahres in Augsburg zu erſcheinen und ſich dort zu verantworten; unterdeſſen aber ſollte er aller Regierungsgeſchäfte ſich enthalten und in der Stille zu Speier verweilen. Aber merkwürdig! Heinrichs Trotz ſchlug nachgerade in Verzagtheit um; er fing an unruhig zu werden in ſeinem Innern. Die ihm geſtellte Friſt ſchien ihm zu lange, es drängte ihn, ſeine Seele vom Druck des Bannes zu entlaſten. Mitten im kälteſten Winter, kurz vor Weihnachten, entſchloß er ſich, die ebenſo gefährliche als beſchwerliche Reiſe nach Rom zu unternehmen und den Papſt um Löſung des Bannes zu bitten. Da die üblichen Päſſe nach Italien von ſeinen Feinden beſetzt waren, ſo mußte er den Umweg über den Mont Cenis nehmen. Die Wege waren unbrauchbar geworden; ſie mußten erklommen werden; über die ſchwierigſten Stellen mußten die Königin und ihre Frauen, welche den König begleiteten, auf Rinderhäuten geſchleppt werden; die meiſten Pferde kamen um auf dem Zuge; die noch übrigen mußte man mit zuſammengebundenen Beinen an Stricken über die Abhänge herunterlaſſen. Es war eine klägliche Römerfahrt! Inzwiſchen aber hatte auch der Papſt von Rom ſich aufgemacht, um perſönlich nach Augsburg zu reiſen. Als er von dem Uebergang des Königs über die Alpen hörte, getraute er ſich nicht, ſeine Reiſe weiter fortzuſetzen; denn in der Lombardei hatte Hein-

rich viele Anhänger. Gregor zog sich also in das Schloß Canossa zurück, das seitwärts ablag und das seiner Freundin und Gönnerin, der Gräfin Mathilde gehörte. Mehrere der büßenden Bischöfe und Laien erschienen hier, um sich die Absolution ertheilen zu lassen, und auch Heinrich ließ sich melden, nachdem er Mathilde um ihre Fürsprache ersucht hatte. Gregor erklärte erst, er könne nichts vornehmen, da die Sache in Augsburg müsse verhandelt werden. Endlich wurde Heinrich gestattet, sich in der Gestalt des Büßenden zu nähern, wenn er wahrhafte Reue empfinde und zu ernstlicher Buße entschlossen sei. Nicht in königlichem Schmucke, sondern barfuß, wie es dem Büßenden geziemte, und im wollenen Hemde sollte der gebannte König vor den Statthalter Christi treten, in dessen Macht es stand, zu binden und zu lösen. Und so geschah es. Drei Tage verharrte Heinrich in diesem Aufzuge im innern Zwinger des Schlosses, bis es dem Papst am vierten Tag (am 29. Januar 1077) gefiel, ihm Gehör zu geben. Der Papst selbst hat es gestanden, daß Viele sein Benehmen ein hartes genannt hätten; er sah darin die nothwendige apostolische Strenge. Bis auf den letzten Tropfen sollte der gedemüthigte König den Kelch kosten, den die strafende Hand des Papstes ihm eingeschenkt und darin noch obendrein eine Gnade erkennen, und nur sparsam sollten die Tröstungen ihm zufließen auf eine zu hoffende Versöhnung hin. Auch diese wurden ihm nur unter den härtesten Bedingungen in Aussicht gestellt. Heinrich mußte versprechen, sich bis auf die Versammlung in Augsburg hin aller Regierungsgeschäfte zu enthalten und sich in allen Dingen dem päpstlichen Urtheil zu unterwerfen, ohne irgend einen Groll gegen den Papst zu hegen. Nachdem er dieses Versprechen geleistet, sprach ihn der Papst vom Banne los. Zum Zeichen des Friedens ließ er ihn das heilige Abendmahl genießen und theilte mit ihm die Hostie. „Ich weiß wohl, sprach er, daß mich Viele beschuldigen, ich sei auf unrechtem Wege, ich sei durch Simonie zu meinem Amte gelangt; allein ich rufe Gott zum Zeugen an, daß es dem also nicht ist. Zum Zeichen meiner Unschuld nehme ich jetzt den Leib des Herrn, damit mich der allmächtige Gott reinige, wenn ich unschuldig, oder mit plötzlichem Tode vertilge, wenn ich schuldig bin.“ Und nun genoß er die Hostie mit der größten

Seelenruhe. Er verlangte von Heinrich, daß er ein Gleiches thue, daß auch er dem Gottesurtheil ſich unterwerfe. Heinrich aber wich der Forderung aus und verabſchiedete ſich vom Papſte.

Der Tag, der zur Verantwortung Heinrichs in Augsburg angeſetzt war, ging indeſſen vorüber. Der Gang der Begebenheiten nahm eine neue Wendung. Die Gegner Heinrichs in Deutſchland hatten die Ausſöhnung mit dem Papſte nur ungern geſehen. Der Erzbiſchof von Mainz und mit ihm noch andere Fürſten ſchrieben einen Tag nach Forchheim aus und luden den Papſt ein, zu erſcheinen; desgleichen Heinrich. Allein dieſer zeigte keine Luſt. Schon fing er an, ſeinen Schritt zu bereuen und aufs Neue eine feindliche Stellung gegen den Papſt einzunehmen. Dieſer ließ daher den verſammelten Fürſten ſagen, er könne weder vorwärts noch rückwärts, er ſei in Canoſſa eingeſchloſſen, von Heinrichs Kriegsheer umringt. Das war Grund genug für die Fürſten, an der Aufrichtigkeit der Buße Heinrichs zu zweifeln, Grund genug, das Abſetzungsurtheil nun wirklich über ihn auszuſprechen. An die Stelle des Entſetzten wurde deſſen Schwager, der Herzog Rudolf von Schwaben (Graf Rudolf von Rheinfelden) gewählt. Es wurde ihm gleich bei der Wahl zur Bedingung gemacht, kein Bisthum für Geld oder aus Gunſt und Freundſchaft zu vergeben, ſondern der Kirche ihre freie Wahl zu geſtatten. Nun brach Heinrich unverzüglich nach Deutſchland auf. Sein Heer verſtärkte ſich bald. Rudolf ſah ſich genöthigt, in das nördliche Deutſchland ſich zurückzuziehen. Erſt 1078 rückte er wieder nach Franken vor. Die Schlacht bei Melrichſtadt entſchied nichts. Rudolf behauptete ſich im nördlichen, Heinrich im ſüdlichen Deutſchland. Gregor erklärte ſich für keine Partei. Er bat erſt um ſicheres Geleit, damit er nach Deutſchland kommen könne; dann wolle er an Ort und Stelle entſcheiden. Noch einmal zogen im Jahr 1080 beide Heere wider einander. In der Schlacht bei Flabenheim (Thüringen) gewann Rudolf durch ſeinen Verbündeten, Otto von Nordheim, den Sieg. Erſt auf die Nachricht von dieſem Siege hin, erklärte ſich Gregor zu Gunſten des Siegers und ſprach die Abſetzung über den unterlegenen Heinrich. Dieſer aber ließ dießmal den Muth nicht ſinken. Er ſammelte die ihm getreuen Biſchöfe nach Brixen im Tyrol, und hier ließ er den Papſt als

einen betrügerischen Mann, auf den man sich nicht verlassen könne und der Kirche und Reich verwirre, absetzen. Groß war die Zahl der Verbrechen, die ihm zur Last gelegt wurden. Auch Kirchenraub und Mordbrand, ja Zauberei und Ketzerei wurden ihm schuldgegeben; letzteres darum, weil er Berengar's Lehre vom Abendmahl halb und halb in Schutz genommen (vergl. Vorl. 9). An Gregors Stelle ward der Bischof Guibert von Ravenna gewählt, der sich Clemens III nannte. So stand im Reich ein König dem andern, ein Papst dem andern gegenüber. Trauriges Wirrsal in weltlichen und geistlichen Dingen! Nochmals zog Heinrich seinem Nebenbuhler entgegen. Die Heere stießen an der Elster, in der Gegend von Merseburg zusammen. Den 15. October 1080 erfolgte die entscheidende Schlacht. Heinrichs Heer unterlag, aber Rudolph wurde tödtlich verwundet und starb. Der Papst soll geweissagt haben, der falsche König werde noch in demselben Jahre sterben; nun aber starb gerade der König, den er beschützte. Grund genug für die Gegner des Papstes, um diesen als einen Lügenpropheten zu bezeichnen. Nach Rudolfs Tod rüstete Heinrich zu einem Zug nach Italien. Dort hoffte er noch gute Freunde zu finden. Man rieth daher Gregor, sich mit dem König auszusöhnen. Aber Gregor wollte von Versöhnung nichts wissen. Er hatte eine Stütze erhalten an dem tapfern Normannenherzog Robert Guiscard. Diesen hatte er zwar früher in den Bann gethan, aber jetzt konnte er auf ihn und sein Schwert zählen. Heinrich ging über die Alpen und drang bis nach Rom vor (1081). Er belagerte die Stadt längere Zeit vergebens. Erst 1083 gelang es ihm, den Theil jenseits der Tiber einzunehmen. Nun bot er dem Papst selbst die Hand zum Frieden. Dieser schlug sie aus. — 1084 öffneten die Römer dem König die Stadt. Gregor flüchtete sich in die Engelsburg. Clemens III aber, der königliche Papst, wurde feierlich eingesetzt und er selbst krönte hinwiederum Heinrich IV zum Kaiser. Inzwischen waren in Deutschland neue Unruhen ausgebrochen. Herrmann von Salm aus dem Hause Luxemburg war an die Stelle des gefallenen Rudolf zum Gegenkönig gewählt worden, und Ekbert von Sachsen war ihm beigetreten. Dieß erforderte die Gegenwart Heinrichs in Deutschland. Er machte sich also auf

und ließ eine Beſatzung vor der Engelsburg liegen. Kaum hatte aber der Kaiſer ſich aus Italien entfernt, als Robert Guiscard zum Entſatz herbeieilte. Er drang in die Stadt ein und befreite den Papſt Gregor. Dieſer hielt nun ſofort eine Synode, auf welcher er ſowohl den Gegenpapſt Clemens III als den von ihm gekrönten Kaiſer Heinrich und deſſen Anhänger mit dem Bann belegte. Er ſelbſt aber blieb nicht in Rom. Er begab ſich nach Salerno, wo er den Reſt ſeiner Tage in Betrachtung göttlicher Dinge zubrachte. Vom Januar bis Mai 1085 nahm die Erſchöpfung ſeiner körperlichen Kräfte ſo zu, daß er ſich genöthigt ſah, die ihm getreuen Cardinäle und Biſchöfe um ſich zu verſammeln, und indem er ihnen den apoſtoliſchen Segen ertheilte, ſich von ihnen zu verabſchieden. „Geliebte Brüder! ſagte er, ich will keine meiner Thaten ſehr rühmen, aber dennoch vertraue ich, daß ich ſtets das Recht geliebt und Gottloſigkeit gehaßt habe.“ Nun erhob er ſeine Augen gen Himmel und ſprach: „Ich ſteige dort hinauf und übergebe euch mit flehenden Bitten dem gnädigen Gott.“ Um ſeine Meinung wegen eines Nachfolgers befragt, nannte er drei zur Wahl fähige Männer, den Cardinal Deſiderius, Abt auf Monte Caſſino, den Cardinal Biſchof Otto von Oſtia, und Hugo, Biſchof von Lyon. Noch wurde er gefragt wegen der Excommunicirten, ob er den Einen oder Andern vom Banne zu löſen geſonnen ſei? Er antwortete: außer Heinrich, welchen ſie König nennen, außer Guibert, der den Stuhl zu Rom überfallen und allen denen, die durch Rath und Beiſtand deren Schlechtigkeit und gottloſen Sinn begünſtigen, abſolvire und ſegne ich alle Menſchen, die da unbezweifelt glauben, daß ich die beſondere Macht an der Apoſtel Petri und Pauli Statt habe. „Ich habe Gerechtigkeit geliebt und Unrecht gehaßt; darum ſterbe ich in der Verbannung.“ Darauf antwortete einer der umſtehenden Biſchöfe: „Du kannſt nicht in der Verbannung ſterben, denn du haſt an Chriſti und der Apoſtel Statt durch göttliche Fügung die Völker zum Erbtheil und die Grenzen der Erde zum Beſitzthum empfangen!“ Gregor VII ſtarb den 25. Mai 1085, nachdem er 12 Jahre 1 Monat und 3 Tage den päpſtlichen Stuhl innegehabt. Seine Leiche ward zu Salerno in der Kirche des h. Matthäus, die er kürzlich eingeweiht hatte, beigeſetzt.

Wir haben sein Leben bis dahin nur betrachtet im Kampfe mit dem König von Deutschland, Heinrich IV, und das ist auch das wichtigste. Aber noch ist ein kurzes Wort zu sagen über seine Stellung zu andern Ländern.

Gleich nach seinem Regierungsantritt hatte er einen Legaten nach Spanien gesandt, um die Fürsten, die dort gegen die Sarazenen rüsteten, davon abzumahnen. Spanien, behauptete er, sei von jeher ein Eigenthum des h. Petrus gewesen. Nur wer zu Ehren des h. Petrus in das Land ziehen, es also für Rom erobern wolle, der habe den Schutz des Himmels und den Segen des apostolischen Stuhls zu gewärtigen; wer aber für seinen eigenen Vortheil hinziehe, dem werde solches zum Verderben gereichen. — Auch gegen Philipp, König von Frankreich, nahm er sofort eine drohende Stellung an. Er forderte die französischen Bischöfe auf, ihren König zur Buße zu ermahnen, sonst werde er ihn unfehlbar in den Bann thun. An Wilhelm den Eroberer, der sich Englands bemächtigt hatte, sandte er einen Legaten, der den König auffordern sollte, dem Papst Treue zu schwören und ihm den Petersgroschen zu bezahlen, eine Abgabe wozu die englischen Könige sich schon in früherer Zeit verpflichtet hatten.[1]) Bei diesem Anlaß sagte er, die päpstliche Würde verhalte sich zur königlichen wie die Sonne zum Mond. — Wilhelm versagte die Huldigung, das Geld schickte er.[2]) Wilhelm trieb es in England mit der Laien-Investitur so weit als nur immer ein Fürst auf dem Continent. Er setzte nach Gutdenken Prälaten ein und ab und erklärte sich aufs Bestimmteste, er wolle alle Hirtenstäbe Englands in seiner Hand behalten. Er verbot auch seinen Bischöfen ohne seine Einwilligung nach Rom zu gehen. Die Ehelosigkeit der

---

[1]) Diese Abgabe des Petersgroschens oder Peterspfennigs (denarius, census S. Petri) soll zuerst der König Ina von Wessex (725) gezahlt haben. Indessen ist diese Nachricht unverbürgt. Gewiß ist, daß König Offa von Mercien († 796) sich gegen den päpstlichen Stuhl zu einer Abgabe verpflichtete, von der man jedoch nicht weiß, ob sie von da an regelmäßig entrichtet wurde. Erst unter Edgar (nach der Mitte des 10. Jahrhunderts) ward es Gesetz, daß was früher in Form einer freien Liebessteuer, nun als jährliche Abgabe von jedem freien Manne gefordert wurde.

[2]) Fidelitatem facere, lauten die Worte des Königs, nolui nec volo, quia nec ego promisi nec Antecessores meos Antecessoribus tuis id fecisse comperio. (Baron. Annal. ad. ann. 1079.)

Geistlichen, die schon früher von dem Erzbischof von Canterbury, Dunstan, betrieben worden war, wurde zwar auf einem Concil zu Wincester 1076 zum Gesetz erhoben, aber nicht mit der Strenge durchgeführt, wie der Papst es wünschte. Als Gregor sah, daß er vor der Hand in England nichts ausrichte, zog er seinen Gesandten zurück und drohte mit dem Bann; aber es blieb bei der Drohung. Gregor wollte nicht zu viel Feinde auf einmal und so verfuhr er gegen Wilhelm von England weit schonender, als gegen Heinrich. Dem König Salomo von Ungarn machte Gregor Vorwürfe, daß er sein Reich vom Kaiser zu Lehen trage, während Ungarn dem päpstlichen Stuhle zinsbar sei. — Nach allen Seiten suchte Gregor seine Fäden anzuspinnen; er correspondirte mit Dänemark, Norwegen, Polen, Rußland und überall hin gingen seine Legaten. Selbst auf Asien und Afrika, mithin auf alle damals bekannten Erdtheile hat er mit Rath und That eingewirkt, obgleich der eigentliche Angelpunkt seiner Thätigkeit das deutsche Reich war. Wie er übrigens alles Ernstes beflissen war, den Königen dieser Welt ihre Christenpflicht ans Herz zu legen, davon möge als Beispiel dienen der Brief, den er am 15. Dezember 1078 an den König Olaf von Norwegen schrieb:[1]) „Der Herr hat gesprochen: Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham, Isak und Jakob im Reiche der Himmel zu Tische sitzen (Matth. 8, 11). Du, o König, und dein Volk wohnen an den äußersten Grenzen der Erde, und ihr seid von den letzten, welche in das Reich Gottes aufgenommen wurden. Eilet, befleißiget euch, daß jener Spruch an euch in Erfüllung gehe. Euer Ziel sei Glaube, Liebe, Hoffnung. Stets schwebe euch der Gedanke vor, wie vergänglich die Herrlichkeit dieser Welt ist, und daß ihr Besitz schwere Verbindlichkeiten auferlegt. Der Gebrauch, den ihr von eurer Herrlichkeit macht, bestehe darin, daß ihr den Unterdrückten beistehet, daß ihr Wittwen und Waisen schützet, daß ihr unbestechlich richtet, und das Recht nicht nur da, wo euch kein Widerstand entgegentritt, sondern auch mit eigener Gefahr unerschütterlich behauptet. Wenn ihr auf dieser Bahn wandelt, so werdet ihr aus dem irdischen Reiche in

[1]) Gfrörer II, S. 404.

das himmliſche, aus dem trügeriſchen Glanze der Zeitlichkeit zur ewigen Freude gelangen." — Weiſer, kräftiger, würdiger konnte ein chriſtlicher Biſchof gewiß nicht an einen König ſchreiben.

Gerechtigkeit, und wo es nöthig war, auch Strenge nach innen zu üben war das unabläßige Bemühen Gregors. Ich führe nur ein Beiſpiel an. Den Biſchof Hermann von Bamberg, der ums Jahr 1065 durch Simonie an ſeine Stelle gekommen war, ließ er ohne Gnade und Barmherzigkeit abſetzen und wies die Vermittlungsverſuche des Erzbiſchofs Sigfried von Mainz von der Hand. Wer da glaubte, bei Gregor mit Beſtechung etwas auszurichten, der irrte ſich. Gregor war unbeſtechlich, denn er hatte wahrlich nicht eines Knechtes Seele.

Suchen wir nun ſein Syſtem, das mit ſeinem Charakter ſo innig zuſammenhing, etwas näher zu beleuchten.

Freiheit, Unabhängigkeit der Kirche von allem weltlichen Einfluß, das war ſein oberſtes Princip, das das Ideal, das er verfolgte und das er mit allen Mitteln zu erreichen ſtrebte. Freilich war ihm die Kirche Chriſti keine andere als die Kirche Roms. Und ſo fühlte er ſich nicht nur berechtigt, ſondern verpflichtet, für die Unabhängigkeit der Kirche in dem Sinne zu kämpfen, daß er die Ehre und Unverletzbarkeit des römiſchen Stuhles wahrte. Darin glaubte er ſich Niemand verantwortlich als Gott allein. Aber verantwortlich glaubte er ſich allerdings. Unmöglich kann man in alle dem, was er hierüber öffentlich und in Briefen geſprochen, bloße Heuchelei ſehen. Es war ſeine innigſte Ueberzeugung, daß er ſeine Miſſion von Gott empfangen habe, und dieſe Miſſion beſtand ihm eben darin, die Kirche aus der Schmach weltlicher Tyrannei zu retten und alle Herrſchaft der Menſchen der Gottesherrſchaft dienſtbar zu machen, als deren Vertreter er ſich anſah. Dieß erhöhte freilich ſein Selbſtgefühl, das mit dem Amtsgefühl eins war, ins Ungeheuerliche. Wir haben ſchon gehört, wie er die päpſtliche Würde der Sonne, die königliche dem Monde verglich, der ſein Licht von der Sonne empfängt. Noch Stärkeres behauptet er anderwärts und ſucht es ſogar aus der Schrift zu beweiſen. Nirgends leſen wir in der Bibel von Kaiſern und Königen, die Heilige geweſen und Wunder verrichtet hätten. Und daſſelbe erhellt auch aus der weitern Ge-

ſchichte der Kirche. Wo gibt es Kaiſer und Könige, die einem Martin von Tours, einem h. Antonius, einem h. Benedict von Nurſia an die Seite zu ſtellen wären? Wo haben Kaiſer und Könige Tode erweckt, Ausſätzige geheilt; Blinden das Geſicht wiedergegeben? — Die größten chriſtlichen Herrſcher, wie Conſtantin der Große, wie Theodoſius, wie Karl der Große, waren nur dadurch groß, daß ſie der Kirche gedient. Der Kaiſer iſt nur der Lehnsträger des Papſtes und kann von ihm wieder entfernt werden, wenn er ſeine Pflicht verſäumt, wenn er gegen die Gottesherrſchaft ſich auflehnt. Wie alles Menſchliche dem Göttlichen ſich unterordnen muß, ſo iſt die weltliche Gewalt der geiſtlichen untergeordnet, ja ſie iſt gleichſam nur der Ausfluß von dieſer. So löst ſich der Dualismus von geiſtlichem und weltlichem Regimente nach Gregors Anſchauungen in dem päpſtlichen Monismus, der päpſtlichen Alleinherrſchaft auf. „Der Geiſtliche richtet alles und wird von Niemand gerichtet," ſagt der Apoſtel (1 Cor. 2, 15). Dieſen Ausſpruch hatte ſich die Prieſterſchaft ſchon längſt zu Nutze gemacht, indem nur ihre Glieder als Geiſtliche ſich betrachteten. Aber dieſes Prieſtervorrecht nahm nun wieder der Papſt im höchſten Sinne für ſich in Anſpruch. Die Logik war ſehr natürlich, ſobald einmal die Vorderſätze zugegeben waren und zwar im päpſtlichen Sinne aufgefaßt. Alles in der Welt gehört vor Chriſti Richterſtuhl, warum alſo nicht vor den Richterſtuhl ſeines Statthalters? Die Kirche hat zu lehren, zu ſtrafen, zu mahnen, zu richten. Sie iſt der ſichtbare Finger Gottes. Nun aber iſt die Kirche keine andere als die Kirche zu Rom. Alle andern Kirchen der Chriſtenheit ſind gleichſam nur ihre Töchter. Kraft des dem Petrus übertragenen Schlüſſelamtes hat der Papſt die Macht, geiſtliche und weltliche Fürſten ein- und abzuſetzen. Das alles folgt mit eiſerner Conſequenz aus der einmaligen Vorausſetzung.

Wir würden aber das Syſtem Gregors falſch verſtehen, wenn wir glaubten, er habe jene deſpotiſche Willkür für ſeine Perſon in Anſpruch genommen, wie ſie etwa ſpäter die weltliche Deſpotie ausgeſprochen hat in dem Satze: „Der Staat bin ich" und „ſolches iſt mein Belieben." — Gregor unterwarf ſich mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit dem Geſetz der Gottesherrſchaft, dem

er Andere unterwarf. Er kannte nicht nur päpſtliche Rechte, er kannte auch päpſtliche Pflichten. Und wie es nun heilige Pflicht iſt des Stuhles zu Rom, das Böſe zu ſtrafen, ſo muß auch von ihm alles gute Exempel, alle Erleuchtung und Erbauung ausgehen. Gregor ſtellte in dieſer Hinſicht die ſtrengſten Forderungen an ſich ſelbſt. Er hatte Reſpekt vor ſeinem Amte, Reſpekt vor ſeiner eigenen Perſon, die der Träger dieſes heiligen Amtes war. Der Papſt unterwarf ſich dem Papſte. Wie er unbeſtechlich war, ſo war er auch der Schwelgerei, der Ueppigkeit und all den gemeinen Wollüſten unzugänglich, mit denen ſo manche Päpſte vor und nach ihm ihre Würde befleckt haben. Was böſe Zungen über ſein Verhältniß zur Gräfin Mathilde geſprochen, iſt von einer unbefangenen Geſchichte ſchon längſt als Verleumdung zurückgewieſen worden. Im Gegentheil lernen wir aus dem Briefwechſel mit Mathilde Gregor als einen Mann kennen, der ihrer chriſtlichen Tugend die rechte evangeliſche Richtung zu geben wußte, wenn er ſie und ihre Mutter Beatrix daran erinnerte, daß Faſten und Nachtwachen und andere ſogenannte gute Werke bei Gott kein Verdienſt, und wie nur die wahre Liebe, wie ſie vom Himmel auf Erden gekommen, um unſer Elend zu tragen, wie nur dieſe wahre Liebe die Mutter aller Tugenden ſei.[1]) — Wir ſind weit entfernt, aus Gregor einen Heiligen zu machen; aber ebenſowenig können wir in ihm blos den verſchlagenen Heuchler, den ränkevollen und verſchmitzten Prieſter ſehen, der blos aus einem ungemeſſenen, perſönlichen Ergeiz und wider ſein beſſeres Gewiſſen eine verwegene Rolle geſpielt, ohne von einer höhern Idee getragen zu ſein, ja ohne an eine ſolche zu glauben. Schon Baile[2]) hat geſtanden, daß, ſo Verwerfliches er auch gethan, er ein großer Mann geweſen, ſo gut als die großen Eroberer, die neben ihren Lichtſeiten auch große Schattenſeiten zeigen. Johann von Müller[3]) ſagt von Gregor, „er war ſtandhaft wie ein Held,

[1]) Bei Neander II. S. 380.

[2]) Dictionnaire hist. — Man vergleiche damit das Urtheil von Henke (in der Kirchengeſchichte), der den Gregor einen „kühnen Waghals“ nennt, „verſchmitzt und niederträchtig mit dem Anſchein von edelm Stolze, einen eingebildeten Heiligen, einen Menſchen ohne Religion (?), ohne Treue und Glauben“. Aehnl. Spittler.

[3]) Reiſen der Päpſte.

klug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet, ſtreng in ſeinen Sitten, denn er hatte nur einen Gedanken.“ — Es gereicht aber der proteſtantiſchen Geſchichtsforſchung zur Ehre, daß ſie, wie es der freien Wiſſenſchaft, deren Vertreterin ſie iſt, geziemt, es über ſich gewinnen konnte, auch einen Gregor unbefangen zu würdigen, ihn an dem Maaßſtabe ſeiner Zeit zu meſſen und die höhern Gedanken zu verfolgen, die ihn bei ſeinen kühnen und — wir geben es zu — verwegenen Schritten geleitet haben. Es mag auf den erſten Augenblick paradox klingen, wenn ein neuerer proteſtantiſcher Biograph [1]) dieſen Papſt einen Reformator nennt und ihn mit Luther zuſammenſtellt. Daß Luthers Reformationsgedanken eine durchaus andere religiöſe Baſis hatten, als die Gregors, bedarf wohl keiner weitern Auseinanderſetzung. Aber ein Reformator in ſeiner Weiſe war Gregor allerdings; er war es ſchon als Hildebrand geweſen. Auch finden ſich in Gregors Anſchauungsweiſe allerdings Elemente, die auch die Reformatoren wieder aufgenommen und in ihrer Weiſe verarbeitet haben. Richtiger als mit Luther, haben ihn Andere mit Calvin zuſammengeſtellt, inſofern des Genfer Reformators theokratiſche Ideale ſich mit denen Gregors einigermaßen begegnen. Ja, es ließe ſich fragen, ob die rückſichtsloſe Theorie von einer freien Kirche, bei gänzlicher Nichtbeachtung des ſtaatlichen und nationalen Elementes, die ja auch in unſerer Zeit ihre warmen Vertheidiger hat, in ihren letzten Conſequenzen nicht wieder bei Gregor VII anlange, während dagegen das Kaiſerbild Karls des Großen im achten Jahrhundert, an welches Heinrich IV von weitem nicht hinanreichte, uns immer wieder an die innige Zuſammengehörigkeit des kirchlichen, des nationalen und des Culturlebens erinnert, wie ſie einer naturgemäßen und geſunden Entwicklung menſchlicher Zuſtände und namentlich bei den Völkern germaniſchen Stammes doch immer am angemeſſenſten iſt.

[1]) Voigt, Hildebrand als Papſt Gregorius VII (in der erſten Auflage 1815). Daß der Verf. bei aller Anerkennung Gregors doch ein guter Proteſtant blieb, geht aus der Vorrede zur zweiten Auflage ſeines Werkes (Weimar 1846) und aus der merkwürdigen Correſpondenz mit dem Biſchof von La Rochelle, Clemens Villecours hervor. Ganz anders verhält es ſich mit dem in ultramontanem Sinne verfaßten, noch nicht vollendeten Werke Gfrörer's, das übrigens reich an urkundlichem Material iſt.

Wie wir bereits gezeigt haben, so war die Idee der Unabhängigkeit der Kirche von weltlichen Einflüssen die Grundidee von Gregors System, und diese hatte, gegenüber dem heillosen Treiben der Weltlichen, dem Kauf und Verkauf geistlicher Güter, ihre volle Berechtigung. Aber die Ueberspannung dieser Idee der kirchlichen Unabhängigkeit, die Verwechslung des Idealen und des Persönlichen, die Vermengung der christlich-kirchlichen Interessen mit den römischen waren vom Uebel. Zur Entschuldigung Gregors aber sei es bemerkt, daß nicht er es war, von dem diese Verwechslung und Verwirrung der Begriffe zuerst ausging, sondern daß er in sie hineingewachsen war, wie Jeder mehr oder weniger in seine Zeit hineinwächst. Wie Gregor seine Person mit dem päpstlichen Stuhl und diesen wieder mit Christus identificirte, und wie er jeden Widerstand, der ihm widerfuhr, als ein Widerstreben gegen Gottes Gewalt deutete, so waren die Menschen zu allen Zeiten geneigt, unter Umständen ein Aehnliches zu thun. Wissen wir doch aus Erfahrung, wie der, der sich bewußt ist, hohe, ideale Zwecke zu verfolgen, der Gefahr sich aussetzt, sein eigenes Ich mit einzurechnen, und dann in der Leidenschaft des Kampfes über das Maaß des Richtigen hinausgeführt wird. Wer hier sich ohne Sünde und Irrthum weiß, der werfe auf Gregor den ersten Stein. Was schon bei einseitiger Verfolgung politischer Systeme (heißen sie liberal oder conservativ) gefährlich ist, das ist es noch weit mehr bei der Verfolgung religiöser Principien. Hier die rechte Scheidelinie einzuhalten zwischen dem, wozu das Gewissen treibt, und dem, was aus Fleisch und Blut stammt, gehört zu den schwierigsten sittlichen Aufgaben. Wenn schon der einfache Christ dieß täglich erfahren kann, wie viel mehr ein Mann, der an einem der wichtigsten Wendepunkte der Geschichte von Gott sich auf eine solche Höhe gestellt sah! Kann es uns wundern, wenn sein Weg an gefährlichen Abgründen vorbeiführte! Da werden wir unwillkürlich wieder an jenes Wort erinnert, das Damiani von Hildebrand sprach, wenn er ihn seinen „heiligen Satan" nannte. Jedes, auch das höchste Ideal kann uns unter Umständen zum Satan, d. h. zum versuchenden Fallstrick werden, wenn wir es einseitig ohne Beachtung der Rechte Anderer, ohne Berücksichtigung dessen verfolgen, was Gott als Schranke

gesetzt hat. Das Ueberspringen dieser Schranken, wo immer wir ihm in der Geschichte begegnen, hat sich jeweilen gerächt und wieder eine Gegenwirkung (Reaktion) hervorgerufen. So war es auch bei Gregor; so war es bei den größten Heroen der Geschichte aller Zeiten. Aber darum hat auch die Geschichte der Kirche Christi vor aller Weltgeschichte das Vorrecht, von allen diesen schwindlichten Höhen wieder hinzuweisen in die Niedrigkeit, aus der das göttliche Leben hervorgegangen, von den menschlichen Größen auf die Größe dessen, der nicht gekommen ist, um sich dienen zu lassen, sondern zu dienen, und der seinen Jüngern kein anderes Mandat gegeben, als das der Selbstverleugnung und der dienenden Liebe. Das ist der Sinn und die Bedeutung des von den Päpsten usurpirten und mißbrauchten Titels eines „Dieners der Diener Gottes“ (Servus Servorum Dei).

Zwölfte Vorlesung.

Die Nachfolger Gregors VII und die endliche Beilegung des Investiturstreites durch das Wormser Concordat. — Kirchliche Zustände um diese Zeit. — Das Mönchsthum. Der Orden von Grandmont, die Karthäuser, Antonier, der Orden von Fontevraud, die Cistercienser (Bernhardiner), die Prämonstratenser und Karmeliter.

Mit Gregors VII Tod (im Jahr 1085) war der Streit über die Laien-Investitur, d. h. über das Recht der Könige und Fürsten, Bischöfe einzusetzen und zu belehnen, keineswegs ausgestorben. Das System der päpstlichen Alleinherrschaft, das in Gregor seinen energischen Ausdruck gefunden, erhielt fortwährend neue Vertreter; aber auch die Gegner desselben blieben auf dem Plan. Wir haben also vorerst den weitern Verlauf dieses Streites unter den Nachfolgern Gregors bis zu seinem vorläufigen Abschlusse zu behandeln, vom Jahr 1085 bis zum Jahr 1122, einen Zeitraum von 37 Jahren.

Von den drei Männern, welche Gregor vor seinem Abscheiden als seine Nachfolger vorgeschlagen hatte, wurde der Abt Desiderius von Monte-Cassino gewählt, Victor III. Er starb aber bald und es folgte ihm der von Gregor in zweiter Linie vorgeschlagene Bischof von Ostia als Urban II. Dieser erklärte sofort, daß er in allen Dingen in Gregors Fußstapfen zu treten gesonnen sei; was dieser verworfen und verdammt, das werde auch er verdammen; was dieser geliebt, das werde auch er mit Liebe

umfaſſen. Und ſo geſchah es. Im Jahr 1089 hielt Urban eine Synode zu Melfi in Unteritalien, auf welcher er das Verbot der Laien-Inveſtitur erneuerte und die Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Macht aufs Beſtimmteſte betonte. Zudem fand dieſer Papſt Gelegenheit, den König von Frankreich, Philipp I, ſeine Macht fühlen zu laſſen. Es war eine ähnliche Geſchichte, wie zu den Zeiten Lothars und Nicolaus I. Auch hier finden wir den Papſt auf der Seite des Rechts und der guten Sitte, den Landesfürſten und die ſervilen Landesbiſchöfe auf der Seite des Unrechts und des ſittlichen Frevels. Philipp hatte nämlich ſeine Gemahlin Bertha verſtoßen und lebte mit der Gattin des Grafen Fulco von Anjou, Bertrade von Montfort. Die Landesbiſchöfe ſchwiegen dazu. Nur ein einziger, der rechtskundige Biſchof Ivo von Chartres, hatte den Muth, dem König ſeine Sünde vorzuhalten. Dadurch aber zog er den Haß des Königs auf ſich. Er ward ins Gefängniß gelegt und ſeine Güter wurden eingezogen. Der Biſchof aber erklärte, lieber wolle er ſich einen Mühlſtein an den Hals legen und in die Tiefe des Meeres ſich verſenken laſſen, als gutheißen, was ihm gutzuheißen ſein Gewiſſen verbiete. Und als ein gewiſſenhafter, zugleich als ein nüchterner, von allem Fanatismus entfernter Mann war Ivo bekannt. Darum waren auch die Angeſehenſten der Stadt auf ſeiner Seite. Dieſe wollten ihn mit Gewalt aus ſeinem Kerker befreien, er aber widerrieth ſolches; er wolle, ſagte er, ſein Bisthum ebenſowenig mit Gewalt der Waffen wieder gewinnen, als er es mit Gewalt der Waffen erlangt habe; lieber wolle er ſein eigenes Blut laſſen, als daß um ſeinetwillen fremdes Blut fließe. Nun aber ſchlug Ivo den Weg ein, der ihm allein offen ſtand; er wandte ſich an den Papſt. Und dieſer unterſtützte ihn. König Philipp ließ zwar eine Synode in Rheims halten und dieſe citirte den Ivo vor ihren Richterſtuhl. Allein Ivo verweigerte einer Synode die Anerkennung, die ſich zur Sklavin königlicher Gelüſte hergab. Nun ließ der Papſt durch ſeinen Legaten 1094 eine Synode zu Autun halten, auf welcher der Bann über den König geſprochen ward. Der König mußte nachgeben; er entſagte der Bertrade und erſt dann wurde der Bann gelöst. Ferner hielt Urban das Jahr darauf (1095) die berühmten Synoden von Piacenza und von

Clermont. Hier wurden, wie ſich erwarten läßt, die Verbote der Laien-Inveſtitur und der Prieſterehe erneuert; in Clermont ward der Gottesfriede ausgeſprochen und — das Wichtigſte von allem — der erſte Kreuzzug beſchloſſen. Wir werden ſpäter auf die Kreuzzüge zurückkommen. Urban ſtarb 1099, nachdem er mit Hülfe der Kreuzfahrer ſeinen Gegenpapſt Clemens III vertrieben hatte. Ihm folgte Paſchalis II. Und auch dieſer war entſchloſſen, die Kirchenpolitik Gregors aufrecht zu erhalten, wenn er auch gleich nicht dieſelbe Charakterſtärke und daſſelbe Maaß von Einſicht beſaß, wie dieſer. Er kämpfte einen langen Kampf in England mit Heinrich I wegen der Laien-Inveſtitur. Indem ich darauf verzichte, dieſen Kampf, in welchen der berühmte Erzbiſchof Anſelm von Canterbury verflochten war, weiter auszuführen, nehme ich hier den Faden der deutſchen Geſchichte wieder auf.

Hier begegnet uns eine traurige Verwirrung der Dinge. Heinreichs Lage ward immer bedenklicher; er ſah ſich mehr und mehr von den Seinen verlaſſen. Sein älterer Sohn Konrad war bereits von ihm abgefallen, und nun hatte auch der jüngere, 23jährige Heinrich von dem alternden Vater ſich abgewendet, trotz des feierlichen Eides, den er ihm zugeſchworen; im Namen Gottes und der Kirche hatte er die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt (1104). Der junge Heinrich heuchelte dem Papſt Gehorſam, indem er ihm erklärte, wie ſehr er die Ketzerei ſeines Vaters verabſcheue. Es gelang ihm im Jahr 1105 eine große Verſammlung nach Mainz zu berufen. Bei Coblenz ſtanden ſich Vater und Sohn mit ihren Heeren an den Ufern der Moſel gegenüber. Der Vater war tief gebeugt. Er lud den Sohn zu einer Unterredung ein. Er demüthigte ſich aufs Aeußerſte, indem er vor ſeinem Sohne niederfiel. Nun ließ ſich auch der Sohn vor dem Vater nieder und beſchwor ihn, Gott die Ehre zu geben, damit er, der Sohn, nicht in die Nothwendigkeit verſetzt werde, ſeinem irdiſchen Vater zu entſagen und ſich allein an den himmliſchen zu wenden. Heinrich IV war tief erſchüttert; er umarmte den Sohn und verzieh ihm Alles. Aber noch einmal bewies ſich die Treuloſigkeit des Sohnes. Er lockte den Vater auf die Burg Böckelheim, wo er ihn gefangen hielt. Es war um Weihnachten. Vergebens verlangte der Gefangene nach den Tröſtungen der Religion, vergebens

nach einem Prieſter, der ihm das Abendmahl reiche. Es ward ihm als einem Gebannten verweigert. Der letzte Tag des Jahres 1106 war auch der letzte ſeiner Regierung. Auf einer Verſammlung zu Ingelheim den 31. December 1106 entſagte Heinrich IV dem Reich zu Gunſten ſeines Sohnes. Ja, er demüthigte ſich noch einmal wie in Canoſſa vor der päpſtlichen Gewalt, indem er zu den Füßen des päpſtlichen Legaten ſein Unrecht bekannte und um Abſolution bat. Der Legat aber erklärte, er könne ſie nicht ertheilen, das könne nur der Papſt. Heinrich wandte ſich wirklich in einem Briefe an den Papſt, aber ohne Erfolg. Inzwiſchen ereilte ihn der Tod. Er ſtarb den 7. Auguſt 1106 in Lüttich. Der dortige Biſchof Otbert, einer der wenigen Biſchöfe, die ihm treu geblieben, hat ſich ſeiner auch geiſtlich angenommen und ihm, trotz des päpſtlichen Bannes, das h. Abendmahl gereicht. Er rief ihm auch noch ein ſchönes Wort der Theilnahme nach; er pries ihn ſelig als den, der nun überwunden habe und eine Krone beſitze, die ihm ſein Erbe nicht entreißen werde. — Aber nun dieſer Erbe, was that er? Er ließ die Leiche des Vaters, die vorläufig in Lüttich war beigeſetzt worden, wieder ausgraben und ohne Sang und Klang auf eine Inſel in der Maas bringen; ſpäter wurde ſie nach Speier gebracht und unter den üblichen Feierlichkeiten in der Marienkiche beigeſetzt, aber von da wurde ſie wiederum entfernt und in einer noch ungeweihten Kapelle untergebracht, bis endlich nach fünf Jahren, im Jahr 1111, die päpſtliche Losſprechung über den Leichnam erfolgte. Jetzt erſt fand das eigentliche kirchliche Begräbniß mit einem Pompe ſtatt, wie er (nach dem Zeugniſſe eines Zeitgenoſſen) noch bei keiner Kaiſerleiche ſtattgefunden.[1]) Wir könnten die unnatürliche Härte des Sohnes gegen den lebenden Vater ſowohl als gegen deſſen Leiche entſchuldigen, wenn ſie wirklich der Ausdruck eines in religiöſen Vorurtheilen befangenen Gewiſſens geweſen wäre; wir könnten die Geſinnung bedauern, müßten ſie aber achten; denn auch ein irrendes Gewiſſen verdient Achtung. Aber dieſe Achtung ſchwindet, wenn wir ſehen, wie alles Maske war; denn kaum hatte Heinrich die Zügel der Regierung in ſeiner Hand, als er

[1]) Ekkehard bei Floto II. S. 420.

nun dieſelbe trotzige Stellung dem Papſt gegenüber einnahm, wie ſein Vater; denn alſo verſicherte er, lieber wolle er ſterben, als auf das Recht der Inveſtitur verzichten. Und ſo ſetzte der alte Kampf mit erneuter Bitterkeit ſich fort.

Als der Papſt das Verbot der Laien-Inveſtitur auf den Synoden zu Guaſtalla (im Herzogthum Parma) und zu Troies wiederholt hatte, ließ Heinrich dagegen Proteſt einlegen durch Geſandte, die er nach Frankreich ſchickte, und als Paſchal an dieſen Proteſt ſich nicht kehrte, ſondern auf einer Synode zu Rom die Beſchlüſſe jener beiden Synoden beſtätigen ließ, da erſchien Heinrich mit einem Heer in Italien. Im Jahr 1111 kam er nach Sutri, wohin ſein Großvater Heinrich III im Jahr 1046 gekommen war, um den damaligen Papſtſtreit zu ſchlichten. Der Papſt ſchickte dem König eine Geſandſchaft entgegen, um wo möglich einen Vergleich mit ihm abzuſchließen. Paſchal zeigte ſich bereit, alle ſeit Karl dem Großen der Kirche geſchenkten Ländereien und Regalien zurückzugeben, ſobald man der Kirche die freie Wahl laſſe. Lieber eine arme, aber eine freie Kirche, als eine reiche, von der weltlichen Macht abhängige, das war der Grundſatz, zu dem ſich Paſchal wenigſtens für den Augenblick bekannte. Aber die deutſchen Aebte und Biſchöfe, deren Anſchauungsweiſe zu dieſer idealen Höhe nicht hinanreichte, waren zu ſolchen Opfern nicht geneigt; ſie wollten von einem ſolchen Vergleich nichts wiſſen. Die Sache verzog ſich, die Spannung zwiſchen Kaiſer und Papſt nahm aufs neue überhand und ward größer als zuvor. Es kam ſo weit, daß Heinrich den Papſt verhaften ließ als er eben das Hochamt feierte. Eine allgemeine Aufregung gab in Rom ſich kund. Heinrich aber erklärte den Papſt nicht freizugeben, bis dieſer eine Urkunde ausgeſtellt hätte, worin er verſpreche, Kaiſer und Reich wegen der Inveſtitur nicht mehr zu behelligen und überhaupt an dem Kaiſer keine Rache zu nehmen, namentlich ihn nicht mit dem Bann zu belegen. Erſt als der Papſt, ſeinen eigenen Grundſätzen untreu, dieß Verſprechen gegeben, ward er freigelaſſen und in die Peterskirche zurückgebracht. Erſt jetzt wurde König Heinrich V feierlich vom Papſt zum Kaiſer gekrönt (13. April 1111). Zum Zeichen des Friedens theilte der Papſt mit ihm die Hoſtie. Allein der Papſt, der nur aus Menſchen-

furcht nachgegeben, wurde von den Geistlichen, die mit dem Vergleich unzufrieden waren, zu der Erklärung gedrängt, daß ihm derselbe wider seinen Willen sei abgenöthigt worden. Ja seine Legaten in Burgund und Frankreich sprachen nun doch den Bann über Heinrich aus. Noch einmal erschien der Kaiser in Italien, um Rache zu nehmen an dem treulosen Papste. Paschalis begab sich nach Unteritalien, um ein Heer gegen den Kaiser aufzubringen, aber mitten unter den Zurüstungen starb er den 21. Januar 1118. Sofort schritten die Cardinäle zu einer neuen Papstwahl. Es wurde gewählt Gelasius III. Heinrich aber setzte ihm einen Gegenpapst in der Person des Mauritius Burdinus, Erzbischofs von Braga, der sich Gregor VIII nannte. Gelasius ergriff die Flucht, kehrte aber wieder nach Rom zurück, nachdem Heinrich Italien verlassen hatte. Indessen mußte er noch einmal fliehen, er ging nach Frankreich und starb im Kloster Clügny, Anfangs 1119. Wiederum ward ein neuer Papst gewählt im Februar desselben Jahres, der Bischof Guido von Vienne aus burgundischem Geschlecht, Calixt II. Auf einer großen Synode zu Rheims erneuerte Calixt das Verbot der Laien-Investitur und sprach über Heinrich V den Bann. In Deutschland aber erreichte die Verwirrung den höchsten Grad. Der Erzbischof Adalbert von Mainz, früher eine Creatur des Kaisers, stand nun auf Seiten des Papstes und der revolutionären Partei. Um so ungestörter konnte Calixt seine Plane verfolgen und gegen den kaiserlichen Papst Gregor VIII vorschreiten. Dieser hatte sich auf die Burg von Sutri geflüchtet, ward aber von den Bewohnern der Stadt, während der Belagerung derselben, ausgeliefert und unter Schimpf und Schande nach Rom geführt. Er ward in Ziegenhäute eingenäht und rückwärts auf ein Kameel gesetzt. Calixt verurtheilte ihn zur Einsperrung in das Kloster Cava zu Salerno. Jetzt erst, nachdem reines Feld gemacht worden, ließ sich Calixt zu einer Verständigung mit dem Kaiser herbei wegen der Investitur. Es wurde eine große deutsche Reichs- und Kirchenversammlung nach Mainz berufen (1122), auf welcher auch eine Gesandtschaft des Papstes erschien, an ihrer Spitze der Bischof Lambert von Ostia. Hier kam denn endlich ein Vergleich zu Stande, der den bösen und langwierigen Streit dahin schlichtete, daß die Wahl der

Aebte und Bischöfe im deutschen Reich frei nach den Kirchengesetzen ohne Simonie in des Kaisers Gegenwart zu geschehen habe, wonach die Bekleidung mit Ring und Stab (Investitur) von der geistlichen, die Belehnung aber mit dem Zepter, d. h. die Uebertragung der Regalien von der weltlichen Behörde auszugehen hat. Dieser Vertrag wurde sodann den 23. September 1122 auf dem Reichstag zu Worms auf einer Ebene vor der Stadt in Gegenwart einer großen Volksmenge vorgelesen und feierlich abgeschlossen. Er ist in der Geschichte unter dem Namen des Wormser Concordates bekannt, das erste in der Reihe der vielen Concordate (Vereinbarungen), die seither zwischen den Päpsten und der weltlichen Macht geschlossen worden sind. Der Name „Concordat" ist zwar spätern Ursprungs (erst seit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts) und ist dann auf die frühern Vereinbarungen der Art übergetragen; immerhin ist es der erste Versuch, die Grenzen der geistlichen und der weltlichen Macht gegeneinander zu bestimmen in Absicht auf kirchliche Dinge. Aber durch das Wormser Concordat ist ebensowenig als durch alle die spätern Concordate die Möglichkeit weiterer Conflikte abgeschnitten worden; denn auch die weitere Papstgeschichte des Mittelalters zeigt uns noch eine Reihe von Kämpfen, wozu der fünfzigjährige Investiturstreit nur den Anfang gebildet hat. Zunächst liegt zwischen dem fünfzigjährigen Investiturstreit und dem hundertjährigen Streite der Päpste mit den Kaisern aus dem Hohenstaufischen Hause, oder in Zahlen ausgedrückt zwischen den Jahren 1122—1155 (nachdem das fränkische Kaiserhaus mit Heinrich V ausgestorben und Lothar II an die Spitze des Reichs getreten), eine Zeit der gewaltigsten Gährung, zumal in Italien. Hier sehen wir die alten Ideen der römischen Republik wieder aufwachen, denen unter anderm ein Arnold von Brescia den Ausdruck gab. Die Römer selbst empörten sich wider den Papst, und nöthigten ihn, seine Stütze auswärts zu suchen, in Frankreich und seinen Klöstern und in Persönlichkeiten, wie die eines Bernhard von Clairvaux. Wir werden auf diese Kämpfe zurückkommen. Jetzt wenden wir uns den gleichzeitigen Begebenheiten zu, die uns zeigen, wie der hierarchische Geist des Mittelalters nach allen Seiten hin seine Flügel entfaltete.

Wir haben schon früher das Mönchsthum als den Doppelgänger des Papstthums zu betrachten Gelegenheit gehabt, wir haben bereits im zehnten und Anfang des eilften Jahrhunderts die Cluniacenser, die Camaldulenser und Vallombrasaner als neue Orden entstehen sehen, und so wollen wir auch jetzt wieder von der Geschichte des Papstthums den Uebergang machen in die Geschichte des Mönchsthums von der zweiten Hälfte des eilften bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Auch hier trieb der Eifer, es den schon bestehenden Mönchsorden an Strenge der büßenden Lebensweise zuvorzuthun, zu Stiftung neuer Orden hin, unter denen der Orden von Grandmont, der Karthäuserorden, der Orden des h. Antonius, der Orden von Fontévraud, der Cistercienserorden, der Orden der Prämonstratenser und endlich der Carmeliterorden zu nennen sind.

Lassen Sie mich das Wesentlichste von jedem dieser Orden in kurzen Zügen hervorheben. Zuerst also der Orden von Grandmont.

Noch im Zeitalter Gregors VII trat Stephan Tigerno, der Sohn eines Vicomte in Auvergne (geboren 1046 auf dem Schlosse Thiers) als Stifter dieses Ordens auf. In den rauhen Schluchten von Auvergne auf dem Berg Müret bei Limoges legte er im Jahr 1076 eine Hütte an und lebte dort als Einsiedler, nachdem er zuvor schon durch Bußübungen sich im buchstäblichen Sinne des Wortes abgehärtet hatte, denn seine stets zum Gebete sich beugenden Kniee hatten Schwielen wie die eines Kameeles. So rühmen seine Biographen. Es gesellten sich bald mehrere Büßer zu ihm, die sich ähnlicher Selbstpeinigung hingaben; sie wollten die Worte des Apostels wörtlich an sich vollzogen wissen: „um Gottes willen werden wir getödtet den ganzen Tag und sind für Schlachtschafe geachtet“ (Römer 8, 36). Stephan starb den 8. Februar 1124 in einem Alter von fast 80 Jahren. Erst sein Nachfolger, Peter von Limoges, soll durch eine himmlische Stimme nach Grandmont unweit Müret gewiesen worden sein, und von da hat der Orden den Namen.

Weit berühmter als dieser Orden ist der Karthäuserorden, gestiftet von Bruno, Kanonikus in Köln. Hören wir erst die Geschichte der Stiftung, wie sie seit dem dreizehnten Jahrhundert

traditionell geworden ist. Bruno, heißt es, studirte in Paris. Dort starb ein wegen seiner Weisheit und Frömmigkeit angesehener Lehrer. Dieser erschien nach seinem Tode dreimal seinen Freunden. Das erste mal mit den Worten: justo Dei judicio accusatus sum; dann: justo Dei judicio judicatus sum; und endlich: justo Dei judicio condemnatus sum. Dieß machte einen tiefen Eindruck auf die Freunde. Wie? dachten sie, wenn dieser Gerechte, oder den wir für gerecht hielten, durch dieses gerechte Urtheil Gottes angeklagt, gerichtet und verdammt worden ist, wie soll es uns ergehen? Auf Bruno namentlich wirkte diese Erzählung so nachdrücklich, daß er sofort beschloß, der Welt zu entsagen und sich dem Klosterleben zu weihen. So die Legende.

Die dokumentirte Geschichte weiß von dieser Erzählung nichts, sondern nach ihr waren es die Ausschweifungen und Bedrückungen des Bischofs Manasse von Rheims, welche den Kanoniker Bruno bewogen, sich mit einigen Gefährten aus diesem Sitze des Verderbens in die Einsamkeit zurückzuziehen. Er siedelte sich im Jahr 1080 erst bei Saisse-Fontaine im Sprengel von Langres und dann später zu Chartreuse (lat. Cartusium) bei Grenoble an. Hier bauten er und seine Genossen sich Zellen in einiger Entfernung voneinander, so daß immer zwei Brüder beisammen wohnen konnten. Sie lebten absichtlich in großer Armuth und Enthaltsamkeit und versagten sich sogar die Sprache; sie bedienten sich bloßer Zeichen. Der Papst Urban II berief Bruno nach Rom, damit er ihm beistehe zu Aufrechterhaltung der Kirchenzucht; allein Bruno hielt es nicht lange am päpstlichen Hofe aus, er begab sich nach Torre in Kalabrien und stiftete auch dort ein Kloster, das ebenfalls den Namen des Mutterklosters erhielt, wie denn der Name Karthause auch für die übrigen, später gestifteten Klöster dieses Ordens als üblicher Name geblieben ist. Bruno starb 1101 in Kalabrien, aber später wurden seine Ueberreste nach der großen Karthause von Grenoble gebracht und Bruchstücke davon auch an die übrigen Karthausen vertheilt. Die schriftliche Regel des Ordens ward erst später aufgesetzt. Sie war unter allen bisherigen Ordensregeln die strengste. Während die Benediktiner in guten, ja oft in weichen und feinen Tüchern gekleidet erschienen, kleideten sich die Karthäuser in ein rauhes, härenes

Gewand. Während Benedikt seinen Ordensgenossen auch Fleisch und Wein, wenn gleich in sparsamen Rationen gestattete, so nährten sich die Karthäuser allein von Brot und Hülsenfrüchten. Wir haben schon erwähnt, daß ihnen auch die Sprache untersagt war, und das galt selbst für die Gebete, die nur in Gedanken durften gesprochen werden, damit keiner den Andern in seiner Andacht störe. Auch sollte aus ihrem Gottesdienst alle Pracht, alle die Sinnen bestechende Ueppigkeit verbannt sein; da war nichts von Gold und Silber; selbst Geschenke dieser Art wurden zurückgewiesen; alles sollte im strengsten Styl apostolischer Einfachheit gehalten sein. Arbeit war nicht ausgeschlossen; im Gegentheil machten sich die Karthäuser durch das Abschreiben von Büchern verdient.

Zu Stiftung des St. Antonierordens gab im eilften Jahrhundert eine verheerende Krankheit Veranlassung. Man nannte sie das Feuer des h. Antonius, weil man glaubte, daß dieser Heilige diese Krankheit, die man in Verbindung mit dämonischen Einflüssen brachte, zu stillen vermöge. Nun lebte in der Dauphiné ein reicher Edelmann, Gaston, dessen Sohn Guérin von der Krankheit befallen wurde. Gaston gelobte, daß wenn sein Sohn geheilt werde, er ein Hospital zu Ehren des Heiligen stiften wolle. Der Sohn genas, und nun begaben sich Vater und Sohn nach Didier la Mothe, wo eine Kapelle des Heiligen war. Sie übergaben förmlich dem heil. Antonius ihre Güter und stifteten ein Hospital und eine dazu gehörige Kirche. Sie legten ihre weltliche Kleidung ab und zogen eine geistliche an, die ihnen der Heilige selbst in einer Vision vorgeschrieben.[1]) Beide, Vater und Sohn, widmeten sich nun der Pflege der Kranken. Andere schlossen sich ihnen zu diesem Liebesdienste an: es bildete sich ein wohlthätiger Verein, der aber nach dem Zuge der Zeit, die Gestalt eines Ordens annahm. Urban II bestätigte diesen Orden im Jahr 1096 auf seiner Reise nach dem Concil von Clermont. Noch längere Zeit war die Gesellschaft der Antonierherrn, wie sie sich nannten, eine Gesellschaft frommer Laien; erst in der Folge (seit Honorius III, 1228) legten sie förmliche Mönchsgelübde ab.

---

[1]) Die Kleidung bestand in einem schwarzen Gewand, dem ein emaillirtes T aufgeheftet war, mit Bezug auf die Stelle Ezech. 9, 4.

Eine eigenthümliche Erſcheinung iſt der Orden von Fontévraud, gleichfalls zu Ende des eilften oder Anfang des zwölften Jahrhunderts geſtiftet. Ein gewiſſer Robert von Abriſſel (Arbre sec), der verſchiedene geiſtliche Aemter bekleidet hatte, aber ſich unbefriedigt fand, zog ſich im Jahr 1096 in den Wald von Craon (in der Provinz Anjou) zurück. Er führte dort ein einſames Leben; aber bald geſellten ſich Andere zu ihm, und ſo ſuchten denn die Einſiedler zuſammen einen Ort, wo ſie gemeinſchaftlich wohnen und Gott in ihrer Weiſe dienen könnten. Es bot ſich ihnen dazu ein wüſtes, mit Dornengeſtrüppen bedecktes Feld in der Nähe von Candes, das den Namen Fons Ebraldi (Fontévraud) führte. Hier erhoben ſich dann verſchiedene Gebäude, 1) ein großes Frauenkloſter oder Frauenmünſter zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria, welches an dreihundert Jungfrauen und Wittwen umfaßte, 2) ein Hoſpital für Kranke (St. Lazarus), 3) ein Magdalenenkloſter für büßende Sünderinnen, 4) ein Kloſter für Männer dem h. Johannes gewidmet, und endlich 5) eine Kirche, die im Jahr 1109 von Papſt Calixt II eingeweiht wurde. In dieſer Kirche ſammelte ſich dann das ganze Perſonal zum Gottesdienſte. Schon Paſchalis II hatte dem Orden ſeine Beſtätigung ertheilt. Es ſollte derſelbe der Jungfrau Maria und dem Apoſtel Johannes geweiht ſein, und zwar ſollte in ihm jenes Wort des Herrn, das er zu Maria ſprach: 'Weib, ſiehe, das iſt dein Sohn,' und jenes andere an Johannes: 'ſiehe, das iſt deine Mutter,' verſinnbildet oder vielmehr auf dauernde Weiſe verwirklicht werden. Da Maria dort als die Mutter, Johannes aber als der Sohn bezeichnet iſt, der die Mutter zu ehren hat, ſo ſteht auch in den Ordnungen von Fontévraud die geiſtliche Mutter, die Aebtiſſin oder Superiorin, über den Männern. Das ganze Kloſter ſteht unter weiblicher Leitung und Oberhoheit, und dieß wird damit gerechtfertigt, daß ja die ganze Welt unter einer Frau ſteht, nämlich unter der lieben Frau und Himmelskönigin, deren Abbild gleichſam die Superiorin iſt. Auch dieſer Orden ſuchte ſich durch die größte Strenge auszuzeichnen. Der Genuß des Fleiſches war Allen, ſelbſt den Kranken, verboten. Robert ſtarb 1125. Während dieſer Orden von Fontévraud ſich nicht weit über Frankreich verbreitete, ſo erhielt dagegen ein anderer franzöſiſcher

Orden eine bedeutende Ausdehnung, es ist dieß der Orden der Cistercienser.

Auch der Stifter dieses Ordens hieß Robert oder mit seinem vollen Namen, Robert St. Michel. Er stammte aus gräflichem Geschlechte. Seine Mutter hatte ihn schon in seinem fünfzehnten Altersjahre in ein Benedictinerkloster Moutier la Celle gebracht, wo er seine Bildung erhielt. Bald aber wurde er Abt des benachbarten Klosters St. Michel de Tonerre. Allein dieses Klosterleben war ihm viel zu weltlich. Er suchte die Einsamkeit; er begab sich in den Wald von Molême, wo er ein Kloster gründete. Bald darauf aber legte er mit 20 andern Einsiedlern, die sich um ihn gesammelt hatten, fünf Stunden unweit Dijon, in dem Bisthum Chalons, ein neues Kloster an, in Citeaux (Cistercium). Herzog Otto von Burgund unterstützte ihn dabei mit Geldmitteln, und der Bischof von Chalons machte aus dem einfachen Kloster eine Abtei, welcher er den Robert selbst, den Stifter, als Abt vorsetzte. Robert kehrte indessen nach Molême zurück und starb daselbst 1108. Sein Nachfolger in Citeaux wurde Alberich. Dieser verschaffte dem Kloster Citeaux ein größere Unabhängigkeit von Molême. Und dazu war ihm der Papst Paschalis II behülflich. Es kann uns als etwas Gleichgültiges erscheinen, daß Alberich das schwarze Kleid, das die bisherigen Mönche nach der Regel Benedikts trugen, in ein weißes verwandelte. In der Ordensgeschichte erscheinen aber solche Dinge als Ereignisse von höchster Wichtigkeit. Die heilige Jungfrau selbst war es, nach der Ordenslegende, welche diese Aenderung anordnete, und der Orden feierte sogar alljährlich ein Fest zum Andenken an die Umänderung des schwarzen Kleides in ein weißes. Der dritte Abt von Citeaux war ein Engländer, Stephan Harding, und dieser gab nun dem Orden eine strenge Regel, die mit der Strenge der Karthäuser wetteiferte. Auch bei den Cistercienſern sollte die größte Einfachheit herrschen, namentlich auch im Cultus. Wir finden hier schon eine Art von protestantischer Reaction gegen das katholische Ritual, eine Art von Puritanismus gegenüber dem Ceremonienschwall des römischen Cultus. So führte Harding die Gesänge der Kirche wieder auf die alten strengen Weisen zurück mit Vermeidung aller weichlichen

Tonarten; es wurden keine Bilder in den Kirchen geduldet. Die heiligen Gefäße und Crucifixe waren theils von Holz, theils von Eisen. Silber und Gold waren verbannt. Ja, auch in ihren Zellen sollten sich die Cistercienser nur mit geistlichen Dingen (im strengsten Sinne des Wortes) beschäftigen. Das Versemachen war ihnen bei Strafe der Versetzung verboten. Wenn die Karthäuser statt Silber und Goldes sich große Ladungen von Pergament zuführen ließen, um Bücher darauf zu schreiben, so sollten dagegen die Cistercienser auch diesem Ruhm, dem Ruhm der Gelehrsamkeit, entsagen. Nicht durch Studien, die für weltlich galten, wohl aber durch unausgesetzte Vertiefung in das geistliche Leben, durch Versenkung in mystische Contemplation sollten sie sich auszeichnen, dann aber auch wieder durch energisches Eingreifen in die praktischen Verhältnisse der Kirche. Heiligung des Menschen von innen heraus, Heiligung der öffentlichen Zustände in Kirche und Volk, das war das Ziel, welchem dieser Orden zustrebte. Und es gehörte ihm ein Mann an, dessen ganze Persönlichkeit das in sich vereinigte, was die geschriebene Regel nur fordern, aber nicht ins Leben rufen konnte; ein Mann, durch den der Cistercienserorden erst seinen rechten Aufschwung genommen hat, es ist dieß der h. Bernhard von Clairvaux. Wir werden diesem Manne, einer der größten Erscheinungen des Mittelalters, von nun an häufig begegnen, und es wird daher hier der Ort sein, ihn einstweilen als Mönch und im Zusammenhang mit der Mönchsgeschichte einzuführen.

Bernhard wurde zu Fontaines in Burgund unweit Dijon geboren, im Jahr 1091. Sein Vater, Tecelin, war ein Ritter aus alt-adelichem Geschlechte. Die Mutter leitete die Erziehung. Sie war eine strenge Büßerin, immer von Mönchen umgeben und geleitet. Nichts Herrlicheres dachte sie sich, als auch den Sohn diesem heiligen Stande zu widmen. Anders dachten freilich die männlichen Verwandten, die ihn, gleich den übrigen Brüdern, für das Welt- und Kriegsleben zu gewinnen und heranzubilden suchten. Die Mutter starb, aber auch nach dem Tode der Mutter schwebte dem jungen Bernhard ihr Bild immer wieder vor, und stets von Neuem zog es ihn, den liebsten Wunsch der Seligen zu erfüllen. Als er einst zu seinen Brüdern in das Lager vor Grancey in

Burgund ging, überfiel ihn eine beſondere Schwermuth. Er ging in eine am Weg ſtehende Kirche und betete zu Gott, daß er ihn in ſeinem Vorſatz beſtärken möge. Nun eröffnete er ſeinen Brüdern und Verwandten ſeinen Entſchluß, Mönch zu werden. Die Brüder, außer einem, der ſeinen Entſchluß mißbilligte, folgten ihm und vertauſchten mit ihm die Kriegsrüſtung gegen die Mönchskutte. Aber auch der Zurückgebliebene trat ſpäter bei, nachdem er in ritterlichem Kampfe von einer Lanze war verwundet worden. Bernhard trat in das Kloſter Citeaux, zur Zeit als der ſtrenge Stephan Harding Prior war. Er ſtellte nun die ganze Strenge der Regel leibhaft in ſeiner Perſon dar. Durch ſeine weit getriebene Abhärtung zog er die Bewunderung, aber auch den geheimen Neid der Kloſterbrüder auf ſich. Alles drängte ſich nach Citeaux, um ſich einem heiligen Leben zu weihen. Bald reichten die Räume des Kloſters nicht mehr aus, alle zu umfaſſen, die ſich hinzudrängten. Schon in den nächſten zwei Jahren mußten vier neue Klöſter errichtet werden, und unter dieſen das Kloſter Clairvaux. Dieſem neu geſtifteten Kloſter Clairvaux (clara vallis) wurde nun Bernhard als Abt vorgeſetzt, in einem Alter von 25 Jahren. Aber der junge Abt hatte bereits das Anſehen eines Greiſes; er ſah einem Todten ähnlicher als einem Lebendigen; man konnte die Knochen an ſeinem Leibe zählen. Nur aus Gehorſam gegen den Biſchof von Chalons, der ihm zuredete, ſich zu ſchonen, ließ der ſtrenge Mann ſich bewegen, eine Zeitlang aus dem Kloſter auszutreten, „aber, ſagt einer ſeiner Biographen, wie ein Fluß ſeinen alten Lauf wieder nimmt, ſobald er von dem ihn hemmenden Damme befreit iſt, ſo kehrte auch Bernhard gleich wieder zur alten ſtrengen Lebensweiſe, zum Faſten und Nachtwachen und all den Uebungen zurück, welche geeignet waren, auch noch den letzten Reſt des alten Menſchen zu tödten.“ Durch die gebrechliche Hülle leuchtete aber ein Geiſt, der ſiegreich nicht nur die Neigungen und Gedanken des eigenen Herzens, ſondern einen großen Theil der Welt, Päpſte und Könige beherrſchte und vor deſſen Bannſtrahlen heftiger gezittert wurde als vor denen Roms. Es war nicht Gelehrſamkeit, nicht philoſophiſcher Scharfſinn, es war nicht Weltklugheit (obgleich dieſe nicht fehlte), es war vor allem eine durch Selbſtüberwindung gewonne und durch Frömmig-

keit geweihte, von einer über das Maaß des Gewöhnlichen weit hinausgesteigerten Begeisterung getragene sittliche Kraft, von der diese Herrschaft ausging. Bernhard war zunächst ein Mann der stillen Betrachtung. „Unter Eichen und Waldgesträppen, pflegte er zu sagen, habe er mehr gelernt, als aus Büchern.“ Er soll einst, wenn die Legende wahr ist, an den Ufern des Genfersees längere Zeit gewandert sein und den See erst bemerkt haben, als sein Begleiter ihn darauf aufmerksam machte. Und doch war Bernhard nichts weniger als ein Träumer, oder ein unpraktischer Idealist. Im Gegentheil! Derselbe in sich gekehrte Mann der Beschauung war zugleich auch ein Mann des Wortes und der That, praktisch und von der realsten Wirksamkeit. Wie Honig floß ihm die Rede vom Munde; darum hieß er auch der honigtriefende Lehrer (Doctor mellifluus). Wir werden später den hinreißenden Zauber dieser Rede kennen lernen, als er zum zweiten Kreuzzug aufforderte, und wie er dann wieder als Mann der That einen Papst Eugen III leitete, wie er mit der Zähheit und Härte eines Inquisitors die Irrlehre oder das was er für Irrlehre hielt, bis in ihren letzten Schlupfwinkel verfolgte, wird uns die spätere Geschichte gleichfalls zeigen. Galt doch seine Stimme auf den Concilien als Gottes Stimme. — Hier reden wir einstweilen nur von seinem Einfluß auf das Mönchsthum. Der Cistercienser-, oder wie er später auch nach Bernhard genannt wurde, der Bernhardiner-Orden, wetteiferte allermeist mit dem ältern Orden der Kluniacenser in Beziehung auf Frömmigkeit und Strenge der Sitten. Beide waren aus dem Benediktinerorden hervorgegangen. Die Kluniacenser hatten schon eine Zeitlang den Ruf der Heiligkeit eingebüßt. Ein Abt derselben, Pontius, hatte sich zu Anfang des zwölften Jahrhunderts Unordnungen zu Schulden kommen lassen. Nun aber trat ums Jahr 1046 der Zeitgenosse Bernhards, Peter der Ehrwürdige, als Reformator des Ordens auf. Er war der Sohn eines Edelmanns in der Auvergne und wurde schon als ein junger Mann von 30 Jahren Abt des Klosters Clugny. Er durfte es wagen, was Andere nicht wagten, die Klosterregel aufs Neue zu schärfen, und dieß that er so weit, daß er den Genuß des Fleisches gänzlich untersagte. Von dem Augenblick an, daß Clugny zur alten

Zucht und Strenge zurückkehrte, ja über dieſelbe hinausging, floſſen ihm wieder eine Menge Schenkungen zu. So wurden nach dem erſten Kreuzzuge die Klöſter im Thale Joſaphat und auf dem Berg Tabor mit Clugny vereinigt. Während das Mutterkloſter Clugny ſelbſt 460 Mönche zählte, ſtanden 2000 Klöſter, Abteien, Priorate, Decanate, Propſteien (und wie die Benennungen wechſeln mögen) unter der Oberherrlichkeit deſſelben. Auch das Kloſter St. Alban (in Baſel), von Biſchof Burckhardt 1083 geſtiftet, gehörte zum Orden von Clugny. Ihm gehörten die Mühlen des Albanthales, die umliegenden Aecker, Felder und Wälder. Das ganze Ordensgebiet war ſo zu ſagen ein wohlgeordneter Staat im Staate, oder, wenn man lieber will, eine Kirche in der Kirche.

Daß zwiſchen dieſer mächtigen Mönchscongregation und der neu aufſtrebenden der Ciſtercienſer es leicht zu Reibungen kommen konnte, iſt bei der Menſchlichkeit, die auch dem Kloſterleben anhaftete, nur zu leicht begreiflich. Edle Perſönlichkeiten werden immer über ſolchen kleinlichen Streitigkeiten ſtehen, und ſo ſehen wir denn auch Peter den Ehrwürdigen von Clugny und den h. Bernhard von Clairvaux in gutem Vernehmen. Gegen einen andern Abt, den Abt Wilhelm, ſah Bernhard ſich genöthigt, die Ciſtercienſer zu vertheidigen. Die Kluniacenſer hatten ſie der Eitelkeit beſchuldigt, namentlich auch wegen der Umwandlung des ſchwarzen Kleides in das ſtrahlende weiße Gewand. Bernhard richtete an Wilhelm eine Schrift zur Abwehr dieſer Beſchuldigungen. Es mag nicht ohne Intereſſe ſein, Bernhards eigene Anſichten über das Mönchsthum ſeiner Zeit zu vernehmen. So ſtreng er ſelbſt war, und ſo viel er bei Andern auf dieſe Strenge hielt, ſo wenig war er der Meinung, daß das Mönchsthum an ſich ſchon verdienſtlich ſei. Es kam ihm alles auf die Geſinnung des Menſchen an, trage er eine Kutte oder ein Weltkleid. „Die in Pelz gekleidete Demuth, ſagte er, iſt vor Gott beſſer, als Hochmuth in der Mönchskutte.“ Er erklärte es als Phariſäismus, auf Aeußerlichkeiten Werth zu ſetzen. Die Regel Gottes darf nicht in Widerſpruch ſtehen mit der Regel Benedikts oder irgend einer Mönchsregel. Das aber, meinte Bernhard, daß, wer einmal Mönch ſein wolle, der müſſe es ganz und recht ſein. Was einem

Weltgeistlichen, einem Bischof an der Könige Höfe erlaubt, ja, was oft sogar bei ihm unvermeidlich sei, das dürfe der Mönch sich nicht auch erlauben, dessen Bestimmung ja eben sei, der Welt zu entsagen. So klagte er die Kluniacenser allerdings der Ueppigkeit an; er habe Aebte gekannt, die sich an sechszig Pferde hielten. Solche Thorheiten könne man den Weltgeistlichen zu gut halten, nicht aber den Mönchen. Die uneigennützige Liebe zu Gott, die sich an Gottes Liebe genügen läßt und überall nichts für sich sucht, sei es Genuß oder Ehre, war das Höchste, wonach Bernhard strebte und wonach er auch die Frömmigkeit Anderer beurtheilte. Bernhard starb in einem Alter von 63 Jahren (1153). — Schon zehn Jahre nach seinem Tode war von seiner Heiligsprechung die Rede, die dann auch unter dem Papst Alexander III erfolgte. Bei Bernhards Tod zählte der Orden allein in Clairvaux 700 Mönche, und in den ersten Jahren seines Bestehens wurden an 500 Abteien gestiftet.

Wir haben früherhin gesehen, wie auch das kanonische Leben der Geistlichen, das Chrodegang von Metz im achten Jahrhundert gestiftet, nach und nach wieder dem Verfall entgegenging. Wir treffen aber auch hier auf Versuche, dasselbe wieder zu heben. Das war die Absicht eines jungen Domherrn aus adelichem Geschlecht, Norbert aus Xanten. Er war dem sächsischen Kaiserhaus befreundet und Kaplan Kaiser Heinrichs V. Zugleich aber war er Domherr und führte wie Viele seines Gleichen ein üppiges Weltleben. Allein eines Tages ward er unweit Cambrai durch einen Blitzstrahl aus hellem Himmel so erschreckt, daß er vom Pferd stürzte. Das brachte ihn zur Besinnung, und dann zur Bekehrung. Er selbst verglich das Ereigniß mit dem was dem Apostel Paulus auf dem Wege nach Damaskus begegnete. Nun entsagte er auf einmal der Welt und ihren Ansprüchen. Das ihm angebotene Bisthum von Cambrai schlug er aus; er kleidete sich in ein rauhes Fell und zog als Bußprediger umher. Seine bisherigen Genossen, die Domherrn, verspotteten ihn. Einige trieben es so weit, daß sie ihm ins Angesicht spuckten. Norbert ließ es geschehen, ohne Böses mit Bösem zu vergelten. Zuletzt stießen sie ihn als einen Unwürdigen aus dem Kapitel. Auch das focht ihn wenig an. Er reiste als Bußprediger in Frank-

reich und den Niederlanden umher. Dem Bischof Bartholomäus von Laon kam er wie gerufen. Dieser hatte schon längst einen Mann Gottes gesucht, der ihm in Herstellung einer guten Kirchenzucht behülflich sei. Norbert war dieser Mann. Wenn einer zum Reformator erkoren, so war es dieser, der über jeden Spott und jede Verfolgung der Welt sich hinwegsetzte. So nahm Bartholomäus in Gemeinschaft mit Norbert das Werk an die Hand, und Papst Calixt II unterstützte ihn dabei. Allein der der Zucht entwöhnte Clerus wollte sich so leicht nicht unter das Joch fügen, und Norbert stand von dem Versuch ab, die Unbekehrbaren zu bekehren. Auch er meinte, wie so viele Fromme seiner Zeit, von vorne wieder anfangen zu sollen und in die Einsamkeit sich zurückziehen zu müssen, um dort Gott zu dienen. In dem Wald von Coucy, der schlechthin das „Holz" hieß (le bois), in einem wüsten, ungesunden Thal gelegen, glaubte er den rechten Ort gefunden zu haben, wo er seine Einsiedelei gründen sollte. Er hatte einen solchen Ort früher in einem Traumgesicht gesehen und erkannte ihn nun gleich wieder. Darum nannte er ihn den „vorhergezeigten Ort" (locum praemonstratum, prémontré); hier siedelte er sich an und bald gesellten sich Andere zu ihm; namentlich auch der Bischof Bartholomäus von Laon selbst. Als ihrer dreizehn beisamen waren, gab ihnen Norbert die Regel des h. Augustin. Bald verbreitete sich der Ruf ihrer Heiligkeit in der Umgegend. Mehr und mehr fanden sich Schüler und Genossen ein, und die Gesellschaft erhielt nun von dem Orte den Namen Prämonstratenser. Der Orden erhielt bald beträchtliche Geschenke, so daß eine Kirche gebaut werden konnte. Auch ein Frauenkloster ward errichtet, in welches vornehme Damen eintraten. Nach dem Muster von Prämonstratum erhoben sich anderwärts Klöster, die sich diesem Mutterkloster anschlossen und auch den Namen Prämonstratenserklöster führten. Norbert selbst wurde auf einem Reichstag zu Speier zum Erzbischof von Magdeburg gewählt. Noch einmal wollte er es versuchen, das Leben der Kanoniker zu reformiren; allein auch hier traf er auf große Hindernisse. Seine Strenge stieß ab, auch da wo er sie gegen sich selbst richtete. Er starb 1134 zu Madeburg und wurde später von Innocenz III heilig gesprochen.

Das letzte Glied in der Reihe der genannten Mönchsorden bildet endlich das der Karmeliter. Ich muß mir den Anachronismus erlauben, schon hier von diesem Orden zu reden, ehe ich noch von den Kreuzzügen und der Eroberung des heiligen Landes gesprochen habe. Der Name des Ordens weist nach dem Morgenlande, nach dem Berge Karmel. Glauben wir der Tradition des Ordens selbst, so war schon der Prophet Elias der Stifter. Auch die übrigen Propheten, Elisa, Jonas, Micha, Obadja, waren dieser Tradition zufolge Karmeliter. Die einfache Thatsache aber ist die, daß zur Zeit der Kreuzzüge ein gewisser Berthold aus Kalabrien um die Mitte des zwölften Jahrhunderts sich mit andern Wallfahrern auf dem Berge Karmel niederließ und dort mit ihnen ein Einsiedlerleben führte. Der Patriarch Albrecht von Jerusalem gab ihnen dann zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts (1209) eine Regel, nach welcher sie in gesonderten Zellen leben, sich mit Handarbeit beschäftigen, Tag und Nacht sich im Gebet üben, kein Eigenthum besitzen, strenges Fasten und Schweigen beobachten sollten. Die Karmeliter, wie sie das letzte Glied bilden der von uns oben angegebenen Mönchsreihe, so bilden sie auch das erste Glied in der Reihe der Bettelmönche, deren Geschichte erst dem dreizehnten Jahrhundert angehört und die daher nicht mehr in den Rahmen unserer Aufgabe fällt. Von den geistlichen Ritterorden aber können wir erst im Zusammenhang mit der Geschichte der Kreuzzüge sprechen, und auf diese Geschichte wird uns die nächste Stunde führen.

Dreizehnte Vorlesung.

Allgemeine Betrachtungen über das Mönchsthum dieser Periode. — Der erste Kreuzzug. — Die geistlichen Ritterorden der Johanniter und Templer.

Das Mönchsthum, dessen weitere Entwicklung wir in der vorigen Stunde betrachtet haben, muß uns auf einige Gedanken leiten, die ich mir erlaube Ihnen vorzutragen, ehe ich Ihre Aufmerksamkeit auf die Geschichte der Kreuzzüge lenke, welchen die heutige Stunde gewidmet sein soll.

Es ist Ihnen vielleicht selbst, wenn Sie die Mönchsgeschichte des eilften Jahrhunderts mit der frühern im achten und neunten Jahrhundert verglichen haben, die Verschiedenheit aufgefallen, die sich zwischen den Mönchen der frühern und denen der spätern Periode herausstellt. Im achten und neunten Jahrhundert erschienen uns die Klöster des Abendlandes als die stillen Pflegestätten der Cultur und die Mönche als die Träger derselben, als die Vertreter der Wissenschaft in göttlichen und menschlichen Dingen. Wenn diese Männer sich gleichfalls der Askese unterwarfen, so rechneten wir dieß mehr zum selbstverständlichen Costüme der Zeit, als daß wir darin etwas Auffälliges und Besondres erblickt hätten. Männer wie Beda, Alcuin, Rhabanus Maurus, Walafried Strabo, Otfried von Weißenburg und wie sie alle heißen, machten uns den Eindruck von Gelehrten im Mönchsgewande, und wir begegnen ihren Namen fortwährend in der Geschichte der Literatur. Wir finden bei ihnen nichts Excentrisches, über das Maaß des Hergebrachten Hinausgehendes. Ihre Zellen machen uns eher einen freundlichen, als einen düstern, abschreckenden

Eindruck. Wir treten in dieſelben ein wie in ein Studierzimmer und ſehen dem fleißigen Mönche über die Schulter, wie er ſein Buch mit ſchönen goldnen Initialen verziert und ſich dann wieder in den Inhalt ſeines Autors, ſehr oft ſogar eines heidniſchen Autors, vertieft.

Welch einen ganz andern Eindruck macht uns dagegen das Mönchsthum in der zweiten Hälfte des zehnten und vollends im eilften Jahrhundert, das Mönchsthum eines Dunſtan, eines Damiani, eines Hildebrand, und dann zu Anfang des zwölften Jahrhunderts eines Bernhard von Clairvaux. Nicht die ſtille Pflege der Wiſſenſchaft, nicht die Förderung menſchlicher Cultur tritt uns hier entgegen, ſondern die Askeſe als ſolche mit allen ihren Auswüchſen, die Ueberſpannung der Enthaltſamkeit bis zur Unnatur, die ſelbſt die menſchliche Sprache verpönt und die Beſchäftigung mit Kunſt und Wiſſenſchaft gering achtet. Ein Orden ſucht den andern in dieſer Strenge zu überbieten; den Glanz des Kloſters Clugny ſuchen die Ciſtercienſer zu überſtrahlen, die dann wieder mit den Karthäuſern wetteifern, die ſchon das Höchſte glaubten geleiſtet zu haben! Und doch — geſtehen wir es uns — gerade dieſe bis zur Virtuoſität getriebene Askeſe hat, ſo wenig wir ſie uns ſelbſt aneignen möchten, für die geſchichtliche Betrachtung einen eigenthümlichen Reiz. Wir fühlen, daß gerade auf dieſem uns fern liegenden Felde ſich Kräfte aufthun, Charaktere ſich entwickeln, die offenbar ein neues Leben, einen neuen Schwung in die Kirche brachten.

Wir haben ſchon früher geſehen, wie Papſtthum und Mönchsthum einander ergänzten. Und ſo halten denn auch die Veränderungen im Papſtthum Schritt mit denen in der Mönchswelt. Ja, wir haben das Hildebrandiſche Papſtthum recht eigentlich aus dem Hildebrandiſchen Mönchsthum hervorgehen ſehen. Man denke nur an das Cölibat, das vom Kloſter aus der Weltkirche aufgedrängt wurde. In dem Maaße nun als das Papſtthum ſich zu der Höhe hinanhob, auf der wir es zu Gregors VII Zeit fanden, in eben dem Maaße mußte auch das Mönchsthum einen neuen Aufſchwung nehmen.

Zweierlei tritt uns hier entgegen, das dieſen Aufſchwung beförderte. Einmal das Zurückgehen auf das Eremiten-, das

Einſiedlerleben, aus welchem heraus das Mönchsleben ſich wieder neu geſtalten ſollte, wie man etwa einen Baum bis auf die Wurzel zurückſchneidet, damit er um ſo kräftiger treibe, und dann wieder die höhere Verknüpfung der einzelnen Klöſter zu größern Ordensverbindungen, alſo das Streben nach gemeindlicher Organiſation. Dieſe wohlorganiſirten Ordensverbindungen, wie wir ſie in der letzten Stunde haben entſtehen ſehen, ſie bilden ein merkwürdiges Seitenſtück zur Hierarchie in der Weltkirche. Hervorgegangen aus freiem Entſchluſſe, nicht von der päpſtlichen Macht geſchaffen und geboten, ſondern nur von ihr genehmigt und geregelt, dienten ſie dieſer päpſtlichen Macht gleichwohl als Stütze, als Strebepfeiler, ohne welche ſie ſich kaum ſo lange Zeit auf ihrer Höhe hätte behaupten können. Das Papſtthum drang auf Einheit der Kirche. Aber was iſt eine Einheit, ohne Mannigfaltigkeit, in welcher die Einheit ſich darſtellt? Einheit ohne Mannigfaltigkeit führt zur Erſtarrung. In den Mönchsorden aber brechen ſich die Strahlen der päpſtlichen Herrlichkeit in den mannigfaltigſten Farben und Schattirungen. Hatte der Papſt ſeine eigene Macht mit der Sonne, die der königlichen Macht aber mit dem Monde verglichen, ſo bildeten die Mönche die Sterne am Himmel der Hierarchie, welche den Glanz der Weltgeiſtlichkeit weit überſtrahlten. Wozu die bloße Satzung der Kirche nicht hinreichte, das Syſtem Gregors VII zu verwirklichen, d, h. alles Weltliche dem Geiſtlichen dienſtbar zu machen, das gelang dem Mönchsthum von innen heraus. Hier hatten die Ideen Gregors ihre perſönliche Geſtalt gewonnen, und nicht in Einzelnen, ſondern in großen Maſſen, in mächtigen Körperſchaften. Ihre Weltverachtung kam den Forderungen des Papſtes entgegen, ſie vollzogen das freiwillig, ja weit über die Forderung hinaus, was unter andern Umſtänden eine bloße Theorie, eine abſtracte Formel geblieben wäre. Was in der Geſtalt der Secte unfehlbar zur Auflöſung der Kirche geführt hätte, das diente in der Geſtalt des Ordens zur Stütze, zur Förderung und Neubelebung derſelben. Nicht mit Unrecht hat man das Mönchsthum in ſeinem Verhältniß zur Weltgeiſtlichkeit mit der Stellung verglichen, welche die Propheten des alten Bundes dem levitiſchen Prieſterthum gegenüber einnahmen. Es iſt die auf Erweckung

und Erneuerung des religiösen Lebens gerichtete Thätigkeit im Gegensatz zu dem einfach erhaltenden, das Gegebene pflegenden, durch Institution und Gewohnheit sich forterbenden Amte, oder, wenn man will, das in persönlicher und individueller Frömmigkeit sich ausprägende Christenthum, im Gegensatz gegen die Allen gemeinsame, in liturgischen Formen festgehaltene Ordnung der Dinge. Freilich lag dann bei diesem Geltendmachen der religiösen Eigenthümlichkeit und dem Hange zur Agitation auch die Gefahr nahe, daß der Ordensgeist in Sectengeist umschlagen, daß unter der Hülle des Mönchsthums die Häresie in die Kirche einbrechen konnte (und wir werden Beispiele davon kennen lernen); aber für einmal wirkten beide, Mönchsthum und Priesterthum, die im Papstthum nicht selten persönlich vereint erscheinen, zusammen auf ein großes Ziel hin. Ja, nur durch das Zusammenwirken dieser Factoren konnte das großartige, imposante Schauspiel sich entfalten, das die Geschichte des Mittelalters uns darstellt. Wenn irgend dieses Zusammenwirken von mönchischer Agitation und päpstlicher Autorität uns klar vor Augen tritt, so ist es in der Geschichte der Kreuzzüge. Der Papst hätte lange einen Kreuzzug befehlen können, wenn ihm nicht die allgemeine Begeisterung der Christenheit entgegengekommen wäre, und diese Begeisterung ward von Männern angefacht und getragen, die dem Mönchsstand angehörten.

Es war der Hauch des Mönchsthums, der damals über die Welt ging und Heere bewaffneter Pilgrime gleichsam aus dem Boden hervorzauberte, so daß auch das eiserne Ritterthum sich seinen Formen fügte und seine Waffen in dessen Dienst stellte. Erst als Papstthum und Mönchsthum so weit erstarkt waren, als wir sie nun erstarkt sehen, erst da konnten die Kreuzzüge in die Geschichte eintreten.

Lassen Sie uns nun die heutige Stunde dazu benützen, einstweilen den ersten dieser Züge unserm Blicke vorzuführen. Ich muß zum Voraus um Entschuldigung bitten, wenn Sie Manches werden zu hören bekommen, das Ihnen von Jugend auf bekannt ist und dann wieder von Manchem nichts werden erwähnt finden, das Sie hier erwarten könnten. Die Geschichte der Kreuzzüge schließt eine ganze Welt von Beziehungen in sich; politische, strategische,

culturgeſchichtliche Beziehungen, die an unſerm Orte nicht können berückſichtigt werden; wir werden die Kreuzzüge nur vom kirchlichen Standpunkte aus aufzufaſſen haben, inſofern ſich in ihnen ein religiöſer Zug des Mittelalters ausgeſprochen hat und inſofern ſie auf die Geſtaltung der Kirche zurückgewirkt haben.

Vorerſt wird es nöthig ſein, die Schickſale uns zu vergegenwärtigen, welche das Chriſtenthum ſeit der Ausbreitung des Islam in Paläſtina erlebt hat.

Als im Jahr 637 Jeruſalem in die Hände der Sarazenen fiel, mußte der damalige Patriarch von Jeruſalem an den Chalifen Omar die heilige Stadt unter der Bedingung übergeben, daß den Chriſten daſelbſt freie Uebung ihres Gottesdienſtes in ihren bisherigen Kirchen geſtattet wurde; aber es ward ihnen verboten, neue Kirchen zu bauen und auf den ſchon vorhandenen Kreuze zu errichten; desgleichen ſollten die Prozeſſionen unterbleiben. Keinem Chriſten durfte der Uebertritt zum Islam gewehrt werden, und überdieß hatten die Chriſten den Moslim (den Gläubigen) die größte Ehrfucht zu erweiſen und eine Kopfſteuer an den Chalifen zu bezahlen. So blieben die Verhältniſſe bis ins achte Jahrhundert; drückend und hemmend auf jeden Fall, aber doch erträglich gegen das was ſpäter kam. — Karl der Große, deſſen allumfaſſender Blick wie nach dem Abendland, ſo auch nach dem Morgenland gerichtet war, hatte es ſich angelegen ſein laſſen, den Chriſten in Syrien und Paläſtina möglichſte Sicherheit zu verſchaffen. Zu dieſem Ende ſuchte und pflegte er die Freundſchaft des Chalifen, ſo weit dieſe bei der Verſchiedenheit der religiöſen Standpunkte möglich war.

Als aber die Dynaſtie der Abbaſſiden durch die neue der Fatimiden (ſo genannt von Fatima, der Tochter des Propheten) verdrängt worden, kamen ſchlimmere Zeiten für die Chriſten im Orient. Die Fatimiden achteten die Verträge wenig, die Omar ſeiner Zeit mit ihnen geſchloſſen. Die Bedrückungen wurden immer empfindlicher und ſo machte ſich der Schmerz Luft in lauten Klagen. Dieſe Klagen fanden im Abendlande ihren Wiederhall. Wir haben früher erwähnt, wie ſchon zu Ende des zehnten oder Anfang des eilften Jahrhunderts Sylveſter II einen Brief an die Kirche ſchrieb im Namen des verwüſteten Jeruſalems. Waren

doch eben ums Jahr 1000 viele Christen in das gelobte Land gereist, weil sie den Weltuntergang und das jüngste Gericht im Thale Josaphat erwarteten. Aber die Aufforderung des Papstes fand damals kein Gehör. Der Chalife Hakem (seit 1010) plagte die Christen wie noch keiner der Vorfahren, indem er ihre Kirchen zerstören ließ. Nur kurze Zeit traten wieder mildere Zustände ein, auf die jedoch neue Bedrückungen folgten. Nun wandten sich auch die griechischen Kaiser an das Abendland um Hülfe, aber vergeblich. Als dann 1075 abermals eine neue Herrschaft in Syrien und Klein-Asien aufkam durch die türkischen Selbschuken, die im Jahr 1081 vom griechischen Kaiser Alexius Comnenus Anerkennung erzwangen, wurde die Lage der Christen im Morgenlande vollends unerträglich. Der Gottesdienst der Christen ward von Zeit zu Zeit durch rohe Ueberfälle der Türken gestört, die heiligen Stätten entweiht, die Bilder zerschlagen, Unfug aller Art getrieben, wobei es auch an persönlichen Mißhandlungen, namentlich der Geistlichen, nicht fehlte. Von den Pilgern ward ein Eingangszoll erhoben; konnte dieser nicht entrichtet werden (und dieß war der Fall, wenn sie schon zuvor waren überfallen und ausgeplündert worden), so mußten sie, ohne die heilige Stadt betreten zu haben, wieder abziehen und kamen dann auf dem Rückweg vor Hunger und Blöße um. Von allen diesen Nöthen war Peter von Amiens, der Einsiedler, der gegen Ende des eilften Jahrhunderts (um 1093 und 1094) eine Wallfahrt unternommen hatte, Augenzeuge. Die Noth seiner Brüder ging ihm tief zu Herzen. Er wandte sich an den Patriarchen von Jerusalem, Simeon, und überhäufte diesen mit Vorwürfen, daß er dem Skandal zusehe, ohne zu helfen. Aber Simeon lehnte die Vorwürfe von sich ab und gab dem Abendlande die Schuld, daß es die Brüder in Palästina im Stich lasse. Peter stimmte bei und faßte den Entschluß, vom Abendlande aus Hilfe zu schaffen. Er trat, als er wieder in die Heimath zurückgekehrt war, vor Papst Urban II, überreichte ihm einen Brief, den ihm der Patriarch mitgegeben und begleitete denselben mit mündlicher Berichterstattung über all das Gesehene und Gehörte. Drauf durchzog er, auf seinem Esel reitend, ganz Italien, ging dann über die Alpen und forderte, wohin er kam, mit hinreißender Beredsamkeit zu einer

großartigen Expedition auf. Es ist hundertmal erzählt worden, welchen enthusiastischen Empfang er aller Orten fand, wie das Volk sich hinzudrängte, ihn als einen heiligen Boten Gottes begrüßte und seinen Reden den lautesten Beifall schenkte, wie sich die Menge sogar darum stritt, Haare aus dem Schweif seines Thieres als Reliquien zu erhaschen. Im März 1095 hielt, wie wir schon gesehen haben, der Papst eine Synode zu Piacenza. 4000 Geistliche und 30000 Laien waren anwesend. Dieser großen Menge wegen mußte das Concil auf freiem Felde gehalten werden. Es traten Gesandte des Kaisers von Constantinopel auf und baten dringend um Hülfe gegen die Ungläubigen. Papst Urban unterstützte diese Bitte mit allem Nachdruck der Beredsamkeit. Schon jetzt zeigten sich Viele geneigt, nach Constantinopel aufzubrechen und dort sich mit dem Kaiser zu etwas Gemeinschaftlichem zu vereinigen. Etwas Bestimmtes wurde nicht beschlossen. Nun begab sich Urban nach Frankreich, um auch dort die Gemüther auf etwas Außerordentliches vorzubereiten. Im November desselben Jahres 1095 berief er eine Synode nach Clermont, auf welcher alle Geistlichen bei Verlust ihrer Pfründen erscheinen mußten.

Nachdem die übrigen Verhandlungen des Concils erledigt waren, versammelte Urban Geistliche und Laien in einer breiten Straße und hielt eine feurige Anrede an sie. Er wurde von Zeit zu Zeit durch das Schluchzen der Zuhörer, dann wieder durch den lauten Ruf des Volkes unterbrochen: „Gott will es! Gott will es!“ Diesen Willen Gottes glaubte man auch deutlich aus dem Gebot Christi zu entnehmen, daß, wer sein Jünger sein wolle, sein Kreuz müsse auf sich nehmen. Die Wallfahrer nämlich pflegten sich mit rothen Kreuzen auf der rechten Schulter zu bezeichen; folglich mußte eine gemeinsame, eine bewaffnete Wallfahrt nach dem gelobten Lande, ein ganzer Heereszug von solchen Kreuzträgern ein Gott wohlgefälliges Werk sein. An diesem Werke sollten sich nach des Papstes Rede allererst die weltlichen Herrn, die Ritter betheiligen, die das Schwert führen. Statt, wie bisher Viele unter ihnen thaten, die Unschuld zu unterdrücken, die Kirche zu beeinträchtigen, sich selbst unter einander zu zerfleischen, sollten sie nunmehr in den Dienst Christi sich stellen

und für seine Ehre kämpfen. Die Geistlichen sollten ohne besondere Bewilligung ihrer Bischöfe nicht mitziehn, sie sollten die Hinausziehenden einfach mit ihrem Gebet unterstützen. Auch die Alten und Schwachen sollten zu Hause bleiben. Aber die Geistlichen ließen sich nicht halten. Der Erste unter Allen, der mit dem Zeichen des Kreuzes sich schmückte, war ein Geistlicher, der hochverehrte Bischof Ademar (Adhemar) von Puy. Ihm folgten mehrere Bischöfe und selbst Cardinäle, die sich dem Papst zu Füßen warfen und ihn dringend baten, ihnen die Erlaubniß zu ertheilen. Von allen Seiten drängten sich nun Kriegslustige hinzu. Einige gingen in ihrem Eifer soweit, daß sie das Zeichen des Kreuzes sich auf den Arm oder auf die Stirn brannten. Von Clermont verbreitete sich die Begeisterung weiter über ganz Frankreich. Allerorten erscholl die Predigt vom Kreuze. Der Papst selbst reiste umher und forderte zur Theilnahme auf. Mönche verließen ihre Zellen, um sich in den Waffen zu üben; manche entfernten sich heimlich aus dem Kloster, wenn die Aebte sie nicht wollten ziehen lassen. Landleute verließen den Pflug, Hirten ihre Heerden; Ehemänner trennten sich von ihren Frauen, um an der großen, ritterlichen Pilgerfahrt in das gelobte Land theilzunehmen. Andere nahmen Frau und Kinder mit. Man erblickte Arme, die ihre Ochsen wie Pferde beschlagen hatten und so auf ihren Karren Habe und Kinder mit sich führten, und die Kleinen fragten bei jeder Stadt, ob das jetzt Jerusalem sei? [1])

Woher kam dieser plötzliche Wandertrieb und diese Kampfeslust? War sie künstlich erzeugt oder durch höhere Naturnothwendigkeit herbeigeführt? war es ein Werk der Begeisterung oder der Berechnung? war die Begeisterung eine religiöse oder eine nationale? oder eine dunkle, schwärmerische Begeisterung, die von der Priesterschaft zu ihren Zwecken benützt wurde? Diese Fragen sind schon oft aufgeworfen und in verschiedener, oft widersprechender Weise beantwortet worden. Lassen wir vorerst die Geschichte selbst antworten.

Ein Geschichtschreiber des zwölften Jahrhunderts, Wilhelm von Tyrus, sagt uns ganz einfach, daß nicht bei Allen, die sich

[1]) Floto II. S. 357.

hinzudrängten, der reine Eifer für die Sache Gottes obgewaltet habe. Die Einen seien mitgezogen, um ihre Freunde und Genossen nicht zu verlassen, die Andern, um nicht den Schein der Lauheit auf sich zu laden, noch Andere aus bloßem Leichtsinn oder um als böse Schuldner ihren Gläubigern zu entgehen. Gleichwohl sieht derselbe Geschichtschreiber auch wieder in der allgemeinen Bewegung etwas Höheres. Er sieht in ihr ein reinigendes, verzehrendes Feuer, zur Tilgung der Sünden, womit die Welt belastet war. — Daß die einmal aufgeregte Phantasie auch Zeichen am Himmel erblickte, welche entweder auf das Wohlgefallen Gottes an dem Unternehmen hindeutete oder auf künftige Gerichte im Unterlassungsfalle, darf uns nicht befremden. So ward namentlich das Kreuzeszeichen hie und da am Himmel erblickt. Dazu gesellten sich Visionen und Wunder, an denen freilich auch der fromme Betrug seinen Theil hatte. Ein Abt in Frankreich brannte sich ein Kreuz ein und gab vor, ein Engel habe es gethan. — Eine allgemeine Hungersnoth lag damals auf den Gegenden des Abendlandes. Trotz derselben aber wurden die Mittel zum Kriege herbeigeschafft. Wucherer, die ihr Getreide zurückgehalten, schlugen es los. Als das Jahr darauf ein fruchtbares war, sah man darin den augenscheinlichen Lohn Gottes für die bereits gebrachten Opfer und eine fernere Aufmunterung des Unternehmens.

Von Italien und Frankreich war die Begeisterung ausgegangen. Sie theilte sich aber auch England, Schottland, Deutschland mit. Es war besonders der Adel, der sich in den Vordergrund stellte; während die damals regierenden Könige, Heinrich IV von Deutschland, Philipp von Frankreich und Wilhelm der Eroberer von England zurücktraten. Jedermann kennt den Namen des Mannes, der an die Spitze des ersten Kreuzzuges getreten ist, Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen. An diesen Namen knüpfen sich gewissermaßen alle die idealen, wie man sie wohl auch genannt hat, romantischen Züge, mit denen eine jugendliche Phantasie die Geschichte des Mittelalters auszustatten pflegt. Und in der That vereinigt sich in der Person dieses Mannes das was die Ritterlichkeit ausmacht, die Demuth, die vor Gott sich beugt und die Tapferkeit, die vor keinem Feinde zittert, jener Adel der Gesinnung, wodurch der Adel der Geburt erst Bedeutung erhält,

Nachdem ſie erobert war, überließen ſie die Kreuzfahrer dem griechiſchen Kaiſer. „Wir wollen, ſprachen ſie (ob aus Edelmuth oder aus Verdruß, mag dahingeſtellt bleiben), wir wollen die Stadt ganz deiner Hoheit überlaſſen und mit Gottes Hülfe unſern Zug, den wir einmal angetreten haben, weiter fortſetzen.“ — So zogen denn im Juni 1097 die Kreuzfahrer, nachdem ſie dem griechiſchen Kaiſer den Lehenseid geleiſtet, in getrennten Haufen weiter dem gelobten Lande zu. Die Eroberung von Edeſſa am Euphrat gab Anlaß zur Uneinigkeit zwiſchen Balduin und Tankred. Dieſe Uneinigkeit war die Quelle unſäglicher Uebel. Bis aufs Aeußerſte aber ward die Geduld des Heeres auf die Probe geſetzt durch die Belagerung Antiochiens, im Winter 1097 auf 1098. Der Mangel an Lebensmitteln ging bald in Hungersnoth über. Viele wurden muthlos. Selbſt Peter von Amiens verließ heimlich das Lager, wurde aber von Tankred mit Schimpf zurückgeführt. Da man die Hungersnoth als eine gerechte Strafe Gottes betrachtete, ſo ſollte dieſe Strafe durch Buße abgewendet werden. Nicht nur kriegeriſche Mannszucht, wie ſie ſonſt in jedem Heere gefordert wird, ſondern die ſtrengſte Kloſterzucht ſollte eintreten. In Uebereinſtimmung mit den Fürſten ordnete der Biſchof Ademar von Puy ein dreitägiges Faſten an, auf daß, wenn der Leib kaſteiet werde, die Seele deſto mächtiger ſei zum Gebet. Alle liederlichen Dirnen wurden aus dem Lager entfernt, Sünden der Unkeuſchheit mit dem Tode beſtraft, Trinkgelage, Würfelſpiel, leichtfertiges Schwören, Raub und Diebſtahl war aufs Strengſte unterſagt. — Härte und Grauſamkeit gegen die Feinde allein war geſtattet als ſelbſtverſtändlich im Kriege gegen die Ungläubigen. — Nach neunmonatlicher Belagerung gelangte Antiochien durch Verrath der drinnen wohnenden Chriſten in die Hände der Kreuzfahrer. Allein jetzt begann erſt recht die Noth. Ein mächtiges, vom Sultan von Bagdad entſandtes Heer unter dem Feldherrn Kerboga ſchloß die Kreuzfahrer ein. Alle Brunnen waren zugeworfen, alle Lebensmittel weggenommen. Jetzt erſt wüthete der Hunger recht. Da erſchien endlich die Hülfe von oben. Peter, nicht der von Amiens, ſondern ein Geiſtlicher aus der Provence, meldete ſich bei dem Grafen Raimund und erzählte ihm von einer merkwürdigen Viſion, die er gehabt. Der

Apoſtel Andreas war ihm erſchienen und hatte ihm in der Kirche des Apoſtelfürſten Petrus (zu Antiochien) eine Lanze gezeigt; es war die heilige Lanze, mit welcher der Leib des Herrn am Kreuz war durchſtochen worden; der Apoſtel hatte aber die Lanze wieder in der Erde verborgen, und nun galt es, derſelben erſt wieder theilhaft zu werden. Alles Volk ſtrömte an den bezeichneten Ort. Peter ſprang in die geöffnete Grube und brachte unter allgemeinem Jubel die Lanze ans Licht. Es fehlte zwar hinterher nicht an Zweiflern; aber Peter machte ſich anheiſchig, durch ein Gottesurtheil die Aechtheit der Lanze zu beweiſen; er ging mit ihr zwiſchen zwei mächtigen Scheiterhaufen hindurch und wurde dann, als die Probe gelungen, vom Volke mit lautem Beifall empfangen und faſt zerriſſen; er ſtarb jedoch bald nachher, wie man vermuthet, an den Brandwunden.

Die Lanze hatte in der That Wunder gewirkt. Der Muth der Erſchöpften war wieder aufgerichtet, und der unermüdliche Biſchof Ademar von Puy that das Seinige, dieſen Muth zu erhalten. Es wurde ein Ausfall beſchloſſen. Man nahm erſt das Sacrament und weihte ſich durch Gebet. Mitten durch die Schaaren der Krieger ſchritten die Prieſter in weißen Gewändern gleich Engeln Gottes, das heilige Kreuzeszeichen in den Händen; ein anderer Theil derſelben ſtand mit ausgebreiteten Armen auf der Mauer der Stadt und betete für das Volk, daß es nicht möge ein Erbe der Heiden werden. Und Gott gab den Sieg. Mit reicher Beute beladen kehrten die ſiegreichen Chriſten nach Antiochien zurück. Viele, die all ihre Habe verloren, konnten jetzt wieder ſich erholen. Auch die chriſtlichen Kirchen der Stadt wurden wieder hergeſtellt, beſonders die des h. Petrus, in der die heilige Lanze war gefunden worden. Ein großer Theil der Beute ward eingeſchmolzen, um heilige Gefäße aus dem gewonnenen Gold und Silber zu verfertigen. Der Patriarch Johann von Antiochien, der während der Belagerung vieles gelitten, wurde feierlich in ſein Amt eingeſetzt. Boëmund aber erhielt den Beſitz der Stadt. Er errichtete daſelbſt ein Fürſtenthum. Nun aber brach eine Seuche aus, der auch der Biſchof Ademar von Puy erlag. Er ward in der Peterskirche begraben. Er war die Seele des Heeres geweſen, der die religiöſe Stimmung immer wieder anzufachen

wußte, wenn sie am Sinken war. Mit ihm schien der gute Geist aus dem Heere gewichen. An dessen Stelle war um so mehr der Dämon der Zwietracht getreten, der die Eifersucht der Führer aufs Neue anschürte. Zum Glücke herrschte auch im feindlichen Lager Uneinigkeit. Die fatimitischen Chalifen hatten nämlich inzwischen den Seldschuken Palästina und Jerusalem wieder entrissen und dieß erleichterte nun auch den Kreuzfahrern ihren Sieg. — Endlich im October 1098 brach das Heer von Antiochien auf und zog der Meeresküste entlang, Angesichts des Libanon. Eine heilige, ahnungsreiche Stimmung bemächtigte sich der Gemüther.

Es war um Pfingsten 1099, als auf der Anhöhe von Emmaus die heilige Stadt den Kreuzfahrern zum erstenmal sichtbar wurde. Viele brachen in Freudenthränen aus; sie warfen sich nieder und küßten die Erde. Mit entblößten Füßen, unter Gesang und Gebet nahte man sich den Mauern der heiligen Stadt. „Jetzt wurden, sagt Wilhelm von Tyrus, die Worte des Propheten erfüllt (Jes. 51 und 52, 2): 'Wache auf, wache auf, stehe auf, Jerusalem, mache dich aus dem Staube, stehe auf, du gefangene Jerusalem, mache dich los von den Banden deines Halses, du gefangene Tochter Zion!'" — Das Kriegsheer war indessen bedeutend zusammengeschmolzen; es bestand, als man vor Jerusalem anlangte, nur noch aus 40,000 Mann. Das Lager ward von der Nordseite aufgeschlagen. Aber nun die Belagerung selbst, wie sollte die geführt werden, da das Volk von Belagerungswerkzeugen ganz entblößt war? Dazu noch die enorme Hitze, der Wassermangel, der brennende Durst, der Menschen und Thiere dahinraffte. Die todten Pferde, die umherlagen, verpesteten die Luft. Eine neue Zeit der Drangsale war angebrochen, als man sich schon am Ziel glaubte. Da galt es wieder neue Bußwerke anzuordnen, wozu der heilige Boden mehr als jeder andere geeignet erschien. In feierlicher Prozession zog das Volk nach dem Oelberg. Auch Predigten wurden an das Volk gehalten und vor allem den entzweiten Führern Versöhnung ans Herz gelegt.

Ein erster Sturm, der auf die Stadt gewagt wurde, ward abgeschlagen. Nun sollte ein zweiter folgen; allein auf den Rath der Priester sollte erst ein feierlicher Umgang um die Stadt gehalten werden, wie einst die Israeliten einen solchen um Jericho

gehalten. Dieß geſchah an einem Freitag, als am Todestage des Herrn, den 8. Juli 1099. Den darauf folgenden Donnerſtag wurde großes Abendmahl gehalten, und nun Tags darauf, den 15. Juli, wurde der Sturm gewagt; die Mauern wurden erbrochen und nach längerem Widerſtand (wir können den Kampf nicht im Einzelnen beſchreiben) fiel die Stadt in die Hände der Kreuzfahrer. Gottfried von Bouillon war der Erſte, der ſie betrat; zu gleicher Zeit hatten Tankred und Robert von der Normandie in der Nähe des Stephansthores eine Breſche gebrochen, durch welche unter dem Rufe: „Gott hilf, Gott will es!“ die Maſſe der Belagerer eindrang. Daß Gott gerade an einem Freitag die heilige Stadt in ihre Hände gegeben, erſchien den Kreuzfahrern als ein beſondres bedeutſames Zeichen ſeiner Gnade. „An dieſem Tage, ſagt der mehrerwähnte Wilhelm von Tyrus, iſt der erſte Adam erſchaffen, an dieſem Tage hat der zweite Adam für die Menſchen gelitten und geblutet, und ſo ziemt es ſich denn auch, daß ſeine Nachfolger und die Glieder ſeines Leibes an dieſem Tage den Sieg über die Feinde davon tragen.“

Mit der Einnahme der Stadt war es aber noch nicht gethan. Jetzt erſt begann das Schlachten und Würgen im Innern. „Im Tempel Salomonis, ſagt Raimund, reichte das Blut bis an die Kniee der Reiter und das Gebiß der Pferde.“ „Es iſt unglaublich ſagt derſelbe, wie viel Blut Tankred und Gottfried an dieſem Tag vergoſſen haben.“ Dieß ſtimmt freilich nicht zu der Nachricht Andrer, daß Gottfried ſich jedes Schwertſtreichs innerhalb der heiligen Stadt enthalten hätte.[1]). Nicht die Mahomedaner allein, auch die Juden wurden von chriſtlichen Händen niedergemacht. Sie wurden in ihre Synagoge zuſammengetrieben und mit ihr verbrannt. Das alles geſchah im Namen Gottes und der Kirche. Und nun folgten dann auch die feierlichen Ceremonien, um dem Herrn der Heerſchaaren zu danken für den verliehenen Sieg. Mit entblößtem Haupt und baarfuß wurde zu den heiligen Orten gewallfahrtet. Die wenigen chriſtlichen Einwohner Jeruſalems geſellten ſich jetzt zu den Kreuzfahrern, um mit ihnen ge-

[1]) Vgl. Preſſel in dem Artikel: Gottfried von Bouillon, in Herzogs Realencyclopädie.

meinschaftlich in der Auferstehungskirche das Dankfest zu begehen. Auch an Visionen fehlte es nicht im Lande der Wunder. Die Geister der im Kampf gefallenen Helden umschwebten die Lebenden. Die Gestalt des in Antiochien vollendeten Ademar von Puy war auf den Mauern gesehen worden.

Noch hielt sich einige Zeit die Burg Zion. Aber auch sie ward endlich dem Grafen Raimund übergeben. — Peter der Eremite hatte nun seine Mission erfüllt. Er zog sich nach Frankreich zurück in das Klosterleben und stiftete selbst ein Kloster.

Am achten Tage aber nach der Eroberung der heiligen Stadt versammelten sich die Fürsten und wählten den Grafen Gottfried von Bouillon zum König von Jerusalem. Allein Gottfried erklärte sich unwürdig, da eine Krone zu tragen, wo sein Herr und Heiland mit Dornen sei gekrönt worden. Er nannte sich zeitlebens nur Herzog Gottfried, Beschützer des heiligen Grabes. Nachdem er einige Anordnungen zur Verwaltung des Landes getroffen, das gleichwohl unter dem Namen Königreich von Jerusalem in der Geschichte erscheint, nachdem er sodann den 12. August 1099 den glorreichen Sieg bei Askalon erfochten, starb er das Jahr darauf, den 18. Juli 1100, und ward in der Kirche des heiligen Grabes beigesetzt, betrauert und hochgeehrt von den Christen des Morgen- wie des Abendlandes. Die einfache Grabschrift lautete: „Hier liegt Gottfried von Bouillon, welcher dieses ganze Land dem Christenthum gewann; seine Seele ruhe in Christo.“ Gottfrieds Bruder, Balduin von Edessa, trat in das Erbe der Herrschaft ein und er führte dann auch, wie seine Nachfolger, den Titel „König von Jerusalem“.

Die politische Verfassung des Königreichs, die nach Analogie der abendländischen Verhältnisse, also nach dem feudalistischen Systeme ausgebildet wurde, berührt uns weniger. Was das Kirchliche betrifft, so wurde ein neuer Patriarch nach Jerusalem gesetzt in der Person des Erzbischofs von Pisa, Dagobert (Daimbert). Ich übergehe die einzelnen Kämpfe, die im Anschluß an die Eroberung von Jerusalem noch stattfanden, wie der mißlungene Versuch, sich Bagdads zu bmächtigen. Es mag genügen zu sagen, daß auch die wichtigen Küstenstädte Tripolis, Beirut, Sidon nach und nach in die Hände der Kreuzfahrer gelangten.

Tyrus, das mit Askalon noch am längsten Widerstand geleistet ward den 27. Juni 1124 erobert, während Balduin II in Aleppo gefangen war. Auf dem höchsten Gipfel stand die Herrschaft der Franken im gelobten Lande unter Fulco von Anjou, dem Tochtermann Balduins II. Er war an dessen Tochter, Melisende, verehlicht. Aber nur kurz dauerte die Blüthezeit dieser Herrschaft. Der Verlust von Edessa im Jahr 1146 machte neue Hülfe nöthig und gab Anlaß zu einem zweiten Kreuzzuge, auf den wir jedoch erst in einer nächsten Stunde werden zu reden kommen. Für jetzt möchte ich Ihre Aufmerksamkeit wieder auf das Mönchsthum zurücklenken und zwar auf die eigenthümliche Verbindung desselben mit dem Ritterthum und die geistlichen Ritterorden, welche ihren Ursprung den Kreuzzügen verdanken.

Wir reden für dießmal nur von den beiden Hauptorden, deren Entstehung in die Zeit fällt, die zwischen dem ersten und zweiten Kreuzzug liegt, dem der Johanniterorden und dem Templerorden.

Die Uranfänge des Johanniterordens gehen ziemlich weit zurück. Wir müssen an das anknüpfen, was schon im neunten Jahrhundert zur Verpflegung der Pilger im gelobten Lande war gethan worden. Schon ums Jahr 870 gab es im Thale Josaphat ein Hospital mit zwölf Wohnungen für arme Pilger, und dieses Hospital war bereits im Besitz von Aeckern, Weinbergen und Gärten, aus denen es seinen Unterhalt bestritt. Im eilften Jahrhundert aber entstand in Jerusalem selbst ein solches Pilgerhospital, von Kaufleuten aus Amalfi im Jahr 1048 gegründet, es hieß das lateinische Kloster. Benediktinermönche verpflegten die angekommenen Pilger und unterstützten sie auch mit Geld, um den Zutritt zu den heiligen Orten erkaufen zu können. In der Nachbarschaft dieses lateinischen Klosters stand auch noch ein kleineres Frauenkloster der Maria Magdalena geweiht, das Klösterlein, in welchem fromme Schwestern die weiblichen Pilgrimme unterstützten. Als auch diese beiden Klöster nicht mehr ausreichten, ward ein neues Hospiz gebaut, und dieses wurde einem frühern Patriarchen von Alexandrien zu Ehren, der sich durch seine Wohlthätigkeit ausgezeichnet hatte und deßhalb Johann der Barmherzige (Ellemon) hieß, das Hospiz des heiligen Johannis genannt. Später

ward der Name auf Johannis den Täufer übergetragen und dieſer zum Patron des Hoſpizes erwählt. Als ein ſolches Hoſpiz Johannis des Täufers wird es bereits in einer Bulle Paſchalis II bezeichnet. — Zur Zeit nun da Jeruſalem durch die Kreuzfahrer belagert wurde, ſtand dieſem Hoſpiz ein gewiſſer Gerhard aus der Provence vor. Er hatte einige fromme Männer zu einer Genoſſenſchaft um ſich vereinigt, die ein Ordenskleid mit einem Kreuz trugen und ſich beſonders der durch den Krieg Verwundeten annahmen und ſie verpflegten, und zwar hatten ſich Mahomedaner und Chriſten ohne Unterſchied ſich dieſer Pflege zu erfreuen. Gottfried von Bouillon, um dieſe edle Wirkſamkeit im Dienſte chriſtlicher Liebe zu lohnen, ſchenkte dem Kloſter die Herrſchaft Monboire in Brabant. Dieſer Schenkung folgten andere. Balduin überließ dem Hoſpiz einen großen Theil der Beute, die er den Ungläubigen abgenommen, und mehrere andere Herrn und Große folgten dem königlichen Beiſpiel. Sodann wurden die Hoſpitaliter zum h. Johannis von ihrer Abhängigkeit von andern Klöſtern befreit und ihnen der Zehnten erlaſſen, den ſie an den Patriarchen von Jeruſalem zu entrichten hatten. Mehrere Leute vornehmen Standes ließen ſich allmälig in die Genoſſenſchaft der Johanniter aufnehmen. Ritter, die zuvor mit dem Schwert in der Hand für den heiligen Boden gekämpft hatten, fanden eine Beruhigung darin, nunmehr ſich dem Krankendienſte und den ſtillen Andachtsübungen, die damit verbunden waren, hinzugeben. Längs der Meeresküſte erhoben ſich nun bald ähnliche Anſtalten, die als Töchter unter der Mutter ſtanden. Als der Vorſteher der Mutteranſtalt, Gerhard, geſtorben war, trat ein Ritter, Raimund von Pui (de Podio), in ſeine Stelle ein als Cuſtos oder Procurator, und er iſt es nun, der als der eigentliche Gründer des Ordens der Johanniter anzuſehen iſt. Erſt von da an traten die beſtimmten Ordensgelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams ein, mit der beſondern Beſtimmung noch, ſich der Pflege der Kranken und der Vertheidigung des heiligen Landes zu weihen. Calixt II ertheilte dem Orden die päpſtliche Beſtätigung (1120). Der Orden theilte ſich nunmehr in drei Klaſſen, in Ritter, Prieſter und dienende Brüder. Die Ritter machten auch von den Waffen Gebrauch, obgleich ſie im Uebrigen ſich den Uebungen des Mönchs-

thums anſchloſſen; die Prieſter beſorgten den Gottesdienſt, die dienenden Brüder den Haushalt; auch fiel ihnen beſonders die Handreichung bei der Krankenpflege zu. Zur Ordenstracht gehörte ein Mantel mit rothem Kreuz. Koſtbare Kleidung und Pelzwerk war verboten. Die Johanniter ſollten nie allein ausgehen, ſondern immer zu Zweien, damit ihnen der Feind nichts anhabe (eine Beſtimmung, die auch bei andern Orden vorkommt); auch ſollen ſie immer ihr eigen Licht bei ſich haben und wo ſie übernachten, es brennen laſſen. — Der Orden der Johanniter gewann in der Folge immer mehr an Reichthum und Anſehen. Aber damit war auch der Keim des innern Verderbens gelegt. Bald erhoben ſich Klagen über den Uebermuth der Ritter, unter dem namentlich der Patriarch von Jeruſalem zu leiden hatte. Die Päpſte und Concilien ſahen ſich genöthigt einzuſchreiten. Um ihre Geſchichte nicht noch einmal aufnehmen zu müſſen, bemerke ich hier ſchon, daß im dreizehnten Jahrhundert mehrere Aufforderungen an ſie ergingen, die ſie zum Gehorſam zurückriefen. Nach dem Verluſt des heiligen Landes im Jahr 1291 zogen ſie ſich erſt nach Cypern zurück und eroberten darauf 1310 die Inſel Rhodus. Von da an hießen ſie Rhodiſer. Sie behaupteten ſich daſelbſt bis ins ſechszehnte Jahrhundert. Als ihnen im Jahr 1522 die Inſel durch die Türken entriſſen wurde, rettete ſich ihr Großmeiſter mit den Trümmern des Ordens nach Italien. Karl V ſchenkte ihnen die Inſel Malta. Von da erſcheinen ſie unter dem Namen der Malteſerritter. Endlich ſchlug in der franzöſiſchen Revolution auch den Malteſern die letzte Stunde. Napoleon I erhielt die Inſel Malta durch Verrath in ſeine Hände (1798) auf ſeinem Zuge nach Aegypten. Der letzte Großmeiſter, ein Deutſcher (Ferdinand von Hompeſch), zog ſich nach Trieſt zurück. Nun wählte der Orden den damaligen Kaiſer von Rußland, Paul I (Dec. 1798), zum Großmeiſter, wogegen aber der Papſt proteſtirte, weil der Kaiſer zur griechiſchen Kirche gehörte. Im Jahr 1800 ging ſodann Malta an die Engländer über, welcher Beſitz ihm 1814 beſtätigt wurde. In Deutſchland (namentlich in Baiern und in Preußen) wurden die Güter des Ordens eingezogen, doch iſt in Preußen im Jahr 1853 eine Wiederherſtellung des Ordens erfolgt, die freilich für unſere Zeit keine

andere Bedeutung haben konnte, als die einer romantiſchen Reminiscenz.

Dem Johanniterorden zur Seite, und vielfach mit ihm in Conflict, erſcheint der Orden der Templer (Tempelherrn). Neun tapfere Ritter, an ihrer Spitze Ritter Hugo von Payen und Gottfried von St. Omer (beide ſehr arm, ſie beſaßen zuſammen nur ein Pferd, weßhalb auch das Ordenswappen zwei Ritter auf einem Roſſe zeigt) verbanden ſich zur Beſchirmung des heiligen Landes und zum Geleite der Pilger durch die unwegſamen und unſichern Stellen deſſelben. Sie ſtellten ſich dabei ächt ritterlich in den Dienſt der himmliſchen Frau, der Mutter Gottes, und legten in die Hände des Patriarchen von Jeruſalem die Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams ab. Zu ihrer Ordensregel wählten ſie ſich die des h. Auguſtin. — König Balduin räumte ihnen den Theil ſeines Pallaſtes ein, der neben dem ehemaligen Tempelgebäude ſtand, und daher haben ſie ihren Namen Templer. Zwei Jahre beſtand der Orden, als Graf Fulco von Anjou und andere franzöſiſche Große ihm beitraten und ihn mit Geſchenken beehrten. Auf einer Synode zu Troyes (1128) wurde der Orden von Papſt Honorius II beſtätigt. Dieſer Synode wohnte Bernhard von Clairvaux bei und ſeinem Einfluß iſt es zuzuſchreiben, daß manche Beſtimmungen des Ciſtercienſerordens, dem Bernhard angehörte, nun auch auf den Templerorden übergingen. Häufige Andachten zur Jungfrau Maria, Faſten, Schweigſamkeit, Eheloſigkeit, gänzliches Meiden eines Umganges mit dem andern Geſchlechte (ſelbſt der Kuß der Mutter und der Schweſter iſt verwehrt als ſündhaft) ſind die Grundzüge der Ordensregel. Zudem waren die Brüder zum Gebet für die Verſtorbenen des Ordens verpflichet. Was der Verſtorbene würde an Speiſe und Trank genoſſen haben, wäre er am Leben geblieben, das wurde vierzig Tage lang in ſeinem Namen einem Armen gereicht. Die Templer trugen weiße Mäntel mit einem rothen Kreuz; die dienenden Brüder ſchwarze. Auch dieſer Orden gelangte bald zu hohem Anſehn. Aber auch hier fehlte die Ausartung nicht. Die Templer wurden ebenſo übermüthig als die Johanniter, und verſagten am Ende dem Patriarchen von Jeruſalem den Gehorſam. Statt die Sache der

Christen zu verfechten, verbanden sie sich wohl auch im Geheimen mit dem Feinde. Treulosigkeit und Verrath, Heuchelei, Ketzerei, ja grober Unglaube und Götzendienst, verbunden mit unzüchtigem Wesen wurden ihnen vielfach vorgeworfen. Innocenz III mußte über sie klagen, daß sie statt ein Geruch des Lebens zum Leben ein Geruch des Todes zum Tode geworden. Das tragische Ende des Ordens zur Zeit Philipps des Schönen von Frankreich und des Papstes Clemens V müssen wir späterer Darstellung vorbehalten.

Wir werfen jetzt zum Schluß der heutigen Stunde nur noch einen Blick auf die Kreuzzüge zurück.

Wenn irgend eine Erscheinung, so muß diese aus dem Zusammenhang der Zeit heraus begriffen und beurtheilt werden. Sehr richtig hat schon der Historiker Heeren bemerkt: [1]) „Dem kalten Raisonnement ist es leicht zu zeigen, daß ein kleines Land ein kleines Land sei, daß seine Eroberungen mehr kosten würden, als sie eintragen können; aber jenes Zeitalter rechnete anders und mußte anders rechnen. Der Boden, wo der Keim ihrer Religion zuerst aufsproßte, wo ihr Stifter wandelte, der Boden, an den so viele große Erinnerungen geknüpft sind, war stets den Völkern heilig, solange noch die Religion selbst in ihren Augen ihre Heiligkeit nicht verlor."

Und an dieses Urtheil möge sich noch das von Neander reihen, wenn er in seiner Schrift über den h. Bernhard sagt: [2]) „Freilich war es ein Mißverstand, die Stätte, von der der Friede unter das Menschengeschlecht sich verbreiten sollte, durch Gewalt und Blutvergießen erobern zu wollen; allerdings gingen die rohen Menschen von den Empfindungen der Andacht, die ihnen nicht klar genug wurden, in ihr inneres Leben nicht genug eingriffen, oft zu den Ausbrüchen wilder Leidenschaft und Sinnlichkeit über. Immer aber erkennen wir in einem auf nichts den Sinnen Begreifliches gerichteten Enthusiasmus, der ganze Nationen ergreift, und in den außerordentlichen Anstrengungen für etwas Außer-

[1]) Versuch einer Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge für Europa. (Kleine historische Schriften dritter Theil.)

[2]) S. 209 (erste Aufl.). Vgl. damit die verschiedenen Urtheile der Zeitgenossen selbst über die Kreuzzüge in Neanders Kirchengesch. II. S. 434 ff.

ordentliches, Spuren von des Menſchen erhabener Abkunft. Auf der niedrigſten Stufe, am meiſten den uralten Adel des Menſchen verleugnend, ſteht der kalte Verſtand, der mit vornehmem Mitleiden auf ſolche Zeiten herabſieht, nicht weil er begeiſtert iſt von der wahren Realität, ſondern weil ihm das allein als reell erſcheint, was das niedrigſte iſt unter allem Schein, weil ihm gerade das als das Wahnſinnige erſcheint, was hier das Schönſte iſt: arbeiten und wagen für etwas, das lebt und Werth hat nur in der Bruſt des Menſchen."

Vierzehnte Vorleſung.

Die Anfänge der Scholaſtik. Anſelm von Canterbury. Roscelin. Abailard. — Das Sectenweſen: Bogomilen. Peter von Bruys, Heinrich von Lauſanne, Tankhelm und Eudo von Stella. Arnold von Brescia.

Mit der Geſchichte des erſten Kreuzzuges ſind wir in das Herz des Mittelalters eingedrungen. Wir haben die Grenze des eilften Jahrhunderts überſchritten in das zwölfte Jahrhundert hinein. Und eben das zwölfte und das darauf folgende dreizehnte Jahrhundert bilden ja das Mittelalter im engern Sinne, ich möchte ſagen das Mittelalter des Mittelalters. Hier thun ſich uns jene großen Gegenſätze auf, an die ich gleich in meiner erſten Vorleſung erinnert habe, jene Kämpfe zwiſchen dem Stuhl zu Rom und der Hohenſtaufiſchen Kaiſermacht, auch die innern Kämpfe der Kirche gegen ihre Feinde, die Kämpfe der Orthodoxie gegen die Häreſie, die Gegenſätze der Schulen in der ſogenannten Scholaſtik; hier breitet ſich dann auch das Ritter- und Mönchsthum vor uns aus in ſeinen mannigfachen Coſtümen; es erheben ſich die gewaltigen Dome, in deren Innern ein immer prachtvollerer Cultus ſich entfaltet. Die Fülle der Thatſachen, die ſich uns entgegendrängt, iſt ſo groß, daß es ſchwer iſt die Maſſe zu bemeiſtern, und die Verlegenheit, die ſich für den Hiſtoriker einſtellt, wo er ſeine Fäden anknüpfen und wie er ſie untereinander verbinden will, iſt ſomit eine verzeihliche. Ich habe zum Voraus angekündigt, daß ich in dieſem Winter die Vorleſungen über das Mittelalter nur bis auf Innocenz III, d. h. bis auf den Höhepunkt der Hierarchie zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts fortſetzen werde. Es bleibt uns alſo bei dieſem für

einmal gesteckten Ziel nur noch das zwölfte Jahrhundert zu betrachten übrig. Und auch von *diesem* liegt schon ein Theil, liegen die ersten Jahrzehnte hinter uns. Aber was sich nun in den beiläufig 80 Jahren von der Zeit etwa eines Bernhard von Clairvaux bis auf die Innocenz des III zugetragen hat, das greift so sehr ineinander, daß die Gruppirung des Stoffes nicht geringen Schwierigkeiten unterliegt.

Richten wir zuerst unsere Blicke auf das *Innere*, auf die *Entwicklung der Ideen*, welche die Zeit bewegten. Dabei müssen wir wieder einen Schritt in das eilfte Jahrhundert zurückgehen und an das anknüpfen, was in der stillen Werkstätte des forschenden und denkenden Geistes vor sich ging, um eben diese Zeit, als man draußen sich anschickte zur Eroberung des heiligen Landes. Es sind die Anfänge der *scholastischen* Theologie, die wir als das Gegenbild zur Geschichte des ersten Kreuzzuges ins Auge zu fassen haben und zugleich als eine Ergänzung zu dem, was wir über den Charakter des Mönchsthums gesagt haben. Bei dem Namen und Begriff der Scholastik wollen wir uns nicht lange aufhalten. Der Name, der soviel heißt als „Schulweisheit", ist zufällig entstanden und wurde keineswegs von den Männern selbst gebraucht, die wir jetzt Scholastiker nennen. Wir halten uns an die *Sache*, und diese besteht darin, daß um eben dieselbe Zeit, als ein dunkler Drang die Völker des Abendlandes trieb, das ferne Land zu erobern, in welchem das historische Christenthum seinen Ursprung genommen, nun auch in den denkenden Geistern des Jahrhunderts der Drang sich regte, über die *innern* Gründe des Glaubens sich Rechenschaft zu geben. Es galt auch hier in ein verhülltes Land einzudringen, es galt auch hier eine Ritterschaft zu bewähren und einen ritterlichen Kampf zu bestehen, der in der Kraft und Gewandtheit des alle Zweifel überwindenden Gedankens seinen Triumph suchte. Bisher hatte man den Glauben der Kirche aufgenommen wie er, durch die Väter der Kirche und durch die Concilien bestimmt, als fertige Substanz den kommenden Geschlechtern überliefert wurde. Die Theologie der frühern Mönche hatte sich großentheils darauf beschränkt, das von den Vätern Ueberlieferte wieder mitzutheilen und es auch wohl im Einzelnen zu beleuchten. Wir haben gesehen, wie im neunten Jahr-

hundert auch die Bibelforschung von Einzelnen mit Glück betrieben wurde. Aber principielle Fragen, die das Große und Ganze der Glaubenswahrheiten umfaßten, wurden nur selten angeregt. Als eine Ausnahme stand Johann Scotus Erigena im neunten Jahrhundert da. Er hatte es schon versucht, Glauben und Wissen, Christenthum und Philosophie, Vernunft und Offenbarung in eine innere Beziehung zu einander zu setzen, sie demnach zu vermitteln. In seine Fußstapfen traten nun gegen Ende des eilften Jahrhunderts die Männer, die man gewöhnlich als die Anfänger der Scholastik bezeichnet, Männer, die äußerlich auch mit dem Mönchsthum zusammenhingen, aber ihren geistigen Blick weit über die Klosterzelle hinausrichteten und mit dem Principiellen auch das Universelle des Glaubens ins Auge faßten. Unter diesen Männern hebt sich zunächst hervor Anselm, den man, nicht von seinem Geburtsorte, sondern von dem Erzbisthum, das er später bekleidete, Anselm von Canterbury nennt. Anselm war seiner Herkunft nach ein Piemontese. Er ist geboren zu Aosta, am Fuße der Graiischen Alpen, im Jahr 1034. Er stammte aus einer begüterten Familie und hatte schon als Knabe wunderbare Träume und Gesichte. So entwickelte sich in ihm frühzeitig die Neigung zu einem beschaulichen Leben, die er am besten in einem Kloster befriedigen zu können meinte. Allein die weltliche Umgebung, in die er sich gestellt sah, zog auch ihn erst zu ritterlichen Uebungen und weltlichen Lustbarkeiten hin. Durch ernste Erfahrungen gedemüthigt, kehrte er in sich selbst zurück. Er entfloh aus dem väterlichen Hause, wo er nicht verstanden, ja hart behandelt wurde. Ueber den Mont Cenis gelangte er nach Frankreich. Nachdem er sich längere Zeit ohne bestimmtes Ziel umhergetrieben, fand er sich durch den Ruf des berühmten Lanfranc im Kloster Bec in der Normandie mächtig angezogen. Das Kloster war von Helluin gestiftet worden, der ihm auch als Abt vorstand. Der gelehrte Lanfranc aber war Prior des Klosters und bei diesem stand Anselm bald in hohen Gunsten. Ja, als Lanfranc später an das Erzbisthum Canterbury berufen ward, wurde Anselm sein Nachfolger in der Vorsteherschaft des Klosters, wie er es dann weiterhin im Erzbisthum wurde.

Als Erzbischof von Canterbury schloß sich Anselm an

die streng hierarchische Partei an, die schon im zehnten Jahrhundert durch Dunstan war vertreten worden. Zur Zeit Königs Wilhelm III (des Rothen) wurde er in den Investiturstreit verwickelt. Zweimal mußte er deßhalb das Land meiden; zuletzt aber starb er doch in England als Primas der Landeskirche, den 21. April 1109.

Den Hang zur Contemplation hatte Anselm auch mitten in den Geschäften des Kirchenregiments nicht verloren. Oft war er ganz in frommem Nachdenken versunken, so daß er alles Aeußere darüber vergaß. Das Denken über die göttlichen Dinge erschien ihm nicht als etwas Willkürliches, das der Mensch thun und lassen könne nach Belieben, nicht als müßige Beschäftigung eines wißbegierigen Geistes oder gar als Erholung oder Zerstreuung für müßige Stunden. Ihm war dieses Denken heilige Arbeit, göttlicher Beruf. Nur unter Gebet und Fasten, nur mit innerm Zagen, das durch ein höheres Vertrauen wieder gemildert ward, unternahm Anselm die Erforschung der göttlichen Dinge und ihrer Geheimnisse. Dabei fehlte es ihm nicht an mannigfachen Anfechtungen, an Kämpfen mit dem Fürsten der Finsterniß, der ihm das Reich wollte streitig machen. Aber der Gedanke, daß es sich um einen unendlichen Preis, um eine unvergängliche Krone handle, ließ ihn kein Opfer scheuen. *Eigenes* wollte der nur nach dem höchsten Gute Strebende nicht besitzen; schon der Name des Eigenthums war ihm verhaßt. Die Wahrheit und nur die Wahrheit, die von Gott stammt und von seinem Wesen zeugt, nur sie war es, die ihn befriedigen konnte und ihr widmete er sein ganzes Nachdenken.

Die große Frage, wie gelangen wir zur Erkenntniß der göttlichen Dinge, oder wie gelangen diese zu uns, beschäftigte ihn unabläßig. Und da wurde ihm denn klar, daß nicht menschliches Forschen von sich aus zu dem erwünschten Besitze führt, sondern daß es gilt, erst von der Wahrheit Besitz zu ergreifen, dann aber auf dem Wege des Gedankens seines Besitzes froh und gewiß zu werden. Erst muß man die Wahrheit *haben*, ehe man *über* sie denken, sie in Begriffe fassen und in ein System bringen kann. Der *Glaube* ist es, der sich der Wahrheit bemächtigt, und *dann* erst folgt das Wissen. „Ich *glaube*, sagt Anselm, damit ich erkenne. Nicht suche ich zu erkennen, damit ich glaube, sondern

ich glaube, damit ich erkenne; denn wer nicht glaubt, der erfährt nichts, und wer nichts erfährt, der gelangt auch zu keinem Wiſſen, zu keiner Erkenntniß. Um auf dem Wege des Glaubens zur Erkenntniß der göttlichen Dinge zu gelangen, iſt aber nöthig Reinheit der Geſinnung. „Niemand gießt einen koſtbaren Saft in ein unreines Gefäß; eher würde der koſtbare Balſam den unreinen Geruch des Gefäßes an ſich nehmen, als daß er ſeine edle Eigenſchaft dem Gefäß mittheilte.“ — Wir ſehen alſo, Anſelm ſetzt bei der Erkenntniß der geiſtlichen Dinge ein ähnliches Verfahren voraus, wie wir es alle vorausſetzen bei der Erkenntniß der irdiſchen Dinge. Erſt müſſen wir die Dinge praktiſch kennen lernen, ehe wir über ſie philoſophiren; ſonſt reden wir wie der Blinde von der Farbe. Wie nun aber der äußere Sinn des Leibes der ſinnlichen und leiblichen Dinge ſich bemächtigt, ehe die Vernunft ſie denkend erforſcht und der Verſtand ſie in Begriffe zerlegt, ſo bemächtigt ſich der innere Wahrheitsſinn der geiſtlichen Dinge, ehe und bevor er ſie dem wiſſenſchaftlichen, dem philoſophiſchen Denken unterwirft. Anſelm verſteht unter dem Glauben nicht ein bloßes Meinen und Muthmaßen, dem die Sicherheit der Ueberzeugung abgeht, ſondern im Gegentheil iſt ihm der Glaube das Organ, mit dem wir die von Gott geoffenbarte Wahrheit mit aller Macht ergreifen und ſie lebendig uns aneignen, ehe wir ſie zum Gegenſtand der Forſchung machen. Die letztere ſchließt aber Anſelm nicht aus. Der Glaube ſoll nicht ein blinder, ein von vorneherein auf die vernünftige Prüfung verzichtender Autoritätsglaube ſein. Im Gegentheil hat Anſelm das gute Vertrauen, daß die Glaubenswahrheiten ſich auch rechtfertigen laſſen vor dem denkenden Geiſte. Und eine ſolche Rechtfertigung hat er ſelbſt mit allem Aufwande menſchlichen Scharfſinns zu leiſten verſucht. So hat er einen Beweis für das Daſein Gottes aufgeſtellt, der nach ihm der Anſelmiſche Beweis [1]) genannt wird, indem er zu zeigen ſuchte, wie der menſchliche Geiſt, durch die Nöthigung, ſich ein abſolut Vollkommenes zu denken, auf die Anerkennung eines höchſten Weſens, eines Gottes, hingetrieben wird, und wie daher nur ein Unſinniger, ein von aller Ver-

[1]) Man hat ihn auch den ontologiſchen Beweis genannt.

nunft verlaſſener Thor das ſinnloſe Wort ausſprechen könne: „es iſt kein Gott.“ [1]) — So ſuchte er auch in ſeiner berühmten Schrift: **cur Deus homo** (warum iſt Gott Menſch geworden?) aus dem innerſten Weſen Gottes ſelbſt heraus, einerſeits aus deſſen Heiligkeit, aus deſſen Ehre, die nicht verletzt werden darf, und andrerſeits aus deſſen Barmherzigkeit, die nicht will den Tod des Sünders, ſondern daß er lebe und ſich bekehre, die Nothwendigkeit einer Erlöſung zu demonſtriren, einer Verſöhnung des Menſchen mit Gott, die einzig nur durch den Gottmenſchen habe geleiſtet werden können, — es iſt die ſogenannte Anſelmiſche Satisfactionstheorie. Man kann dieſen Beweiſen vom Standpunkte der Wiſſenſchaft aus wohl das Eine und Andere entgegenſetzen, ja, man muß zugeben, daß auch Spitzfindigkeiten, die unſrem Geſchmack weniger zuſagen, in die Gedankenentwicklung des ſcharfſinnigen Mannes ſich gemiſcht haben, [2]) — jede Zeit hat ja ihre Vorurtheile, ihren Ideenkreis, ihre Sprach- und Vorſtellungsweiſe, aus der der Einzelne ſich ſelten losmachen kann, — immerhin wird man dem Scharfſinn des Mannes, auch wo er ſich in die Sophiſtik verirrt, eine gewiſſe Bewunderung nicht verſagen können. Weit mehr aber wird man von der innern Wahrheit, die ſeiner Beweisführung auch bei einzelnen Mißgriffen zu Grunde liegt, ſich angezogen fühlen, ſobald man einigen Sinn und Geſchmack an den Objekten ſelbſt gewonnen hat, denen er ſeine Denkarbeit zuwendete. Man bewundert in unſerer Zeit die Entdecker von Naturgeſetzen, die Erfinder neuer Maſchinen, und wir wollen dieſer Bewunderung nichts entziehen; aber die Zeit und Kraft, welche jene Männer eingeſetzt haben, den ewigen Wahrheiten auf den

---

[1]) Sein Beweis fand freilich Widerſpruch. Ein Mönch, Gaunilo, im Kloſter Marmoutier, erinnerte daran, daß aus der Möglichkeit eine Sache zu denken, noch nicht ihr wirkliches Daſein folge; man kann ſich eine Zauberinſel im Meere denken, die darum doch nicht exiſtirt. Anſelm aber ging nicht von der möglichen Denkbarkeit einer Sache aus, ſondern von der Undenkbarkeit des Gegentheils. Sein Gegner verwechſelte die willkürlichen Vorſtellungen der Phantaſie mit den Vernunftideen, die ſich mit Nothwendigkeit dem denkenden Geiſt aufdringen.

[2]) Dahin gehört die ſeltſame Beweisführung, warum gerade der Sohn, die zweite Perſon der Trinität, und nicht der Vater oder der Geiſt habe Menſch werden müſſen, damit nicht zwei Söhne oder gar zwei Enkel in der Trinität entſtänden.

Grund zu kommen, wobei ſie nicht nur mit phyſiſchen Schwierigkeiten, wobei ſie (wenn ich den kühnen Ausdruck der Schrift hier anwenden darf) mit Gott ſelbſt gerungen haben und oft im heißeſten Gebetskampfe, dieſe Zeit und Kraft iſt auch für etwas zu ſchätzen, und wer ſie für verſchwendet und verloren hält, der fällt damit nur ſein eignes Urtheil.

Nachdem einmal Anſelm den Ton angegeben, folgten Mehrere nach, und wie überall der Kampf ſich entſpinnt, wo menſchliche Kräfte ſich an einander meſſen, ſo geſchah es auch hier. Dem zuverſichtlichen Denken Anſelms gegenüber, das von der Wahrheit und Realität der Ideen ausging (daher Realismus) ſetzte ſich eine mehr zweifelnde, das Einzelne kritiſch unterſuchende Richtung entgegen, der die allgemeinen Begriffe nur als Namen galten (der Nominalismus), und als der erſte Vertreter dieſer Richtung erſcheint zu Ende des eilften Jahrhunderts Roscelin aus der Bretagne, Canonicus zu Compiegne. Roscelin wagte ſich an die Summe aller chriſtlichen Theologie, an die noch von keinem Menſchengeiſte genügend erfaßte Lehre von der Dreieinigkeit. Indem er die drei Perſonen, Vater, Sohn und Geiſt, mehr in ihrer Beſonderung als in ihrer Einheit faßte, wurde er von ſeiner Zeit dahin verſtanden, als lehre er drei Götter. Auf Antrieb Anſelms wurde er auf einer Synode von Soiſſons unter dem Vorſitz des Erzbiſchofs von Rheims zum Widerruf genöthigt. Er begab ſich darauf nach England, kehrte aber wieder nach Frankreich zurück, wo ſich abermals eine ſtarke Oppoſition gegen ihn erhob. So ſtark und leidenſchaftlich war dieſe Oppoſition, daß ihm der uns ſchon bekannte Biſchof Ivo von Chartres, der ihn wohl gerne geſchützt hätte, erklärte, er könne ihn nicht ſchützen, weil das Volk ihn (den Biſchof) ſteinigen würde, wenn er einen Ketzer beſchützte.

Viel wichtiger aber als Roscelin erſcheint ein anderer Mann, der nur theilweiſe noch als Zeitgenoſſe Anſelms betrachtet werden kann, der aber in vielfacher Beziehung einen Gegenſatz zu ihm bildet. Es iſt dieß Peter Abailard, aus dem Dorfe Palais bei Nantes, geb. 1079.

Wie Anſelm, ſo ſtammte auch Abailard aus adelichem Geſchlechte. Er zeigte ſchon frühe ungewöhnliche Geiſtesanlagen

und wurde, da ſein Vater ihm eine ſorgfältige Erziehung geben ließ, mehr als Andere ſchon frühzeitig mit den klaſſiſchen Schriften des Alterthums bekannt. Diſputiren war ſeine Luſt; er trieb dieſe Kunſt wie die Ritter das Turnierſpiel, und forderte keck die Gegner zum Kampfe heraus. Die myſtiſche Tiefe, in die Anſelm ſich verſenkte, ſchien ihn weniger anzuziehn, als die blendende Dialektik, in welcher als Meiſter ſich hervorzuthun ſein Ehrgeiz ihn antrieb. Nachdem er mehrere Schulen Frankreichs beſucht (Roscelin war vorübergehend ſein Lehrer), trat er in Paris auf und brach eine Lanze mit dem damals berühmten Wilhelm von Champeaux. Er ſtiftete dann eine eigene Schule, erſt zu Melun, dann zu Corbeil und ſpäter ließ er ſich abermals in Paris nieder. Hier richtete er ſeinen Gegner vollends zu Grunde. Damit ſchien für einmal das Ziel ſeines Ehrgeizes erreicht. Von Paris begab er ſich nach Laon. Auch dort lehrte ein Anſelm, der nicht mit Anſelm von Canterbury zu verwechſeln iſt. Er bekämpfte auch dieſen, und als ihm das Lehren in Laon verboten wurde, kehrte er noch einmal nach Paris zurück, wo er auf dem Berge der h. Genoveva (in der Nähe des Kloſters dieſer Schutzheiligen von Paris) eine Schule errichtete. Der Zulauf war groß, und Abailard, in Selbſtgenügſamkeit verſunken, übergab ſich nun (nach ſeinem eigenen Geſtändniß) einem üppigen Weltleben. Je größer ſein Wiſſen wurde, deſto weniger genau nahm er es mit dem, was das Gewiſſen bietet; er ſchien dem Grundſatz zu huldigen, daß dem Genie manches erlaubt ſei, was dem ordinären Menſchen Sünde iſt. Um eben dieſe Zeit machte ihm ein Canonicus in Paris, Fulbert, den Antrag, ſeiner Nichte Heloiſe Unterricht zu ertheilen; er ſchenkte ihm in dieſer Hinſicht das vollſte Zutrauen und nahm ihn in ſein Haus auf. Aber eben dieſes Zutrauen mißbrauchte Abailard in ſträflicher Weiſe. Sagt er doch ſelbſt, wie der gute Fulbert ſein „Lamm“ einem „Wolf“ zu hüten gegeben. Es iſt bekannt, wie ſich ein Liebesverhältniß zwiſchen ihm und ſeiner Schülerin entſpann, das für beide zu den traurigſten Folgen führte. Fulbert ward wüthend, als er das Verhältniß entdeckte; er nahm grauſame Rache an Abailard. Abailard ſelbſt aber auferlegte ſich nun die ſtrengſte Buße. Er ging nach dem Kloſter St. Denis bei Paris, Heloiſe zog ſich als Nonne nach Argenteuil zurück.

Beide blieben ſich in treuer Liebe verbunden und wechſelten mit einander Briefe, die uns zum Theil noch erhalten ſind und die uns einen Blick in den Seelenzuſtand beider thun laſſen. In St. Denis zog ſich Abailard theils durch ſeine Strenge, theils aber auch durch die Schärfe ſeiner Kritik den Haß der Mönche zu. Beſonders ward es ihm übel verdacht, daß er es gewagt hatte, ſeine Zweifel darüber auszuſprechen, daß der h. Dionyſius vom Areopag wirklich der Schutzheilige von Paris ſei. Er verließ die Abtei dieſes Heiligen und zog ſich auf die Güter des Grafen Theobald von Champagne zurück. Auch da hatte er, als er wieder zu lehren anfing, einen großen Zulauf. Aber zugleich erhob ſich jetzt gegen ihn der Vorwurf der Irrlehre. Die Art, wie er die Dreieinigkeit darſtellte, wonach die drei Perſonen der Gottheit auf die drei Eigenſchaften der Macht, der Weisheit und der Güte Gottes zurückgeführt wurden, erregte Anſtoß. Sie erinnerte an die früher von der Kirche verworfene Irrlehre des Sabellius. Eine Provinzialſynode zu Soiſſons (1121) zwang ihn, ſeine Schrift über die Dreinigkeit mit eigener Hand ins Feuer zu werfen. Als er dann ſich herbeiließ, das orthodoxe Athanaſianiſche Symbolum herzuſagen, wurde er zwar nicht förmlich in den Bann gethan, aber zu einer Buße im Kloſter des h. Medardus verurtheilt. Nach einiger Zeit ward ihm die Rückkehr nach St. Denis geſtattet, indem ein großer Theil des franzöſiſchen Klerus das Verfahren jener Provinzialſynode gegen ihn mißbilligte. Selbſt der König Ludwig VII von Frankreich wandte dem Verfolgten ſeine Gunſt zu. Er gab ihm die Erlaubniß, an einem beliebigen Ort in Frankreich ſich niederzulaſſen. Abailard wählte die Einöde in der Nähe der Stadt Nogent ſur Seine. Dort lebte er als Einſiedler. Aber auch in die Wüſte folgte ihm der Schwarm der Zuhörer. Unbekümmert um ein Obdach zogen ſie hinaus, bauten ſich Hütten aus Schilf und nährten ſich von Wurzeln und Kräutern, um den großen Meiſter zu hören und an den Strömen ſeiner Weisheit ſich zu laben. Nun erbaute Abailard in dieſer Einöde das Kloſter, das er dem Paraklet (d. i. dem Tröſter, den Jeſus ſeinen Jüngern verheißen, dem heiligen Geiſt) weihte. Heloiſe ſtand nachmals dieſem Kloſter als Aebtiſſin vor. Abailard ward Abt eines Kloſters in der Bretagne

(St. Gildas de Rhuis). Aber auch die Kloſtermauern ſchützten ihn nicht gegen weitere Verfolgung. Im Gegentheil, um eben dieſe Zeit erhoben ſich die gewaltigſten Gegner wider ihn, vorerſt der Stifter des Prämonſtratenſerordens, Norbert, dann aber der h. Bernhard von Clairvaux. Als Abailard es wagte, noch einmal ſeine Schule in dem Kloſter der Genoveva zu Paris zu eröffnen, da trat Bernhard förmlich als Kläger gegen ihn auf; er denuncirte ihn beim römiſchen Stuhl als Ketzer. Abailard, im Vertrauen auf ſeine gewandte Dialektik, die ihn noch nie im Stich gelaſſen, machte ſich anheiſchig, ſeine Lehre in einer öffentlichen Diſputation gegen Bernhard zu vertheidigen. Auf eine ſolche wollte ſich Bernhard nicht einlaſſen. „Die Lehre, ſagte er, ſtehe feſt und brauche nicht erſt künſtlich erdiſputirt und erwieſen zu werden.“ Er ſtellte ſich ganz auf den Boden des hiſtoriſchen Rechtes der Kirche und arbeitete nun nicht ohne Leidenſchaft an der Vernichtung ſeines Gegners. Es war um Pfingſten 1140, als eine Synode in Sens gehalten wurde, welche das Verdammungsurtheil über Abailard ſprach. Ob die Väter der Synode, wie ihnen Schuld gegeben wird, in der Trunkenheit und halb im Schlafe in das „**damnamus**“ eingeſtimmt, laſſen wir dahingeſtellt. Solche Anekdoten ſind nur mit Vorſicht zu benützen. Jedenfalls war die Aufregung für und wider Abailard groß, auch im Volke. Das Concil beklagte ſich in ſeinem Brief an den Papſt Innocenz II, daß durch ganz Frankreich, in Städten und Dörfern und Flecken, nicht nur die Gelehrten in den Schulen, ſondern auch die Ungelehrten und ſelbſt Kinder und Einfältige auf den Straßen über die Dreieinigkeit diſputirten. Es ſchienen ſich dieſelben Auftritte zu wiederholen, wie wir ſie im vierten und fünften Jahrhundert zu Conſtantinopel und anderwärts gefunden haben. Das Concil ſprach die Hoffnung aus, daß der Papſt das über Abailard geſprochene Verdammungsurtheil beſtätigen werde. Aber auch Abailard appellirte an den römiſchen Stuhl. Bernhard ſchnitt ihm jedoch die Vertheidigung ab durch einen beſondern Brief, den er an den Papſt richtete. Bernhard bezeichnet es geradezu als ein frevles Beginnen Abailards, die Geheimniſſe der Religion mit ſeiner Vernunft erforſchen zu wollen. „Was iſt mehr gegen die Vernunft, fragt er, als mit der Ver-

nunft über die Vernunft hinauswollen? Und was iſt mehr wider den Glauben, als das nicht glauben wollen, was wir mit der Vernunft nicht erreichen können?“ — Dieſen Vorwurf eines den Glauben vernichtenden Rationalismus ließ aber Abailard nicht an ſich kommen. „Nicht in der Weiſe, ſchreibt er an Heloiſe, will ich ein Philoſoph ſein, daß ich dem Paulus widerſpreche, nicht ſo dem Ariſtoteles anhangen, daß ich mich von Chriſto ausſchließe; denn es iſt kein Name unter dem Himmel, in welchem auch ich Heil und Seligkeit ſuche, als allein der Name Chriſti. Auf dieſem Fels baue ich.“

In dem Kampfe Abailards und Bernhards treten uns zwei Richtungen entgegen, die ſich je und je in der Kirche bekämpft haben. Bernhard war eine durch und durch poſitive Natur, er beugte ſich vor der Macht der Wahrheit, wie ſie ſich als eine göttliche Macht an den Gemüthern der Frommen bethätigt. Er verwarf alles Grübeln und Zweifeln und verlangte, daß die ſubjective Vernunft des Individuums ſich der Autorität der Kirche unterwerfe. Abailard dagegen war Subjectiviſt. Er wollte nichts annehmen, was er nicht geprüft und wovon er ſich nicht des gründlichſten überzeugt hätte. Wenn Anſelm von Canterbury erſt Glauben verlangte, weil man durch den Gauben zur Erkenntniß gelange, ſo ging Abailard bei ſeinem Philoſophiren vom Zweifel aus. Der Zweifel führt zur Unterſuchung, und auf dem Wege der Unterſuchung und Prüfung gelangen wir zum Glauben, d. i. zur Ueberzeugung. Abailard wollte nicht die Offenbarung leugnen, aber auch das Geoffenbarte wollte er mit Vernunft durchdringen. Er nannte den Glauben, der ohne Gründe glaubt, einen leichtfertigen Glauben (nach den Worten Sirachs 19, 4). Ja, wollen wir uns auf einen blinden Glauben verlaſſen, ſo würde das geſchehen, wovor Chriſtus warnt, daß ein Blinder den Andern in die Grube führe. Nicht nur ein ungläubiger Thomas, ſondern auch der Apoſtel des Glaubens, Paulus, ſei durch Zweifel zum Glauben gekommen; er habe ſich thatſächlich von der Wahrheit überzeugen laſſen und habe ſelbſt ſeinen Leſern die Prüfung empfohlen. Was vollends die Autorität der Kirchenlehrer betrifft, ſo hatte Abailard die Ueberzeugung gewonnen, daß die Autoritäten ſich nicht ſelten widerſprechen, was er auch

in ſeinem berühmten Buche dargeſtellt hat, das den Titel führt: Ja und Nein (sic et non). Aber auch in dem, was die Bibel enthält, lehrte Abailard, ſei zu unterſcheiden zwiſchen dem, was Sache des Glaubens ſei und dem, was den Glauben, d. h. das religiöſe Leben nicht berühre. Rein hiſtoriſche Fragen, wie etwa die, in welchen Städten Jeſus geprediget habe, ſeien gleichgültig und können ohne Nachtheil für den Glauben ſo oder ſo entſchieden werden. Daß in Abailards Lehre der noch unentwickelte Keim einer freiern Auffaſſung des bibliſchen Inſpirationsbegriffes lag, hat Neanders hiſtoriſcher Scharfblick richtig erkannt.

Kehren wir zu den äußern Schickſalen des Mannes zurück, ſo läßt ſich wohl erwarten, daß Bernhard vor dem päpſtlichen Stuhle den Sieg über Abailard davon trug, die Autorität entſchied über die ſubjective Kritik. Der Papſt verdammte nicht nur die Lehren Abailards, ſondern er bevollmächtigte zugleich Bernhard, wenn er ſeiner Perſon habhaft würde, ihn feſtzunehmen und in ein Kloſter einzuſperren. Aber wider alles Erwarten ſollte Bernhard milder geſtimmt und endlich ſogar mit Abailard ausgeſöhnt werden. Abailard nämlich hatte den Entſchluß gefaßt, ſelbſt nach Rom zu gehen und vor dem heiligen Vater ſich über ſeinen Glauben zu rechtfertigen. Er kam auf der Durchreiſe in das Kloſter Clugny. Dort wurde er von dem Abte Peter dem Ehrwürdigen freundlich aufgenommen. Und durch dieſen Mann wurde die Verſöhnung mit Bernhard bewerkſtelligt. Abailard kam zu der Einſicht, daß er durch die Kühnheit einiger ſeiner Behauptungen zu Mißverſtändniſſen Anlaß gegeben habe. Er ließ ſich zu Retractationen und Modificationen herbei, ohne jedoch einen eigentlichen Widerruf zu leiſten. Bernhard ſcheint ſich damit befriedigt zu haben. Abailard verweilte dann noch längere Zeit in Clugny. Später zog er ſich dann in das Kloſter St. Marcel unweit Chalons zurück, wo er den 21. April 1142 in einem Alter von 63 Jahren ſtarb. Ueber ſein erbauliches Ende berichtet Peter von Clugny an Heloiſe. Peter war ſelbſt bemüht, die Leiche nach dem Paraklet zu ſchaffen, denn dort hatte der Verſtorbene gewünſcht, beerdigt zu ſein, und Heloiſe hatte den Abt um dieſe Gunſt gebeten. Peter ſprach eindringliche Worte an der Gruft des Mannes, Heloiſe aber heftete den von des ehrwürdigen Peters

Hand geschriebenen Absolutionsbrief auf den Sarg des Geliebten. In der Grabschrift, die ihm Peter setzen ließ, heißt es, Abailard habe in der Philosophie den Socrates, den Plato und Aristoteles übertroffen und sei als ein wahrhaft christlicher Philosoph gestorben. Heloise überlebte ihren Geliebten 21 Jahre. Sie starb den 16. Mai 1164. Die Gebeine Abailards und Heloises wurden in derselben Gruft in einem Sarg vereinigt. Als in den Stürmen der französischen Revolution das Kloster des Paraklet zerstört wurde, da sollen die Ueberreste gesammelt worden sein. Wenigstens ließ man es nicht an dem guten Willen fehlen, das Andenken beider zu ehren. Seit 1817 wird auf dem Père la Chaise zu Paris ihr Grab gezeigt, das selten ein Fremder unbesucht läßt und das noch immer mit Kränzen unglücklicher Liebender geziert wird.

Es hat vielleicht kein Mann des Mittelalters mehr Sympathien in der neuern Zeit erweckt, als Abailard. Mit Recht sieht Cousin in ihm einen Vorläufer des modernen Liberalismus nach seinen Licht- und Schattenseiten. Und in der That, in dem subjectiven Wesen Abailards liegt bereits ein moderner Zug. Dieses Moderne ist aber zugleich umgeben und verhüllt von den romantischen Formen des Mittelalters, und diese Mischung von Romantischem und Modernem ist es, was die Phantasie besticht. Ein bedeutender Mann war Abailard in jedem Falle und seine Erscheinung gerade in jener Zeit war keine zufällige. Sie gehört mit zum Ganzen. Aber diejenigen überschätzen ihn, die ihn unbedingt als den ersten und größten Denker des Mittelalters bezeichnen. An Tiefe kommt er einem Anselm vor ihm, einem Thomas von Aquin nach ihm nicht gleich. Doch ich will nicht mein Urtheil voranstellen. Ich lasse für mich einen Philosophen unserer Zeit reden, dessen Stimme von Gewicht ist. Ritter in seiner Geschichte der Philosophie läßt sich über Abailard also vernehmen: „Abailard gehörte zu den Männern, welche durch blendendes Talent ihre Zeitgenossen ergriffen, aber indem sie es zur Befriedigung ihrer Leidenschaften mißbrauchten, verhindert wurden, ihm eine tiefere Bildung und Bedeutung zu geben... Sein Ruhm beruht mehr auf seinen Schicksalen als auf seinen Werken. Zum Reformator fehlte ihm nicht der Ehrgeiz, wohl aber der beharr-

liche, von einem großen Gedanken getragene Muth. Sein Talent beſtand mehr in einer leicht faßlichen Beredſamkeit. In der Leichtigkeit, in der natürlichen Bewegung der Rede iſt er ſeinen Zeitgenoſſen überlegen; auch fehlte es ihm nicht an Reichthum der Gedanken, ohne welche kein großer Redner iſt; beſonders iſt es zu loben, daß er die todte Formel haßt und auf klares Verſtändniß bringt, freilich nur bis auf einen gewiſſen Grad der Tiefe." Soll ich noch ein Wort hinzufügen, ſo möchte ich das Hauptverdienſt Abailards allerdings darein ſetzen, daß er von der Aeußerlichkeit eines blos hiſtoriſchen Glaubens auf das innere Weſen deſſelben zurückging, und ſo auch im Sittlichen von dem äußern Thun der Werke auf die Geſinnung. Auf dieſe kommt ihm alles an. Nicht darnach iſt Einer zu beurtheilen, was er thut, ſondern in welcher Geſinnung, in welcher Abſicht er es thut. Von dieſem Geſichtspunkt aus wußte Abailard die Tugenden der alten Griechen und Römer zu würdigen, die er den Mönchen ſeiner Zeit als Muſter edler Sittlichkeit empfahl. Selbſt in dem Leben des Herrn hat er das Vorbildliche in ſeiner Geſinnung allermeiſt hervorgehoben und betont. Darum hat er auch das Erlöſungswerk Chriſti (im Unterſchied von Anſelm) dahin aufgefaßt, daß der Opfertod ihm in der engſten Verbindung ſteht mit der liebenden, ſich an die Menſchheit hingebenden, opferfreudigen Geſinnung des Herrn. Chriſtus hat in ſeinem Kreuzestode ſeine Liebe bewährt, und indem dieſe Liebe uns zur Gegenliebe bewegt, wirkt ſie auch erlöſend und heiligend auf uns. So kehrt Abailard auch hier die ſubjective, die menſchliche Seite heraus, während Anſelm ſich an das Objective, an die vollzogene That hält. Nach Anſelm verſöhnt Chriſtus Gott mit den Menſchen, nach Abailard die Menſchen mit Gott, indem er für Gott ſie gewinnt. Jedenfalls verſtehen diejenigen Abailard nicht, die ihn zu einem vulgären Rationaliſten machen. Das Wunderbare und Uebernatürliche leugnete er nicht; aber allerdings ſuchte er den Zuſammenhang zwiſchen Offenbarung und Natur ſich denkend zu vermitteln; es war ſeinem Geiſte Bedürfniß, ſich Rechenſchaft zu geben über den Glauben, und in dieſem Bedürfniß kam er mit Anſelm und andern großen Denkern der Zeit überein, wenn er auch in der Art, dieſes Bedürfniß zu befriedigen, einen andern Weg einſchlug.

Auch für die Ausartungen, die Andere unter *seinem* Namen und mit Berufung auf seine Lehre sich zu Schulden kommen ließen, darf man ihn nicht verantwortlich machen. Ich sage das mit Beziehung auf die Erscheinungen, zu denen wir jetzt übergehen und von denen einige im engsten Zusammenhang mit Abailard und seiner Lehre stehen.

Wir haben schon in unsrer neunten Vorlesung gesehen, wie sich eine kirchliche Opposition in verschiedenen Secten hervorgethan hatte, die nicht nur, wie billig, dem Verderben der Kirche sich entgegensetzten, sondern die in ihrer Bestreitung alles Aeußerlichen soweit gingen, daß sie am Ende auch die heilsamen Institutionen der Kirche, ja alles Positive, alles historisch Gegebene und Gewordene über den Haufen zu stürzen suchten. Diese Richtung hatte denn auch zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ihre zahlreichen Vertreter, sowohl im Morgen- als im Abendlande. Im Morgenlande thaten sich die *Bogomilen*[1]) hervor, die unter der Maske des Mönchsthums alte, dem Gnosticismus verwandte Irrthümer erneuerten (ähnlich wie die Paulicianer). Im Abendlande dagegen, besonders im südlichen Frankreich, traten die Katharer auf. Von einzelnen Persönlichkeiten aber, die durch ihre Lehre sich Anhang unter dem Volke gewannen, nenne ich einen *Peter von Bruys* und seinen Schüler *Heinrich*; ferner einen *Tankhelm* in Brabant und einen *Eudo von Stella*. Bedeutender aber als diese, und vor ihnen an Geist und Charakter ausgezeichnet erscheint uns *Arnold von Brescia*, in dem sogar Viele einen ächten Vorläufer der Reformation erkannt haben. Wir reden zuerst von Peter von Bruys.

Er war Priester im südlichen Frankreich. Er wird ein Schüler Abailards genannt, muß aber seinen Lehrer gröblich mißverstanden haben nach allem was von ihm verlautet. Das ist ja das Unglück, das mehr oder weniger allen geistreichen Theoretikern be-

---

[1]) Sie hatten ihren Namen von dem slavischen *Bog* (Herr) und *Milui* (erbarme dich). Ihre Gebete scheinen in diesen Worten (dem Kyrie eleison) bestanden zu haben. — Ueber ihre Lehre und Schicksale vgl. *Neander* Kirchengesch. II. S. 628 ff. Haben sie auch, wie Neander annimmt, nichts mit den ältern Gnostikern gemein, so berühren sich doch die Grundideen vielfach. So der Satanael mit dem Jaldabaoth u. s. w.

gegnet, daß ihre Theorien von Andern praktiſch ausgebeutet werden in einem Sinne, wie ſie es nicht gewollt, und daß das, was ſie als Ideal aufſtellten, von den ungeſchickten Händen der Nachbeter in eine Karikatur verzerrt wurde. Hatte Abailard vom Aeußern auf das Innere hingewieſen, ſo eiferte jetzt Peter von Bruys mit allem Unverſtande gegen die Kindertaufe als gegen etwas Widerſinniges. Ebenſo widerſetzte er ſich allem äußern Gottesdienſte. Man ſoll keine Kirchen bauen, lehrte er, ſondern vielmehr die ſchon gebauten wieder niederreißen; man könne Gott ebenſowohl auf offenem Markt oder im Stalle verehren als in einem Tempelgebäude. Durch den Kirchengeſang werde der Ewige mehr verſpottet als geprieſen. Reißt die Kreuze aus der Erde und verbrennt ſie! ſo lautete ſein Machtgebot; es ſei eine Schmach für die Chriſten, das Marterholz zu verehren, an dem ihr Herr und Meiſter ſchimpflich ſei getödtet worden. — In der That ſollen einige Schüler Peters an einem Charfreitag die Kreuze zerſtört, das Holz verbrannt und Fleiſch darauf gekocht haben, das ſie dann, dem Faſtengebot der Kirche zum Trotze, verzehrten. Auch gegen die Brotverwandlung im Abendmahl ſprach Peter in ſcharfen und verletzenden Worten ſich aus: „Glaubet ja nicht euern Prieſtern, die euch vorlügen, daß ſie den Leib Chriſti bereiten und ihn euch zu euerm Seelenheil übergeben; das iſt ein Lüge. Der Leib Chriſti iſt nur einmal den Jüngern gegeben worden (bei der Einſetzung [1]) ſeither aber iſt er weder von Jemanden gemacht, noch gegeben worden. — In dieſer Weiſe predigte Peter von Bruys in einer Reihe von Jahren im Languedoc und in der Provence, bis es endlich der Geiſtlichkeit gelang, die Volksmaſſen von ihm abzuziehen und wider ihn anfzuregen. Er wurde ergriffen und vor ein geiſtliches Gericht geſtellt. Zu St. Gilles oder anderwärts ward er ums Jahr 1126 verbrannt. Die ihm treu gebliebenen Anhänger (Petrobruſianer) trieben indeſſen noch länger ihr Weſen fort und gingen wohl auch noch über den Meiſter hinaus.

In Peters Fußſtapfen trat namentlich ein Kluniacenſermöch, Heinrich, gewöhnlich Heinrich von Lauſanne genannt. Von daher kam er nach Mans und wurde daſelbſt wie ein Heiliger

[1]) Wie ſich das Peter von Bruys gedacht, iſt ſchwer zu ſagen.

aufgenommen. Er imponirte ſogar dem gelehrten und frommen Biſchof Hildebert, der ihn als Bußprediger in ſeiner Diöceſe benützte. Und in der That war Heinrich ein gewaltiger Prediger. Auch wer ein ſteinernes Herz hatte, wird bezeugt, mußte von ſeinen Reden erweicht werden. Man hielt ihn für einen Propheten und ſchrieb ihm die Gabe der Weiſſagung zu. So lange Heinrich nur die Sünden des niedern Volkes ſtrafte, war er dem Klerus recht. Aber als ſeine Reden ſich auch gegen die Prieſterſchaft kehrten, denen er das Recht den Zehnten zu beziehen abſprach, als er auch gegen die Reichen und die Begüterten ſich kehrte und in communiſtiſcher Weiſe ſogar den Beſitz für Sünde erklärte, da ging auch der Sturm der geiſtlichen und zeitlichen Bevorrechteten wider ihn los. Erſt erfolgte ein an ihn gerichtetes Verbot der Geiſtlichen, das ihm das Predigen unterſagte. Aber Heinrich kehrte ſich nicht daran. Das Volk hing ihm an, mehr als ſeinen Geiſtlichen, mehr als dem Biſchof. „An ihm, hieß es, haben wir einen Vater, einen Prieſter, einen Fürſprecher.“ Der Biſchof Hildebert war um jene Zeit abweſend, er war in Rom. Von da zurückgekehrt, ſuchte er Heinrich zu beſchwichtigen und ihn auf den kirchlichen Weg zurückzuführen. Es gelang ihm nicht. Er bewog ihn endlich den Sprengel von Mans zu verlaſſen. Nun begab ſich Heinrich in den Sprengel von Arles. Der dortige Biſchof ließ ihn zur Haft bringen. Auf einem Concil von Piſa (1134) ward er unter Innocenz II zum Gefängniß verurtheilt, aber wieder freigelaſſen. Endlich kam er 1147 nach Toulouſe. Auch da fand er beim Volke großen Anhang, je tapferer er gegen die Sünden der Geiſtlichen loszog. Nun aber trat der h. Bernhard gegen ihn auf; er verfolgte ihn als einen Ruheſtörer und Aufwiegler. Er wurde aus Toulouſe vertrieben. Der Cardinallegat Albericus von Oſtia ließ ihn auffangen. Auf einer Kirchenverſammlung zu Rheims ward ihm der Prozeß gemacht; er wurde ins Gefängniß geworfen und ſtarb darin ums Jahr 1148. Von Einigen iſt jedoch dieß Letztere bezweifelt und ein früheres Abſcheiden Heinrichs aus dieſem Leben angenommen worden. So viel uns über dieſen Mann berichtet iſt, ſo ſehen wir, es waren weniger häretiſche Behauptungen, wie ſie bei Peter von Bruys hervortraten, die ihm zur Laſt fielen, als vielmehr ein ungeſtümer

Eifer, der wohl auch seine sittliche Berechtigung hatte, aber über das Maaß hinausging.

Anders verhält es sich nun wieder mit Tankhelm (Dankhelm, Tanquelin) von Antwerpen, der seit dem Jahr 1110 in Brabant als Prediger auftrat. Bei ihm treffen wir einen Fanatismus der Negation, der noch über den des Peter von Bruys hinausgeht. Er bezeichnete die christlichen Tempel als Häuser der Unzucht und verwarf alle kirchlichen Institutionen. In seinem geistlichen Hochmuth ging er so weit, sich selbst für den Sohn Gottes auszugeben. Was Wunder, wenn die Geistlichkeit den tollen Schwärmer als Lästerer und Antichrist verfolgte? Er aber setzte sich zur Wehr. Er umgab sich mit einer bewaffneten Leibgarde, und in einem Kampfe, den er von einem Schiff aus führte, auf das er sich gerettet hatte, ward ihm von einem Priester der Schedel gespalten. Nicht besser als er machte es Eon (Eudo) aus der Bretagne. Er überredete sich in einer Anwandlung von Verrücktheit, daß er es sei, durch welchen Gott einst die Welt richten werde.[1]) Er verwarf die Wassertaufe; er eiferte gegen das Priesterthum und gegen die gesetzliche Ehe; er läugnete auch die Auferstehung des Leibes und gab seine Einbildungen für Inspirationen des göttlichen Geistes aus. Der Erzbischof Hugo von Rouen richtete eine Schrift gegen seine Irrlehren. Zugleich wurde aber auch thätlich gegen ihn eingeschritten. Man bot Truppen gegen ihn und seinen Anhang auf. In der Diöcese Alet wurden einige seiner Schüler verbrannt. Er selbst wurde im Jahr 1148 vor dieselbe Synode von Rheims gestellt, die auch Heinrichs Lehre verdammte. Er wurde ins Gefängniß gethan, während einige seiner Anhänger auf dem Scheiterhaufen starben. —

So war also Gährungsstoff genug vorhanden in der Kirche, als Arnold von Brescia mit seinen reformatorischen Planen in Kirche und Staat hervortrat.

Wie ich schon andeutete, dürfen wir diesen Mann nicht auf eine Linie stellen mit den eben genannten Fanatikern. In ihm

---

[1]) Er soll die Worte der Exorcistenformel: per eum qui venturus est judicare vivos et mortuos so verstanden haben, daß er das Wort eum (nach französischer Aussprache) auf seinen Namen Eon deutete.

lebte unſtreitig eine höhere reformatoriſche Geſinnung, wenn dieſe auch von demagogiſchen Beiſätzen getrübt war. Von ſeiner Jugendgeſchichte wiſſen wir nur ſo viel, daß er in der Kirche ſeiner Vaterſtadt das untere Amt eines Lectors (Vorleſers der heiligen Schrift) bekleidete. Er wird ſchon von gleichzeitigen Schriftſtellern ein Schüler Abailards genannt; doch iſt ungewiß, wo und wann er zuerſt mit dieſem Lehrer zuſammengetroffen, ob er ſchon in Nogent unter ſeinen Zuhörern geweſen oder, wie Bernhard von Clairvaux annimmt, erſt in einer ſpätern Periode ſeines Lebens ihm nahe getreten. Im letztern Falle könnte er nur uneigentlich ein Schüler Abailards genannt werden. Wie dem aber auch ſei, es war weniger die wiſſenſchaftliche Seite in Abailards Weſen, als vielmehr das praktiſche Moment, das in jener Lehre lag, wovon Arnold berührt, ja möglicher Weiſe tiefer ergriffen wurde. Arnold war keine ſpeculirende, er war eine active Natur; es war weniger der Häretiker, den die Kirche in ihm verfolgte, als der ihr unbequeme Reformator, der ihr als gefährlicher Agitator und Demagoge erſchien; denn das Grundthema, auf das er in allen ſeinen Predigten zurückkam, war die Verweltlichung der Kirche, die innere Haltloſigkeit der Prieſterſchaft, die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform. Hierin hatte er die meiſte Verwandtſchaft mit Heinrich von Lauſanne. Durch ſeine hinreißende Beredſamkeit wußte er das Volk an ſich zu ziehen, und was dann ſeiner Rede Nachdruck gab, das war ſeine ſtrenge, ſittliche Haltung. Schon in ſeiner äußern Erſcheinung erinnerte er an die alten Propheten oder an den Täufer Johannes (er trug die Mönchskutte und auferlegte ſich alle Entbehrungen, ſo gut wie die ſtrengſten Ordensleute). Dabei war er ferne von jener Schwärmerei, die ſich göttlicher Eingebungen rühmte und von neuen Offenbarungen träumte; er hielt ſich vielmehr an den Wortlaut der Schrift, in der er wohl bewandert war und auf deren Ausſprüche er ſich fleißig berief. Nur verkannte er die geſchichtliche Entwickelung, wenn er in jeder Beziehung die alte, apoſtoliſche Einfachheit wollte wieder eingeführt wiſſen. Die Kirche ſoll keine Güter beſitzen, ſie ſoll ihre Regalien an den Staat zurückgeben und nur an den Zehnten ſich halten. Die Geiſtlichen aber ſollen ſich begnügen mit den freiwilligen Gaben der Gläu-

bigen, wie die Apoſtel es gethan. Arnold ſelbſt ging mit dem guten Beiſpiel apoſtoliſcher Einfachheit und Enthaltſamkeit voraus. Selbſt Bernhard von Clairvaux mußte ihm das Zeugniß untadeliger Sittenſtrenge geben. Aber, ſetzte er hinzu, wenn nur ſeine Lehre ſo rein wäre als ſein Leben! Und doch konnte man ihm keine eigentlichen Häreſien nachweiſen. Daß er die Kindertaufe verwerfe, beruhte mehr auf einem Gerücht, als auf Beweiſen. Aber für Bernhard war es genug, daß Arnold ein Anhänger Abailards war. Er habe, warf er ihm ſpäter vor, nachdem ihn der Apoſtel Petrus ausgeſtoßen, ſich dem Petrus Abailard in die Arme geworfen. Die Sache verhielt ſich ſo: Erſt verklagte der Biſchof Manfred von Brescia den Arnold bei der im Lateran verſammelten Synode im Jahe 1139. Innocenz II verwies ihn aus Italien und auferlegte ihm Stillſchweigen. Der Papſt nahm ihm den Eid ab, daß er bei ſeines (des Papſtes) Leben nicht mehr nach Italien zurückkehren wolle. Nun wandte ſich Arnold nach Frankreich. Und da trat ihm der heilige Bernhard entgegen; er nannte ihn den Herold und Waffenträger Abailards, dieſes Goliath.

So geſchah es denn, daß dieſelbe Synode zu Sens, welche über Abaillard das Anathem ſprach, auch den Arnold verdammte und ihn zu Kloſtergefangenſchaft verurtheilte. Allein Arnold entfloh noch zu rechter Zeit nach der Schweiz, in die Diöceſe Conſtanz. Auch dahin verfolgte ihn der leidenſchaftliche Eifer des h. Bernhard. Er warnte den dortigen Biſchof Herrmann vor dem „brüllenden Löwen“, vor dem „Feinde des Kreuzes Chriſti“. Arnold ſuchte und fand eine Zuflucht in Zürich. Dort lebte er unter dem angenommenen Namen Leman. Aber auch die Zürcher erhielten eine Warnung von Bernhard. „Glaubt mir, ſo ſchrieb er ihnen, wenn ihr nicht wachet, wie einen Biſſen Brot wird er euer Volk verzehren.“ Wie weit ſein Einfluß in Zürich ging, iſt ſchwer zu ſagen. Einen Anhang erhielt er immerhin; denn noch im dreizehnten Jahrhundert gab es Arnoldiſten in der zürcheriſchen Landſchaft. Aber ſo wichtig war ſein Einfluß nicht, daß man ihn mit neuern Geſchichtſchreibern [1]) den Vorläufer der Männer

[1]) Frank, Arnold von Brescia.

auf dem Rütli oder gar den Vorläufer Zwingli's nennen könnte. Ein derartiger Zusammenhang liegt weder an dem einen, noch an dem andern Orte vor. Einzig erhellt aus den mittelalterlichen Zeugnissen, daß die Arnoldistischen und verwandte Ideen auch in der Schweiz Anklang fanden. [1]) Merkwürdiger Weise fand Arnold eine fernere Zufluchtsstätte bei dem päpstlichen Legaten Guido a Castellis, einem Freunde Abailards. So klagt der Chronist Heinrich von Corvey über die Schweizer jener Zeit: „Sie sind abgewichen von dem Stamme der einfachen Menschen, welche die Alpen bewohnten. Diese liebten das Alte; aber nun ziehen ihre Kaufleute nach Schwaben, Baiern, Oberitalien; sie wissen die Bibel aus dem Kopfe, verwerfen die üblichen Gebräuche, weil sie dieselben für neue Erfindungen ausgeben; sie wollen keine Bilder verehren, fliehen den heiligen Dienst, sie essen Kraut und selten Fleisch, weßhalb wir sie Manichäer nennen."

Nach Innocenz II Tod kehrte Arnold wieder nach Italien zurück. Eben um diese Zeit war die Stadt Rom in der größten Aufregung. Wie vielen persönlichen Antheil Abailard an diesen Unruhen genommen, ist schwer zu ermitteln. So viel ist gewiß, daß seine Ideen vielfach mitwirkten. Die nächste Stunde wird uns mitten in diese römischen Kämpfe hineinführen.

---

[1]) Vgl. Joh. von Müller I. 14.

Fünfzehnte Vorlesung.

Unruhen in Italien. — Gegenpäpste. — Eugen III und Bernhard von Clairvaux. — Der zweite Kreuzzug. — Der Kampf der Päpste mit den Hohenstaufen. — Friedrich I und Hadrian IV. — Untergang Arnolds von Brescia. — Alexander III. — Thomas Becket. — Clemens III. — Der dritte Kreuzzug. — Friedrichs Tod. — Der Deutschorden.

Wir haben seiner Zeit die Geschichte des Papstthums bis zum Abschluß des Wormser-Concordats (1122) durchgeführt und haben vorläufig auf die Unruhen hingewiesen, die unter dem Kaiserthum Lothar II in Italien ausbrachen. Wir kommen jetzt auf diese Unruhen zurück, nachdem wir die Hauptpersonen des Drama's, die in diesen Kampf verflochten erscheinen, einen Bernhard von Clairvaux und einen Abaillard von Brescia näher kennen gelernt haben.

Auf Calixt II, unter welchem das Wormser-Concordat war abgeschlossen worden, folgte Honorius II, der nur kurz regierte. Nach seinem Tode machten sich im Jahr 1130 wiederum zwei Päpste den Sitz streitig: Anaclet II, der als der Enkel eines jüdischen Wucherers seine Erhebung seinen Reichthümern verdankte, ein Schützling der mächtigen Frangipani, und Innocenz II, ein schon als Cardinal Gregorius' durch Frömmigkeit und Wissenschaft ausgezeichneter Mann. Innocenz mußte seinem unwürdigen Gegner weichen, weil dieser auch die Normannen auf seiner Seite hatte. Er nahm seine Zuflucht nach Frankreich in das Kloster Clügny, das eine Burg der strengkirchlichen, hierarchischen Richtung war. Die beiden ehrwürdigen Männer, Peter von Clügny und Bernhard von Clairvaux, nahmen sich seiner in aller Treue an, und

es war besonders dem Einfluß des h. Bernhard zu verdanken, daß eine Synode von Rheims (1131) sich für Innocenz entschied. Auf seiner Seite waren auch die Könige von Deutschland, Frankreich, England. Dagegen stand der Süden Italiens, namentlich König Roger von Sicilien, auf Anaclets Seite. — Des Kaisers Amt und Pflicht erheischte es nun, den vertriebenen Innocenz wieder auf den Stuhl Petri zurückzuführen. Lothar ging ein Mal, und als das erste Mal sein Erscheinen nicht den gewünschten Erfolg hatte, zum zweiten Mal und mit verstärkter Macht nach Italien. Er vertrieb Anaclet und setzte Innocenz ein. Aber Anaclet flüchtete sich zu seinem Gönner Roger von Sicilien. Er starb indessen; aber Roger setzte dem Innocenz einen neuen Gegenpapst in der Person Victors III. Doch auch hier wieder wirkte Bernhards mächtiger Einfluß, indem er den Victor beredete, die Stelle freiwillig niederzulegen. Nun hielt Innocenz II im J. 1139 die zweite lateranensische Synode zu Rom, auf welcher König Roger mit dem Bann belegt wurde. Der Papst griff überdieß auch zu den weltlichen Waffen und überzog den König mit Krieg. Dieser fiel unglücklich für ihn aus: er gerieth in die Gefangenschaft des Königs, der ihn jedoch mit vieler Großmuth behandelte. Es kam ein Vergleich zu Stande, wonach der Papst das Königreich Sicilien nebst dem Herzogthum Apulien und dem Fürstenthum Capua dem Roger überließ. Ich übergehe die weitern Händel dieses Papstes mit Frankreich, über welches er das Interdict verhängte, und mit der Stadt Tivoli, und erinnere nur an das früher Gesagte, daß nämlich bereits unter diesem Papste Arnold von Brescia seine Stimme hatte vernehmen lassen. Der Papst hatte ihm (so haben wir bereits berichtet) das Versprechen abgenommen, während seiner Regierung nicht wieder nach Rom zurückzukehren. Kaum war nun der Papst mitten in den Unruhen Italiens 1143 gestorben, als auch Arnold wieder erschien. Er konnte dieß um so unbedenklicher, als sein bisheriger Beschützer, der milde Cardinal Guido, den päpstlichen Stuhl als Cölestin II bestiegen hatte. Allein schon nach sechs Monaten starb Cölestin und nun brach der Hauptsturm unter Lucius II aus. Jetzt machten sich die republikanischen Ideen, die einst im alten Rom ihre glorreiche Verwirklichung gefunden hatten, in

ihrem ganzen Umfang geltend. Herſtellung dieſer alten Republik war das Loſungswort der Römer. Der Papſt ſollte zwar bleiben als geiſtlicher Fürſt, die Heerde Chriſti zu weiden in apoſtoliſcher Einfalt; aber die weltliche Regierung ſollte ihm entzogen und ein Patricius an ſeine Stelle geſetzt werden. So lautete das Programm. In einer pomphaften Zuſchrift mit der alten Formel Senatus populusque Romanus kündigte ſich die junge Republik dem deutſchen Kaiſer aus dem Hohenſtaufiſchen Hauſe, Konrad III an und lud ihn in aller Naivetät ein, nach Rom zu kommen, um von da aus, wie früher Juſtinian und Conſtantin, die Welt zu regieren. Sie verſprachen dem Kaiſer, er ſollte erhalten was des Kaiſers, der Papſt was des Papſtes iſt, wie Chriſtus es befohlen. Nicht gezieme ſich's, daß der Papſt zugleich das Schwert führe und den Kelch des Herrn ſpende; ſeine Sache ſei zu preden und die Predigt durch gute Werke zu befeſtigen. Und alſo möge er ſich das Wort des Herrn geſagt ſein laſſen: Selig ſind die Armen im Geiſt. Aber freilich, heißt es dann weiter in dem Schreiben, die Päpſte unſrer Zeit kennen weder die geiſtliche, noch die liebliche Armuth; ſie trachten nach Reichthümern nnd weltlicher Herrſchaft. — Die Sage von einer Schenkung Conſtantins an den päpſtlichen Stuhl, die auch von ſpätern Kritikern angefochten wurde, ward bereits in dieſem Schreiben für eine elende Fabel erklärt und damit dem Papſt auch die hiſtoriſche Berechtigung ſeiner Anſprüche entzogen. — Der Kaiſer war aber nicht Willens auf dieſes Programm einzugehen. Nun half ſich das Volk ſelbſt. Der Tumult kam zum Ausbruch. Das Capitol ward erſtürmt; von einem Pflaſterſtein getroffen, ſank der Papſt Lucius II dem Tod in die Arme. Sofort wurde ein Freund und Schüler des h. Bernhard, auch ein Bernhard (Abt Peter Bernhard aus Piſa), auf den päpſtlichen Stuhl gehoben als Eugen III, im Jahr 1145. Ein große Verantwortung lag auf dem Neugewählten, je ſchwieriger ſeine Stellung war. Darum unterließ der h. Bernhard nicht, ihn gleich bei ſeinem Regierungsantritt an ſeine Pflichten zu erinnern und ſeine Stellung ihm vorzuhalten. Er warnte ihn vor Simonie und Hochmuth; er hielt ihm den jähen Tod ſeines Vorgängers als ein Beiſpiel vor, wie ſchnell der Menſch, wie ſchnell auch ein

Papſt vor den Richterſtuhl Gottes könne gefordert werden. „Darum gedenke, daß du ein Menſch biſt, und die Furcht deſſen, der den Geiſt der Regenten hinwegnimmt, ſei immerdar vor deinen Augen.“ — Der Sturm der Revolution hatte ſich inzwiſchen noch nicht gelegt. Auch Eugen III ſah ſich wie ſeine Vorgänger genöthigt, einſtweilen in Frankreich ſeinen Sitz zu nehmen. Da war nun wieder Bernhard von Clairvaux ſein treuer Kämpe. Durch ſein Organ war es ihm allein möglich, von Frankreich aus jene Bewegung in der abendländiſchen Chriſtenheit hervorzurufen, die eine mächtige Diverſion herbeiführte, den zweiten Kreuzzug.

Es war ihm Jahr 1146, als aus dem Morgenlande die Schreckensnachricht nach dem Abendlande kam von dem ſchon früher erwähnten Verluſt Edeſſa's.

Eine allgemeine Klage erhob ſich. Aber mit dem Klagen war es nicht gethan. Hülfe mußte geſchafft werden und ſchleunige Hülfe. Wer war geeigneter, die Nothwendigkeit dieſer Hülfe der Chriſtenheit vor Augen zu legen und die Herzen für die große, heilige Sache zu gewinnen, als Bernhard? Ein Anderer, als er, hätte es kaum vermocht; denn jetzt war die Aufgabe eines Kreuzpredigers viel ſchwieriger als zur Zeit Peter von Amiens. Der nebelhafte Duft, der damals auf dem heiligen Lande lag und die Phantaſie reizte, war verſchwunden. Man hatte die Schwierigkeiten kennen gelernt, die mit dem Unternehmen verbunden ſind, und ſo war des Abſchreckenden mehr als des Einladenden. Aber freilich ſtand dann auch wieder ein Mann wie Bernhard an Bildung und Charakter weit höher als jener abenteuerliche Einſiedler. Er verſtand es, nicht nur die Maſſen aufzuregen, ſondern die rechten und bewährten Streiter, die rechten Anführer zu gewinnen. Wie es ſeiner Beredſamkeit gelang, die Begeiſterung anzufachen, ſo gelang es ſeiner Klugheit, die ſich beigeſellenden unreinen Elemente der Schwärmerei möglichſt ferne zu halten. Die Erfahrung des erſten Kreuzzugs hatte gezeigt, daß die Kampfesunfähigen, die nur aus dumpfer Sympathie ſich demſelben anſchloſſen, mehr hinderlich als förderlich waren. Solchen Ballaſt wollte Bernhard nicht wieder dem Kreuzheere aufbürden. Offen ſprach er aus, daß der heiligen Sache dießmal nicht mit den Litaneien der Mönche, ſondern mit den Thaten ſtreitfertiger Krieger gedient ſei.

Und an dieſe richtete er darum zunächſt das Wort: „Hier, ſprach er, hier thut ſich euch ein Feld auf, auf dem ſich ohne Gefahr für die Seele kämpfen läßt, wo Siegen Ruhm, wo Sterben Gewinn iſt.“ — Auch er ſtellte Sündenablaß für alle die in Ausſicht, die ſich bei dem Kreuzzug betheiligen würden. Hatte er ſchon in Briefen die Gemüther hie und da vorbereitet, ſo ſollte nun das lebendige Wort ſeiner Rede eine um ſo beſſere Statt finden.

Um Oſtern 1146 hatte König Ludwig VII von Frankreich eine große Verſammlung nach Vecelay in Burgund berufen. Der König hatte eine große Sünde auf ſeinem Gewiſſen. Er hatte im Jahr 1142 in einem Krieg mit einem ſeiner Großen eine Kirche in Vitry anzünden laſſen, worin 1300 Menſchen ums Leben kamen. Nun wollte er die Sünde ſühnen durch Betheiligung am Kreuzzuge. Die Verſammlung in Vecelay war ſo groß, daß ſie auf freiem Felde mußte gehalten werden. Der König erſchien bereits mit dem Kreuz bezeichnet. Bernhard hielt eine feurige Rede. So gewaltig war der Eindruck derſelben, daß das Volk ſich zur Rednerbühne hinzudrängte, um ſich mit dem Kreuze bezeichnen zu laſſen. Die vorhandenen Kreuze reichten nicht aus, ſo daß Bernhard ſeine Kleider zerreißen mußte, um neue zu ſchaffen. Sie wurden mehr unter die Menge ausgeſtreut als unter ſie vertheilt. Auf einer weitern Verſammlung in Chartres wollte man Bernhard zum Anführer des Zuges machen, aber er ſchlug es aus; er kannte die Grenzen ſeines Berufs und ſeiner Pflicht. Was er mit den Worten angebahnt, das ſollten die Männer des Schwertes mit dem Schwerte zu Ende führen.

Trotz ſeiner Körperſchwäche machte er ſich nun aber auf nach Deutſchland, um auch den deutſchen Kaiſer Konrad und die deutſche Ritterſchaft, das deutſche Volk zu gewinnen.

In Deutſchland wurde ſeine in fremder Sprache gehaltene Rede von den Wenigſten dem Wortlaute nach verſtanden; aber ſeine ganze Erſcheinung, ſeine hohe Geſtalt, ſein eindringlicher Vortrag, der wunderbare Reiz, der in ſeiner Stimme lag, riß die Gemüther dennoch hin; er ward verſtanden, wenn auch nicht den Worten, doch dem Sinne nach. Und dann waren auch Dolmetſcher zur Hand, wo es nöthig war. Auch in Baſel predigte

Bernhard das Kreuz. Wie anderwärts, so soll er auch hier zur Beglaubigung seiner göttlichen Mission Wunder verrichtet haben an einem stummen Weibe, an einem lahmen und an einem blinden Mann.[1]) — Am ganzen Rheinstrom ward Bernhard mit Jubel empfangen. Die Glocken wurden geläutet, wo er in eine Stadt einzog.

Dieselbe Aufregung gegen die Juden, die sich im ersten Kreuzzug gezeigt hatte, machte sich auch in den Rheingegenden Luft. Ein schwärmerischer Mönch hetzte den Pöpel wider das unglückliche Volk auf. Aber Bernhard trat diesem Unfug mit Ernst und Würde entgegen, und auf sein Wort legte sich die Wuth der Menge. Bernhards Kreuzpredigt war überhaupt zugleich eine gewaltige Bußpredigt. Viele, die bisher in Lastern dahingelebt, entsagten nunmehr ihren sündlichen Gewohnheiten und traten geistlich und leiblich unter die Fahne des Kreuzes. Unrechtes Gut ward zurückerstattet, Feinde versöhnten sich, lästerliche Reden und unzüchtige Lieder verstummten vor der Gewalt des neuen Geistes, der über die Völker ausgegossen schien. Daß indessen auch hier, wie beim ersten Kreuzzug, manche nur dem großen Strom folgten oder aus weltlichen und eigennützigen Absichten theilnahmen, wird gleichermaßen von Zeitgenossen eingestanden. Daß aber von Seiten Bernhards selbst blos mit schlauer Berechnung darauf sei hingearbeitet worden, den deutschen Kaiser Konrad von Hohenstaufen in das heilige Land zu schicken, um ihn vom Schauplatz der kirchlich-politischen Kämpfe fern zu halten, das mögen die behaupten, die in Allem was die Gemüther bewegte, nur menschliche Absicht und schlaue Berechnung sehen. Konrad zeigte sich allerdings Anfangs kühl und zurückhaltend; aber Bernhards eindringliche Rede auf dem Reichstage zu Speier (am Weihnachtsfeste 1146) war so gewaltig, daß er es als heilige Pflicht erkannte, den Dank für alle die Wohlthaten, womit ihn Gott gekrönt, durch seine Theilnahme an dem Zuge zu beurkunden. Unter dem lautesten Jubel des Volkes überreichte ihm Bernhard das Kreuz und die geweihte Fahne. Der König von Frankreich empfing das heilige Banner (die Oriflamme) aus den Händen des Papstes selbst, am Osterfest 1147.

[1]) Ochs I. S. 256.

Wenige Wochen darauf, im Monat Mai, brach Konrad mit 7000 geharnischten Rittern und einer großen Zahl von übrigen Kreuzfahrern von Regensburg auf. Er nahm denselben Weg, den einst Gottfried von Bouillon genommen, den Landweg durch Ungarn, und langte wohlbehalten in Constantinopel an, wo sein Schwager Emanuel Comnenus auf dem Throne saß. Allein von den Griechen irre geleitet, litt das Heer, als es seinen Zug durch Kleinasien nahm, bittern Mangel. Der größte Theil desselben ward von Hunger und Schwert aufgerieben und nur der Rest konnte sich mit König Ludwigs Heer vereinigen, das später aufgebrochen und der Küste nachgezogen war. Die Belagerung von Damascus, die einige Monate dauerte, wurde schlecht geleitet. Die Uneinigkeit der Führer waltete auch hier als böser Dämon. Unverrichteter Sache kehrten die Kreuzfahrer nach Europa zurück. Nun ward alle Schuld des Mißlingens auf Bernhard geworfen: man schalt ihn einen Lügenpropheten und Verführer. Er aber erklärte den verhängnißvollen Ausgang für ein wohlverdientes Gericht Gottes. Er verglich sich mit Moses, der auf Gottes Geheiß gehandelt, als er das Volk in das gelobte Land zu führen versprach. Aber wie dort so waren auch hier des Volkes Sünden Schuld, daß sie nicht zu ihrer Ruhe kamen, sondern dahinstarben in der Wüste. Auch wies Bernhard darauf hin, daß er nicht aus eigenem Belieben, sondern im Auftrage des Papstes, seines Herrn, gehandelt habe.

Kehren wir nun zur Papstgeschichte zurück. Eugen III erlebte es noch, daß er im Jahr 1149 aus seiner Verbannung in Frankreich wieder nach Rom zurückkehren und auf Petri Stuhl seinen Sitz nehmen konnte. Aber noch hatte er mit der demokratischen Partei daselbst zu kämpfen. Noch sah die Peterskirche, hinter welcher der Papst sich verschanzt hielt, einer Festung ähnlicher als einem Gotteshause. Auch hier war Bernhard sein Rathgeber und Tröster. Er richtete an ihn die Schrift de consideratione (von der Betrachtung), die für uns ein wichtiges Dokument ist. Aus dieser Schrift lernen wir Bernhards eigene Gesinnungen über das Papstthum kennen. Bernhard war aufs Innigste überzeugt, daß das Papstthum von Gott sei, und darum kämpfte er auch Zeitlebens für die Aufrechterhaltung desselben. Aus keinem andern

Grunde haben wir ihn einen Arnold von Brescia und alle die bekämpfen sehen, die dem päpstlichen Stuhle und dessen Satzungen zu nahe traten. Er sah in ihnen Stürmer wider die heilige Ordnung Gottes. Aber eben weil ihm das Papstthum so hoch stand, so waren auch die Forderungen, die er an die Päpste, die er mithin auch an Eugen stellte, sehr groß und ernst. Bernhard verlangte einen Papst, der in der That und Wahrheit ein apostolischer Mann, ein ächter Nachfolger Petri, ein aufrichtiger Jünger des Herrn sei. Er vertheidigte nicht nur nach außen die Rechte des Papstes, er schärfte ihm auch seine Pflichten ein, und damit nahm er es so strenge, als er es mit sich selbst und mit dem Mönchsthum nahm. Auch er wünschte (und darin begegneten sich sogar seine Gedanken mit denen seines Gegners, des Arnold von Brescia), daß der Papst seinen weltlichen Ansprüchen entsage, und darum warnte er seinen ehemaligen Schüler so eindringlich vor den Verlockungen der Herrschsucht und ermahnte ihn ein Knecht zu sein aller um Christi willen. Nicht das weltliche Gesetz Justinians, sondern das Gesetz des Herrn soll auch nach päpstlichem Rechte das oberste Gesetz sein. Zu dienen und nicht zu herrschen, das sei sein edelster Beruf. Auch im Kampfe gegen die aufrührerischen Römer mahnte Bernhard den Papst, nicht das irdische Schwert, sondern das Schwert des Wortes Gottes zu gebrauchen, vor allen Dingen aber als ein Seelenhirte seiner Gemeinde vorzuleuchten in wahrer Frömmigkeit der Gesinnung und des Wandels.

Wahrhaft prophetisch mögen uns gerade im gegenwärtigen Augenblick folgende Worte Bernhards an den Papst erscheinen: „Versuche es einmal, beides mit einander zu verbinden, als Herrscher Nachfolger des Apostels zu sein oder als Nachfolger des Apostels herrschen zu wollen. Das Eine oder das Andere mußt du fahren lassen. Wenn du beides zugleich haben willst, wirst du beides verlieren."

Bald nach diesen Ereignissen ging Bernhard zur ewigen Ruhe ein (1153). Auch Eugen III war nur wenige Tage zuvor in Tivoli gestorben, wohin er sich geflüchtet; denn zu einem ruhigen und sichern Aufenthalt in Rom hatte er es nicht gebracht. In-

zwiſchen war auch ein neuer Kaiſer aus dem Hauſe der Hohenſtaufen aufgetreten, der Neffe Konrads III, Friedrich I mit dem Beinahmen der Rothbart, Barbaroſſa. Und mit dieſer Epoche beginnt nun der fünfzigjährige Kampf der Päpſte mit den Hohenſtaufen, das große welthiſtoriſche Drama des Mittelalters. An Eugens Stelle war als Papſt gewählt worden ein Engländer, Nicolaus Brakeſpeare, Hadrian IV. Anfänglich ſchien das Verhältniß zwiſchen Kaiſer und Papſt ſich gut anzulaſſen. Friedrich kam 1155 zur Krönnng nach Rom und hielt dem Papſte ſogar den Steigbügel. Er ſoll ſich dabei ungeſchickt benommen, den rechten ſtatt des linken Bügels gehalten und ſich dann entſchuldigt haben, die Hohenſtaufen ſeien ſich des Steigbügelhaltens nicht gewohnt.

Wichtiger als dieſe Ceremonie iſt, daß die zeitweilige Eintracht zwiſchen Papſt und Kaiſer zum Untergange Arnolds von Brescia zuſammenwirkte. Hadrian IV, dem die Römer wie ſeinen Vorgängern eine republikaniſche Verfaſſung abnöthigen wollten, hatte ſich nach Orvieto zurückgezogen und von da den Bann über Arnold und das Interdict über Rom geſchleudert. Nun ward auch das Volk, das bisher an Arnold gehangen, umgeſtimmt. Es beſchuldigte die Senatoren, daß ſie den Unruhſtifter begünſtigt und zu ihren Parteizwecken benützt hätten. Um ſeinetwillen ſeufze die heilige Stadt unter dem Interdict. Das Volk verlangte die Verbannung Arnolds aus der Stadt und dem Gebiet von Rom; dieſem Verlangen willfahrte der Senat und nun ward auch das Interdict wieder aufgehoben. Unſtätig und flüchtig irrte der Verbannte umher. Bei Otricoli fiel er in die Hände eines päpſtlichen Legaten. Die Grafen von Campanien aber, die Arnold als Propheten verehrten, befreiten ihn aus ſeinen Händen. Es war um eben die Zeit, da Friedrich nach Rom gekommen. Er ließ ſich vom Papſt bewegen, die Gefangennehmung Arnolds auch auf ſein Geheiß hin zu betreiben. Er ſtellte ſomit an jene Grafen die Forderung, den Flüchtling auszuliefern, und es geſchah. Arnold ward nach Rom gebracht und zum Tode verurtheilt. An einem frühen Morgen ward er unweit der Porta del popolo am Galgen gehängt, dann die Leiche verbrannt und die Aſche in die Tiber geworfen. Selbſt gut katholiſche Geiſtliche jener Zeit, wie der

Propſt Geroch von Reichersberg, mißbilligten das Verfahren. Die Kurie entſchuldigte ſich damit, Arnold ſei nicht der Häreſie, ſondern des Aufruhrs wegen verurtheilt worden. Wenn das iſt, bemerkte Geroch, ſo hättet ihr es machen ſollen wie David beim Tode Abner's, und ihn betrauern. Der Geſchichtſchreiber Otto von Freiſingen ſchildert uns Arnold als einen Mann von nicht geringen Geiſtesgaben; doch habe er mehr durch den Schwall der Worte, als durch das Gewicht der Gedanken Einfluß auf die Menge geübt. Noch längere Zeit nach ſeinem Tode dauerten die Arnoldiſten fort.

Bald kam es nun aber auch zu Mißhelligkeiten zwiſchen Kaiſer und Papſt. Der Papſt hatte mit dem König Wilhelm von Sicilien einen Separatfrieden abgeſchloſſen, worin er deſſen Eroberungen beſtätigte. Das war ein Strich durch die Rechnung des Kaiſers. Dazu kam ein äußerer Vorfall. Ein ſcandinaviſcher Biſchof, der Biſchof von Lund, war auf ſeiner Rückreiſe von einer Wallfahrt nach Rom im Lothringiſchen in der Gegend von Diedenhofen von Räubern angegriffen worden. Der Papſt beſchwerte ſich darüber beim Kaiſer und machte ihm Vorwürfe über die ſchlechte Handhabung der öffentlichen Sicherheit in ſeinen Staaten. Dabei erinnerte er den Kaiſer, wie er das Beneficium der Kaiſerkrone von ihm, dem Papſt empfangen habe. Das lateiniſche Wort Beneficium war aber doppelſinnig; es konnte einfach als Wohlthat, als löbliche gute That, es konnte aber auch nach dem Sprachgebrauch des Mittelalters als „Lehen" verſtanden werden, und in dieſem Sinn verſtand es der Kaiſer und wollte es ſo verſtehen. Wie? der Kaiſer ſei der Lehensmann, der Vaſall des Paſtes! Welche unverſchämte Anmaßung! Im gleichen Sinne muß auch die Umgebung des Kaiſers das zweideutige Wort gefaßt haben. Otto von Wittelsbach, der dem Kaiſer das Schwert vortrug, zückte es im Zorne gegen den Legaten, der das päpſtliche Schreiben überbrachte. Der Kaiſer aber benachrichtigte die deutſchen Fürſten in einem Rundſchreiben von dieſem Vorgange, während ſeines Ortes der Papſt die deutſchen Biſchöfe wider den Kaiſer aufzuregen ſuchte, aber ohne Erfolg. Die männliche Sprache, die Friedrich führte, indem er erklärte, daß er ſeine Krone von Gott empfangen habe und nicht vom Papſte und daß er ſie lieber nieder-

legen wolle, als vor dem Papſte ſich beugen, dieſe männliche Sprache wirkte. Der Papſt ſah ſich zum Nachgeben genöthigt; er ſchickte zwei gewandte Legaten an Friedrich; dieſe gaben dem Worte beneficium eine unſchuldige Deutung, und Friedrich, der nicht um Worte zanken wollte, ſchien ſich bei der Erklärung zu beruhigen. Aber der Friede dauerte nicht lange. Friedrich war zum zweiten Mal nach Italien gekommen, um die lombardiſchen Städte, namentlich Mailand zu demüthigen, die ſich wider ihn empört hatten. Die Obermacht des Kaiſers wurde anerkannt in dem Friedensſchluſſe auf den ronkaliſchen Feldern, wobei die berühmteſten Rechtslehrer der Schule in Bologna erſchienen. Bei dieſem Anlaſſe übte Friedrich ſeine Lehnsrechte, ohne an die Anſprüche des Papſtes ſich zu kehren. Das gab dem Papſt einen neuen Grund, Klage wider den Kaiſer zu erheben. Friedrich aber erwiederte, er würde nur zum Schein römiſcher Kaiſer heißen, wenn ſeine Macht ſich nicht auch auf Rom erſtreckte. Es entwickelte ſich darüber ein widerwärtiger Schriftſtreit zwiſchen Kaiſer und Papſt.[1]) Eben wollte dieſer den Bann über den Kaiſer verhängen, als er im Jahr 1159 eines gewaltſamen Todes in Anagni ſtarb. Nun trat abermals eine zwieſpältige Wahl ein; es bekämpfte ſich auch jetzt die kaiſerliche oder beſſer die weltliche und die ſtreng hierarchiſche Partei. Zu der letztern gehörte der Cardinal Roland von Siena, und dieſer ward den 4. September 1159 als Alexander III zum Papſt gewählt. Er wollte erſt nicht annehmen (dieſes ſich Sträuben wurde mehr und mehr eine nichtsſagende, heuchleriſche Sitte), wurde aber von den Cardinalbiſchöfen von Oſtia, Alba, Porto und Sabina umringt und mit Gewalt auf den Stuhl Petri geſetzt. Die weltliche Partei wählte den Cardinal Octavian, der ſich als Papſt Victor IV nannte. Es kam nun zu einem ärgerlichen Auftritte. Während die dem Cardinal Roland (Alexander III) befreundeten Cardinäle

[1]) Der Kaiſer hatte in ſeinem Schreiben an den Papſt ſeinen Namen dem des Kaiſers vorſetzen laſſen. Das ärgerte den Papſt, und nun übte er Gegenrecht und ſetzte in der Antwort ſeinen Namen auch voraus. Auch redete er (nach dem Grundſatz papa nominem vossitat) den Kaiſer nicht, wie es in dieſer Zeit üblich geworden war, mit Ihr, ſondern mit Du an. Nun befahl der Kaiſer ſeinen Schreibern, in der Rückantwort auch den Papſt zu duzen.

ihm den Mantel umhingen, als Zeichen der Würde, fuhr Octavian wüthend auf seinen Gegner ein, riß ihm den Mantel von der Schulter und hängte ihn sich selbst um; allein unglücklicher Weise verkehrt, was ein allgemeines Gelächter erregte und allen Ernst der Handlung zu nichte machte.[1]) Aber ernst wurde die Sache dennoch und sehr ernst. Bewaffnete drangen mit entblößten Schwertern in die Perterskirche, in der die Wahl vor sich gegegangen, um den Octavian zu schützen. Roland konnte sich nur noch in den Thurm der Kirche flüchten. Hier ließ ihn Octavian neun Tage bewachen und nachher in einen strengen Gewahrsam bringen. Allein die Stimmung in Rom entschied sich nun doch für Roland. Wo Octavianus als Papst sich sehen ließ, ward er verhöhnt. Endlich ward Roland durch seine Freunde, an deren Spitze Hektor Frangipani stand, aus seinem Kerker befreit und in Nympha, in der Nähe von Rom, den 20. September als Alexander III gekrönt. Da er dem Frieden noch nicht traute, nahm er einstweilen seinen Sitz noch nicht in Rom, sondern in Terracina, in den pontinischen Sümpfen. Octavian aber ließ sich als Victor VI in Rom krönen durch den Cardinalbischof Igmar von Tusculum. Aber auch er blieb nicht in Rom, sondern begab sich nach Segni. Nun aber versammelte Alexander III die ihm anhänglichen Prälaten um sich, und in feierlichster Weise unter dem Scheine der Fackeln wurde der Bann über den Gegenpapst Victor gesprochen. Er wurde dem Satan übergeben. Kaiser Friedrich befand sich um diese Zeit in Crema. Beide Päpste wandten sich an ihn und begehrten seinen Entscheid. Die Gesandten Alexanders III wurden sehr ungnädig empfangen. Einstweilen erklärte sich Friedrich für keinen der beiden Päpste, sondern ein Concil sollte entscheiden, das er nach Pavia berief. Dieß wollte sich aber Alexander nicht gefallen lassen. Er erklärte es als eine Anmaßung, daß ein Laie, wie der Kaiser, sich in die Sache mische; er sprach den Bann über Alle zum Voraus, die ihn nicht anerkennen würden. Der geschmeidigere Victor unterwarf sich dem Concil, und dieses erkannte ihn nun 1160 als Papst an. Friedrich that nun alles Mögliche, diesen Papst zu be-

[1]) Reuter, Papst Alexander III.

haupten. Ja, als Victor mit Tod abging, schien es die kaiserliche Ehre zu fordern, einen neuen Papst zu wählen. Es wurde Paschalis III, und als auch dieser starb, Calixt III gewählt. Aber das Alles half nichts. Alexander III behauptete sich gleichwohl all den kaiserlichen Gegenpäpsten gegenüber; ja sein Anhang mehrte sich, nachdem auch Frankreich und England sich für ihn erklärt hatten. Seine Hauptstützen hatte er aber theils in den Orden der Cistercienser und Karthäuser, theils (und zwar in Italien selbst) in dem lombardischen Städtebund, der sich seit 1167 gebildet hatte, dem Kaiser zum Trotze. Ueberdieß war die Lage der Dinge in Deutschland der Art, daß Friedrich, wenn er nicht von Feinden umringt sein wollte, denen allen auf einmal zugleich die Spitze zu bieten unmöglich war, sich bequemen mußte, mit Alexander sich auszusöhnen. Allein die ersten Friedensversuche führten zu keinem Ziel. Erst als Friedrich im Jahr 1174 einen neuen Feldzug nach Italien unternommen hatte, der aber unglücklich für ihn ausfiel, als er namentlich die Schlacht bei Legnano 1176 verloren hatte, kam im Jahr 1177 zu Venedig ein Friede zu Stande, der für den Kaiser in hohem Grade demüthigend und ein neuer Triumph der päpstlichen Macht war. Fußfällig mußte der Hohenstaufe dem Oberhaupt der Christenheit Abbitte thun (ein Seitenstück zur Erniedrigung Heinrichs IV in Canossa), er mußte von Seiten des Papstes eine lange Strafrede anhören im Angesicht des versammelten Volkes, und den Papst Alexander als den rechtmäßigen Nachfolger Petri anerkennen. Um die Scene noch erschütternder zu machen, haben spätere Geschichtschreiber berichtet, der Papst habe seinen Fuß auf den Nacken des Kaisers gesetzt und dazu die biblischen Worte gesprochen (Ps. 91, 13): „Auf Löwen und Ottern wirst du gehen und treten auf junge Löwen und auf Drachen.“

Aber nicht der deutsche Kaiser allein, auch Englands König, Heinrich II aus dem Hause Plantagenet, sollte des Papstes Uebermacht erfahren. Der König hatte im Jahr 1162 seinen Staatskanzler Thomas Becket zum Erzbischof von Canterbury gemacht. An ihm hoffte er einen treuen, ergebenen Diener zu haben. Allein er täuschte sich. Kaum hatte Becket die oberste geistliche Stelle des Landes erlangt, als er das große Siegel, das er als Kanzler

in Händen gehabt, dem König zurückſchickte und ihm damit den weltlichen Dienſt aufſagte. Becket legte auch allen äußern Prunk ab, der bisher den Kanzler des Reichs umgeben hatte; er kleidete ſich in ein härenes Gewand, er faſtete, er geißelte ſich den Leib, er wuſch täglich dreizehn Bettlern die Füße, machte fromme Schenkungen und geberdete ſich in jeder Beziehung als ein Mann, der der Welt entſagt und allein der Kirche und ihrem Dienſt ſich gewidmet hatte. Bald ſollte der König erfahren, mit wem er es fortan zu thun habe.

Becket, der ſein Pallium unterdeſſen aus der Hand des Papſtes empfangen hatte, deſſen Intereſſen nun auch zu vertreten er aufs Aeußerſte entſchloſſen war, forderte vom König die Ländereien zurück, welche in frühern Streitigkeiten dem Erzbisthum von Canterbury waren entzogen worden. Der König aber verſammelte den 30. Januar 1164 die Großen ſeines Reichs, ſowohl die weltlichen Barone als die geiſtlichen Würdeträger zu Clarendon. Hier ließ er die berühmte Conſtitution in ſechszehn Artikeln vorlegen, die den Namen der Conſtitution von Clarendon trägt. Darin wurden die Geiſtlichen der weltlichen Gerichtsbarkeit unterworfen und auch die geiſtliche Gerichtsbarkeit bedeutend eingeſchränkt. Kein Geiſtlicher ſollte ohne Erlaubniß des Königs außer Landes ſich entferne; alle Appellationen nach Rom wurden verboten; von den erledigten Bisthümern ſollte der König allein die Einkünfte beziehen, er ſollte mitreden zur Wahl und ihm ſollten die Erwählten den Eid der Treue leiſten. — Alle Biſchöfe mußten die Conſtitution unterſchreiben; auch Becket verſprach nach längerer Weigerung es zu thun, er that es aber nicht und ebenſowenig wollte er das erzbiſchöfliche Siegel dazu hergeben. Der König berief ſodann den 12. October 1164 ein Concil nach Nordhampton und forderte Becket zur Verantwortung. Allein dieſer beſtritt dem Concil das Recht über ihn zu urtheilen, er appellirte an den Papſt und rettete ſich auf einem ſchwanken Fahrzeuge am Feſt aller Seelen nach Frankreich hinüber. Er begab ſich nach Sens, wo der Papſt ſich eben aufhielt. Der Papſt richtete ihn auf, gab ihm die Abſolution, die er ausdrücklich wünſchte und wies ihn in das Ciſtercienſerkloſter Pontigny. Später begab ſich Becket wieder nach Sens. Sieben Jahre lebte er in

der Verbannung. Nun that der erzürnte König alles, um seinen Widersacher aufs Aeußerste zu reizen. Er verklagte ihn wegen Schulden, er zog die Einkünfte seines Bisthums ein und verwies auch die Verwandten und Hausgenossen Beckets aus England. Der Papst vertheilte sie in französische Klöster. Nach längerem Widerstande suchte endlich der Papst, weil er eine Verbindung seines Feindes Friedrichs I mit dem König von England fürchtete, sich diesem wieder zu nähern. Der König von Frankreich, Ludwig VII, trat als Vermittler auf. In Folge dessen ward im November 1170 Becket nach England zurückberufen und die Constitution im Stillen beseitigt. Allein der Friede dauerte nicht lange. Becket reizte den Zorn des Königs aufs Neue dadurch, daß er den Erzbischof Roger von York suspendirte, weil dieser die Krönung Heinrichs, des Sohnes Heinrichs II, ohne seine Einwilligung vollzogen hatte. Noch anderes kam hinzu, den König aufs Neue zu verstimmen. Immer mehr ward er des Mannes überdrüßig, der ihm bei all seinem Thun im Wege stand. In einer unglücklichen Stunde entfiel ihm auch ein unglückliches Wort. „Ist denn, soll er gesprochen haben, unter den Feigen, die mein Brot essen, keiner, der mich von einem aufrührerische Priester befreite?“ — Das Wort ward nur allzu schnell aufgegriffen. Vier Ritter verbanden sich, den lästigen Becket für immer unschädlich zu machen. Sie machten sich auf nach Canterbury, drangen in die Kirche ein, wo der Erzbischof das Heiligthum verwaltete und erschlugen ihn an den Stufen des Hochaltars (den 29. Dec. 1170). Der König, dem nichts Gutes ahnte, hatte den Rittern Boten nachgesendet, von der blutigen That sie abzumahnen. Aber zu spät. Die Unthat war geschehen. Jetzt blieb dem König nichts übrig, als das schuldbeladene Gewissen sich vom Papst entbinden zu lassen. Nur nach längern Unterhandlungen folgte die Absolution. Heinrich mußte den in Clarendon gestellten Forderungen zum größten Theil entsagen, er mußte sich anheischig machen, so viel Geld zu geben, als zum Unterhalt von 200 Rittern im gelobten Lande auf ein Jahr nöthig war, und die dem erzbischöflichen Stuhl von Canterbury entrissenen Besitzungen wieder herstellen. Schon zwei Jahre nach seinem Tode ward Thomas Becket vom Papst als Märtyrer erklärt und heilig gesprochen.

Heinrich ſelbſt wallfahrtete im Jahr 1174 zu deſſen Grabe. Baarfuß ſtand er da während 24 Stunden unter Gebet und Faſten und bot ſeinen bloßen Rücken zu wohlverdienter Züchtigung dar. Weit entfernt, daß dieſe Demüthigung ihm in den Augen des Volkes geſchadet hätte, ſtieg er dadurch wieder an Anſehn. Das Verbrechen war geſühnt. Aber auch das ſpätere Leben des Königs blieb nicht frei von ſchweren Prüfungen. Mußte er doch die Empörung ſeiner Söhne, Heinrich und Richard, erleben. Nur mit Kummer ſank er in die Grube. Er ſtarb im Jahr 1189. — Inzwiſchen war Alexander III, einer der gewaltigſten Päpſte des Mittelalters, der nicht umſonſt zwiſchen Gregor VII und Innocenz III hineingeſtellt iſt, im Jahr 1181 geſtorben. Nach mehrern unbedeutenden Päpſten, die Mühe hatten ſich zu erhalten, da Friedrichs Macht um eben dieſe Zeit in Italien ſich wieder geſtärkt hatte, wurde Clemens III auf den päpſtlichen Stuhl gehoben, der auch im Jahr 1188 als weltlicher Oberherr von Rom anerkannt wurde. Zu dieſer günſtigen Wendung der Dinge trug der Umſtand bei, daß Clemens ſelbſt ein geborener Römer war. Gleich nach ſeiner Conſecration kam zwiſchen ihm und ſeinen Landsleuten ein Vertrag zu Stande, wonach die Römer ihm die Stadt und deren Gerichtsbarkeit überließen, wogegen der Papſt zu einigen Geldleiſtungen ſich verpflichtete. So ward einſtweilen die Ruhe in Rom wieder hergeſtellt. Dagegen wurde aufs Neue die Chriſtenheit ins Feld gerufen wider den Erbfeind im Morgenland. Unter Papſt Clemens III fand der dritte Kreuzzug ſtatt.

Seit dem Jahr 1171 nach Nurredins Tode war der Kurde Selaheddin (Saladin) auf den Thron der ägyptiſchen Sultane geſtiegen. Mit dem Auftreten dieſer Perſönlichkeit gewinnt die Geſchichte der Kreuzzüge an moraliſchem Intereſſe. Saladin war bekanntlich einer der bedeutendſten Herrſcher des Morgenlandes, der die Tugenden der Tapferkeit und der Großmuth in ſich vereinigte und auch den Chriſten Achtung abzunöthigen geeignet war. Er vereinigte das Sultanat von Aegypten und die Länder von Kahiro bis Aleppo unter ſeinen Scepter, und nun galt es, auch das Königreich Jeruſalem ſich zu unterwerfen. Die Kreuzritter thaten ihr Möglichſtes zur Vertheidigung des Landes; ſie erfochten 1180 den Sieg bei Ramla, unweit Askalon. Allein nach einem

Waffenstillstand, den Saladin den Christen gewährte, und der (die Wahrheit offen zu gestehen) von ihnen zuerst gebrochen wurde, kam es den 5. Juli 1187 zu der mörderischen Schlacht bei Hittin (Tiberias), in welcher die Christen eine gänzliche Niederlage erlitten. Von da an machte Saladin immer größere Fortschritte. Tiberias, Sidon, Joppe, Ptolemais, Nazareth, Cäsarea, Beirut, Askalon geriethen in kurzer Zeit in seine Gewalt und den 3. October 1187 (neunzig Jahre nach der ersten Eroberung unter Gottfried von Bouillon) zog Mahomeds Bekenner siegreich in Jerusalem ein. Die Kreuze wurden niedergerissen, auch das wunderthätige Kreuzesholz ging verloren, aber mit Milde wurden die christlichen Bewohner der Stadt behandelt, im beschämenden Gegensatze gegen die Gräuel, welche die ersten Kreuzfahrer an den Mahomedanern und Juden ihrer Zeit geübt hatten. Nehmen wir dazu, daß die christliche Bevölkerung in Palästina sittlich tief gesunken war (denn das Geschlecht der Pullanen, d. h. der im Lande geborenen Christen, war meist ein feiges und des Verathes der eigenen Glaubensgenossen fähiges Geschlecht), — so können wir wohl begreifen, daß auch, bei unpartheiischer Vergleichung, die Tugenden Saladins nur um so glänzender strahlen mußten.

Im Abendlande erregte die Nachricht von dem Verluste Jerusalems die größte Bestürzung. Allgemein wurde darin ein ernstes Strafgericht Gottes erblickt für die bisherige Saumseligkeit. Papst Gregor VIII und nach ihm der eben genannte Clemens III schrieben zur Unterstützung der Kreuzfahrer einen allgemeinen Zehnten aus, den Zehnten Saladins. Selbst die geistlichen Güter wurden besteuert. Die Zeitumstände waren dem Unternehmen günstig. Frankreich und England hatten junge, thatenlustige Könige, Philipp August und Richard I, dem die Geschichte den Beinamen Löwenherz gegeben hat; (Richard war der Sohn König Heinrichs II, unter welchem Becket gefallen.) Deutschlands Kaiser, Friedrich der Rothbart, war nun allerdings schon dem Greisenalter nahe, aber noch wallte in seinen Adern jugendliches Blut. Die alten Jugenderinnerungen an den zweiten Kreuzzug, den er unter seinem Ohm, Konrad III, als Jüngling mitgemacht, wachten in ihm wieder auf. Auf dem Reichstag zu Mainz (1188) nahm er das Kreuz.

Er war es, der den Zug eröffnete. In seinem Heere fanden sich auch sein Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, und mit ihm eine Menge deutscher Herzoge, Fürsten und Grafen, auch Erzbischöfe und Bischöfe. — Friedrich nahm den Weg zu Land über Wien und Constantinopel. Ein großer Theil des Heeres kam schon unterwegs um. Von den 100,000, die ausgezogen, setzten nur 82,000 über den Hellespont nach Kleinasien, und aufs Neue wurden Menschen und Thiere von Hunger und Strapazen aufgerieben. Aber Friedrich ließ sich nicht abschrecken. Er brach sich Bahn bis Iconium, das er mit Sturm einnahm, und setzte dann seinen Weg weiter nach Süden fort. Da machte ein plötzlicher Unfall seinem thatenreichen Leben ein Ende. Er wollte über den reißenden Fluß Kalykadmus (Saleph) in Cilicien setzen, allein er wurde der Fluth nicht Meister und fand in den Wellen des Flusses sein Grab (den 10. Juni 1190). In der Nähe von Seleucia ward die Leiche ans Land gezogen. Sein Sohn Friedrich von Schwaben führte die Kreuzfahrer bis nach Antiochien. Schon hier raffte die Seuche Viele dahin. Auch er fand das Jahr darauf seinen Tod während der Belagerung von Akkon (St. Jean d'Acre); er starb an der Pest. Noch vor seinem Tode hatte er zur Stiftung des deutschen Ritterordens mitgewirkt. Lübeck'sche und Bremische Pilger hatten in dem Lager vor Akkon aus einem Segeltuch ein Zelt errichtet, in welchem kranke Deutsche verpflegt wurden. Dieß war der Anfang zu einer Ordensverbindung, der Papst Clemens III die Bestätigung ertheilte. Zum Ordensmeister ward Heinrich Walpot von Bassenheim gewählt. Es erhob sich nun in dem eroberten Akkon ein Spital, „unsrer lieben Frauen Spital vom deutschen Hause," und nur deutsche Ritter wurden in den Orden aufgenommen, der im Uebrigen viele Aehnlichkeit mit dem Johanniterorden hatte. Erst später unter Hermann von Salza gelangte der Orden zu seiner Höhe.

Die Könige von Frankreich und England hatten den Weg zur See genommen und erreichten im Frühjahr 1191 das gelobte Land. Drei Jahre dauerte die Belagerung von Akkon; endlich eroberten sie die Stadt, welche bis zur Beendigung der Kreuzzüge das Bollwerk der Christen im gelobten Lande war.

Leider war auch zwischen den beiden Königen die Eifersucht

eingetreten, die zu gegenseitiger Feindschaft führte. Verdrossenen Muthes kehrte Philipp August nach Frankreich zurück. Richard blieb im gelobten Lande, und bestand noch manchen harten Kampf mit Saladin. Jerusalem, die heilige Stadt, wieder zu erobern gelang ihm nicht. Nachdem er einen dreijährigen Waffenstillstand mit Saladin geschlossen, wodurch der Küstenstrich von Tyrus bis Joppe und der ungestörte Zugang zu den heiligen Stätten den Christen zugesichert war, trat er den Heimweg an. Wie er dann auf diesem Heimwege in der Nähe von Wien durch Leopold von Oestereich gefangen und an Heinrich VI, den Sohn und Nachfolger Friedrichs I, ausgeliefert wurde, der ihn erst nach erhaltnem schweren Lösegeld wieder frei gab, daran sei nur im Vorbeigehen erinnert. — Auch Saladin war inzwischen gestorben (den 4. März 1193).

Friedrich I aber, der Hohenstaufe, lebte fort im Andenken des deutschen Volkes. Wer kennt nicht die Sage von dem schlafenden, alten Kaiser im Kyffhäuserberge? „Da, so heißt es, schlafe der gewaltige Rothbart, um einst wieder zu erwachen und Deutschland groß zu machen; das Reich des Papstes aber in Rom zu vernichten.“ Und noch immer harret Deutschland seines Erwachens.

Sechszehnte Vorlesung.

Die Päpste bis auf Innocenz III, — Verbreitung des Christenthums in Pommern. — Otto von Bamberg. — Absalon auf Rügen. — Bicelin, der Apostel der Wenden. — Die Lieven, Letten und Esthen. — Kreuzzüge wider die nordischen Heiden. — Die Schwertbrüder. — Der äußere Haushalt der Kirche um diese Zeit. Die Domcapitel. Das innere Leben. Die Schule von St. Victor (Hugo, Richard, Walter). Die h. Hildegard und ihre Weissagung.

Mit dem Tode Friedrichs I des Rothbarts von Hohenstaufen (1190) und dem Ende des dritten Kreuzzuges 1192 sind wir dem Zeitpunkt nahe gerückt, den wir für dießmal als den abschließenden Zeitpunkt unsrer Wintervorlesungen bezeichnet haben. Es bleibt uns also, indem wir den Faden der Papstgeschichte wieder aufnehmen, nur noch einiges Wenige nachzutragen übrig, um das in den vorigen Stunden entworfene Bild zu einem Ganzen abzurunden.

Wir haben gesehen, wie zwischen dem Papst Clemens III und Friedrich I ein Friede war abgeschlossen worden, der dem Papst den weltlichen Besitz Roms wieder sicherte, der ihm ein halbes Jahrundert lang war streitig gemacht worden. Auf Clemens III folgte Cölestin III. Er war schon ein hochbetagter Greis, 85 Jahre alt, als er den päpstlichen Stuhl bestieg. Auf Friedrich I war hingegen als deutscher König sein Sohn Heinrich VI gefolgt. Dieser erschien in Rom, um sich krönen zu lassen. Es wird erzählt, daß bei der Krönung der Papst dem Kaiser die Krone mit dem Fuße aufgedrückt und dann wieder abgestoßen habe, um zu zeigen, wie es in seiner Macht stehe, den Kaiser ein- und abzusetzen nach Belieben; allein es gehört diese Anekdote zu den

vielen andern unverbürgten Geſchichtchen, die man als verkörperte Sprichwörter, als Symbole des Zeitcharakters betrachten kann, nicht aber als wahre Geſchichte. Heinrich war zugleich in der Abſicht nach Italien gekommen, um Sicilien, womit der vorige Papſt den Tankred belehnt hatte, demſelben wieder zu entreißen. Cöleſtin konnte das nicht gutheißen. Aber ohne den Papſt zu fragen, ſetzte ſich Heinrich nach Tankreds Tod in den Beſitz Siciliens und ließ ſich zum Könige des Landes krönen. Und nun folgte auf den alten Cöleſtin der Mann, auf welchem das Papſtthum die höchſte Stufe und in dem es gleichſam perſönlich verkörpert ſich darſtellt. Lothar von Anagni, Innocenz III.

Indem wir die Regierungszeit dieſes Papſtes nicht mehr in den Kreis unſrer dießmaligen Schilderungen aufnehmen können, bleibt uns jetzt nur noch übrig, zuerſt von der Verbreitung des Chriſtenthums unter den heidniſchen Völkern von Gregor VII bis auf Innocenz III (vom Jahr 1073 bis 1198) zu reden und dann noch kürzlich einen Blick zu werfen auf den äußern Haushalt und die innere Geſtaltung der Kirche zu jener Zeit, in Lehre und Leben.

Wir haben früherhin geſehen, wie im neunten bis eilften Jahrhundert das Chriſtenthum im ſkandinaviſchen Norden und unter den ſlaviſchen und andern Völkern im Oſten Europa's verbreitet worden iſt, und oft nicht ohne Gewalt. Wir erinnern uns, wie ſchon jener Olaf Trygveſon, der ſein Kriegsheer wider die Heiden führte, ihre Helme und Schilde mit dem Kreuz bezeichnen ließ. Es war dieß ſchon eine Art von Kreuzzug geweſen noch vor den Kreuzzügen in das gelobte Land. Nachdem nun aber einmal dieſe letztern in der großartigſten Weiſe waren unternommen worden, da fanden ſie auch Nachahmungen, wenn es galt, heidniſche Völker des Abendlandes zum Chriſtenthum zu führen, oder auch die Ketzer im Innern der Kirche zu bekämpfen. Wie ſich nach dem erſten Kreuzzuge die beiden geiſtlichen Ritterorden der Johanniter und Templer gebildet hatten, denen ſich, wie wir in der letzten Stunde geſehen haben, noch der Deutſchorden anſchloß, ſo entſtanden nachgerade ähnliche zur Ausrottung des Heidenthums in den abendländiſchen Gegenden, wie der Orden der Schwertbrüder, von dem wir nachher reden werden.

Jetzt richten wir zuerst unsre Blicke nach Pommern, d. h. nach dem Lande zwischen der Oder und Weichsel. Längere Zeit widerstanden die Bewohner dieses Landstriches dem Christenthum, schon deßhalb, weil es ihnen von den ihnen verhaßten Polen aus geboten wurde. Der polnische König Bolislav II hatte in den ersten Jahren des zwölften Jahrhunderts den pommerschen Herzog Ratislav besiegt und von sich abhängig gemacht. Er versetzte 8000 Pommern an die Grenzplätze seines Reiches, um sie dadurch ihrer väterlichen Sitte und Religion zu entwöhnen und sie desto empfänglicher für die neue Religion zu machen, die er ihnen bieten ließ.

Die ersten Bekehrungsversuche, die ein spanischer Mönch, Bernhard, machte, schlugen fehl. Das pommersche Volk war ein kräftiges, lebensfrohes und zugleich ein wohlhabendes Volk, unter dem es auch zur Zeit der Heiden keine Armen, keine Bettler gab. Einem solchen Volke eine finstere Mönchsaskese aufdrängen zu wollen, war ein gewagtes Beginnen. Schon die ärmliche, bettelhafte Tracht, in der die Mönche auftraten, stieß Viele zurück. Nun hatte eben jener Bernhard, der schon als Südländer mit einer ganz fremden Sprache schwerlich zu einem Apostel der Pommern geeignet war, früher ein einsiedlerisches Leben geführt, und demgemäß erschien er auch äußerlich in der Tracht und Gestalt des Einsiedlers. Baarfuß und in der Kutte wandelte er unter dem pommerschen Volke einher, begleitet von einem Kaplane. Dadurch erregte er mehr das Mitleiden, als die Zuneigung des Volkes. Diesem Mitleiden mochte er es zu verdanken haben, daß auch dann sich Keiner an ihm vergriff, als er in seinem Eifer eine heidnische Bildsäule in der Stadt Julin zerstörte. Man ließ ihn eben seines Weges ziehen, und so wanderte er Deutschland zu, zunächst nach Bamberg. In dieser Stadt lebte bereits der Mann, der von der Vorsehung auserkoren war, der eigentliche Apostel der Pommern zu werden, der Bischof Otto. — Otto stammte aus einer angesehenen, aber wenig bemittelten, schwäbischen Familie, die am Bodensee in der Nähe von Bregenz ihren Sitz hatte. Er erwarb sich in einer Klosterschule eine wissenschaftliche Bildung. Er begab sich nach Polen und legte dort selbst eine Schule für Geistliche an, wodurch er zugleich seinen Lebensunterhalt gewann.

Hier hatte er auch Gelegenheit mit dem ſlaviſchen Leben und Weſen ſich bekannt zu machen, die beſte Vorbereitung auf ſeinen künftigen Beruf. Er wurde Kaplan bei dem Herzog Wladimir (Herrmann) und von ihm nicht nur zu kirchlichen, ſondern auch zu politiſchen Geſchäften gebraucht. Dieſe Geſchäfte führten ihn auch nach Bamberg. Man ſollte erwarten, daß Otto in dem Inveſtiturſtreit auf Seite ſeines kaiſerlichen Gönners würde geſtanden haben. Dem war aber nicht ſo. Seiner ganzen ſtrengkirchlichen Geſinnung nach ſtand er auf der Seite des Papſtes. Dieſe Stellung hatte aber für ihn etwas Peinliches. Perſönliche Dankbarkeit knüpfte ihn an den Kaiſer, religiöſe Ueberzeugung aber und kirchliche Sympathien wehrten ihm, deſſen Sache zu vertreten. Er ſehnte ſich daher herzlich aus ſeiner Stellung als Biſchof heraus. Nur mit Mühe konnten ſeine Freunde ihn abhalten, den Biſchofſtab niederzulegen und ſich in ein Kloſter zurückzuziehen. Da kam ihm denn die Mahnung jenes Mönchs Bernhard, ſich der Pommern anzunehmen, wie gerufen. Und zu dieſer Mahnung geſellte ſich noch ein Brief des Herzogs Boleslav von Polen, der ihm die Sache aufs dringendſte ans Herz legte. Otto hatte ſchon als Biſchof im Segen gewirkt und ſich beſonders durch ſeine Wohlthätigkeit die Liebe der Armen erworben. Nun zog er aus, noch weitern Segen zu verbreiten durch Verkündigung des Evangeliums an die Heiden. Sein äußeres Auftreten unterſchied ſich bedeutend von dem ſeines Vorgängers Bernhard. Otto machte keineswegs den Eindruck der Armuth. Er umgab ſich mit einem glänzenden Gefolge und nahm ſchöne Gewänder mit ſich als Ehrengeſchenke für die pommerſchen Großen. Der Herzog von Polen gab ihm auch noch militäriſche Bedeckung mit. So trat er 1124 die Reiſe an. Seine erſte Thätigkeit entwickelte er zu Pyritz unweit Stargard in Hinterpommern. Er predigte auf dem herzoglichen Schloſſe, und die Menge der Getauften wird auf 7000 angegeben. Noch wird unter dem Namen der „Ottobrunnen“ die heilige Quelle gezeigt, neben welcher im Jahr 1824 ein Denkmal iſt errichtet worden und zugleich eine chriſtliche Schule, das Ottoſtift. Unter vielen Thränen nahm er von der jungen Erſtlingsgemeinde, die er in die Grundwahrheiten des Chriſtenthums eingeweiht und der er (nach etwas ſpätern Berichten) die ſieben

Sacramente der Kirche gebracht hatte,[1]) Abſchied, und wandte ſich Julin auf der Inſel Wollin zu. Anfänglich abgewieſen, zog er ſich nach Stettin zurück. Bald darauf wurde nun aber auch Julin zum Chriſtenthum geführt und ein Bisthum daſelbſt errichtet, das ſpäter (1172) nach Camin verlegt ward. Die Zeit von zwei Monaten reichte kaum hin, um Alle zu taufen, die ſich hinzudrängten. Otto kehrte nach Deutſchland zurück, unternahm aber 1128 eine zweite Miſſionsreiſe, dießmal zur See. Er landete in Demmin, wo er von dem Fürſten des Landes gut aufgenommen und in ſeinen Unternehmungen unterſtützt wurde. Auf der Inſel Uſedom wurde um Pfingſten deſſelben Jahres die Annahme des Chriſtenthums auf einem Landtage zum Beſchluß erhoben. Der kunſtreiche Tempel zu Gützkow wurde zerſtört und an deſſen Stelle eine chriſtliche Kirche gebaut. Otto wirkte auch perſönlich vortheilhaft auf den Herzog, ſo daß dieſer ſich willfährig zeigte, die im Kriege gefangenen Heiden loszugeben und auch ſie im Chriſtenthum unterrichten zu laſſen. Nun kehrte Otto wieder nach Deutſchland an ſeinen biſchöflichen Sitz zurück. Aber auch von da aus ſorgte er weiter für die Befeſtigung des Werkes. Er hatte ſich vorgenommen, auch nach der Inſel Rügen zu reiſen, allein da die Inſel zum Kirchenſprengel von Lund in Schweden gehörte, ſo wurde ihm der Eingang dahin erſchwert. Aber auch für Pommern vergingen noch mehr als zwei Menſchenalter, bis das Heidenthum ganz überwunden war und das Volk als ein chriſtliches angeſehen werden konnte. Otto ſtarb den 30. Juni 1139. Sein Grundſatz war geweſen, mehr durch Werke als durch Worte zu predigen.

Nun blieb auch die Inſel Rügen nicht länger zurück im Kranze der chriſtlichen Länder. Von Schweden, in deſſen Gebiet die Inſel gehörte, ging auch deren Bekehrung aus. Freilich nicht ohne Gewalt. Es war Abſalon (Axel) der Biſchof von Roeskild, und ſpäterhin (ſeit 1177) Erzbiſchof von Lund und Primas der ſchwediſchen Kirche, der dieſe Bekehrung unter König

[1]) Ob wirklich die Lehre von den ſieben Sacramenten zu Otto's Zeit vollkommen ausgebildet geweſen, iſt bezweifelt worden. Jedenfalls waren die Elemente dazu bereits vorhanden.

Waldemar I zu Stande brachte. Ein Zeitgenoſſe rühmt an ihm die eigenthümliche kriegeriſche Begabung, die mit der innigſten Frömmigkeit verbunden geweſen. Schon die körperliche Erſcheinung des Mannes war eine kräftige; er war abgehärtet und in Leibesübungen gewandt. Aber nicht weniger gewaltig war die Rede ſeines Mundes. Selbſt ſeinen Feinden nöthigte er das Geſtändniß ab, er rede wie ein Gott. Dieſer kriegeriſche Mann unterwarf ſich die Inſel 1168. Arcona, der Hauptſitz des ſlaviſchen Götzendienſtes, ward erſtürmt, der Götze Swantewith in Stücke gehauen, der Tempel verbrannt und die Einwohner zur Taufe genöthigt. Wie in Arcona, ſo verfuhr man auch an andern Orten der Inſel. Däniſche Prieſter, die hinberufen wurden, ſetzten Abſalons Werk in ſeinem Geiſte fort. Abſalon ſtarb 1201 in dem von ihm erneuerten Kloſter Soröe auf Seeland. Er hatte nicht blos für Rügen, ſondern auch für die ſchwediſche und däniſche Kirche das Seinige gethan, freilich im Sinne der ſtrengſten Hierarchie, wonach das geiſtliche und das weltliche Schwert in den Händen der Geiſtlichkeit vereinigt erſcheint.

Mit Gewalt der Waffen wurden nun auch die übrigen ſlaviſchen Völkerſchaften an der Oſtſee dem Chriſtenthum zugeführt. In dieſer Hinſicht zeigte ſich beſonders thätig Markgraf Albrecht der Bär und Herzog Heinrich der Löwe. Schon dieſe Beinamen deuten auf Gewalt, und gewaltſam war ihr Verfahren immerhin. Wollen wir aber das Schwert der Pflugſchaar vergleichen, die den harten Boden auflockert, damit er den edlen Samen empfange, den die milde Hand des Säemanns einſtreut, nun ſo folgte auch der kriegeriſchen Pflugſchaar die friedliche Saat. Auch hier erweckte Gott den rechten Mann, der, nachdem das Schwert ihm Bahn gebrochen, mit apoſtoliſcher Selbſtverleugnung das Wort der Wahrheit und des Friedens dem heidniſchen Volke verkündigte. Dieſer Mann war Vicelin. Geboren gegen Ende des eilften Jahrhunderts zu Querhameln an der Weſer im Bisthum Minden, der Sohn einfacher Bürgersleute, gerieth der frühzeitig verwaiste Knabe erſt in ein wüſtes, ſündliches Leben. Da erbarmte ſich ſeiner eine chriſtliche Frau, die Gräfin von Eberſtein. Sie ließ ihn durch ihren Schloßkaplan in den Wiſſenſchaften unterrichten. Dieſer Pädagog war aber ein roher Menſch, der ſeinen Schüler

mißhandelte und in offener Tischgesellschaft verhöhnte. Vicelin entfloh seinem Zuchtmeister, verließ heimlich das gräfliche Schloß und wanderte der Schule in Paderborn zu. Der Vorsteher dieser Schule, Hartmann, nahm sich des Jünglings mit großer Liebe an, und dieser entsprach seinen Erwartungen. Auf Empfehlung seines Lehres, in welchem er seinen zweiten Vater verehrte, wurde Vicelin, nachdem er eine Zeitlang in Paderborn selbst sich im Lehramte geübt hatte, Lehrer an der Domschule zu Bremen. Seine Wißbegierde trieb ihn in Begleit eines Freundes, des Priesters Dittmar, nach Paris. Dort studirte er drei Jahre. Nach seiner Rückkehr ward ihm ein Canonicat angeboten. Er schlug es aber aus, um ganz seinem innern Triebe zu folgen, der ihn nöthigte, unter die Heiden zu gehen. Er wandte sich erst an den Erzbischof Norbert von Magdeburg, den Stifter des Prämonstratenserordens, dessen Sprengel sich in die Wohnsitze der Wenden hinein erstreckte. Dieser wies ihn an den Erzbischof Adelbert von Bremen-Hamburg, der ihn dann wiederum dem Wendenkönig Heinrich empfahl, der in Lübeck seinen Sitz hatte. Heinrich nahm den Prediger des Evangeliums freundlich auf und versprach ihm alle Unterstützung; zwei andere Geistliche, Ludolf und Volkwart, hatten sich ihm angeschlossen. Allein kaum hatte Vicelin sein Werk begonnen, als Heinrich 1126 ermordet wurde und nun im Lande ein Krieg zwischen dessen hinterlassenen Söhnen ausbrach, der vor der Hand jede Wirksamkeit für das Christenthum unmöglich machte. Inzwischen öffnete sich dem Vicelin ein andres Feld der Wirksamkeit. Auch unter den Sachsen im Holsteinischen hatte das Christenthum mit seinen Widersachern zu kämpfen. Die christlichen Einwohner der Gemeinde Faldera (Neumünster) baten ihr kirchliches Oberhaupt, den Bischof von Bremen-Hamburg, ihnen einen treuen Hirten und Seelsorger zu schicken. Der Bischof ordnete Vicelin dahin ab, und dieser übernahm mit Freuden die Sendung. Er sah sich mitten in die noch starken Ueberreste des Heidenthums hineingestellt; allein die Gewalt seiner Predigt ergriff die Herzen des Volkes so sehr, daß sie beschlossen, mit dem Heidenthum für immer aufzuräumen. Die Götzen wurden aufs Neue gestürzt, und auch die schon christlichen Einwohner, die sittlich tief gesunken waren, hoben sich wieder und suchten aus

bloßen Namenchriſten ächte Verehrer Gottes und Chriſti zu werden. Bald ſammelte ſich um Vicelin ein Kern junger Geiſtlicher, und ſo wurde Faldera, wo ſich ſpäter ein Kloſter erhob, eine Art von Miſſionsſtation und der Ausgangspunkt für eine weitere Wirkſamkeit unter den Heiden.

Noch immer waren indeſſen Vicelins Blicke auf Lübeck gerichtet. Einen neuen Verſuch, das Chriſtenthum auch dort einzuführen, machte er, indem er ſeine beiden Gehülfen einſtweilen hinſandte; allein ſie mußten ſich zurückziehn, da die damals noch heidniſchen Rugier (die Bewohner Rügens) verheerend in Lübeck einfielen (1128). Neue Hoffnungen thaten ſich im folgenden Jahr (1129) auf, als das Wendenreich einen chriſtlichen Fürſten erhielt in der Perſon des däniſchen Prinzen Kanut Lawards, den Kaiſer Lothar II dahin geſetzt hatte. Kaum aber hatten Vicelins Gehülfen zum drittenmal in Lübeck ſich eingefunden, als Kanut 1131 ermordet wurde. Sofort nahmen zwei Nachkömmlinge der alten Wendenfürſten wieder vom Lande Beſitz, Heiden der roheſten Art, die nach dem Ausdruck eines damaligen Geſchichtſchreibers gleich „wilden Beſtien“ hausten. Aber auch Angeſichts dieſer ließ Vicelin den Muth nicht ſinken. Er wandte ſich an den Kaiſer Lothar und erreichte von ihm, daß unter ſeinem Schutze am Fuße des Segebergs eine Kirche und ein Kloſter konnten geſtiftet werden. Aber nach dem Tode Lothars (1137) brachen neue Stürme aus; die Wenden und mit ihnen das Heidenthum gewannen noch einmal die Oberhand; Segeberg ward ein Raub der Flammen; die Bekenner des chriſtlichen Namens wurden hingerichtet; die dem Schwert Entronnenen flüchteten nach Neumünſter, wo ſie bei Vicelin freundliche Aufnahme und Pflege fanden.

Erſt mit den Jahren 1142 und 1143 ſchien eine beſſere Zeit zu kommen, als Graf Adolf II von Schauenburg das holſteiniſche Land, nebſt dem wendiſchen Gebiete, Wagrien, in Beſitz nahm. Nun wurden chriſtliche Coloniſten ins Land gerufen, aus Holland, Friesland und Weſtphalen. Lübeck ward neu aufgebaut und bot von nun an das Anſehn einer chriſtlichen Stadt. Der treue Gehülfe Vicelins, Dittmar, wurde Abt des Kloſters Hagersdorf (Hägelsdorf), das an die Stelle des

alten Segeberg getreten, und arbeitete unter Vicelins Leitung in aller Treue zur Befestigung des Christenthums.

Aber noch war die Zeit der Stürme nicht vorüber. Und dießmal nahte sich der Sturm nicht von heidnischer, sondern von christlicher Seite. Die christlichen Fürsten kamen auf den unglücklichen Gedanken, einen Kreuzzug gegen die Wenden zu organisiren, offenbar mehr in der Absicht, die Wenden tributpflichtig zu machen, als ihnen die Segnungen des Evangeliums zuzuwenden. Eine rohe Zwangstaufe war das Resultat dieses Zuges. Dazu kam die Erneuerung des unseligen Investiturstreites. Vicelin war nämlich von dem Erzbischof von Bremen und Hamburg zum Bischof von Aldenburg (Oldenburg) in Holstein erwählt worden, damit er von da aus die Bekehrung der Wenden betreiben möge. Nun aber verlangte Heinrich der Löwe, daß Vicelin von ihm sich belehnen lasse, und zog, als Vicelin sich dessen weigerte, die Hand von ihm zurück. Vicelin verfiel in eine schwere Krankheit. Als er wieder genesen, zog er nicht als Bischof, sondern als einfacher Missionar in Oldenburg ein. Dann verfügte er sich an das Hoflager Heinrichs nach Lüneburg und erklärte ihm in aller Demuth: „Um Des willen, der sich für uns gedemüthigt und erniedrigt hat, bin ich bereit des Geringsten Eurer Leute Knecht zu werden.“ Diese Demuth gewann ihm das Herz des Herzogs. Dieser ward von nun an sein treuer Beschützer. Er beschenkte ihn mit dem Inseldorfe Bosau am Plönersee. Dort ließ Vicelin eine Kirche bauen, während er selbst unter dem Dach einer breiten Buche seine einzige Wohnung hatte. Dort besuchten ihn Viele, die aus innerm Antrieb des Herzens Trost und Belehrung bei ihm suchten. Nun ließen auch Manche sich freiwillig taufen. Tief schmerzte ihn der Verlust seines Gehülfen Dittmar. Er erfuhr dessen Tod als er wegen des Investiturstreites zwischen dem Erzbischof und dem Herzog eine Reise nach Merseburg angetreten hatte, an das Hoflager Friedrichs I. Von Alter und mancherlei Kummer darniedergebeugt, zog er sich nach Neumünster zurück. Hier ward ihm die rechte Seite vom Schlage gerührt und die Zunge gelähmt. Wie wir vom Evangelisten Johannes lesen, daß er sich noch in hohem Alter in die Gemeinde tragen ließ, um ihr den Gruß der Liebe zu bringen, so war es bei Vicelin. Dritthalb Jahre blieb er in

dieſem Zuſtande, bis er den 12. December 1154 durch den Tod erlöst ward. Am Tage ſeiner Beſtattung wurden reiche Almoſen unter die Armen ausgetheilt. Später folgte ſeine Heiligſprechung.[1])

Von Pommern wenden wir uns zu den Völkerſchaften der Lieven, Letten, und Eſthen, den Deutſchen des heutigen Rußlands. Es war im Jahr 1186, als von Segeberg in Wagrien aus ein Auguſtinermönch Meinhard auf einem Lübeckiſchen Schiffe nach Livland abſegelte. Er wurde 1188 von dem Biſchof Hartwig von Bremen zum Biſchof der Lieven ernannt, nachdem er eine Kirche zu Yrköll oberhalb Riga gegründet hatte. Allein ſein Wort fand wenig Eingang, und die Getauften wuſchen ihr Taufwaſſer in der Düna wieder ab. Meinhard ſtarb 1196. Ihm folgte der Abt Berthold von Loccum in Niederſachſen, der erſt durch Wohlwollen und Milde die Herzen zu gewinnen ſuchte, aber auch auf dieſem Wege umſonſt arbeitete. Da ſchrieb Papſt Cöleſtin III einen Kreuzzug wieder die Livländer aus. Allen wurde Vergebung der Sünden verſprochen, die an dieſem Zuge ſich betheiligen würden. Und ſo traten denn bald aus Niederſachſen, Weſtphalen, Friesland eine Menge geiſtlicher und weltlicher Herrn, denen ſich auch anſehnliche Kaufleute anſchloſſen, in Lübeck zuſammen. Unter Bertholds Anführung rückte der Zug nach Livland vor. Im Jahr 1198 kam es zu einem Treffen, in welchem die Lieven geſchlagen wurden, aber auch Berthold das Leben verlor. Etwa 150 wurden zur Taufe genöthigt, allein daſſelbe Schauſpiel wiederholte ſich wie zu Meinhards Zeit. Die im Lande zurückgebliebenen Geiſtlichen wurden mit dem Tode bedroht, und als ſie vertrieben waren, das alte Heidenthum wieder hergeſtellt. Nichtsdeſtoweniger ernannte der Erzbiſchof von Bremen im Jahr 1198 einen ſeiner Domherrn, Albrecht von Apeldern zum Biſchof der Livländer. Albrecht rüſtete eine Flotte von 23 Schiffen, auf denen er im Jahr 1199 ein Kriegsheer überſetzte. Nach mehrern blutigen Kämpfen ließen ſich Einige taufen. Nachdem Albrecht Geiſeln genommen, kehrte er nach Deutſchland zurück. An den Ufern der Düna aber, in

[1]) Vgl. den Aufſatz von Riſche in Piper's evangeliſchem Kalender 1860. S. 126 ff.

welcher die Taufe der Erſtlinge war vollzogen worden, gründete Albrecht die Stadt Riga ums Jahr 1200. Von da aus wurde dann das Chriſtenthum im dreizehnten Jahrhundert weiter in Livland verbreitet, zu dieſem Behuf ein eigener geiſtlicher Ritterorden geſtiftet, der ſchon erwähnte Orden der Schwertbrüder (1202). Auch die angrenzenden Provinzen Eſthland und Kurland wurden auf dieſem Wege der Gewalt bekehrt.

So weit die äußere Geſchichte der Verbreitung bis an den Anfang der Regierung Innocenz III. Es bleibt uns jetzt noch übrig, einen allgemeinen Ueberblick der kirchlichen Zuſtände der Zeit zu geben, ſo weit dieſelben nicht ſchon durch die Erzählung der Begebenheiten ſelbſt zu Tage getreten ſind.

Sehen wir erſt auf den äußern Haushalt der Kirche, ſo wurde dieſer immer weitläufiger und koſtbarer. Die Päpſte erhielten in allen Ländern Bevollmächtigte ihrer Gewalt unter dem Namen der Legaten. Dieſe, meiſt welſcher Abkunft und ſchon deßhalb den Deutſchen verhaßt, trieben einen fürſtlichen Aufwand, ſo daß manche gegen 1000 Pferde bei ſich führten. Es war nicht der Hohenſtaufe Friedrich I allein, der ſich hierüber beklagte, [1]) auch Männer, die ganz auf Seiten des päpſtlichen Syſtemes ſtanden, wie Bernhard von Clairvaux rügten das üppige und weltförmige Gebahren derſelben. „Euer Legat, ſchreibt Bernhard 1152 an den Biſchof von Oſtia,[2]) iſt von einem Volk zum andern, von einem Reich ins andere gereist und hat allenthaben abſcheuliche Fußſtapfen zurückgelaſſen. Der apoſtoliſche Mann, der vom Fuß der Alpen und vom deutſchen Reich durch alle Kirchen Frankreichs und der Normandie gereist iſt, er hat alles, nicht mit Verkündigung des Evangeliums, ſondern mit Schändung des Heiligſten erfüllt!“ Und nun erzählt Bernhard, wie er Kirchen geplündert, Geld erpreßt, junge Knaben zu geiſtlichen Würden befördert und ſich überhaupt ſo betragen habe, daß manche, um ſeiner los zu werden, ſich mit Geld abfanden.

---

[1]) Er ſagte ſie ſeien nicht als prædicatores, ſondern als prædatores (nicht als Prediger, ſondern als Räuber) nach Deutſchland gekommen (in ſeinem Brief an Hadrian IV.)

[2]) Neander, d. h. Bernhard. S. 331.

Auch die Domkapitel wurden immer üppiger. Nachgeborne Söhne von adelichen Familien wurden zum Voraus mit Domherrnstellen versehn; sie hießen Domjunker (Domicellare). So lange sie noch die bloße Anwartschaft und noch nicht die Pfründe hatten, hießen sie Canonici in herbis (Krautjunker), die andern Canonici in floribus. Das Leben „in floribus" ist sprüchwörtlich geworden.

Um ein Beispiel zu geben von dem Umfang der Domherrnstifte nenne ich das zu Lüttich, das in der Mitte des zwölften Jahrhunderts neun Königssöhne, vierzehn Herzogssöhne, dreißig Grafensöhne, sieben Freiherrn und Ritter in sich vereinigte. Eine hohe Wichtigkeit erlangten sodann die Domstifte dadurch, daß sie den Bischof wählten, ähnlich wie die Cardinäle den Papst. Dadurch traten sie zu dem Bischof selbst in ein ganz andres Verhältniß als früher. Sie traten aus dem Verhältniß der Abhängigkeit mehr und mehr heraus, und die Zuchtlosigkeit, die Ueppigkeit und Weltlichkeit nahm nirgends mehr überhand als hier. Einzelne Versuche, auch hier eine Reformation einzuführen, wobei die strenge Regel Augustins ihre Anwendung fand (regulirte Chorherrnstifte), konnten dem Strome des Verderbens nur wenig Einhalt thun. Männer so wie der Abt Geroch von Reichersberg, wie Bernhard von Clairvaux machen uns abschreckende Schilderungen von dem Leben der Weltgeistlichen, aber auch von dem der Stiftsgeistlichen und selbst der Mönche.[1]) Aber neben dieser Verweltlichung finden wir denn doch auch wieder ein Streben nach Vertiefung in die innersten Geheimnisse des Christenthums und nach einer ernsten Heiligung des Lebens und der Lebenszustände.

Seit Männer wie Anselm und Abailard, wenn auch von verschiedenen Standpunkten aus, den großartigen Gedankenproceß eingeleitet hatten, der auf nichts Geringeres ausging, als das Glauben mit dem Wissen zu vereinigen oder vielmehr über den Inhalt des Glaubens sich denkend Rechenschaft zu geben, wurde diese Arbeit auch von Andern fortgesetzt, bis endlich Peter der Lombarde, aus Novara gebürtig, gestorben 1164, als Bischof von Paris diesen Proceß zu einem gewissen Abschluß brachte in

[1]) Vgl. Ellendorf, d. h. Bernhard.

seinem dogmatischen Werke, das er Sentenzen überschrieb. Er hieß daher auch **Magister Sententiarum** (der Meister der Sentenzen), und sein gewaltiges Buch ward von nun an das Grundbuch der Dogmatik, über welches auf den hohen Schulen, namentlich auf der Schule zu Paris gelesen und welches wieder in andern, unzähligen Schriften commentirt wurde. Diese Fortbildung der Scholastik durch die Männer der Wissenschaft weiter zu beleuchten, überlassen wir billig den Gelehrten. Aber gerne möchte ich Ihre Aufmerksamkeit für jetzt noch auf eine Gruppe von Männern hinlenken, die nicht als bloße Schulgelehrte die edle Wissenschaft der Gottesgelahrtheit betrieben, sondern aus dem innersten Bedürfniß ihres Geistes heraus sich bemühten, das religiöse Leben bis in die geheimsten Tiefen seines Ursprungs zu verfolgen, den es im menschlichen Gemüthe hat und die darum mit der philosophischen Dialektik auch die religiöse Mystik verbanden, wenn wir dieses Wort anwenden wollen auf jene stille und sinnige Einkehr des Herzens in sich selbst, welche schon Anselm als unabläßliche Bedingung aller theologischen Forschung hingestellt hatte. Es sind dieß die Männer, welche die Schule von St. Victor in Paris zierten und die man daher auch die Victoriner nennt.

Gründer dieser Schule ist jener Wilhelm von Champeaux, an welchem Abailard zum Ritter zu werden suchte; ein tief religiöser Mann, wenn auch kein so gewandter Dialektiker als Abailard. In dem Kloster zu St. Victor in einer Vorstadt von Paris hatte er seine Schule gegründet im Jahr 1109. König Ludwig VI hatte dieser Schule die weltliche, und im Jahr darauf Papst Paschalis II die kirchliche Bestätigung ertheilt, worauf sie dann noch mit mancherlei Privilegien und Beneficien ausgestattet wurde. Aus dieser Schule ging ein Mann hervor, bei dem wir um so lieber verweilen, als wir ja wohl das Bedürfniß haben mögen, nachdem wir uns längere Zeit mit den äußern Kämpfen der Kirche beschäftigt haben, nun auch wieder in ein menschliches Herz zu schauen, in welchem das Heiligthum des mittelalterlichen Glaubens sich einen Altar gebaut hatte. Dieser Mann ist Hugo von St. Victor, den man wegen der Hoheit und Tiefe seiner Gedanken den zweiten Augustin oder auch die Zunge des heiligen Augustin, ja auch den Johannes seiner Zeit genannt hat.

Hugo war nach den einen Nachrichten ein Deutscher, ein Sachse, aus dem Geschlechte der Grafen von Blankenburg und Regenstein am Harz, nach Andern stammte er aus Flandern, aus der Gegend von Ypern.[1]) Ums Jahr 1097 geboren, wurde Hugo von seinen Eltern in das nahe bei Halberstadt gelegene, von seinem Oheim, dem Bischof von Halberstadt gegründete Kloster zu Hamersleben gegeben. Dieses Kloster war ein Haus der regulirten Chorherrn nach der Regel Augustins. Das klösterliche Leben sagte Hugo's Gemüthsart vollkommen zu, und zwar jenes klösterliche Leben, das mit den Uebungen der Frömmigkeit immer auch die ernsten, wissenschaftlichen Studien verband. Nach mehrern gelehrten Reisen, die er schon als Jüngling von 18 Jahren unternommen hatte, trat er in die genannte Schule von St. Victor ein, die er auch bis zu seinem Tode nicht verlassen hat; er starb als Kanonikus daselbst 1140.

Versuchen wir es, eine kurze Uebersicht über die theologische Denkweise dieses Mannes zu gewinnen.

Hugo unterschied drei Klassen von Menschen, welche dem Studium der Theologie sich zuwenden: erstens solche, welche sich dadurch Ehre und Reichthum zu erwerben suchen, die Bedauernswürdigsten von allen; zweitens solche, welche nur Befriedigung ihrer Wißbegierde suchen, also vor allen Dingen den Geheimnissen nachforschen und am Wunderbaren sich ergötzen; auch diese sind ihm nicht die wahren Jünger der göttlichen Wissenschaft. Sie behandeln die theologischen Dinge wie ein Schauspiel, das nur Unterhaltung gewährt, aber nicht Erbauung. Er bekennt sich zu der dritten Klasse derer, die aus innerm Herzenstriebe sich dem Studium der Schrift zuwenden, weil sie da die Quelle des Heils finden und dadurch zur Liebe gegen Gott und die Menschen entflammt werden. — „Drei Augen, sagt er hinwiederum, sind den Menschen gegeben, das sinnliche Auge für die Dinge außer ihm, das Auge der Vernunft, damit er sich selbst erkenne und was in ihm ist; dann aber das Auge der frommen Betrachtung, der Contemplation, zu schauen was über uns ist,

[1]) Es verdient die treffliche Monographie von Liebner über ihn nachgelesen zu werden.

das Göttliche. In unſrer jetzigen Schulſprache würden wir ſagen, Hugo ſtatuirt ein dreifaches Bewußtſein: das Weltbewußtſein, das Selbſtbewußtſein und das Gottesbewußtſein, und damit wird der Denker des zwölften Jahrhunderts auch bei vielen und nicht den unedelſten Denkern des neunzehnten Jahrhunderts ſeine volle Zuſtimmung finden. Hugo iſt aber weit entfernt anzunehmen, daß jenes dreifache Auge ein ungetrübtes, jenes dreifache Bewußtſein ein ungeſtörtes ſei. Er hätte kein Schüler Auguſtins, ja kein tieferer Kenner der Schrift und des menſchlichen Herzens ſein müſſen, wenn er nichts gewußt hätte von der Macht der Sünde und von den Trübungen und Störungen, welche durch dieſe auch in die Seelenorgane gedrungen ſind. Eben dieſer Trübung wegen iſt auch das Auge der Contemplation nicht mehr ausgeſtattet mit der Klarheit und Schärfe, die zur Erkenntniß der göttlichen Dinge nothwendig ſind. Darum tritt einſtweilen an die Stelle der Contemplation der Glaube. Der Glaube iſt, wie ſchon im Brief an die Hebräer gelehrt wird, die „Subſtanz der unſichtbaren Dinge“, und dieſer Subſtanz bemächtigen wir uns (wie auch Anſelm lehrt) vorläufig, ehe wir zur vollen Einſicht gelangen. Dem Glauben wohnt eine Gewißheit bei, welche weit über das bloße Meinen und Vermuthen hinausgeht, die aber gleichwohl hinter dem eigentlichen Wiſſen zurückbleibt. So ſteht der Glaube zwiſchen dem unſichern Meinen und dem ſichern und beſtimmten Wiſſen als ein Drittes in der Mitte. Hugo unterſcheidet ferner in dem Glauben den der Erkenntniß zugewendeten Inhalt und die im Gefühle ſich bethätigende Form deſſelben. Der Gläubige bemächtigt ſich der göttlichen Dinge durch das Gefühl, noch ehe ſie ihm zur klaren Erkenntniß geworden, aber er arbeitet ſie zu dieſer Erkenntniß aus. Das Geſchäft des Theologen und das Geſchäft des Logikers (Philoſophen) ſtehen nach Hugo in einem umgekehrten Verhältniß zu einander. Bei dem Theologen geht die Erkenntniß aus dem Glauben, bei dem Philoſophen geht der Glaube aus der Erkenntniß hervor. Wem kommt hier nicht das früher beſprochene Verhältniß von Anſelm und Abailard zu Sinn? Anſelm ging den theologiſchen, Abailard den philoſophiſchen Weg. — Durch den Glauben, lehrt Hugo weiter, machen wir uns erſt der Erkenntniß würdig; dem Gläubigen

ſchließt ſich die Erkenntniß nach und nach auf, bis ſie zur vollen Klahrheit gedeiht. Hugo unterſcheidet verſchiedene Stufen des Glaubens; die erſte und unterſte Stufe iſt die, welche nur dem frommen Gefühl folgt, ohne ſich über das Geglaubte Rechenſchaft zu geben. Die zweite die, welche dieſe Rechenſchaft ſich zu geben verſucht, und die dritte und höchſte die, welche durch Gottes Gnade zur vollen Erkenntniß der göttlichen Dinge hindurchgedrungen iſt. Jene innere Arbeit aber, die ſich aufringt vom bloßen Glauben zum Erkennen, iſt nicht eine bloße Arbeit des Denkens, nicht eine bloße Kopfarbeit, ſondern eine ſittliche That. Jemehr der Menſch innerlich ſich reinigt von böſen Leidenſchaften, je uneigennütziger er ſich hingibt an Gott, deſto eher und ſicherer gelangt er an das Ziel. Das reine Herz wird durch innere Erfahrung eines täglichen Umganges mit Gott auch täglich gefördert und gewinnt eine ſolche Gewißheit und Sicherheit, daß wenn auch eine ganze Welt von Wundern ſich entgegenſtellte, es von dem Glauben an Gott und von der Liebe zu ihm nicht kann weggeriſſen werden. —

Es mag dieß genügen, um einen Eindruck von der tief gehenden Theologie der Victoriner zu erhalten. In Hugo's Fußtapfen trat der Schotte Richard von St. Victor, der ſeit 1160 Prior dieſes Kloſters war und 1173 ſtarb. Auch Richard nimmt eine ähnliche Stufenfolge der religiöſen Erkenntniß an, wie Hugo. Er unterſcheidet die Meditation von der Contemplation. Die eine führt zur andern, beide aber werden unterſtützt von der göttlichen Offenbarung. Das iſt die höchſte Seligkeit des Menſchen, lehrt Richard, wenn der eigene Geiſt aufgegangen iſt in Gott, wenn der Friede Gottes alles menſchliche Sinnen und Denken, alles menſchliche Wollen und Streben in ſich aufgenommen hat. Auch nach Richard gelangt der Menſch nur zur Erkenntniß Gottes, wenn er von der Außenwelt abgezogen, einkehrt in ſich ſelbſt und ſich reinigt von aller ſündlichen Begierde. Wer da Gott ſchauen will, lehrt er, der muß vor allen Dingen den Spiegel ſeines eigenen Geiſtes reinigen, damit er das Bild Gottes in ſich aufnehme. „Wenn du noch nicht fähig biſt, in dich ſelbſt einzugehen, wie willſt du fähig ſein zu erforſchen, was in dir und über dir iſt?“ — Dieſes Hineinweiſen des Menſchen in ſich ſelbſt

war um so nöthiger in einer Zeit, wo man glaubte durch die Beobachtung äußerer Satzungen und Ceremonien Gott näher zu kommen oder ihn mit der bloßen Schärfe des Begriffs erreichen zu können. Darum bildet die mittelalterliche Mystik eine so wohlthätige Ergänzung sowohl zu der äußern Werkheiligkeit des mittelalterlichen Katholicismus, als zu den Ausartungen einer grübelnden Scholastik. Gegen letztere trat nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts, ums Jahr 1180, ein dritter Victoriner, Walter von St. Victor, auf, aus Flandern, der den Abailard und seine Schüler bekämpfte.

Daß nun aber auch die Mystik wieder zu Extremen, zu Ueberspannung und Ueberschätzung des innern Lebens, zu großen Einseitigkeiten und zu ungerechter Beurtheilung der Wissenschaft führen konnte, wird niemand leugnen. Die Geschichte der Mystik hat ihre Ausartungen wie die der Scholastik. Aber die, welche gewohnt sind, in dem Mittelalter eitel Barbarei und Verdumpfung des Geistes zu sehen, mögen wohl einige Augenblicke stille stehen vor solchen Gestalten und sich fragen, ob denn die Weisheit unsrer Zeit, wo es sich noch immer um dieselben Fragen, noch immer um die Feststellung der Begriffe von Glauben und Wissen handelt, so gar weit über jene hinaus sei? Wenn in den Dingen des materiellen und socialen Lebens, in allem was die Erkenntniß und die Bearbeitung der äußern uns umgebenden Natur betrifft, ein ungeheurer Fortschritt nicht geleugnet werden kann, so werden sich die, welche über die ewigen Wahrheiten Aufschluß suchen, gewiß auch in unsrer Zeit sich nicht verlassen sehn, gleich als ob diese, wie man ihr oft vorwirft, in Materialismus versunken und keines höhern Gedankens zugänglich wäre; aber gewiß ist, daß eben die, welche zu unsrer Zeit eine Antwort haben auf die Fragen nach den göttlichen und ewigen Dingen, sich immer und immer wieder gewiesen sehen an das, was die Männer der Vorzeit erforscht, erfahren, erlebt, erbetet haben. Gewiß ist, daß wir oft auf eine überraschende Weise das schon im eilften und zwölften Jahrhundert einfach schön und klar und gründlich ausgesprochen finden, was die Weisheit unsrer Zeit erst wieder erobern und gleichsam aus dem Schutte ihrer eignen Trümmer wieder hervorrufen zu müssen glaubt. Hat doch gerade die bessere, neuere

Theologie uns die Quellen auch der mittelalterlichen Gottesgelehrsamkeit wieder eröffnet, aus denen ihrer Zeit auch unsre Reformatoren geschöpft haben und aus denen noch immer weiter zu schöpfen gerade die tiefsten und gediegensten Geiste unsrer Zeit sich nicht schämen.

Von der Mystik der Victoriner, wie sie in Form des wissenschaftlich verarbeiteten Gedankens auftritt, d. h. von der *speculativen* Mystik haben wir zu unterscheiden jene visionäre Mystik, wie sie *auch* ihre Vertreter im Mittelalter hatte und zwar vorzüglich unter dem weiblichen Geschlechte. Lassen Sie mich hier noch der heiligen *Hildegard* gedenken, der Tochter Hildebrechts von Böckelheim, eines Ritters des Grafen von Sponheim. Sie ist geboren 1097 (1098) zu Böckelheim bei Creuznach. Schon in zartem Alter wurde sie ihrer Tante, der Aebtissin Jutta in dem Kloster auf dem Desenberge zur Erziehung gegeben. Dort nahm sie den Schleier, dort verweilte sie bis zu der Tante Tod. Dann zog sie 1148 auf den Rupertsberg bei Bingen mit eilf Benedictiner-Nonnen. Sie stiftete das Kloster Eibingen im Rheingau und starb den 11. September 1179 in einem Alter von mehr als 80 Jahren. Die h. Hildegard war als Frau für Deutschland, was der h. Bernhard als Mann für Frankreich war, natürlich in bescheidnerm Maaße. Sie stand auch mit dem h. Bernhard selbst, sowie mit vielen andern Theologen und Kirchenmännern ihrer Zeit, mit Bischöfen und Aebten, ja sogar mit Päpsten, mit Königen und Kaisern, wie mit den Hohenstaufen Konrad III und Friedrich I und andern fürstlichen Personen in Verbindung und brieflichem Verkehr. Was ihr besonders Ansehn gab, war ihre *Sehergabe*, die auf die Empfehlung Bernhards selbst vom Papst Eugen III auf einer Synode von Trier (1147) kirchlich anerkannt wurde. Ihre Weissagungen und ihre Briefe waren großentheils gegen das *Verderben* der Kirche gerichtet, wie es in allen Ständen und in allen Gestalten zu Tage trat. Es findet sich darin wohl auch Ueberspanntes und manches unter dem später Gesammelten ist auch geradezu unächt. Aber manche ihrer Ermahnungen zeugen von einer über ihrer Zeit stehenden christlichen Weisheit und Erkenntniß. Bedeutsam ist, wie sie *vorwitzige* Fragen, die an sie gestellt wurden, zurückwies und den Fragenden

ernſtlich befahl, ſich an die heilige Schrift zu halten. Auch verwarf ſie bei alle ihrer Heiligkeit die Werke ſelbſterwählter Frömmigkeit, und ermahnte Alle, ihr Heil doch ja nicht bei Menſchen zu ſuchen, ſondern bei Chriſtus allein und dem lebendigen Gott. Damit, durch das Hinweiſen auf die h. Schrift als die rechte Quelle der religiöſen Erkenntniß, und auf den Glauben an Chriſtus als den einzigen Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, hat dieſe Heilige bereits der Reformation in die Hände gearbeitet. Und unter ihren Weiſſagungen iſt die nicht die geringſte, daß ſie eine Zeit der Sichtung der Kirche verkündigte, nach welcher die Morgenröthe der Gerechtigkeit aufgehn und die durch Drangſale geläuterte Prieſterſchaft gläubiger werde, wie das geläuterte Gold.

Wir brechen damit für dieſen Winter ab. Es hätte noch das Eine und das Andere können zur Sprache gebracht werden, das noch in den Rahmen unſres Zeitraums hätte mögen gezwängt werden, das aber noch ſchicklicher und bequemer in einen ſpätern Zuſammenhang ſich einreiht: ich meine die Geſchichte Peter Waldo's und der Waldenſer, die Verhältniſſe der griechiſchen zur abendländiſchen Kirche u. a. m. Im Ganzen haben wir unſre Aufgabe vollendet, welche dahin ging, die Geſchichte der Kirche des Mittelalters bis auf Innocenz III darzuſtellen. Die Regierungszeit dieſes Papſtes ſelbſt iſt ſo reich, es knüpfen ſich da wieder ſo viele neue Fäden an, wie die Geſchichte der großen Bettelorden, die weitere Ausbildung der Scholaſtik und Myſtik, die Wirkſamkeit der Univerſitäten, die höhere Entwicklung der chriſtlichen Baukunſt, die Vollendung der Kreuzzüge, die Ketzerkriege wider die Waldenſer und Albigenſer, das Inſtitut der Inquiſition, — daß die wenigen Stunden, über die ich allenfalls noch hätte verfügen dürfen, doch kaum würden hingereicht haben, dieſe Dinge zu irgend einem Abſchluß zu bringen. — So werden wir uns denn für jetzt damit begnügen müſſen, nachdem wir zur Zeit Gregors VII bereits eine beträchtliche Höhe erlangt haben, bis unten an den Gipfel der höchſten Höhe geführt worden zu ſein, auf der das Bild Innocenz III ſteht. So Gott will, gedenke ich in meinem zweiten Kurſe mit dem Ende des zwölften und dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts meine Zuhörer gleich auf dieſe Höhe

hinzuſtellen, die mehr ſcheinbar als wirklich noch weiter hinanſteigt bis zu Bonifaz VIII, dann aber in jähen Abſchüſſen wieder abwärts führt durch die dunkeln Schatten des vierzehnten Jahrhunderts, durch die Zeit der großen Kirchenſpaltung hindurch, bis endlich mit dem fünfzehnten die Gegend ſich wieder erweitert, zum Theil auch verflacht, und uns die Ausſicht öffnet in eine neue Zeit, in die der Reformation.

Bahnmaier's Buchdruckerei (C. Schultze) in Baſel.

Vorlesungen

über die

Kirchengeschichte des Mittelalters.

Von

Dr. K. R. Hagenbach,

Prof. der Theol. in Basel.

Zweiter Theil.

Von Innocenz III bis auf die Reformation.

Leipzig,

Verlag von S. Hirzel.

1861.

Die christliche Kirche

vom

dreizehnten bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

Vorlesungen

von

Dr. K. R. Hagenbach,
Prof. der Theol. in Basel.

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1861.

Vorwort.

Vorwort.

Mit diesem Bändchen schließt sich der Cyclus der Vorlesungen, die ich seiner Zeit mit der Reformation des 16. Jahrhunderts begonnen habe und bei welcher Periode wir nun wieder angelangt sind. Daß darin manches wieder erzählt werden mußte, was schon vor bald dreißig Jahren in den einleitenden Vorlesungen zur Reformationsgeschichte behandelt worden ist, war unvermeidlich. Den Vorwurf wird man mir aber nicht machen können, daß ich mich nur selbst wieder ausgeschrieben hätte. Vielmehr werden sich zwischen der frühern Darstellung und der jetzigen mancherlei Discrepanzen zeigen, was seinen Grund einfach in dem seitherigen Fortschritten der Wissenschaft selbst hat. Ob und in wie weit ich freilich auch jetzt hinter diesen zurückgeblieben, darüber erwarte ich die Belehrung der Geschichtskundigen, für die ich zu jeder Zeit empfänglich und auch dankbar gewesen bin. Bedauern muß ich in dieser Hinsicht, daß das neueste Werk von Baur: „die christliche Kirche des Mittelalters“ mir erst zugekommen ist, als sämmtliche Bogen dieses Bändchens schon gedruckt waren. Sollte es mir später gegeben sein, die in verschiedenen Zeiträumen erschienenen und darum etwas lose unter sich verbundenen Vorlesungen in ein zusammenhängendes Ganzes

umzuarbeiten, und endlich noch die neueste Zeit daran anzuschließen, so würde ich dadurch Gelegenheit erhalten, manche Unebenheiten auszugleichen und den Lesern eine fortlaufende Kirchengeschichte von Anfang bis Ende zu geben, wobei die Form der Vorlesungen immerhin beibehalten werden könnte. Einstweilen bitte ich, dieses letzte Bruchstück, wie die frühern, mit gewohnter Nachsicht aufzunehmen.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erste Vorlesung. Des Mittelalters vierte Periode von Innocenz III bis Bonifaz VIII. — Einleitung. — Innocenz III. Seine Stellung zu Deutschland, Frankreich und England. — Johann ohne Land. — Die Magna Charta. 1

Zweite Vorlesung. Der vierte Kreuzzug und die Kinder-Kreuzzüge. — Verbreitung des Christenthums in Livland. — Der Orden der Schwertbrüder. — Innocenz und die Juden. — Die Häresie. — Albigenser und Waldenser. — Ketzerverfolgungen. Anfang derselben in Orvieto. 18

Dritte Vorlesung. Der Albigenserkrieg. — Das vierte lateranensische Concil. — Amalrich von Bena. — Anfänge der Inquisition. — Die Ohrenbeichte. — Innocenz III. Verschiedene Urtheile über ihn. 37

Vierte Vorlesung. Rückblick auf die Größe Innocenz III. — Die Bettelorden. — Dominicus und die Dominikaner. — Franz von Assisi und die Franziskaner. 54

Fünfte Vorlesung. Noch Einiges über den h. Franciscus und dessen Orden — Die Tertiarier. Die Bedeutung der Bettelorden überhaupt. — Die Päpste nach Innocenz III (Honorius III, Gregor IX, Innocenz IV) in ihrem Kampfe mit Friedrich II von Hohenstaufen. — Der fünfte Kreuzzug. — Die Pfaffenkönige. — Weitere Kämpfe bis zu Conradins Tod. — Das Interregnum. — Rudolf von Habsburg und Gregor X. — Das Conclave. — Martin IV. — Sicilien und die sicilianische Vesper. — Cölestin V. — Der Eremit auf dem Stuhle Petri. 74

Sechste Vorlesung. Die letzten der Kreuzzüge. — Ludwig IX (der Heilige). — Weitere Verbreitung des Christenthums in Preußen. — Das Christenthum in Asien. — Priester Johannes. — Die Mongolen. 93

Siebente Vorlesung. Das Inwendige der Kirche. — Hierarchie und Kultus. — Die Heiligen und die Legende. — Das christliche Leben und die christliche Sitte. — Die h. Elisabeth von Thüringen. — Konrad von Marburg. — Ausgelassenheiten des Klerus. — Die geistlichen Schauspiele. — Das Narren- und Eselsfest. . . . 112

Achte Vorlesung. Die mittelalterliche Theologie. — Die Universitäten. — Die Scholastik. — Alexander von Hales, Albert der Große, Thomas von Aquino, Bonaventura, Duns Scotus. Gegenwirkung. Roger Baco, Raymund Lull. — Uebersicht der herrschenden Kirchenlehre. 134

Neunte Vorlesung. Des Mittelalters fünfte Periode: von Bonifaz VIII bis zum Schlusse des Basler Concils. — Bonifaz VIII und Philipp der Schöne von Frankreich. — Das päpstliche Jubeljahr. — Clemens V. — Die babylonische Gefangenschaft in Avignon. — Untergang der Templer. 157

Zehnte Vorlesung. Avignon. — Johann XXII. Benedict XII. Clemens VI. Cola di Rienzo. Urbau V. Gregor XI. Rückkehr nach Rom. Urban VI. — Das abendländische Schisma. — Die Pariser Universität. — Heinrich von Langenstein. — Ruf nach einem allgemeinen Concil. — Die Synode von Pisa (1409). . . 172

Eilfte Vorlesung. Das Sectenwesen des Mittelalters. — Brüder und Schwestern des freien Geistes. Die Apostler. — Die Spiritualen, Zelatoren, Fraticellen. — Die Beginen und Begharden. Die Pastorellen. — Die Geißler und Tänzer. 190

Zwölfte Vorlesung. Das Innere der Kirche im 14. Jahrhundert. — Die Dome. — Cultus und Lehre. — Wilhelm Occam und die Sophistik. — Buridan's Esel. — Die Mystik. — Meister Eckart. — Nicolaus von Basel und die Gottesfreunde. Tauler. Suso. Ruysbroek. — Heilige Frauen. Katharina von Siena. Brigitta und Katharina von Schweden. — Der Brigittenorden. . . 209

Dreizehnte Vorlesung. Die Vorläufer der Reformation. — Noch einmal die Waldenser. — John Wikliffe und die Wikliffiten in England. — Die Lollarden. — John Oldcastle, Baron von Cobham. 228

Vierzehnte Vorlesung. Reformatorische Bewegung in Böhmen. — Die Vorläufer von Hus: Milic' von Kremsier. Konrad Waldhausen. Matthias Janow. — Johannes Hus und Hieronymus von Prag. 245

Fünfzehnte Vorlesung. Das Constanzer Concil. — Der Prozeß gegen den Papst Johann XXIII. — Prozeß und Hinrichtung von Hus und Hieronymus. — Die Reformversuche des Concils. — Wahl Martins V. — Auflösung des Concils. — Jean Charlier Gerson. 264

Sechszehnte Vorlesung. Bewegung in Böhmen. — Jacobus von Mies. — Der Hussitenkrieg. — Taboriten und Calixtiner. — Das Basler Concil. — Eugen IV. — Die Hussiten auf dem Concil. — Felix V als Gegenpapst. — Sieg der Eugenianer. — Basler Compaktaten. — Unionsversuch mit den Griechen. — Synode von Florenz. 284

Siebenzehnte Vorlesung. Die Uebergangsperiode aus dem Mittelalter in die neue Zeit. Zeitrichtungen in Cultus und Lehre. — Raimund von Sabunde. — Nicolaus Lyra. — Laurentius Valla. — Papst Nicolaus V. — Eroberung Constantinopels. — Anregung neuer Kreuzzüge. — Capistrano. — Die Päpste

Calixt III. Pius II. Paul II. Sixtus IV. — Andreas von Crain. — Innocenz VIII und die Hexenprozesse. — Alexander VI. — Pius III. — Widersprechende Urtheile über das Papstthum. 304

Achtzehnte Vorlesung. Die Reformatoren vor der Reformation. — Thomas a Kempis. — Gerhard Groot und Florentius Radewin. — Die Brüder des gemeinsamen Lebens. — Johann Wessel und Johann von Wesel. — Geiler von Kaisersberg. 322

Neunzehnte Vorlesung. Girolamo Savonarola. — Marsilius Ficinus. — Pico von Mirandola. — Die Renaissance. — Julius II. — Leo X. — Die Inquisition in Spanien. — Torquemada. — Das Christenthum in Amerika. — Bartolomeo Las Casas. — Rückblick auf Deutschland. — Schluß. 343

Ein christlicher Mystiker

Forschungen über einen Typus der Frömmigkeitsgeschichte

Die christliche Kirche

vom

dreizehnten bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

Erſte Vorleſung.

Des Mittelalters vierte Periode von Innocenz III bis Bonifaz VIII. — Einleitung. — Innocenz III. Seine Stellung zu Deutſchland, Frankreich und England. — Johann ohne Land. — Die Magna Charta.

In den Vorleſungen des vorigen Winters, zu deren Fortſetzung ich Sie eingeladen habe, habe ich Sie bis auf die Höhe des Mittelalters geführt, bis auf Innocenz III, von dem ich Ihnen blos noch den Namen genannt habe. Dieſe Höhe laſſen Sie uns nun gleich wieder einnehmen und von da herab eine Rundſchau halten, ehe wir den Verlauf unſrer Geſchichte weiter verfolgen. Der Höhenpunkt iſt das Papſtthum, zu deſſen Füßen die Reiche der Welt ſich ausbreiten als Provinzen gleichſam des mächtigſten aller Reiche, des Himmelreiches. Neben dem Papſtthum freilich, der Spitze der geiſtlichen Macht, erhebt ſich noch kräftig das Kaiſerthum mit dem Anſpruch, da das weltliche Schwert zu führen, wo nach billigen Anſchauungen das geiſtliche Schwert in der Scheide zu ruhen hat. Aber da eben zeigte ſich uns ſchon früher das Verhältniß der beiden großen Mächte als ein geſpanntes, und mehr als einmal ſahen wir das geiſtliche Schwert gegen das weltliche gezückt. Auch nach den Demüthigungen zwar, die das deutſche Kaiſerthum zu Canoſſa erfahren, hatte es ſich wieder kräftig zuſammengenommen in dem Hohenſtaufen Friedrich I dem Rothbart: den Sieg errungen hatte es jedoch nicht; auch Friedrich I war zeitweiſe unterlegen, und gerade da, wo wir jetzt ſtehen, erhebt ſich das Haupt Roms ſtolzer als je; denn der Mann, den wir den Kampf mit Rom auf's Neue werden aufnehmen ſehen, Friedrich II, ſchlummert noch in der Wiege, und was vor

der Hand unſern Blicken ſich darſtellt, die ſtreitige Kaiſerwahl in Deutſchland, dient nur dazu, das geiſtliche Anſehn zu befeſtigen.

Aber nicht Deutſchland allein, auch die beiden Länder, die unter ſich im Kampf erſcheinen, Frankreich und England, bieten jedes für ſich dem Papſt Gelegenheit, das Gewicht ſeiner Herrſchaft ſie fühlen zu laſſen. Noch finden wir den Boden Italiens erſchüttert von den Kämpfen, deren Zuſchauer wir geweſen ſind. Rom ſelbſt hat ſich von den Erſchütterungen noch nicht erholt; noch ſchwankt es zwiſchen einer unbeſchränkten Anerkennung der päpſtlichen Oberherrlichkeit und den demokratiſchen Grundſätzen, wie ihnen Arnold von Brescia einen bedenklichen Ausdruck gegeben hatte. In den Vordergrund tritt Sizilien, deſſen ſich bei Zeiten zu verſichern ſich als die erſte und wichtigſte Aufgabe der päpſtlichen Politik darſtellt. Aber weit über Italien hinaus ſpannt ſich das Netz dieſer päpſtlichen Politik. Wir haben früher geſehen, wie in dem ſcandinaviſchen Norden, in Dänemark, Schweden, Norwegen, bis nach den fernſten Inſeln hin, unter denen Island hervorragt, das Chriſtenthum Eingang gefunden, freilich zumeiſt auf dem Wege der Gewalt. Noch war es indeſſen nicht überall befeſtigt, und ein weites Feld der Eroberungen iſt damit auch noch der Zukunft geöffnet. Im fernen Oſten war der Kampf um das heilige Land noch immer nicht beendet. Der große Saladin war unlängſt geſtorben. Neue Streitkräfte ſollten gegen die Ungläubigen entſandt, aber auch neue geiſtige Kräfte in Bewegung geſetzt, neue Geldmittel herbeigeſchafft und vor Allem die allmählig erlöſchende Gluth der Begeiſterung auf's Neue angefacht werden. Die griechiſche Kirche und das griechiſche Reich ſtanden noch immer, losgeriſſen von Rom, als ſchismatiſche, widerſtrebende Mächte dem abendländiſchen Kirchenthum gegenüber. Auch dieſen Widerſtand zu überwinden, auch die morgenländiſche Kirche in den Verband der abendländiſchen hineinzuziehen, war die Aufgabe, die ſich jeder Papſt auf's Neue ſtellen mußte, wenn er mit der kirchlichen Univerſalmonarchie Ernſt machen wollte.

Wenden wir uns nach dem Innern der Kirche, ſo haben wir geſehen, wie das, was wir den Katholicismus des Mittelalters nennen, beinahe zu ſeinem Abſchluß gelangt war. Als ein Hauptträger dieſes mittelalterlichen Katholicismus iſt uns

neben dem Papſtthum das Mönchsthum erſchienen. Dieſes hatte ſich bereits aus den erſten Anfängen des Anachoretenthums heraus zu einem vielverzweigten Ordensweſen entwickelt; noch fehlte einzig zur Vollendung des Ganzen die Gründung jener beiden mächtigen Orden, die wir als Bettelorden ebenſo den Schlußſtein der Mönchshierarchie bilden ſehen, wie die übrige Hierarchie mit Innocenz III ihren Abſchluß erhält.

Und wie mit den äußern Inſtituten, ſo iſt es mit dem innern Leben der Kirche ſelbſt, mit der Wiſſenſchaft, mit der Theologie, mit dem Cultus. Die Anfänge der ſogenannten „Scholaſtik“ haben wir bereits kennen gelernt; aber noch wartet das künſtlich angelegte Lehrgebäude der großen Meiſter, die es in gleicher Weiſe vollenden ſollen, wie die Dome in den Wunderwerken der deutſchen Baukunſt ihre Vollendung erhalten und wie der ganze Cultus durch die zum Dogma erhobene Lehre von der Wandlung das letzte und intenſivſte myſteriöſe Gepräge empfängt. In allen dieſen Beziehungen abſchließend und vollendend erſcheint uns in dieſer Hinſicht jenes vierte lateranenſiſche Concil, in welchem die Satzungen und Uebungen der Kirche ihren kanoniſchen Ausdruck, ihre Beſtätigung erhielten.

Mit einem Worte, die Fäden des Gewebes ſind alle ſchon angeſponnen, alle ſchon auf das eine Ziel hin gerichtet, in welchem ſie ſich begegnen ſollen, ſie warten alle nur der geſchickten und ſichern Hand, die ſie zuſammenziehen und zum Ganzen verbinden ſoll. Dieß blieb nun eben der Perſönlichkeit vorbehalten, mit der wir uns zu beſchäftigen haben. Aber freilich galt es nicht nur, dieſe Fäden zuſammen zu ziehen und zuſammen zu halten; es galt auch zu wehren nach außen; es galt, mit eiſerner Hand die feindlichen, auflöſenden Mächte darnieder zu halten, die in Geſtalt der Secten, oft ſogar unter der Maske des Mönchsthums mitten in das künſtlich angelegte Gewebe zerſtörend eingriffen und es gleich einem Spinnengewebe zu zerreißen drohten.

Wir ſind ſomit auf eine Perſönlichkeit geſpannt, die viele und ſcheinbar widerſprechende Eigenſchaften in ſich vereinigen mußte, wenn ſie nach allen Seiten das Papſtideal verwirklichen, das von Andern begonnene Werk zum Ziele führen ſollte. Wir haben einen hochbegabten, hochverſtändigen, einen ſeine Zeit ver-

ſtehenden und ſeine Zeit beherrſchenden Charakter zu erwarten, der durch Weisheit und Güte ſeines Waltens ebenſo die Herzen zu gewinnen, als durch Entſchiedenheit, und wo es ſein mußte durch Liſt und Gewalt ſich durch alle Schwierigkeiten Bahn zu machen und ſeinen Willen als den höchſten, ja als den göttlichen Willen durchzuſetzen wußte. Und ein ſolcher Charakter war Innocenz III.[1]) Lothar (das war ſein Taufname), aus dem erlauchten Geſchlechte der Conti, war der Sohn Traſimunds, des Grafen von Segni und Anagni. Er wurde frühe in die wiſſenſchaftliche Laufbahn geleitet. Auf den berühmteſten Schulen der Zeit, in Rom, in Paris, in Bologna hatte er Philoſophie, Theologie und kanoniſches Recht ſtudirt. Auch als Schriftſteller hatte er ſich bereits hervorgethan und zwar auf einem Gebiete, wo wir es am wenigſten erwarten. Merkwürdig, der Mann, der die Herrſchaft der Welt erſtrebte, ſchrieb einen Traktat über die Verachtung der Welt (de contemtu mundi) oder über das menſchliche Elend (de miseria humanae conditionis). Aber gerade die Weltverachtung in dem Sinne, in welchem das mönchiſch geſinnte Mittelalter ſie nahm, führte zur Weltunterjochung.

Lothar war noch nicht über 37 Jahre alt, als am Todestag des eben verſtorbenen Papſtes Cöleſtin III, den 8. Januar 1198, die Cardinäle — nicht wie ſonſt in der lateranenſiſchen Baſilica, ſondern in einem Kloſter ſich verſammelten, in welchem ſie ſich vor dem Andrange der Deutſchen, die bis an die Thore Roms vorgedrungen waren, ſicher glaubten. Während der Wahlhandlung wollte man bemerkt haben, daß drei Tauben in dem Verſammlungsſaale hin- und herflogen, und als nun die Wahl auf Lothar gefallen, da habe ſich die ſchönſte der Tauben, von dem reinſten Weiß des Gefieders, auf Lothars rechte Schulter niedergelaſſen. Der Gewählte ſelbſt aber, im Gefühl ſeiner Jugend und im Blick auf die Bürde, die mit der Würde ihm ſollte aufgelegt werden, bat unter Thränen, ihn damit zu verſchonen. Wir kennen dieſe Scenen bereits; ſie wiederholten ſich faſt bei

[1]) Hurter, Innocenz III. Hamb. 1834. 4 Bde. — Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen. — Neander, Kirchengeſchichte.

jeder Papſtwahl, und liefen dahin aus, daß der Gewählte ſich am Ende doch erbitten ließ und dann nur um ſo feſter und zäher die einmal ergriffenen Zügel in der Hand hielt. Lothar, oder wie er jetzt ſich nannte, Innocenz, und zwar der Dritte, hatte die höhern Weihen der Kirche noch nicht erhalten; er war erſt Diacon und mußte ſich zuvor zum Prieſter und zum Biſchof weihen laſſen, ehe er die päpſtliche Weihe empfangen konnte. Schon am Tage der Wahl ſelbſt aber, unmittelbar nach derſelben, wurde er unter mancherlei Ceremonien und unter dem Geſang: „Herr Gott, dich loben wir," auf den päpſtlichen Stuhl gehoben. Da empfing er dreimal aus der Hand des Kämmerlings eine Handvoll Geldes, die er unter das Volk auswarf. Nur wie eine bittere Ironie müſſen unſern Ohren die dabei geſprochenen apoſtoliſchen Worte klingen: „Silber und Gold habe ich nicht; aber was ich habe, das gebe ich dir." Eine zweite Geldſpende wurde unter den Worten ausgeworfen: „Er hat ausgetheilt, er hat den Armen gegeben, ſeine Gerechtigkeit währet in Ewigkeit!" Die Papſtweihe aber ging den 21. Februar in der Peterskirche vor ſich; ſie ward verrichtet durch den Biſchof von Oſtia. Hier las Innocenz, mit dem Pallium bekleidet, die erſte Meſſe als Papſt; hier legte er den Eid ab und hielt vor Geiſtlichkeit und Volk eine lange Rede, in der er ſein Programm entwickelte. Im Anſchluß an die Worte des Heilandes vom treuen und klugen Knecht, den der Herr über ſein Geſinde ſetzt, daß er ihm Speiſe reiche zu ſeiner Zeit, betonte es der Redner auf's Nachdrücklichſte, daß der Mann auf Petri Stuhl kein Herr ſei, ſondern ein Knecht, daß er nicht zu herrſchen da ſei, ſondern zu dienen. Dann hob er die Laſt des Amtes hervor, die ihn faſt zu Boden drücke, die Verantwortung, die ihm bange mache. „Nur der Glaube und ein recht zuverſichtlicher Glaube könne ihn tröſten und ermuthigen. Aber der Glaube ohne Werke (fuhr er fort) iſt todt; nicht die Hörer, ſondern die Thäter des Wortes ſind gerecht vor Gott. Treue und Klugheit ſind beides nothwendige, einander ergänzende Eigenſchaften. Möchten ſie mir von Gott verliehen werden!" Mitten unter dieſen demüthigen Bekenntniſſen der eigenen Schwäche machte ſich aber auch wieder das Bewußtſein der erlangten Würde in ſtolzen Worten geltend: „Ich bin über das Geſinde geſetzt; —

mir sind die Schlüssel des Himmelreichs gegeben; — der Knecht, den der Herr über sein Gesinde gesetzt hat, ist kein anderer, als der Statthalter Christi, der Nachfolger Petri. Dieser steht in der Mitte zwischen Gott und den Menschen; weniger als Gott, mehr als der Mensch; er richtet Alle und wird von Niemand gerichtet, wie der Apostel sagt: Gott allein ist's, der mich richtet." — Mit der Obermacht des Papstes, die er in solcher Weise betonte, hob dann Innocenz auch die Einheit der Kirche hervor nach den beliebten Ausdrücken und Bildern der Zeit: Eine ist meine Taube und Auserwählte; einer der ungenähte und unzertheilte Rock Christi; eine die Arche, in die Alle müssen gerettet werden, wenn sie nicht ertrinken sollen in den Fluthen des Verderbens." — Nun aber lenkt der Redner wieder ein, und gleich als wollte er wieder gut machen, was er soeben gesprochen und was ihm den Vorwurf der Selbstüberhebung zuziehen konnte, kehrt er noch einmal zurück zu der hohen Verantwortlichkeit, die seinen schwachen Schultern sei auferlegt worden und redet noch einmal sehr eindringlich von den schweren Pflichten, die er als Hirte zu erfüllen habe und bittet Gott den Herrn um den Beistand seiner Gnade. Nachdem Innocenz diese Rede gehalten, in der seine ganze Gesinnung gleichsam prophetisch enthalten ist, trat er im heiligen Schmuck und gefolgt von der hohen Geistlichkeit den Weg an von der Peterskirche nach dem lateranensischen Palaste. Die heilige Stadt erschien in ihrem reichsten Festschmucke; unter dem Schwingen der Rauchfässer, unter dem Schall der Psalmen und Lobgesänge, streute das Volk Blumen auf den Weg und ließ den lautesten Jubel ertönen. Selbst die Juden drängten sich geschmeidig zum Gruße herbei und überreichten dem Papste nach alten Gebrauch ihre Gesetzbücher. Ein Gastmahl beschloß den festlichen Tag.

Nun aber ging es an die Arbeit. Das Erste was Innocenz zu thun fand, war die Wiederherstellung der Oberherrschaft in Rom und dem Kirchenstaate. Gleich am Tage nach seiner Wahl ließ er sich von dem kaiserlichen Stadtpräfekten den Eid der Treue leisten und traf die ihm nöthigen Aenderungen im städtischen Regimente. Aber auch an seinem eigenen Hofe führte er zweckmäßige Reformen ein. In Einfach-

heit der Lebensweise ging er mit eigenem Beispiel voran. Goldene und silberne Gefäße wurden an hölzerne und gläserne vertauscht; nicht mehr als drei Gerichte sollten auf der Tafel erscheinen; an die Stelle kostbarer Hermeline trat ein einfacher Mantel von Schafswolle. Auch die Bedienung ward vereinfacht; die Edelknaben abgedankt; schlichte Ordensmänner hatten die Aufwartung zu besorgen. Dem Laster der Simonie, das wir schon aus der frühern Zeit kennen, und den übrigen Gelderpressungen der Kurie suchte Innocenz nach Kräften zu steuern; die Verwaltung seines Hauses sollte nach allen Beziehungen eine musterhafte, seine innere Regierung eine untadeliche sein.

Aber seine Größe sollte erst hervortreten in seiner Stellung nach außen. Da richtete er denn zuerst seine Blicke auf das Königreich Sizilien, welches nach Tankreds Tod an die Hohenstaufen gelangt war. Nach Kaiser Heinrichs IV Tod suchte dessen Gemahlin Constantia die päpstliche Belehnung für ihren unmündigen Sohn Friedrich. Noch auf ihrem Sterbebett ernannte sie den Papst zum Obervormund über denselben, den Kanzler Bischof Walter von Troja aber nebst den Erzbischöfen von Palermo, Montreale und Capua zu dessen Räthen. Diesen Anordnungen widersetzte sich aber Herzog Marquard von Ravenna, der mit dem Anspruch hervortrat, der Kaiser habe ihn zum Vormund seines Sohnes ernannt. Nun brachte es der Papst dahin, daß 1208 die Großen Siziliens Friedrich als ihren rechtmäßigen König huldigten.

Ehe dieß geschah, waren in Deutschland Unruhen ausgebrochen wegen der Kaiserwahl. Der Oheim des jungen Friedrich, Herzog Philipp von Schwaben und Tuscien, war am 6. März 1198 durch eine Versammlung deutscher Fürsten zum König von Deutschland erwählt worden. Aber die Partei der Welfen stellte ihm Otto, den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen, als Otto IV entgegen. Ein Bürgerkrieg brach aus, der zehn Jahre das ohnehin schwer heimgesuchte, unter dem Drucke der Hungersnoth seufzende Deutschland bedrängte. Der Süden und Osten war auf der Seite des Hohenstaufen; der Norden Deutschlands und der Niederrhein stand auf des Welfen Seite. Für letztern erklärte sich auch Innocenz nach längerem Schwanken. Er sandte den Bischof von

Präneſte als Legaten nach Deutſchland, um Otto, der ihm den Eid des Gehorſams leiſtete, zum König zu erklären, den Gegnern aber mit dem Bann zu drohen. Auch hier wieder vernehmen wir dieſelbe Sprache, an die wir bereits gewöhnt ſind. „Die Prieſter im alten Bunde, ſo ließ ſich der Papſt vernehmen, nahmen den Zehnten und gaben ihn nicht, ſie weiheten und wurden nicht geweiht, ſie ſalbeten und wurden nicht geſalbt; darum ſtehen ſie höher als die, welche geweiht und geſalbt werden. Chriſtus hat zu Petrus geſagt: die Pforten der Hölle werden die Gewalt der Kirche nicht überwältigen; mithin erſtreckt ſich die Gewalt der Fürſten nur auf dieſe Erde, die der Prieſter in den Himmel. Jene herrſchen über den Leib, dieſe über die Seele; jene über einzelne Landſchaften und Reiche; der Papſt, als Statthalter Chriſti, über den ganzen Erdkreis. Das Prieſterthum ſtammt aus göttlicher Einſetzung, die weltliche Macht gründet ſich auf die Anmaßung Nimrods, des gewaltigen Jägers. Das Königthum ward den Juden auferlegt zur Strafe für ihren Abfall von Gott, das Papſtthum iſt den Völkern gegeben zu ihrer Rettung. Wo immer die weltliche Macht es gewagt hat, der Kirche zu widerſtehen, da iſt ſie zerſchmettert worden von der Rotte Korah's bis auf dieſen Tag.“ —

Innocenz hoffte an Otto einen König nach ſeinem Herzen zu erhalten. Rühmte er es doch an ihm, daß er von gottesfürchtigen Ahnen entſproſſen und im Beſitze der edelſten Tugenden ſei. Als aber Philipp, dem auch ein großer Theil der deutſchen Geiſtlichkeit anhing, immer mehr an Anſehn gewann, als ſelbſt entſchiedene Anhänger Otto's von dieſem abfielen und zu Philipp übertraten (ſo auch der Erzbiſchof Adolf von Köln, der dem Otto die Krone aufgeſetzt), da ließ ſich auch der Papſt zu Friedensunterhandlungen herbei und ſprach Philipp 1207 vom Banne los. Hinwiederum ſuchte Philipp ſeine chriſtliche, dem Papſt ergebene Geſinnung dadurch an den Tag zu legen, daß er in ganz Deutſchland eine Steuer für das gelobte Land anordnete. Es fehlte wenig, ſo wäre der Papſt ganz auf Philipps Seite getreten, wenn dieſen nicht ein unerwarteter Tod erreicht hätte. Er ward bekanntlich im Jahr 1208 durch Otto von Wittelsbach in Bamberg ermordet. Sofort ſtand der Papſt nun wieder auf Otto's Seite,

der sich jetzt auch „von Gottes und des Papstes Gnaden" römischer König nannte und 1209 in Rom gekrönt wurde. Nun ward Otto IV allgemein als Kaiser von Deutschland anerkannt. Der Bürgerkrieg hatte ein Ende, aber auch der Friede des Kaisers mit dem Papst. Als Otto seine kaiserlichen Rechte in Italien geltend machen wollte, als er namentlich die sogenannte Mathildische Erbschaft antastete, glaubte der Papst ihn erst vor Uebermuth warnen zu sollen, und als die Warnung nichts fruchtete, sprach er im Jahr 1211 den Bann über ihn aus. Otto hielt sich um diese Zeit in Capua auf, wo er das Winterquartier bezog. Capua selbst ward mit dem Interdict belegt, weil die dortigen Stiftsherrn sich unterstanden hatten, in Gegenwart des gebannten Kaisers Gottesdienst zu halten. Das gleiche Schicksal traf Neapel, weil es dem Kaiser gehuldigt. Durch den Erzbischof Siegfried von Mainz ließ der Papst den Bann über Otto auch in Deutschland verkündigen. Dieß wirkte. Von einer Anzahl Fürsten wurde Otto der Kaiserkrone unwürdig und verlustig erklärt. Sie richteten nun ihr Augenmerk auf den jungen Hohenstaufen, Friedrich von Sizilien, und auch der Papst unterstützte diesen. Als Otto im Jahr 1212 sich nach Deutschland aufmachte, folgte ihm Friedrich auf dem Fuße nach; er gewann, auch von Frankreich unterstützt, bald die meisten Stände für sich, und nachdem er von dem päpstlichen Legaten in Deutschland, dem Erzbischof Siegfried von Mainz, die Salbung empfangen, ward er im Juni 1215 zu Aachen feierlich gekrönt. Von da regierte er als Friedrich II. — Otto mußte sich bis zu seinem Tode (1218) mit den Braunschweigischen Erblanden begnügen.

So der Papst in seiner Stellung zu Deutschland. Wir blicken nach Frankreich. Schon bei frühern Päpsten, schon bei einem Nicolaus I im neunten Jahrhundert haben wir gesehen, wie die Einmischung in die Ehesachen der Fürsten ihnen Gelegenheit gab, dieselben ihre Macht fühlen zu lassen. Ein solcher Fall wiederholte sich unter Innocenz III. Der verwittwete König von Frankreich, Philipp August, hatte 1193 um die Hand einer jungen dänischen Prinzessin, Ingeburge, der Schwester des Königs Kanut, geworben und zur Gattin erhalten. Aber bald stellte sich ein Mißfallen an der getroffenen Wahl bei ihm ein und er dachte

auf Scheidung. Er berief ein Concil von Biſchöfen, größtentheils Verwandten ſeines Hauſes, nach Compiegne, und dieſe ſprachen durch das Organ des Erzbiſchofs von Rheims die Scheidung aus, indem ſie einen Verwandtſchaftsgrad vorſchützten, der die Ehe nach kanoniſchen Geſetzen unmöglich mache. Während Ingeburge in einem Kloſter ihre Tage vertrauerte, ſchritt der König zu einer neuen Ehe mit Agnes, der Schweſter des Herzogs von Meran, entgegen dem Verbote Cöleſtins III, der ihm das Eingehen einer neuen Verbindung unterſagt hatte. Der ſchwerbeleidigte Bruder der Verſtoßenen, der König von Dänemark, wandte ſich nun, nachdem Cöleſtin nichts hatte ausrichten können, an deſſen kräftigern Nachfolger Innocenz. Dieſer ſchickte einen Legaten, den Cardinal Peter von Capua, nach Frankreich und ließ den König auffordern, ſeine rechtmäßige Gattin wieder zu ſich zu nehmen. Er drohte im Weigerungsfalle mit dem Interdict. Der König ließ es auf das Aeußerſte kommen und ſo ſchritt auch der Legat, im Namen des Papſtes, zum Aeußerſten. Auf St. Nicolaustag des Jahres 1199 berief er ein Concil nach Dijon; es erſchienen die Erzbiſchöfe von Lyon, Rheims, Beſançon und Vienne; 18 Biſchöfe und viele Aebte. Der König erſchien nicht. Er hatte die beiden Aebte, die gekommen waren ihn vorzuladen, aus dem Schloſſe werfen laſſen. In ſeinem Namen erſchienen jedoch zwei Abgeordnete, welche gegen jeden Beſchluß des Concils zum Voraus proteſtirten und eine Appellation des Königs nach Rom ankündigten; allein der Legat hatte bereits die Vollmacht erhalten, auf keine derartige Appellation zu achten. Die Synode ſchritt alſo vorwärts. Sieben Tage hatten die Verhandlungen gedauert. Jetzt wurde das Interdict in der ſchauerlichſten Weiſe über Frankreich ausgeſprochen. Um Mitternacht verkündigte der dumpfe Hall der Glocken das Herannahen des Gerichtes. Bei Fackelſchein zogen Biſchöfe und Prieſter in die Domkirche. Das Bild des Gekreuzigten war in Trauerflor gehüllt; ein klägliches „Herr, erbarme dich unſer“ durchwogte die öden Hallen. Nachdem ſodann die Reliquien der Heiligen in die unterſten Räume der Kirche geflüchtet und die geweiheten Hoſtien vom Feuer waren verzehrt worden, trat der Legat in einer violettnen Stola, wie ſie die Prieſter am Charfreitag zu tragen pflegen, vor den Altar und ſprach im Namen

Jesu Christi über das ganze Gebiet des Königs von Frankreich das Interdict. Es sollte so lange auf dem Lande lasten, so lange der König seinen ehebrecherischen Umgang mit Agnes von Meranien nicht aufgebe. — Noch sollte indessen eine Gnadenfrist gestattet sein. Die Bekanntmachung des Edicts sollte erst 20 Tage nach dem Weihnachtsfeste erfolgen. Allein auch diese Frist ließ der König vorübergehen, ohne seinen Sinn zu ändern. Nun begab sich der Cardinal nach Vienne in dem vormaligen Königreich Burgund, das jetzt unter der Hoheit des deutschen Kaisers stand. Dort wurde eine Versammlung von Geistlichen veranstaltet, die gleichsam nur eine Wiederholung des Concils von Dijon war. Die Veröffentlichung des schon ausgesprochenen Interdicts wurde hier beschlossen. Von da an hörte aller Gottesdienst in Frankreich auf. Kein Priester weihete hinfort das Sacrament des Altars; die Orgel verstummte mit dem Gesange. Todtenstille herrschte in der Kirche, die all ihres Schmuckes beraubt war. Die Crucifixe lagen auf der Erde, die Reliquienschränke waren verschlossen, verschlossen auch die Thüren der Kirche selbst. Auch die Heiligenbilder auf den Straßen waren verhüllt. Taufen fanden zwar noch statt, aber in aller Stille. Ehen wurden auf den Gräbern zusammengegeben; dem Sterbenden ward die sogenannte geistliche Wegzehrung (das h. Abendmahl) nur wie im Verstohlenen gereicht in der Morgenstunde des Freitags; die letzte Oelung aber ward ihm verweigert und auch das Begräbniß entbehrte jeder kirchlichen Weihe. Die Feiertage waren zu Trauertagen geworden, und am Tage des Herrn durfte blos auf dem Vorhof der Kirche eine Predigt, und zwar eine Bußpredigt stattfinden. Dieser Stillstand des kirchlichen Lebens, in welchem damals alles Leben pulsirte, hatte natürlich auch einen Einfluß auf die bürgerlichen und geselligen Zustände. Auch da verstummte alles was an Festlichkeit und Freude des menschlichen Daseins erinnert. Selbst Handel und Gewerbe stockten, weil Niemand in der Christenheit mit den Gebannten verkehren wollte, und kam dann noch, wie es hier der Fall war, äußere Noth, Unfruchtbarkeit des Landes, Mißernte u. s. w. hinzu, so erblickte der Glaube der Zeit auch hierin eine göttliche Bestätigung des von der Kirche ausgesprochenen Fluches. —

So wurde denn am dritten Tage nach Lichtmeß des Jahres 1200 das Interdict in Vollzug geſetzt. Freilich nicht überall in derſelben Strenge. Es fanden ſich auch jetzt Prieſter, die dem päpſtlichen Befehl zum Trotz oder aus Furcht vor der weltlichen Rache den Gottesdienſt fortſetzten; andere aber verweigerten ſtandhaft jede geiſtliche Verrichtung. Bald zeigten ſich die Folgen auch im äußern Leben. Eifrige Chriſten, welche des Troſtes der Religion nicht länger entbehren wollten, verließen das Land und begaben ſich nach der Normandie, unter engliſche Herrſchaft. Das Volk murrte und drohte mit Empörung gegen den König. Dieſer verfuhr nun mit der äußerſten Härte gegen die Geiſtlichen, welche der päpſtlichen Verordnung ſich fügten. Der Biſchof von Paris ward aus ſeinem Pallaſte vertrieben und ſeines Gutes beraubt; der Biſchof von Senlis rettete ſich durch die Flucht. Auch die unglückliche Ingeburgis ſollte die Rache des Königs empfinden. Sie ward aus ihrem Kloſter weggeſchleppt und auf das feſte Schloß Etampes in der Nähe von Paris gebracht, wo ſie mit aller Strenge als Gefangene behandelt wurde. Aber des Königs Wuth ſollte ſich legen. Noch hatte der Papſt nicht über die Perſon des Königs und ſeiner jetzigen Gattin, Agnes, den Bann verhängt. Geſchah dieß, ſo war eine Revolution unvermeidlich. Das bedachte der König noch zu rechter Zeit; er überwand ſeine Gefühle und fügte ſich in das Unvermeidliche. Er ſandte Abgeordnete an den Papſt und ließ um eine neue Unterſuchung der Sache bitten. Allein Innocenz wollte nur von Unterwerfung unter den bereits geſchehenen Spruch wiſſen. Da kehrte noch einmal dem König der alte Trotz wieder. Noch einmal warf der ritterliche Degen, der alte Kreuzfahrer dem Papſte den Handſchuh hin mit den Worten, vor denen damals wohl mancher gute Chriſt ſich bekreuzt haben mochte: „Ich will ein Ungläubiger werden. Wie glücklich war doch Saladin; er hatte keinen Papſt!“ — Nun berief der König die Prälaten und Herrn ſeines Reichs, um ſich mit ihnen zu berathen. Aber dieſe wußten keinen andern Rath, als den der Unterwerfung. Und ſo mußte der König wohl oder übel ſich zum zweiten Mal fügen und eine abermalige Geſandtſchaft nach Rom gehen laſſen. Neue Legaten erſchienen in Frankreich; ſie wurden mit Jubel aufge-

nommen. Auf einer Verſammlung zu Soiſſons im Frühling 1201 entſagte Philipp feierlich der Agnes und ſöhnte ſich mit der verſtoßenen Ingeburgis aus. Das Interdict war ſchon früher wieder aufgehoben worden. Agnes ward nach dem Schloſſe Poiſſy gebracht und ſtarb bald an einem gebrochenen Herzen.

Ein ähnliches Verfahren wie gegen den König Frankreichs, verſuchte Innocenz auch gegen den König von Leon in Spanien, Alfons IX. Er that ihn in den Bann, weil er ſich weigerte, von ſeiner Gemahlin Tarſia ſich zu ſcheiden, die ihm nach geiſtlichem Rechte zu nahe verwandt war; doch hier gelang es dem Papſte nicht, ſeinen Willen durchzuſetzen.

Den größten Sieg aber trug Innocenz über die weltliche Macht davon, England gegenüber. Wir erinnern uns, wie ſchon früher unter Alexander III heftige Streitigkeiten zwiſchen der Krone von England und dem römiſchen Stuhl ſtattgefunden hatten, in deren Folge das Blut eines Thomas Becket gefloſſen war. Aehnliche Auftritte drohten ſich wiederholen zu wollen.

Im Jahr 1205 war der Erzbiſchof Hubert von Canterbury geſtorben. Es handelte ſich um eine neue Wahl; aber die Stiftsherrn konnten ſich nicht einigen. Da griff Innocenz durch, indem er aus eigener Machtvollkommenheit den gelehrten Cardinal Stephan Langthon einſetzte (1207). Darin aber erblickte der König Johann einen Eingriff in ſeine königlichen Rechte. Er proteſtirte gegen die Wahl des Papſtes und vertrieb die Stiftsherrn, welche deſſen Entſcheid hervorgerufen hatten. Es muß dem Papſt nachgeredet werden, daß er erſt durch gütliche Mittel den König umzuſtimmen ſuchte. Er hielt ihm das Blut des Märtyrers Becket vor und warnte ihn, ſich ähnlicher Verantwortung auszuſetzen wie dort ſein Ahnherr Heinrich II. Allein der König wollte nichts von Nachgeben wiſſen. Da befahl der Papſt den drei Biſchöfen von London, Ely und Worceſter, noch einmal ihren Landesfürſten zum Gehorſam gegen Rom aufzufordern; werde aber dieſer verweigert, ſo ſollen ſie das Interdict über das Land ſprechen. Eine ſchwere Aufgabe für die Prälaten! Fußfällig und unter Thränen baten ſie den König, er möge ihnen dieſe traurige Ausübung ihres Auftrages erſparen, er möge ſich beugen dem allgewaltigen Willen des Papſtes. Aber umſonſt!

In den heftigſten Drohungen erging ſich der König, wenn einer ſeiner Geiſtlichen es wagen würde, von Interdict zu ſprechen. Landesverweiſung, Verſtümmelung, Blendung ſollte die treffen, die ſich zur Vollziehung deſſelben herbeiließen. „Packt euch, ſo fuhr er die Biſchöfe an, aus meinen Augen, wenn euer Leben euch lieb iſt.“ — Nun blieb den Biſchöfen nichts anderes übrig, als zu thun, was ſie durch ihr Flehen hatten abwenden wollen. Den 24. März 1208, den Montag vor der Oſterwoche, ſprachen ſie über England das Interdict. Es iſt nicht nöthig, die Wirkungen dieſer Strafe noch einmal zu ſchildern. Noch blieb der König ungebeugt. Der Papſt richtete ein Schreiben an ihn, worin er ihm alles Ernſtes zuredete und die Hoffnung ausſprach, daß ſein Sinn ſich werde erweichen laſſen. Sollte er ſich aber in dieſer Hoffnung täuſchen, dann, drohte er, würde er ſchärfere Zuchtmittel anwenden müſſen. „Geliebteſter Sohn, ſo ſchrieb er unter anderm, verhärte dich nicht und bringe dich nicht ſelbſt in größere Verlegenheit; denn obwohl wir dich lieben und du kirchliche Strafe nur ungerne aufnehmen würdeſt, ſo müßten wir doch, wofern du inner drei Monaten nicht unſern Willen erfüllen ſollteſt, dich aus der Gemeinſchaft der Gläubigen ausſchließen. Siehe, der Bogen iſt geſpannt, fliehe, fliehe vor dem Pfeil, der nicht zurückfliegt, damit er nicht eine ſchwere Wunde ſchlage, deren Narbe auch dann noch bleibt, wenn die Wunde ſelbſt auch wieder geheilt werden kann.“ Die Drohung war keine leere. Als Johann der Warnung nicht folgte, ward der Pfeil abgeſchoſſen, der Bannſtrahl auf des Königs Haupt geſchleudert. Und ſo wurden denn wiederum die drei Biſchöfe von London, Ely und Worceſter, denen ſchon die Execution des Interdictes war aufgetragen worden, von dem Papſte beſtimmt, den Bann über ihren König zu ſprechen. Allein dieſe Prälaten hatten bereits ſich nach Flandern geflüchtet und hüteten ſich wohl, nach England zurückzukehren, um ein ſolches Wageſtück zu vollziehen. So prallte denn dieſer Pfeil ab an der Bruſt des Königs; das Volk aber trug geduldig die Entbehrung des Gottesdienſtes oder wußte ſich auch ohne Papſt zu helfen. Die glücklichen Unternehmungen Johanns gegen die Schotten und Irländer beſtärkten ihn in ſeinem Widerſtande gegen den Papſt. Dieſer hatte aber noch einen Pfeil in ſeinem

Köcher zurück und auch dieſen drückte er auf des Königs Haupt ab. Zum Banne fügte er die Abſetzung. Er entband die Unterthanen des Eides gegen ihren König und forderte den König Philipp Auguſt von Frankreich auf, ſich wider England zu rüſten und es für ſich und ſeine Nachkommen zu erobern. Allen, die an dieſem Kriege theilnehmen würden, ward ähnlich wie den Kreuzfahrern in's gelobte Land, Vergebung ihrer Sünden zugeſichert. Philipp rüſtete ein Heer aus. Auf dem Geſtade in Boulogne ſammelte ſich die Flotte. Auch Johann rüſtete ſich zur Gegenwehr. Inzwiſchen aber hatte er ſich zu neuen Unterhandlungen mit Rom herbeigelaſſen, welche durch den ſchlauen Legaten Pandolfo geführt wurden. Anfänglich ſchienen dieſelben zu keinem Ziele zu führen, aber die wachſende Streitmacht Philipps, die Gefahr eines Abfalles der engliſchen Großen wirkten entmuthigend auf Johann. Im vorigen Jahre hatte ein einfacher Landmann, Peter v. Wakefield, dem aber das Volk Prophetengabe zuſchrieb, den Ausſpruch gethan, am künftigen Himmelfahrtsfeſte werde Johann nicht mehr König ſein. Das Himmelfahrtsfeſt ſtand nun bevor. Johann mochte ſich der Weiſſagung erinnern. Es ward ihm unheimlich zu Muthe. Da faßte er den Entſchluß, den er durch einen Schwur auf das Evangelienbuch bekräftigte, dem Urtheil der Kirche, d. h. dem Urtheil des Papſtes ſich zu unterziehen. Und ſo geſchah es am 13. Mai des Jahres 1313, (der Montag vor dem gefürchteten Himmelfahrtsfeſte), daß König Johann in die Hände des Legaten feierlich gelobte, dem apoſtoliſchen Stuhl ſich zu unterwerfen und jeglichen Schadenerſatz zu leiſten. Aber noch mehr als dieß. Am Vorabend des Himmelfahrtsfeſtes ſelbſt entſagte Johann zu Handen des Papſtes ſeiner Krone und der Herrſchaft über England und Irland und ſtellte dem Pandolfo darüber folgende Urkunde aus: „Um mir für die der heiligen Kirche zugefügten Beleidigungen Gottes Barmherzigkeit zu erwerben und weil ich außer meiner Perſon und meinem Reich nichts Köſtlicheres anzubieten habe, übergebe ich aus Antrieb des h. Geiſtes, nicht durch Gewalt oder Furcht genöthigt, ſondern aus freiem Willen und mit der Zuſtimmung meiner Barone — Gott und ſeinen heiligen Apoſteln Petrus und Paulus, meiner Mutter, der heiligen römiſchen Kirche, meinem Herrn,

Papſt Innocenz und deſſen katholiſchen Nachfolgern zur Büßung meiner und meines ganzen Geſchlechtes Sünden, die Königreiche England und Irland mit allen Rechten und Zubehörden, um dieſelben von Gott und der römiſchen Kirche als Lehnsträger wieder zu empfangen." — Nun legte er auch den Vaſalleneid in die Hände des Legaten ab, und verpflichtete ſich überdieß außer dem ſchon früher üblichen Peterspfennig eine weitere Abgabe von 700 Mark für England und 300 für Irland an den päpſtlichen Stuhl zu entrichten. Die beſiegelte, von dem Erzbiſchof von Dublin und vielen Baronen unterzeichnete Urkunde wurde dem Legaten übergeben. Unter einem feierlichen Geleite begab ſich ſodann Johann in die Kirche. Dort legte er die Krone und alle Inſignien der königlichen Würde ab und wiederholte den Lehenseid in feierlicher Weiſe für ſich und ſeine Nachkommen. Der Legat warf das ihm zum Zeichen des Tributes dargebotene Geld zur Erde und trat es mit Füßen.

Mit dem ſtolzen Gefühl des errungenen Sieges entfernte er ſich aus England, ohne noch den entthronten König vom Banne gelöst zu haben. Erſt ſollte der König den Ernſt ſeiner Zuſagen beweiſen: namentlich ſollte er die von ihm verbannten Biſchöfe, den Erzbiſchof Stephan Langthon an ihrer Spitze, zurückrufen. Dieß geſchah im Juni deſſelben Jahres. Nun erſt ſprachen die Biſchöfe den König vom Banne los; aber noch blieb das Interdict auf dem Lande. Erſt am 2. Juli ward es auf des Papſtes Geheiß feierlich aufgehoben, nachdem es 6 Jahre, 3 Monate und 14 Tage auf dem Lande gelaſtet. Der Legat berief eine Verſammlung von Geiſtlichen und Baronen in die St. Paulskirche und ſprach die löſende Formel. Ein „Herr Gott, dich loben wir" war die Antwort darauf. Johann aber, der um einen ſo theuern Preis den Frieden in Rom erkauft hatte, führt von daher in der Geſchichte den ſchimpflichen Namen Johann ohne Land. Nun ſollte auch Philipp Auguſt von Frankreich den Krieg wider England einſtellen. Aber aus Verdruß darüber kehrte er nun ſeine Waffen gegen Johanns Bundsgenoſſen, den Grafen von Flandern, und bemächtigte ſich nach der ſiegreichen Schlacht von Bouvines (1215) eines Theiles ſeiner Länder. In demſelben Jahre aber errangen die Stände den großen Freiheitsbrief Englands,

der unter dem Namen **Magna charta** berühmt ist. Diese **Magna charta**, die zugleich die Grundlage der politischen Verfassung Englands wurde, gewährte auch dem Klerus die Wahlfreiheit seiner Bischöfe, und es konnte Innocenz unmöglich ihren Bestimmungen seinen Beifall geben. Vergebens schleuderte er jedoch gegen die Barone, die an der Karte festhielten, den Bann. „Es offenbarte sich, wie ein neuerer Geschichtsschreiber[1]) sagt, die päpstliche Gewalt auf ihrem Gipfel gegenüber der Macht, vor der sie einst untergehen sollte."

Soll ich noch die weitern Verhältnisse zu andern europäischen Ländern berühren, in welche Innocenz durch seine Regierungsweise sich setzte? Soll ich er erzählen, wie er Sancho I von Portugal nöthigte, den Tribut an den päpstlichen Stuhl zu zahlen? wie er Peter von Arragonien krönte und dessen Land seinem Stuhle zinsbar machte? wie er in Ungarn als Schiedsrichter zwischen entzweiten königlichen Brüdern, Heinrich und Andreas, auftrat? wie er, als der Bulgarenfürst Kalojohannes vom griechischen Reiche sich unabhängig machte, nicht unterließ, die alten Ansprüche auf die Bulgarei zu erneuern? Es würde uns zu weit in das politische Gebiet hineinführen. In großen und allgemeinen Zügen haben wir des gewaltigen Papstes Stellung zu den Mächten dieser Welt nun hinlänglich kennen gelernt. Es bleibt nur übrig, seine Stellung zur Kirche als solcher noch näher zu betrachten. Aber auch da wieder können wir ein mehr weltliches und ein mehr geistliches Gebiet unterscheiden, die Eroberung für die Kirche mit eisernen Waffen und die geistige Führung derselben unter dem Hirtenstabe des Priesters. Das Erstere führt uns noch einmal auf den Schauplatz der Kreuzzüge.

[1]) Hase, Kirchengeschichte.

Zweite Vorleſung.

Der vierte Kreuzzug und die Kinder-Kreuzzüge. — Verbreitung des Chriſtenthums in Livland. — Der Orden der Schwertbrüder. — Innocenz und die Juden. — Die Häreſie. — Albigenſer und Waldenſer. — Ketzerverfolgungen. Anfang derſelben in Orvieto.

Zu den Erſcheinungen der mittelalterlichen Kirche, mit der wir uns auch in dieſem Winter beſchäftigen, gehören vorzüglich die Kreuzzüge. An ſie denken wir unwillkürlich, ſobald wir nur das Mittelalter nennen. Und mit Recht, denn ſie ſind ſpecifiſch mittelalterlich. Wohl haben auch das Papſtthum, das Mönchsthum, der ganze katholiſche Cultus und was daran hängt, die Scholaſtik und die Myſtik, ſie alle haben ihre tiefſten und ſtärkſten Wurzeln im Mittelalter, und wir betrachten ſie von unſerm Zuſtand aus als unverträglich mit den Anſchauungen und den Richtungen der modernen Welt; aber nichtsdeſtoweniger dauern dieſe Inſtitute noch in der Gegenwart fort. Das Papſtthum friſtet noch immer ſein Daſein, und keiner weiß, wie lang es Gott gefällt, dieſe Friſt zu verlängern; das Mönchsthum, obgleich von allen Seiten beſchränkt und gehemmt, als eine Antiquität betrachtet, es dauert denn doch noch fort in ſeinen Repräſentanten. Ebenſo vollzieht ſich der römiſch-katholiſche Cultus bis auf dieſe Stunde, und wir können täglich die Uebungen und Gebräuche mit anſchauen, die ihre Entſtehung und Ausbildung großentheils dem Mittelalter verdanken und nur von da aus verſtanden werden können. Selbſt die alte Scholaſtik freut ſich ja noch immer eines Nachwuchſes, nicht nur in der katholiſchen, auch in der proteſtantiſchen Kirche. Aber die Kreuzzüge, die ſind vorüber. Sie ſind einmal in dieſer Geſtalt über die Bühne der Welt-

geſchichte gegangen und ſchwerlich werden ſie wiederkehren; denn wenn auch die orientaliſche Frage noch immer ihrer letzten Löſung wartet, wenn gerade im gegenwärtigen Augenblick die an den Chriſten in Syrien verübten Gräuel nur allzu lebhaft an jene Bedrückung der frühern Zeit erinnern, welche die Kreuzzüge zur Folge hatten, ſo mag immerhin der Gedanke aufwachen an allerlei blutige Kämpfe, die noch im Schooße der Zukunft verborgen ſind, durch welche es möglicherweiſe hindurch muß, bis die Frage entſchieden iſt. Aber auch die kühnſte Phantaſie wird dabei nicht mehr in jene Romantik ſich hineinverirren, wie ſie eben dem mittelalterlichen Ritterweſen eigen war und wie wir ſie uns nothwendig mit den Kreuzzügen verbunden denken. Es iſt alſo ein rein hiſtoriſches Intereſſe, was uns bei der Beachtung der Kreuzzüge leitet. Wir haben ſie rein objectiv zu betrachten als einmal Dageweſenes und Vergangenes und als ein ſolches ſehen wir ſie nun auch eingreifen in die Geſchichte Innocenz III.

Wir haben bereits in den Vorleſungen des letzten Winters geſehen, wie der ſchon früher hie und da angeregte Gedanke zu einem bewaffneten Zuge nach dem gelobten Lande zu Befreiung der unter dem Joche der türkiſchen Herrſchaft ſeufzenden Chriſten zum erſtenmal ſeine Verwirklichung gefunden hat zu Ende des 11. Jahrhunderts: wie dort auf die Predigt des Einſiedlers Peter von Amiens hin die Blüthe der abendländiſchen Ritterſchaft, an ihrer Spitze Gottfried von Bouillon aufbrach und nach vielen unſäglichen Mühſalen die heilige Stadt im Juli 1099 eroberte. Wir haben ſodann geſehen, wie um die Mitte des 12. Jahrhunderts nach dem Verluſte von Edeſſa, der hochverehrte Abt Bernhard von Clairvaux die Gemüther aufs Neue zur Uebernahme eines Kreuzzuges begeiſterte, welchen die Könige Ludwig VII von Frankreich und Konrad, König der Deutſchen anführten. Wir haben aber auch den unglücklichen Ausgang dieſes zweiten Kreuzzuges kennen gelernt, indem wir ſehen mußten, wie in der Schlacht bei Hittin (1187) die Macht der Chriſten der Kriegskunſt und Tapferkeit des Sultans Saladin erlag. Da ging denn auch die heilige Stadt für die Chriſten verloren. Einen dritten Kreuzzug ſahen wir endlich ſich erheben im Jahr 1189 unter Anführung eben jenes Philipp Auguſt von Frankreich, deſſen Ehe-

ſtreit uns in der vorigen Stunde beſchäftigte, und des engliſchen Königs Richard Löwenherz. An dieſem dritten Kreuzzuge hatte ſich auch Friedrich Barbaroſſa, der ſchon den zweiten als Jüngling mitgemacht, noch als Greis betheiligt; aber er ließ ſein Leben in den Fluthen des Kalykadnus im Juli 1190, und auch ſein Sohn, Friedrich von Schwaben fand in der Belagerung von St. Jean d'Acre ſeinen Tod. So weit haben wir die Geſchichte der Kreuzzüge im vorigen Winter verfolgt. Wir haben auch die geiſtlichen Ritterorden entſtehen ſehen, theils zur Verpflegung der Pilger, theils zur Vertheidigung des eroberten Ordens mit dem Schwerte, den Johanniter- und den Templerorden, dem ſich dann auch der deutſche Orden anſchloß.

Noch gab die abendländiſche Chriſtenheit den bereits hundertjährigen Kampf nicht auf, und wie hätte der Mann, der wie wenige Andere ſich berufen fühlte, als Statthalter Chriſti deſſen Sache auf Erden zu führen, wie hätte Innocenz III nicht auch wieder dahin ſeine Blicke richten ſollen, wo noch immer das Kreuz Chriſti und die heiligſten Stätten chriſtlicher Erinnerung der Schmach preisgegeben, wo ſo viele alte Scharten auszuwetzen, und wenn Gott Glück gab, neue Siegeskränze zu erobern waren? Innocenz zögerte damit nicht lange. Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung (1198) richtete er ein Schreiben an die geiſtlichen und weltlichen Herrn von Frankreich, England, Ungarn und Sizilien, und forderte ſie zur Theilnahme an dem heiligen Werke auf. Jenes Wort des Herrn: „wer mir folgen will, der nehme ſein Kreuz auf ſich," betrachtete er als einen Ruf des Heilandes, der vom Himmel her an die Chriſtenheit ergehe. Jeder, der ſich dem Kampfe entziehe, begehe eine Untreue an dem Herrn. — Doch mahnte er wieder verſtändig ab vor unbefugter Theilnahme. Arme, die ſtatt mitzufechten, nur bettelten, Schwächlinge, deren Gegenwart mehr hinderlich als förderlich ſei, die möchten nur zu Hauſe bleiben. Dieſe alle, auch die Greiſe und Weiber können dem heiligen Werke dadurch dienen, daß ſie betend ihre Hände gen Himmel aufheben, und wenn Gott ſie mit zeitlichen Gütern geſegnet, daß ſie ſolche dafür hingeben. In allen Kirchen ſollte alſo für die Sache Gottes gebetet, neue Steuern ſollten erhoben und ſelbſt die Kirchengüter nicht geſchont werden. — Auch jetzt

wieder durchzogen Bußprediger das Land und forderten unter Anerbietung des Ablasses zur Uebernahme des Kreuzzuges auf. Außer dem päpstlichen Legaten Peter von Capua war es besonders Fulco, Kaplan von Neuilly bei Paris, welcher den Eifer anzuschüren suchte. Fulco war hiezu ganz geeignet. Seine Worte drangen wie spitzige Pfeile in die verhärteten Herzen und lockten Thränen der Buße hervor. Er durchzog die Normandie, Flandern und Burgund und wurde, wo er erschien, wo er seinen Mund aufthat, gleich einem Heiligen verehrt. Nur seine Kleider zu berühren, gereichte den Gläubigen zum Trost, denn man schrieb ihnen Heilkraft zu, obgleich er selbst vor solchem Aberglauben warnte, aber desto nachdrücklicher zur Buße und zu Werken der Buße ermahnte. Fulco's Predigt war von den glänzendsten Erfolgen begleitet. Freudig schaarte sich der Adel Frankreichs unter das Kreuz. In ähnlicher Weise hatte im Elsaß, im Breisgau und dem Bisthum Basel der Cistersienserмönch Martin Litz das Kreuz geprediget und einen großen Theil des oberdeutschen Adels an sich gezogen. Um nun die nöthigen Geldmittel aufzubringen, schloß Innocenz einen Vertrag mit dem Dogen von Venedig, Heinrich Dandalo. Dieser machte sich anheischig, 85,000 Mark Silber herzugeben, um damit eine Kriegsflotte von 50 Galeeren und ein Heer von 30,000 Mann auszurüsten, welches vorerst nach Aegypten sollte übergesetzt werden. Zur Sammlung und Organisirung des Heeres fand sich Graf Bonifaz von Montferat bereit, und schon im Frühling 1202 konnte unter Graf Balduin von Flandern ein Theil der Mannschaft aufbrechen. Die Insel St. Nicolaus bei Venedig ward zum Sammelplatz bestimmt. Dort warteten die schon Ausgerüsteten derer, die noch kommen sollten, aber sie warteten lange vergebens. Die Zeit verstrich im Müssiggange. Da suchte der schlaue Doge die Kreuzfahrer inzwischen zu seinem Vortheil zu verwenden. Er benützte sie, die ihm feindliche Stadt Zara in Dalmatien zu belagern. Innocenz betrachtete dieß als einen Verrath an der heiligen Sache; er schleuderte den Bann gegen den Dogen. Bald zeigte sich ein neues Arbeitsfeld für die Kreuzfahrer. In Constantinopel sah es traurig aus unter der Regierung des schwelgerischen und ausschweifenden Isaak Angelus. Dagegen stand sein Bruder

Alexius bei dem Volk und dem Heere in Gunst. Eine Verschwörung ward angezettelt. Isaak Angelus suchte sein Heil in der Flucht, ward aber von den Verfolgern an den Bruder ausgeliefert, der ihn blenden ließ. Nun schwang sich Alexius III auf den Thron des Bruders; doch bald wurde das Volk auch seiner Regierung überdrüssig. Da erhob sich der Sohn des geblendeten und entthronten Vaters, der ebenfalls den Namen Alexius trug (er war kaum in's Jünglingsalter getreten) mit dem Gedanken, den Vater zu rächen und dessen Thron an sich zu ziehen. Nachdem er in Rom dem Papst sein Leid geklagt und in Deutschland seinen Schwager, Philipp von Schwaben um Hülfe gebeten, erschien er in Venedig und ging die Kreuzfahrer flehentlich um Schutz an. Sie folgten seiner Einladung. Obwohl mit geringen Streitkräften machten sie sich nach Constantinopel auf, belagerten die Stadt und setzten den Prinzen Alexius wieder auf den Thron. Allein dieser konnte sich nicht halten; er machte sich verhaßt gleich seinem Vorgänger; er ward von dem Protovestiarius Murzuphlus (Alexius Ducas) verstoßen und dieser ward mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet. Aber auch diesem Reich ward ein Ende gemacht. Die Kreuzfahrer nahmen den 12. April 1204 Constantinopel mit Sturm ein und richteten große Verwüstung an. Ein neuer Usurpator, Theodor Lascaris, mußte über den Hellespont entweichen. Und nun wurde, nachdem das griechische Kaiserthum, an dem schon lange die Fäulniß gearbeitet, für einmal unhaltbar geworden, das lateinische Kaiserthum in Constantinopel eingesetzt. Balduin, Graf von Flandern, ward zum Kaiser von Constantinopel erwählt und schlug daselbst seine Residenz auf, während die griechischen Schattenkaiser ihren Sitz in Nicäa nahmen. Siebenundfünfzig Jahre dauerte dieses lateinische Kaiserthum, bis dann endlich im Jahr 1261 Michael Paläologus sich wieder auf den Thron schwang und eine neue griechische Dynastie begann. Neben dem lateinischen Kaiserthum hatte auch ein lateinisches Patriarchat sich aufgethan. Ein venetianischer Subdiacon, Thomas Morosini, ward in dieser Würde von Innocenz III bestätigt. Auch die übrigen Metropolitan- und Bischofsitze wurden mit Lateinern besetzt, und als sie später wieder weichen mußten, behielten sie wenigstens die Titel.

Das Erzählte bildet eine Episode, aber eine wichtige Episode in der Geschichte der Kreuzzüge, wichtiger in ihren Folgen als die damaligen Unternehmungen in Syrien selbst, die zu keinem befriedigendem Ziele führten. Innocenz ließ es zwar seinerseits nicht an Zureden und Ermunterungen fehlen, aber vorerst schien die Begeisterung nur die Kinderwelt ergriffen zu haben. Indessen zeigt uns gerade diese Erscheinung, die Erscheinung der Kinder-Kreuzzüge, die einzig in ihrer Art ist, wie tief die Nachwirkungen der frühern Begeisterung gingen und wie das dem Erlöschen nahe Feuer noch immer unter der Asche fortglimmte[1]). Ein Hirtenknabe, Stephan, in der Gegend von Vendôme, gab im Jahr 1212 eine göttliche Vision vor, die freilich Andere für ein Blendwerk des Teufels erklärten. Der Heiland, sagte er, sei ihm in Gestalt eines armen Pilgers erschienen und habe ihm einen Brief an den König von Frankreich eingehändigt, den er ihm überbringen soll. Er durchzog nun Städte und Dörfer mit dem Rufe: Herr Jesu Christ! stelle das heilige Kreuz uns wieder her![2]) Eine Masse Knaben und junge Leute schloß sich dem Hirtenknaben an und zog im Triumph durch Stadt und Land. „Wir gehen zu Gott und wollen das Kreuz jenseits des Meeres suchen.“ Das war die Antwort, die sie auf die an sie gerichteten Fragen gaben. So zogen sie bis Marseille. Auch Erwachsene, und unter ihnen Gesindel der schlimmsten Art, schloß sich ihnen an.[3]) Die Zahl wird auf 30,000 angegeben. Viele der mitgelaufenen Kinder wurden schon unterwegs durch Hunger und Blöße aufgerieben. In Marseille wurden sie die Beute der Sclavenhändler. Sieben Schiffe wurden mit diesen Unglücklichen befrachtet; zwei derselben scheiterten bei der Insel San Petro in der Nähe von Sardinien (Gregor IX errichtete daselbst eine Kapelle der unschuldigen Kindlein), die übrigen fünf Schiffe wurden nach Aegypten gelenkt und die Kinder als Sclaven verkauft. Aehnliches wie hier in Frankreich, geschah gleichzeitig in Deutschland.

---

[1]) Wilken, Geschichte der Kreuzzüge. Hurters Innocenz, und meine Mittheilung in der Christoterpe 1853.

[2]) Domine Jesu Christe, crucem sanctam nobis restitue.

[3]) Ribaldi ipsis associati et mali homines.

Ein Knabe, Nicolaus (sein Alter wird doch wohl zu niedrig als unter 10 Jahren angegeben), sammelte in der Gegend von Köln und Mainz eine Schaar von andern Knaben um sich. Sie trugen Pilgerkleider mit dem Kreuz bezeichnet und nahmen ihren Weg stracks nach Genua. Sie hofften auf göttliche Wunder zu ihren Gunsten; der Allmächtige werde, meinten sie, das Meer trocken legen und sie also hinüber geleiten in das gelobte Land. Ihre Zahl wird auf 7000 angegeben, unter ihnen junge Leute von Adel. Auch von diesen gerieth ein großer Theil schon unterwegs in die Hände von Gaunern und Räubern; der Rest erreichte Genua im August 1212. Viele blieben da hängen; die Muthigern und Rüstigern setzten den Weg bis Brundusium fort mit dem festen Entschluß, sich dort einzuschiffen; doch zerschlug sich die ganze Sache.

Verschieden waren schon damals die Stimmen über dieses kindische Unternehmen. Innocenz sah darin etwas Großes. „Diese Knaben, sagte er, gereichen uns zum Vorwurf.“ Aus Viterbo erließ er 1213 eine neue Kreuzbulle. Auch neue Kreuzprediger, Cardinal Robert und Jakob von Vitry, durchzogen das Abendland, aber ohne Erfolg. Der Papst bot 30,000 Mark Silber und erklärte sich bereit, von seinen eigenen Gütern und denen seiner Cardinäle den Zehnten zu entrichten, allein das Jahr darauf starb er.

Wenden wir nun vom Morgenlande weg unsre Blicke nach dem Abendlande, so sehen wir den blutigen Wiederschein der orientalischen Kreuzzüge in den Kreuzzügen, welche das eine Mal gegen die noch im Heidenthum versunkenen Völker des nördlichen Deutschlands, das andere Mal gegen die von der Kirche abgefallenen Ketzer im Süden Frankreichs aufgeboten werden, beides unter der Regierung Innocenz III.

An den Gestaden der Ostsee, in Livland, hatten schon im 12. Jahrhundert Glaubensboten das Christenthum auszubreiten gesucht, aber ohne Erfolg. Kam es auch bis zur Taufe, so wuschen die Getauften bei der nächsten Gelegenheit ihr Taufwasser wieder ab in den Fluthen der Dwina. Auf Meinhard von Segeberg war der Abt Berthold von Loccum gefolgt, aber als er mit Gewalt durchgreifen wollte, den Keulenschlägen der Feinde erlegen. Schon Papst Cölestin III, der Vorfahr Innocenz, hatte einen

Kreuzzug gegen die Widerſpenſtigen ausgeſchrieben, und zu weiterer Durchführung der Gewaltmaßregeln gründete der Biſchof Albrecht von Apeldern den Orden der Schwertbrüder.[1]) Innocenz III war es aber, der dieſem Orden die päpſtliche Beſtätigung und die Regel der Templer gab. Ja, er entband alle die Geiſtlichen, welche das Kreuz nach Jeruſalem genommen und alle die Weltlichen, welche zu arm an Hülfsmitteln oder zu ſchwach am Leibe waren, in das heilige Land zu ziehen, ihres Gelübdes unter der Bedingung, daß ſie ihren Eifer in der Bekämpfung dieſer Heiden bewährten. Und ſo ließen ſich Viele in den neuen Orden aufnehmen. Innocenz geſtattete demſelben viele Vorrechte. So ſollte ihnen der Biſchof von Riga einen Drittheil von Livland und Lettland zu Lehen geben; ſie ſelbſt aber ſollten für Alles was ſie außer den Landſchaften gewönnen, von jeder Verpflichtung gegen den Biſchof befreit ſetn. Als ſodann König Waldemar von Dänemark den Entſchluß gefaßt hatte, die Bekehrung jener Oſtſeegegenden auch von ſich aus zu betreiben, fand er an Innocenz einen warmen Unterſtützer. Dieſem Waldemar gelang es auch (freilich erſt nach Innocenz Tod), dem Chriſtenthum jener Landſchaft einen feſtern Herd zu geben, indem er die Stadt Reval in Eſthland gründete, von der mancher geiſtliche Segen für das Land ausging. Wir würden Innocenz falſch beurtheilen, wenn wir glaubten, die Verbreitung des Chriſtenthums durch Gewalt ſei oberſter Grundſatz bei ihm geweſen. Wo er der Bekehrung mildere Wege öffnen konnte, da that er es gerne, und nutzloſe Grauſamkeiten, an Ungläubigen geübt, wies er mit Indignation ab.

Das zeigt ſich uns namentlich in ſeinem Benehmen gegen die Juden. Man würde auch hier irren, wenn man glaubte, die Seele des Papſtes ſei von Haß gegen dieſes unglückliche Volk erfüllt geweſen und er habe durch harte Verordnungen den Fanatismus der Zeit gegen ſie genährt, wie wir ihn etwa zur Zeit der erſten Kreuzzüge haben hervortreten ſehen. Im Gegentheil bekämpfte Innocenz dieſen Fanatismus mit ſeinem ganzen päpſtlichen Anſehn. Allerdings dürfen wir bei ihm nicht Humanitätsideen unſerer Zeit erwarten, die bis zu einer Gleichberechtigung der Ju-

[1]) Siehe den vorigen Band S. 324. 325.

den mit den Chriſten im chriſtlichen Staate fortgeſchritten ſind! Da müßten wir ja eine gänzliche Verleugnung ſeines Syſtems vorausſetzen. Als Oberſter der Chriſtenheit zog er eine ſcharfe Grenze zwiſchen den Anhängern des alten und neuen Bundes; aber er ſuchte auch den Erſtern gerecht zu werden. Innocenz ſah in den Juden ſeiner Zeit „die lebendigen Zeugen des chriſtlichen Glaubens," und als ſolche waren ſie ihm unantaſtbar. „Der Chriſt darf ſie nicht vertilgen, damit er der Erkenntniß ſeines Geſetzes nicht vergeſſe." Innerhalb ihrer Synagogen ſollten die Juden alles üben dürfen, wozu ſie ihr Geſetz verpflichtet; niemand ſoll ſie darin ſtören oder kränken. Kein Chriſt ſoll einen Juden zur Taufe zwingen; denn ein gezwungener Glaube iſt kein Glaube. Wollen ſie den Uebertritt zum Chriſtenthum freiwillig und offen thun, dann ſoll ſie Niemand deßhalb verunglimpfen. Kein Chriſt ſoll ohne ergangenes Rechtsurtheil ſich an ihrer Perſon oder an ihrer Habe vergreifen. An ihren Feiertagen ſollen ſie weder durch Hiebe noch durch Steinwürfe geſtört, noch weniger zu Dienſtleiſtungen gezwungen werden, welche ſie an andern Tagen verrichten können. Es ſoll Niemand in ihre Gottesäcker einbrechen oder für Geld ihre beerdigten Leichname ausgraben, alles bei Strafe des Bannes. Solche negative Beſtimmungen mögen uns freilich ſeltſam berühren. Wir denken, das verſteht ſich von ſelbſt. Aber damals verſtand ſich's nicht von ſelbſt. Gerade daß ſolche Beſtimmungen nöthig waren, zeigt uns, wie weit die Rohheit des Fanatismus gediehen war und läßt uns das Verdienſt des Papſtes um ſo mehr ermeſſen, welches darin beſteht, dieſer Rohheit Einhalt gethan zu haben. Wie aber Innocenz die Juden einerſeits vor roher Gewaltthat ſchützte, ſo ſuchte er andrerſeits jeder Vermiſchung der jüdiſchen Bevölkerung mit der chriſtlichen durch die ſchärfſten Verordnungen vorzubeugen. Hier zog er eine beſtimmte Scheidewand. Nicht nur machte er den Fürſten, die ſich der Juden zu wucheriſchen Geſchäften bedienten, die heftigſten Vorwürfe, ſondern auch das fand er unwürdig, daß die, welche Chriſti Tod frei gemacht, denen ſollen dienſtbar werden, die noch unter der Knechtſchaft des Geſetzes ſtehen. Darum ſollen Chriſten unter keiner Bedingung bei Juden als Dienſtboten eintreten, chriſtliche Ammen ſich nicht bei Juden verdingen. Auch chriſtliche

Taglöhner ſollten nicht in der Juden Häuſer wohnen. Daß vor Gericht ein Jude nicht gegen einen Chriſten zeugen durfte, verſtand ſich von ſelbſt; aber auch das gerichtliche Zeugniß eines Chriſten zu Gunſten eines Juden ſchien dem Papſt unzuläſſig. Auch im gemeinen Leben, in Handel und Wandel, wo die jüdiſchen Gebräuche zum Nachtheil der Chriſten ausgebeutet wurden, legte Innocenz ſein Veto ein. Er fand es unziemlich, daß die Juden Thiere ſchlachteten und was ihnen zu eſſen nicht erlaubt wäre, für die Chriſten gut genug fänden; daß ſie in der Weinleſe die Trauben träten, den beſten Moſt vorweg nähmen und den befleckten Reſt den Chriſten überließen, die doch das Blut des Herrn beim Abendmahl aus dieſem Wein bereiten müßten. Vor allen Dingen aber ſuchte Innocenz als der Vormund der Chriſtenheit dem jüdiſchen Wucher zu ſteuern, unter dem oft chriſtliche Wittwen und Waiſen zu leiden hatten. Und dazu war er berechtigt. Aber über das Maaß des Gerechten hinaus ging dann wieder die Beſtimmung, daß die, welche in den heiligen Krieg zogen, mit allen Zinsforderungen von Seiten der Juden verſchont bleiben ſollten. Wenn endlich Innocenz den Juden verbot, an chriſtlichen Feſten, namentlich zur heiligen Oſterzeit ſich öffentlich ſehen zu laſſen, und wenn er es billigte, daß ſie durch ihre Kleidung ſich jedem Chriſten auf den erſten Blick als Juden bemerklich machen ſollten, ſo paßt das auch nicht zu unſern heutigen Gewohnheiten: aber es geſchah dieß wohl eben ſo ſehr aus humaner Vorſorge *für* die Juden, als aus Abneigung *gegen* ſie. Sie ſollten dadurch vor Verfolgung geſchützt, nach außen geſichert ſein.

Wenn nun das Benehmen Innocenz gegen die Juden bei allem Seltſamen und Auffälligen uns doch verhältnißmäßig als ein mildes und gerechtes erſcheint, ſo können wir nicht daſſelbe ſagen von den Maßnahmen, die er ſolchen Chriſten gegenüber ergriff, die vom katholiſchen Glauben abgefallen waren, die als Ketzer und als Feinde der Kirche betrachtet wurden. Gegen dieſe fielen alle jene Rückſichten weg. Und wir dürfen uns auch darüber nicht wundern, wenn wir bedenken, daß Abfall vom wahren Chriſtenthum (und als ein ſolcher galt ja der Abfall vom Papſtthum) für weit ſtrafbarer erſchien, als das friedliche oder gleichgültige Verhalten ſolcher, die, wie die Juden, niemals zur Kirche gehört hatten.

Man hatte ſich ſchon längſt an die Anſicht gewöhnt, daß das Taufgelübde zeitlebens verbindlich ſei, auch in Abſicht auf die Formulirung der Glaubensſätze und der gottesdienſtlichen Gebräuche, ſelbſt da verbindlich, wo dieſes Gelübde (wie es ja bei der Kindertaufe der Fall war) von einem Andern im Namen des Täuflings war abgelegt worden. Jedes andere Verbrechen, ſo urtheilte die katholiſche Rechtgläubigkeit jener Zeit, iſt am Ende ein Verbrechen gegen Menſchen, aber der Abfall von der Kirche iſt ein Verbrechen gegen Gott. Damit ſchien die äußerſte Grauſamkeit gegen die Ketzer gerechtfertigt. Das geiſtliche und das weltliche Schwert gegen ſie zu wetzen, erſchien als die höchſte Pflicht des Papſtes und der Könige dieſer Welt. Und nun wer waren dieſe Ketzer zur Zeit Innocenz III? Die frühere Kirchengeſchichte hat uns gelehrt, wie von Anfang gewiſſe Irrlehren in die Kirche eindrangen oder vielmehr ſich innerhalb der Kirche bildeten, dann von ihr ausgeſtoßen unter veränderten Formen und Namen wieder in ſie einzudringen ſuchten. Wir haben aber auch ſeiner Zeit bemerkt, wie gar Manches als Irrthum und Ketzerei verdammt wurde, was eine Berechtigung hatte in der Kirche als wohlthätiges Salz, als ein Sauerteig zu wirken, und wie zu allen Zeiten die Bequemlichkeit, die Herrſchſucht, der Gewiſſenszwang alles das fern zu halten und niederzudrücken ſuchte, was Bewegung in die Geiſter brachte. Nun aber trat die ſogenannte Ketzerei zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedener Geſtalt auf. Im vierten und fünften Jahrhundert, als die Lehrbeſtimmungen obenan ſtanden, da waren es dogmatiſche Häreſien, gegen welche die Kirche ankämpfte und denen ſie auf den Concilien die orthodoxen Satzungen entgegenſtellte. Nachdem nun aber einmal die Kirchenlehre feſtgeſtellt war, da trat auch in der Kirche das dogmatiſche Intereſſe zurück, und an den einzelnen Schulſtreitigkeiten, die auch jetzt noch auftauchten, nahm das chriſtliche Volk nicht mehr den lebhaften Antheil wie früher. Jetzt warf ſich die Oppoſition, wo eine ſolche ſich bildete, weit mehr auf das Kirchenweſen im Ganzen, als auf einzelne Lehren: auf das Papſtthum, die Hierarchie, die Prieſterſchaft und den ganzen Complex der kirchlichen Ordnungen und Gebräuche. Das Dogmatiſche kam allerdings dabei auch mit in Betracht, aber doch mehr nur in untergeordneter, ja in unbewußter

Weiſe. Es waren nicht ſcharf markirte Lehrſätze über einzelne Glaubensartikel, es waren vielmehr von der Kirche abweichende Lebensanſchauungen und Lebensrichtungen, die ſich Geltung zu verſchaffen ſuchten gegenüber der herrſchenden kirchlichen Richtung. Dieſe gegneriſche Richtung war freilich bisweilen verſetzt mit phantaſtiſchen, dem alten Gnoſticismus und Manichäismus entlehnten oder doch ihm verwandten Religionsideen. Die fromme Begeiſterung war nicht ſelten eine unklare, wobei ein eigenthümliches Gemiſch von Wahrheit und Irrthum, von apoſtoliſcher Einfachheit und wildem Fanatismus zu Tage trat. Der Kampf gegen die Mißbräuche der Kirche führte dann oft auch zu Angriffen auf die kirchliche Ordnung überhaupt, zur Geſetzloſigkeit, zur Verbannung und Verwerfung aller geſchichtlichen Entwicklung, zum Umſturze alles Beſtehenden, ja zur Läſterung des Heiligen. Nur allmählig konnte eine beſonnenere, auf die Grundlagen der Schrift gebaute, evangeliſche Oppoſition gegen verhärtete Mißbräuche der Kirche ſich heranbilden, nur nach vielen Kämpfen und mißlungenen Verſuchen eine von der Revolution ſcharf ſich unterſcheidende Reformation der Kirche ſich anbahnen. In der Mitte des Mittelalters, in der wir ſtehen, alſo zu Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts, da gährten die Elemente noch gewaltig durcheinander und es bedarf einer geſchickten Hand, die Fäden alle zu entwirren, die ſich da ineinander verſchlungen finden. Die Ketzergeſchichte des Mittelalters gehört daher auch zu den ſchwierigſten Aufgaben der Kirchengeſchichte.[1])

Nun haben wir ſchon in der erſten Hälfte des Mittelalters im Morgenlande die Paulicianer und Bogomilen, im Abendlande die Katharen, die Anhänger eines Peter von Bruis oder Heinrich von Lauſanne und Arnold von Brescia, die Schwärmer Tankhelm, Eudo von Stella auftreten ſehen und haben ſchon dort bemerkt, wie die Kirche ihnen mit Feuer und Schwert entgegentrat. Aber zum Schweigen gebracht, erſtickt werden konnten ſolche Stimmen, trotz dieſer Maßregeln nicht. Im Gegentheil, die Verfolgung war das geeigneſte Mittel, die Oppoſition zu reizen, und

[1]) Füßlin, Kirchen- und Ketzerhiſtorie der mittlern Zeit. 1170—74. Hahn, Geſchichte der Ketzer im Mittelalter. 2 Bde. 1845—47.

je mächtiger und stolzer der Riesenbau der herrschenden Kirche sich erhob, desto größer waren auch die Anstrengungen, welche von außen gemacht wurden, diesen Bau zu stürzen. Mit verdoppelter Energie sehen wir daher zur Zeit Innocenz das Ketzerwesen sich erheben. So traten alte Katharen im südlichen Frankreich hervor unter dem Namen der Albigenser, und mit ihnen häufig zusammengenannt, mit ihnen häufig verwechselt und darum auch mit ihnen verfolgt, die edlere Gestalt der Waldenser.

Reden wir zuerst von den Albigensern. Sie heißen so von der Landschaft Albigeois im südlichen Frankreich. Sie hingen, wie eben bemerkt, mit den schon früher betrachteten Katharen zusammen, ja waren im Grunde eins mit ihnen, bloß daß sie von ihrem Aufenthalte ihre besondere Benennung erhielten. Sie waren entschiedene Gegner der römischen Kirche und ihrer Satzungen; sie bezeichneten sie als das Babylon der Apokalypse; aber sie waren auch nicht frei von phantastischen Trübungen, die, wenn sie auch nicht gerade von dem ältern Manichäismus hergeleitet werden können, doch mannigfach an denselben erinnern. Faßten doch Einige unter ihnen, was vom historischen Christus erzählt wird, als bloße Hülle und hielten sich an den idealen Christus ihrer Einbildung. So verwarfen sie auch die Sacramente der Kirche und setzten an die Stelle der Wassertaufe eine geistige Weihe mit Handauflegung, die sie consolamentum nannten. Die Materie galt ihnen an sich schon als der Sitz des Bösen, weßhalb sie auch von einer Auferstehung des Leibes nichts wissen wollten. Sie verwarfen jede äußere Kundgebung des religiösen Lebens in bestimmten Formen. Auch waren ihnen die Kirchengebäude ein Gräuel; denn man kann Gott aller Orten anbeten. Die Glocken hießen ihnen des Teufels Trompeten. Aber nicht blieb es bei diesen Außendingen. Auch was die Kirche und die christliche Sitte über die Ehe festgesetzt hatte, galt ihnen als Menschensatzung; Viele verwarfen geradezu die Ehe als etwas Fleischliches. Diese Secte, die übrigens unter verschiedenen Namen auftritt (sie hießen auch bons hommes) und sich in mehrere Abarten zerspaltete und verzweigte, hatte sich schon längere Zeit im südlichen Frankreich ausgebreitet und schon Papst Alexander III hatte einen Kreuzzug gegen sie predigen lassen und Truppen gegen sie geschickt,

aber vergebens hatte er sie auszurotten versucht. Gehörten doch schon die angesehensten Fürsten und Barone des Südens zu dieser Secte und machten ihre Burgen und Schlösser zu Sitzen und Zufluchtsstätten derselben.

Nun aber blieb es Innocenz vorbehalten, auf ihre Ausrottung zu denken. Aber wie? wenn mit dem Unkraut auch der Weizen ausgerottet wurde? Wir haben schon angedeutet, daß mit diesen Katharen und Albigensern auch die Waldenser verwechselt und mit ihnen verfolgt wurden. Reden wir nun auch von ihnen.

Ueber den Ursprung der Waldenser ist viel geredet, vermuthet, auch wohl gefabelt worden.[1]) Man hat ihnen ein weit höheres Alter angewiesen und auch ihren Namen Vaudois von den Thälern Piemonts abgeleitet, in denen man sie schon seit den Zeiten eines Claudius von Turin im 9. Jahrhundert hat finden wollen, wenn man nicht gar vorgezogen hat, sie schon von den Zeiten Constantins und Papst Sylvesters oder gar unmittelbar von den Zeiten der Apostel herzuleiten. Die neuere Geschichtforschung hat mit unwiderleglichen Gründen dargethan, daß die Ableitung des Namens „Waldenser" von Peter Waldo die richtige und mithin auch die Geschichte dieses Mannes der Anfang ihrer Geschichte ist. Wir haben also, wollen wir auf den Ursprung der Waldenser zurückgehen, mit der Biographie Waldo's zu beginnen, und um dieß zu thun, müssen wir in unsrer Chronologie um ein halbes Jahrhundert zurückgehen.

Peter Waldo (Pierre de Vaux) war ein Kaufmann in Lyon. Aus seiner frühern Jugend ist uns nichts bekannt. Aehnlich wie Luther, so soll auch er durch ein erschütterndes Ereigniß auf den Ernst des Lebens hingewiesen worden sein. Er befand sich zur Sommerszeit mit einigen Freunden vor seinem Hause, als ein Gewitter heranzog und plötzlich einer seiner Freunde vom Blitz niedergestreckt wurde. Dieß bewog ihn, in sich zu gehen und

---

[1]) Eine Uebersicht der hieher gehörigen Literatur, mit Berücksichtigung der kritischen Forschungen von Dieckhoff (1851) und Herzog (1853), habe ich in Gelzers Monatsblättern (Dec. 1854) gegeben. Waldensischer Seits sind außer dem alten Léger besonders Muston und Monastier hervorzuheben.

den unsichern Freuden dieser Welt zu entsagen. Er verkaufte alle seine Güter und schenkte den Erlös den Armen: dann reiste er seit 1160 als Bußprediger umher. Gleichgesinnte schlossen sich ihm an; ihre Predigt fand Eingang bei den Einen, bei den Andern traf sie auf Widerstand. Es war nicht das Dogma der Kirche, wohl aber waren es die vielfachen, praktischen Mißbräuche, es waren die Sünden sowohl der Kleriker als der Laien, gegen welche ihre Predigt sich richtete. Dieß erregte den Unwillen der Geistlichen, die sich getroffen fühlten. Der Erzbischof Johann von Lyon verbot ihnen das Predigen. Sie aber antworteten, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, und fuhren fort zu thun was sie nicht lassen konnten. Insofern erscheinen sie nun freilich als Renitenten gegen die kirchliche Obrigkeit, nicht aber als Häretiker in der Lehre. Von ihrem Ausgangspunkte Lyon hießen sie **Leonenses, Leonistæ** und von ihrer einfachen dürftigen Lebensweise die Armen in Lyon. (**Pauperes de Lugduno, Pauvres de Lyon.**) Auch der Name **Sabatati** kommt vor. Sie sollen so genannt worden sein nach den Holzschuhen (**sabots**) die sie trugen und auf welchen das Zeichen des Kreuzes gebildet war; Andere meinen, weil sie nur den Sabbath, d. h. den Sonntag und nicht auch die übrigen Feste der Kirche feierten. Auf ihre reformatorischen Grundsätze werden wir später zurückkommen (s. Vorl. 13).

Schon unter Papst Alexander **III** traten die Waldenser offen hervor; zwei ihrer Abgeordneten überreichten dem Papst eine romanische Bibelübersetzung und baten ihn, dieselbe gut zu heißen, ein Beweis, daß sie damals noch die Autorität des Papstes anerkannten. Der Papst wollte sich aber darauf nicht einlassen, ja er verbot ihnen das Lehren. Eine förmliche Verfolgung leitete er nicht gegen sie ein. Sein Nachfolger, Lucius **III** dagegen verhängte über sie 1184 den Bann, und schon jetzt traf sie dieses Schicksal gemeinschaftlich mit den Albigensern und Katharen. Aber auch unter den Verfolgungen verbreiteten sie sich weiter von Frankreich nach Ober-Italien und auch nach Deutschland. So stand es, als Innocenz **III** seine Regierung antrat. Daß dieser Papst, dem die Alleinherrschaft der Kirche, die in seiner Person sich zusammenschloß, das höchste Ideal war, alles werde aufgewendet haben, die Ketzerei zu unterdrücken — in welcher Form sie auch

erſcheine, läßt ſich erwarten. Kaum hatte er den apoſtoliſchen Stuhl beſtiegen, als er auch die Befürchtungen ausſprach, zu welchen die Kirche gedrängt werde; die Irrlehre, klagte er, erhebe immer frecher ihr Haupt und immer weiter freſſe das Krebsgeſchwür der Häreſie um ſich. Er verglich die ſich immer weiter verbreitenden Secten den Heuſchreckenſchaaren, von deren Verheerung Joel eine ſo ergreifende Schilderung macht, oder jenen Füchſen Simſons, die zwar ihrer Natur nach verſchieden, aber deren Schwänze doch in einen Knoten verſchlungen ſeien, wo es gelte, das Feld der Kirche zu verwüſten. Heißen ſie Waldenſer, Katharen, Patarener, oder wie ſie wollen, ein Beſtreben vereinigt ſie Alle, den Weinberg des Herrn zu durchwühlen. Nie mehr als jetzt ſei Wachſamkeit der Kirche nothwendig, und zu dieſer forderte er vor allen Dingen die Geiſtlichkeit auf. Der Kirche Diener möchten ſich nicht geberden wie ſtumme Hunde, die nicht bellen können. „Der Bund der Ketzer, ſagte er in einer ſeiner Predigten, muß durch treue Belehrung von Seiten der Kirche und ihrer Diener gelöst werden; denn Gott will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe. Darum ſollen die Prieſter in die ſilbernen Poſaunen ſtoßen, auf daß unter dem Ruf der Gemeinde, die Arche des Bundes voran, die fluchwürdigen Mauern Jerichos zuſammenſtürzen.“ — Daß die Irrlehre müſſe durch die Macht des Wortes, durch Predigt und Unterricht überwunden werden, darin werden wir Innocenz beiſtimmen. Aber wenn wir nun weiter vernehmen, wie er es gerade war, der die Bibel als die Quelle der Ketzereien betrachtete und als ſolche ſie bezeichnete, ſo werden wir anders urtheilen. Innocenz betrachtete zwar die Bibel an ſich als Quelle der Offenbarung, ja wir dürfen mehr ſagen, er kannte die Schrift durch und durch, er lebte in ihr und vertiefte ſich in ihre Anſchauungen, wenn auch von einem hierarchiſchen Standpunkte aus; er ſelbſt führte ihre Sprüche, ihre Gleichniſſe, ihre Geſchichten unzählige Male an, wo es galt, ſeine Schritte zu rechtfertigen, und das gewiß nicht aus Heuchelei und blos zum Schein; denn wenn er es auch an willkürlichen Auslegungen, an falſchen Allegorien nicht fehlen ließ, wovon wir Beweiſe gehabt, ſo ſtand er damit nicht allein; ähnliche willkürliche Erklärungen finden wir auch auf gegneriſcher Seite

Hierin hatte keiner dem andern etwas vorzuwerfen. Aber ganz der Geſinnung gemäß, wonach nur der Geiſtliche über Geiſtliches richten darf, beharrte er darauf, daß was dem Papſt und der Prieſterſchaft zuſtehe, das ſtehe nicht auch dem chriſtlichen Volke zu. Die Bibel, lehrte Innocenz (und ſo lehrt ja mit ihm die römiſche Kirche bis auf dieſen Tag), ſei ein Buch, das nur von denen verſtanden werden könne, die mit den gehörigen Mitteln ſeines Verſtändniſſes ausgerüſtet ſeien; von den unwiſſenden Laien aber geleſen und gedeutet, könne dieſes Buch ebenſowohl auf Abwege führen, als auf die Wege des Heils. — Nun hatten ſich um dieſe Zeit, beſonders durch die Waldenſer angeregt, ſchlichte Laien aus dem Handwerkſtande zuſammengethan, Männer und Frauen, um die Schrift zu leſen, und daß bei ſolchem Leſen auch manches Mißverſtändniß mit unterlief, muß zugeſtanden werden. Wem aber hätte es beſſer angeſtanden, als den Prieſtern, das Volk mehr und mehr in das Verſtändniß der Schrift einzuführen, ſie anzuleiten zum rechten Gebrauch der Bibel? Aber das lag nicht in den Anſchauungen der Zeit, nicht in den Anſchauungen der Prieſterſchaft und ihres Oberhauptes. Hören wir, was Innocenz an einen Kreis von Laien in Metz ſchrieb, die ſich um die Bibel verſammelt hatten: „Die Begierde, die göttliche Schrift zu kennen und ſich in ihr zu erbauen, iſt zwar löblich, aber dieſe Begierde darf nicht im Geheimen befriedigt werden, nicht in Anmaßung zu predigen ausarten, nicht zu Geringſchätzung der Geiſtlichen führen. Gott will, daß ſein Wort nicht in Winkelverſammlungen (Conventikeln) verkündigt werde, ſondern öffentlich in der Kirche; denn wer Gutes thut, braucht das Licht nicht zu ſcheuen. — Nun aber können die Geheimniſſe des Glaubens nicht von Jedermann ausgelegt werden, nicht in eines Jeden Verſtand kann die Lehre der Bibel eindringen. Sie iſt ſo tief, daß nicht blos Einfältige und Ungelehrte, ſondern auch Einſichtsvolle und Gelehrte dieſelbe nicht auszuforſchen vermögen.“ — Das Bibel-Verbot hatte aber auch noch einen tieferen praktiſchen Hintergrund. Es war nicht ſelten vorgekommen, daß Laien, mit der Schrift in der Hand, die Geiſtlichen ihres ungeiſtlichen Wandels wegen zur Rede ſtellten, daß ſie der Kirche ihre Ueppigkeit, ihr unapoſtoliſches Weltweſen vorwarfen. Aber eben dieſes Strafrecht wollte Innocenz

den Laien in keiner Weise einräumen. Nur dem Bischof, nicht dem Volke, gezieme es, untreue Priester zurecht zu weisen. — Wie weit nun diese Weisungen des Papstes von den Bibellesern in Metz beachtet wurden, wissen wir nicht. Jedenfalls war Innocenz nicht der Mann, der die Nichtachtung seiner Befehle ungestraft ließ. Wohl suchte er die Irrenden oder die er für solche hielt, erst auf dem Wege der warnenden Belehrung von ihrem Irrwege zurückzubringen und gerne nahm er die Rückkehrenden wieder in den Schooß der Kirche auf, wenn sie sich der Buße unterwarfen; aber gegen Widerspenstige schritt er mit all der Macht vor, die ihm zu Gebote stand. „Die Pflichten gegen die Gesunden, pflegte er dann zu sagen, ständen ihm höher, als die Schonung der Kranken.“ So erklärte er denn die hartnäckig Verharrenden der Gewalt des Satans anheimgefallen. Er schloß sie aus von der Gemeinschaft der Gläubigen: waren es Adliche, so wurden sie aller Lehen und Besitzungen, die sie von der Kirche hatten, beraubt, ihre Besitzungen eingezogen, ihre Wohnhäuser niedergerissen, sie selbst des Landes verwiesen; den Todten wurde ein ehrliches Begräbniß verweigert, oder wenn sie schon begraben waren, so wurden sie wieder ausgegraben und in ungeweihter Erde verscharrt.

Nach diesen Grundsätzen sehen wir nun Innocenz zuerst im Kirchenstaat verfahren; denn der sollte vor allen gesäubert werden. Hier war besonders sein Augenmerk auf die Stadt Orvieto gerichtet, in der sich mehrere Häretiker niedergelassen hatten. Dem greisen Bischof wurde ein junger Römer, Peter Parentius, an die Seite gegeben, um mit aller Macht einzuschreiten. Im Jahr 1199 hielt er seinen Einzug in Orvieto. Oeffentlich ließ er bekannt machen, wer bis zu einem gewissen Tag in die Gemeinschaft der Kirche zurückkehre, solle Verzeihung erhalten, aber die Widerspenstigen sollen bestraft werden. Viele kehrten zurück; um so theurer mußten die Standhaften ihre Ueberzeugungstreue bezahlen. Sie wurden in Ketten gelegt, öffentlich gegeißelt, mehrere am Leben bestraft. Der Papst, dem Peter einen Besuch in Rom abstattete, belobte sein Verfahren, ermunterte ihn auf der betretenen Bahn weiter fortzuschreiten und gab ihm schon im Voraus Ablaß, falls er im Kampf für die gute Sache der Kirche sein Leben lassen

müßte. Die Vorsorge war nicht umsonst. Peter wurde bei einbrechender Nacht des 21. Mai von Anhängern der Secte überfallen und niedergemacht, vom Papst aber als ein Märtyrer gepriesen und heilig gesprochen. Die Ketzerei war aber darum aus der Stadt nicht ausgerottet, sie wucherte noch längere Zeit fort; Anhänger derselben wurden sogar zu den höchsten Municipalämtern befördert. Dagegen erhob nun Innocenz aufs Neue seine Stimme und forderte die Bevölkerung der Stadt zur Empörung gegen ihre Beamten auf, indem er sie ihres Eides entband. Aber das alles half nichts. Erst bei seinem persönlichen Erscheinen im Jahr 1207 gelang es dem Papste, die Bürgerschaft von Orvieto aufs Neue zum Gehorsam gegen die Kirche zu verpflichten.

Wir haben diesen Fall von Orvieto als vorläufiges Beispiel angeführt. Der Hauptschauplatz für die Ketzerverfolgung, der Schauplatz eines förmlichen Kreuzzuges wurde das südliche Frankreich. Dahin haben wir in der nächsten Stunde uns zu versetzen.

Dritte Vorleſung.

Der Albingenſerkrieg. — Das vierte lateranenſiſche Concil. — Amalrich von Bena. — Anfänge der Inquiſition. — Die Ohrenbeichte. — Innocenz III. Verſchiedene Urtheile über ihn.

Der Albigenſerkrieg, mit dem wir die heutige Vorleſung zu eröffnen haben, gehört zu den ſchauerlichſten Parthien in dem Gemälde der mittelalterlichen Geſchichte. In den orientaliſchen Kreuzzügen ſehen wir zwei Religionsſyſteme ſich einander mit den Waffen bekämpfen, es erhebt ſich Gewalt wider Gewalt; es wird ein Krieg geführt auf Leben und Tod, aber ein Krieg, wobei die ritterliche Tapferkeit der einen Partei ihre Kräfte mißt mit der der andern, ein Krieg, der wie jeder andere Krieg, den die Geſchichte uns vorführt, bei allem Blutigen und Ungerechten, was damit unterläuft, bei allem Unmenſchlichen, was uns in einzelnen Scenen empört, doch wieder von großartigen religiöſen und nationalen Intereſſen getragen und in Bewegung geſetzt wird. Darum nehmen auch ſolche Kriege aus alter und neuer Zeit unſre Theilnahme im höchſten Grade in Anſpruch; ſie erhalten uns in Spannung, ſie beſchäftigen die Phantaſie, ſie reißen uns mit fort, und je *ideale* die Natur eines ſolchen Krieges iſt, wo es ſich um den Entſcheid eines nationalen oder eines religiöſen Sieges handelt, um ſo mehr gewinnen wir dem Krieg und dem Spiel der Waffen, das ſich da entfaltet, auch eine poetiſche Seite ab. Darum hat ſich auch die Kunſt von jeher der Kriege bemächtigt, um ſie in verklärter Geſtalt als die unvermeidlichen Kämpfe uns vorzuführen, in denen die Geſchicke der Menſchheit auf Jahrhunderte entſchieden werden. Wie der trojaniſche Krieg ſeinen Homer, ſo hat denn auch der Kampf um das befreite Jeruſalem ſeinen Taſſo

gefunden, dort in klaſſiſcher, hier in romantiſcher Form, dem jedesmaligen Zeitalter gemäß. Anders aber verhält ſichs mit den Vertilgungskriegen der Ketzer, die jetzt vor uns ſtehen.

Zwar hat die moderne Dichtung auch des Albigenſerkrieges als eines ihr willkommenen Stoffes ſich bemächtigt: aber gerade die merkwürdige Dichtung Lenau's liefert uns einen Beleg zu dem Geſagten. Die Albigenſer Lenau's ſind alles andere eher als ein epiſches Gedicht, in welchem ein großartiger, welthiſtoriſcher Kampf uns in hiſtoriſcher Würde vor die Seele tritt. Wir ſehen nur einzelne fragmentariſche Bilder aus den Greuelſcenen auftauchen, an welche ſofort die eigene Reflexion des Dichters ſich hängt, und in welchen das Tendentiöſe ſich überall hervordrängt. Zu einer ruhigen, objectiven Betrachtung kommt es nicht; der Gegenſtand läßt es nicht zu. Ein Vertilgungskrieg iſt nun einmal kein poetiſcher Gegenſtand, bei dem die Phantaſie mit Wohlgefallen zu verweilen vermag; es iſt nicht weichliche Empfindſamſamkeit, es iſt das geſunde menſchliche Gefühl, das von ſolchen Kriegen, die wir nur einem Wühlen in den eigenen Eingeweiden vergleichen können, von ſolchen Schlächtereien, die wir von den ehrlichen Schlachten unterſcheiden, mit Abſcheu ſich wegwendet. Und doch verlangt es die Geſchichte, daß auch das, was die beſſere Natur des Menſchen empört, nicht verſchwiegen werde. Und ſo mögen wir denn auch dieſer Greuel gedenken, in welche der Geiſt eines Jahrhunderts ſich verirrt hat, dem wir daneben wieder große und erhebende Erſcheinungen zu verdanken haben. Eines freilich mag auch in dieſer Geſchichte unſre Sympathie in Anſpruch nehmen, es iſt das Märtyrerthum, das ſeiner Ueberzeugung zum Opfer fällt; freilich iſt auch dieſes Märtyrerthum getrübt, indem mehrentheils nur ein Fanatismus dem andern entgegenſteht: der Fanatismus einer unklaren und wilden Oppoſition dem Fanatismus der Hierarchie. Doch zur Sache!

Wir haben bereits bemerkt, daß im ſüdlichen Frankreich auch mehrere angeſehene Herren des Adels der ſchwärmeriſchen Partei der Albigenſer ſich anſchloſſen. Im Languedoc war es Graf Raymund VI von Toulouſe, der den 6. Januar 1194 ſeinem Vater in der Regierung gefolgt war. Toulouſe hatte ſich von alten Zeiten her auch großer bürgerlicher Freiheiten erfreut, und

ſo fanden auch die Propheten der kirchlichen Freiheit hier vielen Anhang. Raymunds Herrſchaft umfaßte aber ein größeres und weiteres Gebiet als das von Toulouſe allein. Fünfzig Städte und viele volkreiche Flecken und viele Edle auf ihren Burgen ſtellten ſich unter ſein Banner. Nächſt dem Grafen Raymund galt der Vicegraf Raymund Roger von Béziers, Herr von Carcaſſone als ein Heger und Pfleger des albigenſiſchen Irrglaubens, außer ihm noch andere Grafen und Herren des Südens, unter welchen der Graf Raymund Roger von Foix als einer der erbittertſten Gegner der Kirche ſich darſtellte. Dieſe Erbitterung zeigte ſich auch praktiſch. Die Geiſtlichen wurden von den fürſtlichen Herren nicht ſelten verhöhnt und mißhandelt und ihnen Zehnten und Einkünfte entzogen. Der Biſchof von Toulouſe mußte ſich unter anderm gegen Ueberfälle durch ein Geleit ſicher ſtellen. Die Klagen der Geiſtlichen drangen in die Ohren des Papſtes. Dieſer ſandte zwei ſeiner Legaten, Rainer und Guido, in die aufrühreriſchen Gegenden, um das Feld zu reinigen. Dem Rainer, der inzwiſchen auch Spanien bereist hatte, gab er den Ciſtercienſermönch Peter von Caſtelnau an die Seite. Dieſer trat 1203 in Toulouſe auf. Er ward in ſeinem Thun weſentlich unterſtützt durch den im Juni 1206 neugewählten Biſchof von Toulouſe, den Genueſer Fulco, der aus einem heitern, lebensfrohen Troubadour ein finſtrer Ketzerhaſſer geworden war. Aber bei dem albigenſiſchen Anhange machte Peter von Caſtelnau ſich durch ſein hartes Verfahren ſo verhaßt, daß er zu St. Gilles von einem Dienſtmann des Grafen Raymund mit einer Lanze erſtochen wurde, als er eben die Meſſe las, den 15. Januar 1209. Er ſoll ſelbſt ſich früher dahin geäußert haben, die Sache Chriſti, d. h. der Kirche könne in dieſen Gegenden nicht zum Siege gelangen, bevor einer ihrer Vertheidiger das Leben laſſe. „Möchte ich, ſoll er hinzugeſetzt haben, als das erſte Opfer fallen.“ Sein Tod ward als Märtyrertod betrachtet. Der Papſt, dem die That nach Rom gemeldet wurde, ergrimmte in ſeinem Innerſten und beſchloß blutige Rache zu nehmen. Der erſte Verdacht fiel auf den Grafen ſelbſt, und obwohl dieſer jede Theilnahme an den Morde des Mönches ſtandhaft leugnete, ſo war er doch zum erſten und nächſten Opfer der Rache auserſehen. Im Banne war er

ſchon der Ketzerei wegen. Nun aber entband Innocenz die Unterthanen des Grafen jedes Eides. Jeder Katholik, ſo verordnete er weiter, habe das Recht, die Perſon des Grafen zu verfolgen und ſeines Eigenthumes ſich zu bemächtigen. Zugleich wandte ſich Innocenz an den König von Frankreich, Philipp Auguſt, den allerchriſtlichſten König, um ihn als Schutzherrn der Kirche um Beiſtand gegen die Ketzer anzurufen, die ärger ſeien als die Sarazenen. Ja, er ſandte einen beſondern Legaten an ihn mit der Aufforderung, die Grafſchaft zu beſetzen, und ließ Allen Ablaß verkündigen, die an dieſer Heerfahrt theilnehmen würden. Als Raymund das Gewitter ſah, das über ſeinem Haupte ſich zuſammenzog, beſann er ſich, ob es nicht beſſer ſei, ſich zu demüthigen, als es auf das Aeußerſte ankommen zu laſſen. Er ſchickte mehrere ſeiner Prälaten nach Rom, um ſeine Unſchuld an dem Verbrechen zu betheuern; er ſelbſt aber begab ſich an den Hof ſeines Oberlehnsherrn und Verwandten, des Königs, um deſſen Rath einzuholen. Auch der König rieth zu verſöhnlichen Schritten. Ein päpſtlicher Legat, Milo, erſchien in des Grafen Gebiet. In der Kirche zu St. Gilles ſollte Raymund die Ketzerei abſchwören. Man führte ihn entblößt bis auf den Gürtel in den Vorhof der Kirche, wo ein Altar ſtand mit der geweihten Hoſtie und den Reliquien. Hier ſchwor er Alles ab, wegen deſſen er vom Papſt in den Bann gethan worden und verſprach, Alles wieder gut zu machen, was in ſeinen Kräften ſtehe. So ſollte er die katholiſchen Biſchöfe, die er verdrängt hatte, wieder einſetzen und ſie entſchädigen, ſeine Söldlinge entlaſſen u. a. m. Aehnliche Eide hatten auch die Barone und Vaſallen des Grafen zu leiſten. Nachdem alles dieß in weitläufigen Formen geſchehen war, legte der Legat dem Grafen eine Stola um den Hals, ergriff dieſelbe an den beiden Enden und zog ihn ſo wie an einer Halfter in die Kirche, während er mit einer Ruthe ſeinen Rücken peitſchte. Und dieß Alles unter dem Zulauf einer großen Volksmenge! Im Rückweg aus der Kirche wurde er am Grabe des Ermordeten vorübergeführt. Jetzt erſt nach dieſer ſchimpflichen Demüthigung, die als mütterliche Züchtigung der Kirche galt, ließ die päpſtliche Milde auch wieder den Balſam in die geſchlagenen Wunden träufeln. Ein huldvolles Schreiben erfolgte von Rom, worin dem Grafen

Friede und ewiges Heil zugesichert wurde. Möge er forthin, hieß es, ein fruchtbarer Baum sein unter den Gläubigen, würdig des Wohlwollens, das ihm von nun an der Papst erzeigte. — Raymund konnte nun aber den Ernst seiner Reue nicht besser beweisen, als wenn er selbst zur Ausrottung der Ketzer mitwirkte, sich selbst in die Reihen der Kämpfer stellte, die zu dem ausgeschriebenen Kreuzzug sich herbeiließen. In Lyon, dem Sammelplatz des ganzen Kreuzheeres, kamen um Johannis des Täufers Tag 1209 an 50,000 streitbare Männer zusammen, mit dem rothen Kreuz auf der Brust. Sie trugen es, zum Unterschied von den Kreuzfahrern ins gelobte Land, auf der rechten, wie diese auf der linken Schulter; viele trugen neben dem Schwert auch den Pilgerstab, um anzudeuten, daß der Krieg eine Pilgerfahrt, d. h. ein heiliger Krieg sei. Eine Menge der höchsten Würdenträger der Kirche erschienen neben den Rittern und Adlichen im Heer. So die Erzbischöfe von Rheims, Sens und Rouen, die Erzbischöfe von Autun, Clermont, Nevers, Bajeux, Lisieux, Chartres, viele Aebte mit ihren Vasallen und eine Unzahl andrer Geistlichen. Nun galt es, einen Feldherrn zu wählen. Alle vereinigten sich, nachdem sie den h. Geist um seinen Beistand angerufen, auf den Grafen Simon von Montfort. Er stammte aus edlem, dem königlichen verwandten Geschlechte. Schön von Gestalt und wohlgewachsen galt er nach seiner ganzen Haltung als ein ritterlicher Mann und vor allem als ein zuverlässiger Freund der Kirche. Er hatte bereits in den Kreuzzügen ins gelobte Land seine Tapferkeit und seine Gesinnung bewährt, und nun wollte er dasselbe thun im Kampfe gegen die innern Feinde der Kirche. Als geistlicher Heerführer aber ragte unter allen hervor Arnold, der Abt von Citeaux. Das Heer ging über die Rhone und machte zu Montpellier Halt. — Roger, der Vicegraf von Béziers, der bisher besonders die Albigenser unterstützt hatte, erschien im Lager des katholischen Heeres und bezeugte mit der Kirche leben und sterben zu wollen. Allein man traute seinem Worte nicht. Erbittert zog er sich in seine Stadt zurück, die nun auch entschieden war, sich aufs Aeußerste zu vertheidigen. Selbst die katholischen Einwohner stimmten diesem Entschlusse bei. Es galt die Ehre der Stadt. Vergebens suchte der Bischof von Béziers, der mit Erlaubniß Arnolds in die Stadt

gegangen war, als Friedensbote aufzutreten. „Unſre Stadt iſt feſt, erwiederten ſie dem Biſchof; eher zehren wir unſre eigenen Kinder auf, als daß wir die Thore öffnen.“ Als der Biſchof dieſe Kunde in das Lager zurückbrachte, da ſchwor der Abt von Citeaux: „Nun ſoll auch kein Stein auf dem andern und kein Leben geſchont bleiben.“ Die Stadt wurde erſtürmt und ein gräßliches Blutbad erfolgte bei der dreiſtündigen verzweifelten Gegenwehr. In den Straßen, in den Kirchen, an den Stufen der Altäre ſetzte ſich das Gemetzel fort. Kein Alter, kein Geſchlecht wurde geſchont. Siebentauſend fanden allein in der Magdalenenkirche ihren Tod, zwanzigtauſend Leichen bedeckten die Straßen der Stadt. Auf die Frage der Stürmenden, ob man nicht Katholiken oder Ketzer unterſcheiden ſolle, ward die Antwort: „Schlagt ſie Alle nieder, Gott kennt die Seinen ſchon.“ Dieß waren die Worte des Abtes von Citeaux.

Nachdem Béziers bis auf den Grund zerſtört war, wandte ſich das Heer nach Carcaſſone, wo ſich der Vicegraf Raymund Roger mit dem Kern ſeines Heeres verſchanzt hatte, entſchloſſen, mit den ihm Getreuen für ſeinen Glauben zu ſterben. Als man ihm auf Fürſprache ſeines Oberlehnsherrn, des Königs von Aragonien, freien Abzug anbieten ließ, während die Uebrigen der Belagerten ſich auf Gnade und Ungnade ergeben ſollten, gab er die Antwort: „Lieber laſſe ich mir die Haut vom Leibe ziehn, als daß ich den Geringſten meiner Gefährten opfere.“ Nun kehrte ſich das Verhältniß um. Er ſelbſt ſollte geopfert werden. Weil man es aufgab, die Stadt mit Sturm zu nehmen, ſo ſollte den Belagerten am Tage Mariä Himmelfahrt freier Abzug geſtattet ſein, jedoch in der ſchimpflichſten Weiſe.[1]) Der Vicegraf aber ward als Geißel zurückbehalten. Alles was die Abgezogenen hatten zurücklaſſen müſſen, fiel in die Hände der Eroberer. Die Beute war beträchtlich. — An die Stelle des entſetzten Roger trat der Sieger Simon von Montfort. Den 22. Auguſt ward er unter dem Jubel der Menge zum Vicegrafen von Carcaſſone und Béziers ausgerufen. Bald wurden nun auch die übrigen Burgen und Schlöſſer, die als Neſter der Ketzerei berüchtigt waren, genommen und ge-

[1]) Nur in Hemd und Hoſen.

schleift. Mit der Stadt Albi, die der Ketzerei den Namen gegeben, gewann Simon zuletzt die ganze Landschaft. Der Papst bestätigte, wie sich erwarten läßt, alle diese Eroberungen. Der Vicegraf Roger dagegen wurde in einem Thurme des Schlosses Béziers in strengster Haft gehalten. In diesem Thurme hauchte er seine Seele aus den 10. Nov. 1209, nachdem er zuerst gebeichtet und von dem Bischof die Sterbesacramente empfangen hatte. Ob durch Gift seine Tage abgekürzt worden, wie vermuthet wird, lassen wir dahingestellt. Aber auch Simon von Montfort konnte seines Besitzes nicht froh werden. Seine Regierung, auf Gewalt gegründet, war verhaßt. Mehrere Städte und Plätze fielen wieder von ihm ab. Die Uebergriffe, die er sich in das Gebiet des Grafen Raymund von Toulouse erlaubte, weil auf diesem noch immer ein Makel der Ketzerei haftete, verwickelten ihn in einen längern Krieg mit ihm und dessen Sohn. Eine Versammlung zu St. Gilles 1210 sprach aufs Neue über Raymund von Toulouse den Bann. Die Sache kam zuletzt vor Innocenz auf dem vierten lateranensischen Concil 1215. Innocenz fand sich in großer Verlegenheit, da er das von Simon verübte Unrecht nicht gutheißen, ihn aber, den Vertheidiger des katholischen Glaubens, auch nicht bloßstellen wollte. Er suchte den Sohn Raymunds VI, Raymund VII, dadurch zu entschädigen, daß er ihm die Grafschaft Venaissin mit Beaucaire und der Provence übergab und ihn auf ein späteres Concil verwies, wobei er ihm Treue gegen die Kirche befahl. Simon von Montfort, der den Krieg fortsetzte, kam 1218 bei der Belagerung von Toulouse ums Leben. — So weit der Krieg gegen die Albigenser. Was die Waldenser betrifft, auf deren Lehre und Schicksale wir später zurückkommen werden, so bemerken wir einstweilen, daß ein Theil derselben während der Regierung Innocenz im Jahr 1210 unter Durandus von Osca wieder zur katholischen Kirche zurückkehrte. Innocenz bestätigte diese religiöse Brüderschaft als einen Verein der „katholischen Armen“ (Pauperes catholici). Jedoch traute man ihnen nie recht und immer wurde ihre Rechtgläubigkeit aufs Neue verdächtigt, während ihre Frömmigkeit, ihre Bibelfestigkeit, ihre sittliche Haltung auch von den Feinden mußte anerkannt werden. Die Kirche des Mittelalters, wie sie

nun einmal angelegt war, konnte keine freie Entwicklung des religiösen Lebens gestatten, sobald dieses nicht in ihre Formen sich fügte. Jedes sich Zusammenthun der Gläubigen, wenn es nicht in Gestalt eines vom Papst genehmigten Ordens auftrat, mußte als gefährliche Secte erscheinen, als ein sich Auflehnen gegen die Einheit der Kirche. Diese Einheit auch äußerlich zu befestigen, die Kirche auch noch innen stark zu machen und ihr ein immer imposanteres Ansehn nach außen zu geben, das war das unausgesetzte Streben Papst Innocenz III. Was die Secten mit Recht angriffen, die Zuchtlosigkeit der Geistlichen, die weltlichen Mißbräuche, das ging auch Innocenz zu Herzen. Aber die Heilmittel suchte er in der Kirche selbst. Dieses, auf Consolidation, aber auch zugleich auf Reformation der Kirche gerichtete Streben zeigt sich uns denn vor allem in den Beschlüssen des schon genannten vierten lateranensischen Concils.

Es war dieß eine der größten und glänzendsten Kirchenversammlungen, die je gehalten worden, und besonders dadurch ausgezeichnet, daß nicht nur die abendländische, sondern auch die morgenländische Kirche auf demselben vertreten war. Es erschienen die Patriarchen von Constantinopel und Jerusalem; die von Antiochien und Alexandrien sandten Stellvertreter; auch der Patriarch der Maroniten war gegenwärtig. Es war eine ökumenische Synode im vollen Sinne des Wortes. Man zählte im Ganzen 71 Primaten und Metropoliten, 412 Bischöfe, 900 Aebte und Prioren. Als Bevollmächtigter Kaiser Friedrichs erschien der Abt Ulrich von St. Gallen. Auch der Kaiser von Constantinopel, die Könige von Frankreich, England, Arragonien, Ungarn und Cypern, viele andre Fürsten und Große Europa's, auch mehrere Städte hatten ihre Boten gesandt. Es waren im Ganzen 2283 Personen. Mit dem Fest des h. Martinus ward die Synode in der Kirche des h. Johann vom Lateran eröffnet. Das Gedränge war so groß, daß der Erzbischof von Amalfi im Vorhof der Kirche durch das Volk erdrückt wurde. Innocenz eröffnete die Verhandlungen durch eine Thronrede, in der er in Vorahnung seines baldigen Todes an die Worte des Herrn anknüpfte: „Mich hat herzlich verlanget, das Osterlamm mit euch zu essen, bevor ich sterbe.“ — Er erging sich nach der Weise der Zeit in allegorischen

Anſpielungen an das Alte Teſtament und deſſen prophetiſche Stellen; er bezog dieſelben auf das leibliche, geiſtliche und ewige Paſſah, das er zu eſſen verlange. — Auch die folgenden Sitzungen pflegte er mit Anſprachen zu eröffnen, worin er die Geiſtlichen zur Wachſamkeit in Lehre und Wandel ermunterte. Das Concil dauerte 3 Wochen von Martini bis zum Andreastage. Zuerſt wurde der Glaube der Kirche nach allen Seiten feſtgeſtellt und das Verdammungsurtheil über die Häreſie geſprochen; namentlich wurden die myſtiſchen und pantheiſtiſchen Lehren des Amalrich von Bena verworfen, bei dem wir einen Augenblick verweilen wollen.

Amalrich (Almerich) war gebürtig aus Bena, einem Flecken der Diöceſe Chartres, und trat als Lehrer zu Paris auf. Er erwarb ſich bald großen Ruf und auch der damalige Dauphin, Ludwig, zog ihn in ſeine Dienſte. Aber bald wurde ſein Ruf getrübt durch den Vorwurf der Ketzerei, den er durch ſeine allerdings kühnen Behauptungen ſich zuzog. Seine Sprache bewegte ſich zum Theil in den myſtiſchen Ausdrucksformen, aber der Hintergrund ſeiner Lehre war pantheiſtiſch. Jeder Gläubige, lehrte er, iſt ein lebendiges Glied am Leibe Chriſti. Das klang unverfänglich und erbaulich. Aber was verſtand er unter dem Leibe Chriſti? was unter Chriſtus ſelbſt? was unter Gott? — Da finden wir, daß er mit dem berühmten Denker Joh. Scotus Erigena im 9. Jahrhundert [1]) Gott als den Grund aller Dinge betrachtete, als die Quelle und das Ziel alles Seienden. Er iſt es, von dem alles ausgeht, in den alles zurückkehrt. Gott offenbart ſich in ſeinen Creaturen; in ihnen allein wird er ſichtbar, wie das Licht erſt ſichtbar wird durch das Medium der Luft. — Amalrich lehrte mit der Kirche eine Menſchwerdung Gottes; aber dieſe hat ſchon vor Chriſtus begonnen. Im Alten Teſtament hat Gott der Vater ſich geoffenbaret in Abraham, er hat in ihm Menſchheit angenommen, als Sohn hat er ſich dann im Neuen Teſtament geoffenbaret in Chriſto, und nun iſt die dritte Periode der Offenbarung eingetreten, in welcher die Incarnation des h. Geiſtes ſtattfindet. Da bedarf es denn auch keiner äußern Heils-

[1]) Vgl. den vorigen Band S. 179 ff.

mittel und Gnadenmittel mehr, keiner Sacramente, ſondern die Seligkeit wird Jedem unmittelbar zu Theil, der dieſe Incarnation an ſich erfährt, der ſich als ein lebendiges Glied am Leibe Chriſti weiß. Was bis daher äußerlich im Sacrament des Altares dargeſtellt worden, das vollzieht ſich nun innerlich, die Verbindung Gottes mit der Creatur. Wie mit der Menſchwerdung des Sohnes die alten Formen des Geſetzes gefallen ſind, ſo müſſen jetzt, nachdem der Geiſt Menſch geworden, auch die äußern Formen der Kirche dahinfallen, und ſo verwarfen denn auch Amalrichs Anhänger folgerecht die ganze Kirchenordnung der Hierarchie. Wie den Albigenſern, ſo mußte auch ihnen die römiſche Kirche als ein Babylon, der Papſt als Antichriſt erſcheinen. Wie die Katharen und Albigenſer, ſo faßten auch die Amalrichianer die Lehre von der Auferſtehung ſpiritualiſtiſch, als eine moraliſche Auferſtehung vom geiſtlichen Tode; eine leibliche Auferſtehung leugneten ſie, ebenſo einen Himmel und eine Hölle jenſeits. Die Hölle, lehrten ſie, trage Jeder, der nicht dem Zuge des Geiſtes folge, mit ſich ſelbſt herum wie einen faulen Zahn im Munde. Bedenklich lautete dann auch in ſittlicher Beziehung die Lehre, daß ein Menſch, in welchem der Geiſt wohne, nicht mehr ſündigen könne; was er thut, das thut er aus des Geiſtes Trieb, mithin aus Gott; was aus der Liebe geſchieht, das iſt gut, iſt göttlich. Auch das Heidenthum mußte von dieſem Standpunkte aus in einem günſtigern Lichte erſcheinen, als die Kirche es faßte: denn auch dort hat ſich der Geiſt Gottes in eigenthümlicher Weiſe offenbart. Ja, dieſer Gottesgeiſt iſt in den Schriften Ovids ebenſowohl zu finden, als in den Schriften des h. Auguſtinus. [1])

Es iſt nun allerdings ſchwer zu unterſcheiden, welche von dieſen Lehren Amalrich ſelbſt angehören, welche ſeinen Schülern. Daß dieſe die Lehre des Meiſters in Einzelnem auch mißverſtanden und übertrieben, daß ſie das Geiſtige fleiſchlich gefaßt und dann auch in moraliſch gefährlicher Weiſe ausgebeutet haben, iſt nach den neuern Forſchungen wohl mehr als gewiß.[2]) So war es namentlich außer

[1]) Man könnte erwarten, daß es hieße, ſo gut als in der Bibel! So weit ſcheinen ſie doch nicht vorgeſchritten zu ſein.

[2]) S. die Abhandlungen von Hahn (Studien und Kritiken 1846) und Krönlein (1847).

David von Dinanto noch ein Glied der Amalrich'schen Secte, Wilhelm der Goldschmied, welcher die Lehren seines Meisters in der unverhülltesten und krassesten Gestalt vortrug, so daß er unter anderm sich selbst für den Propheten des h. Geistes und der neuen Zeit ausgab. Und so mögen auch von den vorhin erwähnten Sätzen eher ihm, als Amalrich selbst, zugeschrieben werden. Wenigstens zeigt uns Amalrichs Prozeß während seines Lebens, daß er es nicht aufs Aeußerste treiben und mit der Kirche wo möglich in Frieden bleiben wollte. Er hatte es nicht verhindern können, daß schon im Jahre 1204 seine Lehre von einer Synode zu Paris verdammt wurde. Da entschloß er sich sogar zu einer Appellation an den Papst Innocenz III. Aber dieser bestätigte das Urtheil der Synode 1207. Amalrich blieb nichts übrig, als in Paris einen Widerruf zu leisten. Die Sache grämte ihn so, daß er 1209 starb. Nun aber wurde im Jahr auf Veranlaßung der unvorsichtigen Aeußerungen Wilhelms neue Untersuchungen angestellt, neue Verfolgungen eingeleitet und die Folge davon war, daß im Jahr 1210 die Lehre Amalrichs aufs Neue verdammt, zehn seiner Anhänger vor den Thoren der Stadt verbrannt, vier davon lebenslänglich eingesperrt wurden. Ja, trotz des geleisteten Widerrufes ward Amalrich selbst noch im Tode beunruhigt. Seine Gebeine wurden ausgegraben und sammt seinen Schriften verbrannt und die Asche in die Luft zerstreut. Und eben dieses Urtheil wurde nun auf dem vierten lateranensischen Concil in allen Theilen bestätigt, und noch einmal über Amalrichs Lehre als über eine häretische und wahnsinnige Lehre das Verdammungsurtheil gesprochen.

Bei diesem Anlasse wurde dann auch das Verfahren gegen die Ketzer überhaupt, wie wir es bis dahin kennen gelernt haben, von der Synode grundsätzlich gebilligt und die Pflicht ausgesprochen für jeden guten Katholiken, nach Kräften zur Ausrottung derselben mitzuwirken. Ja, wir finden hier schon die Grundzüge gegeben zu dem kirchlichen Institute, das sich bald in den schrecklichsten Formen entwickelte, die Grundzüge zur Inquisition. Jeder Bischof, so lautete die Anordnung des Concils, soll alljährlich ein- oder zweimal seinen Erzdechanten, so er nicht selbst gehen mag, in die Gemeinden schicken welche im Rufe der Ketzerei stehen, und durch Beeidigte genaue Nachforschung halten

laſſen, ob heimliche Zuſammenkünfte ſtattfinden; er wird die, die ihm verzeigt werden, vor ſich beſcheiden und ihnen Buße auflegen; die Rückfälligen aber mit ernſteren Strafen anſehen. Dann wurden Verordnungen gegeben über Sittenverbeſſerung nnd Kirchenzucht. Die Geiſtlichen ſollen ihres Amts in aller Treue warten durch Predigt und Seelſorge, ſie ſollen ſich auszeichnen durch Keuſchheit und Nüchternheit, Trinkgelage und Würfelſpiel meiden, auch den Gauklern und Poſſenreißern nicht zuſchauen, wenn ſie vor dem Volke ihre Künſte ſehen laſſen. Sie ſollen keinen Handel treiben und auch der Wundarzneikunſt ſich enthalten, weil die Kirche und ihre Diener kein Blut vergießen dürfen, und ſo noch weitere, im Ganzen heilſame, zeitgemäße Vorſchriften, aus denen wir auch auf den ſittlichen Standpunkt der Zeit, d. h. auf ihr ſittliches Verderben zu ſchließen vermögen. Auch über den Gottesdienſt wurden allerlei Vorſchriften gegeben. Das Wichtigſte in dieſer Beziehung iſt der Beſchluß des 12. Kanons über die Ohrenbeichte. Chriſten beiderlei Geſchlechtes ſollen, ſowie ſie zu den Jahren ſittlicher Entſcheidung gekommen (man nahm das ſiebente Jahr an) verpflichtet ſein, wenigſtens ein Mal im Jahr (namentlich in der h. Oſterzeit) eine geheime Beichte abzulegen über alle ihre Sünden und nichts verſchweigen. Dabei aber wurde auch wieder dem Beichte hörenden Geiſtlichen die größte Verſchwiegenheit und Discretion anbefohlen. Der Beichtvater ſoll, heißt es, einem klugen Arzte gleichen, der die rechten Mittel anwendet, um dem Kranken zur Geneſung zu verhelfen. Die ſchon in der vorigen Stunde erwähnten Verordnungen wegen den Juden wurden auch hier erneut. Sodann wurden Vorkehrungen zu einem neuen Kreuzzuge ins gelobte Land getroffen und der Fluch über alle die geſprochen, welche durch Seeräuberei die Kreuzfahrer beunruhigen oder gar den Saracenen Beiſtand leiſten würden. Beſonders wichtig und weitgreifend waren endlich die Verordnungen des Concils in Betreff der beiden neu entſtandenen Bettelorden, der Franziskaner und Dominikaner.

Ehe wir die Geſchichte dieſer beiden wichtigen, einflußreichen Orden uns vorführen, was in der nächſten Stunde geſchehen ſoll, betrachten wir jetzt noch das Ende unſres Papſtes Innocenz III. Eine Fehde zwiſchen Genua und Piſa verlangte ſein ſchiedsrichter-

liches Urtheil. Er war auf der Reise nach Pisa begriffen, als er in Perugia vom Fieber befallen wurde. Mehrere Tage lag er krank, ohne die Gefahr einzusehen. Der unvorsichtige Genuß von Orangen soll das Uebel verschlimmert haben. Es stellte sich zuletzt eine Lähmung und den 16. Juli 1216 der Tod ein. Er starb im 56. Jahr seines Lebens, nachdem er 18 Jahre, 6 Monate und 7 Tage auf dem Stuhle Petri gesessen. In der Domkirche zu Perugia wurde seine Leiche beigesetzt.

Die Urtheile über Innocenz sind in älterer und neuerer Zeit verschieden ausgefallen. Zeitgenossen rühmen seinen außerordentlichen Geist, seine Weisheit, seine Tugend und Rechtschaffenheit, während Andere über seine Habsucht sich beklagen. Walter von der Vogelweide, der überhaupt der welschen Priesterschaft nicht hold („das deutsche Silber fällt in welschen Schrein, ihr Pfaffen esset Hühner und trinket Wein und laßt die Deutschen fasten") nannte ihn einen Wolf, statt einen Hirten der Schafe. So der weltliche Dichter. Aber auch eine Heilige der Zeit, die h. Luitgardis hatte eine Vision, in welcher sie den Papst im Fegfeuer erblickte, und von ihm die Erklärung hörte, er würde ohne Fürbitte der heiligen Jungfrau die ewige Verdammniß erdulden. In dieser Anekdote liegt indessen ebenso gut die Tendenz, das Dogma vom Fegfeuer und die Macht der Maria zu erhöhen, als die Tugend des Papstes herabzusetzen. „Wenn selbst, so wenigstens können wir es uns interpretiren, wenn selbst ein Innocenz nicht dem Fegfeuer zu entgehen vermag, ohne die Fürbitte der Maria, wie viel weniger ein andrer armer Sünder?"

Daß die neuern Historiker im Zeitalter der Aufklärung Innocenz ähnlich beurtheilen, wie auch Gregor VII, läßt sich erwarten. So sagt Spittler: Gregor VII war gewaltthätig gewesen, aber Innocenz war planmäßig herrschsüchtig; doch müssen auch diese Historiker die großen Eigenschaften unsres Papstes anerkennen. Dagegen haben Männer wie Johann von Müller und Friedrich von Raumer ein günstiges Urtheil über ihn gefällt. Ersterer nennt ihn „einen Herrn voll Güte und Anmuth, voll Standhaftigkeit, äußerst einfach und sparsam in seiner Lebensart, in Wohlthaten bis zur Verschwendung freigebig," und in einem Brief an Gleim sagt er: Innocenz habe die höchsten Tugenden

über die Welt ausgeübt. Friedrich von Raumer nennt ihn „einen aufrichtigen Beschützer der Unterdrückten, einen wachsamen Beförderer der Zucht der Ordnung.“ — Wie dann freilich die Persönlichkeit dieses Papstes mit Allem, was daran hängt, sogar einen reformirten Antistes bis zu dem Grade begeistern konnte, daß er ihm ein großes biographisches Denkmal in vier Bänden setzte, und wie der Verfasser über dieser Arbeit immermehr in den Sympathien der römischen Kirche sich bestärkte, bis er endlich offen zu ihr übertrat, das haben wir in den Dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts erlebt. Friedrich Hurter in seinem Innocenz weiß nicht, ob er die Frömmigkeit und die Demuth, oder die Standhaftigkeit und Geistesgröße seines Helden mehr bewundern soll. Er gesteht es uns selbst, er habe in seiner Phantasie das ganze Wesen dieses Mannes so durchgelebt und reprístinirt, als hätte er nicht nur alle Eindrücke der damaligen Welterereignisse an sich erfahren, sondern dabei mitgewirkt und gehandelt. Und die Leser seines Buches werden es bestätigen, daß sein Verfasser in der That mehr als eine Geschichte vergangener Größe giebt, daß er es darauf anlegt, das ganze Mittelalter wieder heraufzubeschwören, in welchem allein die Gestalt eines Innocenz redivivus gedenkbar wäre. Das sind nun freilich Extreme. Aber dadurch sollen wir uns nicht in ein andres Extrem treiben lassen. Wir können uns nur freuen, wenn auch entschiedene Protestanten es über sich gewinnen, einem Papste wie Innocenz gerecht zu werden. Dieß müssen wir der neuesten Schrift über Innocenz III nachrühmen, der des Grafen Agenor von Gasparin.[1]) Auch Gasparin anerkennt in Innocenz eine sittliche Größe, die ihn vor Vielen seines Gleichen auszeichnet. „Wie man auch immer, sagt er schon in Beziehung auf die frühern Päpste, die päpstlichen Anmaßungen hassen mag, man wird (im Blick auf die schändlichen Päpste des 10. Jahrhunderts) sich gewissermaßen erquickt fühlen, wenn man nach der sittlichen Verworfenheit der Tyrannei begegnet. Ein großer Charakter von mächtiger Ueberzeugung hat immer etwas Schönes, und ich darf diese Huldigung weder

[1]) Le Christianisme au moyen âge. Innocent III. Séances historiques par le Comte Agénor de Gasparin. 1859.

Gregor VII, noch demjenigen seiner Nachfolger verweigern, der sein Werk vollendet hat, einem Alexander III." Und in gleicher Weise rühmt er denn auch an Innocenz III die Reinheit von sittlichen Ausschweifungen, deren sich so manche andre Päpste schuldig machten; er rühmt seine Selbstbeherrschung, seine unermüdliche Thätigkeit. „Innocenz hat, sagt Gasparin, der Welt das Beispiel gegeben von einem Papste, der sich gewissenhaft und ungetheilt seinem Werke hingegeben." Auch seiner Frömmigkeit, die wir uns freilich im Geiste seiner Zeit zu denken haben, läßt er insoweit Gerechtigkeit widerfahren, als er sie für eine aufrichtige hält. Nur ein höchst befangener und einfältiger Geist kann nach dem Urtheil Gasparins in Innocenz blos einen Ehrgeizigen, einen Heuchler sehen. Er war von seinen Rechten, wie von seinen Pflichten aufs Innigste überzeugt — es war ein Mann aus Erz gegossen und aus einem Gusse. Selbst reinere, evangelische Züge glaubt Gasparin an seinem Wesen zu entdecken. „Ich wage nicht zu behaupten, sagt er, daß die Wahrheit, wie sie in Jesu Christo uns geoffenbaret ist, ihm fremd gewesen. In dem Satze: der Gerechte wird seines Glaubens leben, den er in seiner Installationsrede aussprach, begegnet er sich sogar mit Luther." — So urtheilt über Innocenz sein neuester Biograph, ein entschiedener Protestant, den gewiß noch Niemand einer Hinneigung zum Romanismus beschuldigt hat. — Aber freilich ist er denn auch nicht blind gegen des großen Papstes Fehler. „Derselbe Mann, sagt er, aus einem Stück war auch wieder ein schlauer Italiäner, dessen Klugheit mitunter an Falschheit streifte und der auch seinen eigenen Vortheil und den seines Hauses nicht vergaß."

Fügen wir zu diesen Urtheilen noch zwei der berühmtesten deutschen Kirchenhistoriker: „Innocenz war habsüchtig, noch habsüchtiger seine Legaten, sagt Hase; aber seine Reichthümer dienten seinen Gedanken und standen den Kreuzfahrern wie den Armen offen; er für seine Person lebte einfach wie Cincinnatus, darum beugten ihn auch Geschenke nicht. Er war ein Vater der Wittwen und Waisen, ein Friedensvermittler zwischen Städten und Fürsten. Glückliche Verhältnisse hat er mit altrömischer Besonnenheit benützt, noch einmal hat Rom durch ihn die gebildete Welt beherrscht." Neander endlich sagt in seiner schlichten Weise: „Inno-

cenz habe die Eigenschaften wirklich beſeſſen, die ſein Vorfahr Alexander III zu beſitzen wünſchte. Als nämlich ein Schmeichler Alexander III Lob ſpendete, antwortete der Papſt: ja, wenn er ein guter Regent, ein guter Prediger und ein guter Beichtiger wäre, ſo wäre er auch ein guter Papſt. Innocenz verband dieſe drei Eigenſchaften, er war eifrig im Predigen, tüchtig in der Kirchenregierung und in der Verwaltung des Bußweſens. Er war mit den Verhältniſſen und den Bedürfniſſen der Kirche ſeiner Zeit wohl bekannt, durch die Univerſitätstheologie ſeiner Zeit gebildet; er war von der Idee der päpſtlichen Weltmonarchie ganz erfüllt und wußte zur Verwirklichung derſelben die Umſtände mit Klugheit und Kraft zu nutzen. Seine Thätigkeit war von ungeheurem Umfange; ſie verbreitete ſich nach allen Weltgegenden. Aufmerkſam war er auf alles, was in Kirche und Staat überall vorfiel. Ueber Biſchöfe und Fürſten machte er ſeine höchſte richterliche Gewalt mit Feſtigkeit geltend. Seine zahlreichen Briefe und Urkunden beweiſen, daß ihn nicht blos der Eifer für die Behauptung der päpſtlichen Macht und Herrſchaft, ſondern auch der Eifer für die Förderung des wahren Beſten beſeelte. Doch da er für jenes Syſtem der Weltmonarchie, in welchem Geiſtliches und Weltliches miteinander vermiſcht werden, als ein auf göttlichem Recht gegründetes eiferte, da er dieſes Syſtem gegen die von einem guten, wie von einem ſchlechten Geiſt ausgehenden Reactionen vertheidigen mußte, ſo wurde er durch die ſchlechte Sache zum Gebrauch ſchlechter Mittel fortgeriſſen." [1])

Was ſoll ich zu dieſen Urtheilen verſchiedener Männer von den verſchiedenſten Lebensſtellungen, Richtungen und Ueberzeugungen noch weiter hinzuſetzen? Ich hoffe, daß Sie von der Größe eines Innocenz einen nicht geringen Eindruck werden erhalten haben; aber das freilich iſt wahr, es iſt eine deſpotiſche, eine mehr erdrückende, als erhebende, mitunter eine unheimliche, ſchauerliche Größe. Wir werden ſeinen Tugenden alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, zumal in einer Zeit, in der ſie wohlthätige Strahlen nach allen Seiten verbreitete; aber daß eben dieſe Tugenden ſowohl an den eigenen Leidenſchaften des gewaltigen Mannes,

[1]) Neander's Kirchengeſchichte II. S. 425, 426.

als an den Vorurtheilen des Jahrhunderts, die er mit denſelben theilte, ihre Schranken fanden, wer möchte es leugnen? Gemeſſen am Maßſtabe des Papſtthums iſt Innocenz unſtreitig der größte aller Päpſte; gemeſſen an der ewig-gültigen Regel des Evangeliums Jeſu Chriſti wird, wie überall, ſo auch hier, das was groß und gewaltig iſt vor der Welt, als klein erſcheinen im Himmelreich, und auch unter dem, was Menſchen an ihm bewundern, wird nur das Beſtand haben, was der Geiſt Gottes, der ſich zu keiner Zeit von ſeiner Kirche getrennt hat, auch in dem Innerſten ſeiner Seele gewirkt hat. Wie weit dieß geſchehen, wer will das ermeſſen? Darüber iſt Gott allein Richter.

Vierte Vorlesung.

Rückblick auf die Größe Innocenz III. — Die Bettelorden. — Dominicus und die Dominikaner. — Franz von Assisi und die Franziskaner.

In den drei letzten Vorlesungen haben wir uns mit einer der größten Persönlichkeiten des Mittelalters, wir haben uns mit dem Manne beschäftigt, in welchem das Papstthum sich zusammengefaßt und gleichsam verkörpert hat; das Papstthum in seinem hohen Selbstgefühl, mit dem aufs Aeußerste gesteigerten Maaß seiner Ansprüche, mit seiner alles vernichtenden, alles niederschmetternden Gewaltthätigkeit, zu der es sich berechtigt glaubte allen denen gegenüber, die es wagten seine Hoheit und seine göttliche Würde anzutasten. Wir haben dieses Papstthum aber auch kennen gelernt als eine wohlthätige Macht gegenüber den Schwachen und Hülflosen, als eine sittliche Macht, die der Rohheit des Zeitalters Schranken setzte, und haben namentlich in Innocenz III Eigenschaften schätzen gelernt, die uns zeigten, daß das Christenthum bei ihm mehr als bloße Form oder gar als bloße Maske war, wenn wir auch zugeben mußten, daß ihm gar Vieles fehlte, zur wahren und lautern Jüngerschaft des Herrn.

Wie nun selten oder nie eine große Persönlichkeit in der Geschichte allein dasteht, sondern wie ihr gewöhnlich Andere zur Seite stehen, die entweder ihr Werk fördern und tragen helfen, oder die ihr entgegenwirken, so auch hier. Und zwar findet hier mehr das Erstere statt, als das Letztere. Nicht daß es nicht auch dem Papst Innocenz an Opposition gefehlt hätte (ich erinnere an das früher Betrachtete); aber es fand diese Opposition keine bedeutende Persönlichkeit, die ihr Halt und Nachdruck gegeben und

die es auf die Dauer ausgehalten hätte. Wir ſehen wohl Gegner ſich erheben; aber bald ſehen wir ſie wieder reumüthig zu den Füßen des Papſtes oder ſeiner Legaten. Es war kein Friedrich Barbaroſſa, kein Arnold von Brescia, der hier in die Schranken trat, und ſo hatte Innocenz allerdings im Vergleich mit ſeinen Vorfahren und ſeinen Nachfolgern eine glückliche Stellung, die einzig in ihrer Art genannt werden kann. Oder wo hätten wir ihn je in einer Verlegenheit, in einer Klemme geſehen, aus der er nicht ſofort ſich befreit hätte? Kein Gegenpapſt iſt ihm geſtellt worden, wie Gregor VII und Alexander III. Nie hat er auch das Land oder die Stadt verlaſſen, im Exil leben müſſen, wie ſo viele Päpſte vor und nach ihm. Man kann alſo ſagen, Innocenz III fiel in eine für die Univerſalmonarchie des Papſtes überaus günſtige Zeit. Und ſo finden wir denn auch, daß die großen Perſönlichkeiten, die neben ihm auftraten, nur dazu dienten, ſein Werk zu ſtützen und zu fördern. Dieß gilt nun ganz beſonders von den beiden Stiftern der ſogenannten Bettelorden, von Dominicus und Franciscus. Es hat ſich uns ſchon früher gezeigt, wie die Geſchichte des Mönchsthums mit der des Papſtthums parallel geht. Was hatte nicht Bernhard von Clairvaux für eine wichtige Stellung zum Papſtthum des 12. Jahrhunderts eingenommen? Was aber Bernhard von Clairvaux für das zwölfte, das wurden Dominicus und Franz von Aſſiſi, das wurden die von ihnen geſtifteten Bettelorden für das dreizehnte und die folgenden Jahrhunderte, nur wieder in anderer Weiſe.

Man kann beinahe zweifelhaft ſein, ob man das Wort „Mönchsthum“ noch anwenden will auf eine Erſcheinung wie die, welche uns jetzt zu betrachten vorliegt. Wenn man unter dem Mönchsthum die Abgeſchiedenheit von der Welt und ihrem Treiben verſteht, ſo zeigen die Mönche, von denen wir jetzt reden werden, das gerade Gegentheil. Sie erſcheinen uns recht eigentlich als die Triebräder der damaligen Welt, zunächſt freilich als die Triebräder der Kirche; aber da die Welt nach ihrer idealen Seite in der Kirche aufging, ſo waren ſie auch die Triebräder der Welt. Daß das Mönchsthum nach und nach aus ſeiner Zelle heraus den Weg gefunden in alle die Gänge, die zu den höchſten, ein-

flußreichſten Stellen in Kirche und Staat führten, das hat uns ſchon das frühere Mittelalter, das hat uns die Geſchichte eines Dunſtan, Damiani, Hildebrand und die ſo eben erwähnte Geſchichte eines Bernhard von Clairvaux gezeigt. Aber noch enger verwachſen mit der ſie umgebenden Welt müſſen uns die Orden erſcheinen, die ja auch ſchon äußerlich nicht mehr in ſtillen entlegenen Thälern oder gar in der Wildniß ſich anbauten, ſondern mitten in den volkreichſten Städten ſelbſt ihre Sitze wählten,[1]) bei denen auch nicht mehr die Gebundenheit an ihr Kloſter (stabilitas loci) einer vielſeitigen Wirkſamkeit Schranken ſetzten, ſondern die durch ein unſtätes, bewegliches Wanderleben ſich gleichſam eine Allgegenwart ſchufen. Von der Stiftung dieſer beiden Orden, ohne welche die Geſchichte des Pontificats Innocenz III unvollſtändig wäre, laſſen Sie uns jetzt noch zum Abſchluß unſerer Zeitbilder in der heutigen Stunde reden.

Beginnen wir mit Dominicus. Er iſt im Jahr 1170 zu Caleruogo in dem ſpaniſchen Sprengel von Osma in Alt-Kaſtilien geboren, ob aus dem Geſchlechte der Guzman, wie gewöhnlich angegeben wird, mag dahingeſtellt bleiben. Sein Vater hieß Felix, ſeine Mutter Johanna. Letztere war eine fromme Frau im Geiſte ihrer Zeit. Sie hatte ihrem Sohn ſchon vor deſſen Geburt einem Heiligen des Namens geweiht, den ſie ihm in der Taufe geben ließ, und ſo beſtimmte ſie ihn denn auch zum geiſtlichen Stande. Er ſtudirte zu Valencia und befliß ſich ſchon dort der größten Enthaltſamkeit. Nur aus Gehorſam gegen den Biſchof ließ er ſich bewegen, etwas Wein zu trinken. Sein Trieb zur Wohlthätigkeit war ſo groß, daß er ſeine Bücher verkaufte, um den Armen Almoſen geben zu können. Einſt bot er ſeine eigene Perſon an zur Auslöſung eines in Sklaverei Gerathenen. Männer von ſolcher Richtung fanden bald ihre Verwendung. Eben war Dominicus im Begriff, in den Orden der Ciſtercienſer oder einen verwandten Orden zu treten, als ihn der

---

[1]) Bezeichnend iſt (zugleich mit Rückſicht auf die ſpätern Jeſuiten) der Vers:

Bernhardus montes, valles Benedictus amabat:
Oppida Franciscus, celebres Ignatius urbes.

Biſchof Diego von Osma in ſeine Nähe rief, um durch ihn die Geiſtlichen ſeines Kapitels nach der Regel des h. Auguſtin zu reformiren. Dominicus nahm den Ruf an; er erhielt die Prieſterweihe und das Amt eines Subpriors im Kapitel, und ſchon jetzt wurde er zur Bekehrung von Mahomedanern und Ketzern ausgeſandt. Auf wiederholten Reiſen durch das ſüdliche Frankreich ſeit 1204, auf welcher Diego den Dominicus als Gefährten mitnahm', lernte dieſer die Zuſtände jenes Landes näher kennen. Schwer fiel ihm neben der Geſunkenheit und Zuchtloſigkeit der Geiſtlichen auch das Umſichgreifen der Ketzerei auf das Herz. Wohl waren ſchon früher Verſuche gemacht worden, die Abgefallenen wieder in die Kirche zurückzuführen und beſonders hatten die Ciſtercienſer dieſe Miſſion betrieben. Allein Dominicus, der mit ihnen in Montpellier zuſammentraf, tadelte ihr vornehmes Auftreten. „Ihr ziehet, warf er ihnen vor, mit Saumroſſen einher, die eure Kleider und Lebensbedürfniſſe tragen; darum widerſetzen ſich die Irrgläubigen eurer Predigt und ſprechen: ei ſchauet doch, wie dieſe Ritter uns Chriſtum unſern Herrn verkündigen, der zu Fuß ging, und wie dieſe Reichen den Armen und Verachteten ehren. Wollt ihr einen Erfolg eurer Arbeit ſehen, ſo müßt ihr allen Prunk zurücklaſſen, ihr müßt wie die Apoſtel einfach, Paarweiſe ſchlicht und barfuß einhergehen, dann werdet ihr etwas ausrichten." Wie er es Andern anbefahl, ſo machte es nun Dominicus ſelbſt. Ganze Nächte brachte er in den Kirchen zu und ſchlief, wenn ihn je der Schlummer überfiel, auf dem harten Stein des Altars. Kirchliche Würden, die ihm angeboten wurden, ſchlug er aus; er nannte ſich den Geringſten unter den Predigern.

Zehn Jahre lang arbeitete Dominicus unverdroſſen als Reiſeprediger, hauptſächlich aber als Ketzerbekehrer im ſüdlichen Frankreich, und in dieſer Arbeit unterſtützte ihn beſonders der uns ſchon bekannte Biſchof Fulco von Toulouſe. Um die weiblichen Gemüther vor Verführung zur Irrlehre zu bewahren oder den ſchon Verirrten Gelegenheit zur Buße zu geben, gründete Dominicus in dem Sprengel von Toulouſe, zu Prouille ein Mädchenaſyl mit klöſterlichen Einrichtungn. Dahin kamen die Töchter der Adeligen des Landes; durch ſie hoffte man auch ihre Väter wieder für

die Kirche zu gewinnen. Zwei Brüder, Thomas und Peter Cellani aus Toulouse schenkten ihm nun ein Haus, in welchem er selbst mit seinen Genossen, deren Zahl indessen auf 16 gestiegen war, ein gemeinschaftliches kanonisches Leben führte. Auch dieses Haus erhielt neben dem von Prouille ansehnliche Schenkungen. Unter den mächtigsten Gönnern des Dominicus und seiner Verbindung erscheint dann auch jener Simon von Montfort, den wir an der Spitze des Albigenserkrieges erblickt haben. Seinem Heere schloß sich Dominicus als Prediger an. Der Prediger aber ward zum Inquisitor: er nahm die Schuldigen in's Verhör, er überführte sie ihrer Ketzerei, und wenn sie sich nicht bekehren wollten, war er es, der dem Scheiterhaufen sie überlieferte. Und gewiß, Dominicus glaubte damit Gott und der Kirche einen Dienst zu thun; für sich selbst konnte er dabei weder etwas suchen, noch gewinnen. Um so bedauerlicher erscheint uns die Verirrung bei einem Manne, der bei seinen Gaben und seiner Aufopferungsfähigkeit zu Besserem berufen schien. Eine Auszeichnung jedoch, die er als Lohn für seine zehnjährigen Dienste verdient zu haben meinte, sollte ihm werden, die Auszeichnung eines Ordensstifters. Allein eben um die Zeit, als er mit diesem Gedanken umging, dachte die Kirche darauf, der Stiftung neuer Orden ein Ziel zu setzen. Die vierte lateranensische Synode faßte den Beschluß, daß Niemand mehr eine „neue Religion" erfinden soll. „Religio" hieß im kirchlichen Sprachgebrauch so viel als Ordensregel. Und dennoch wagte es der Bischof Fulco von Toulouse zu eben der Zeit, da jenes Concil gehalten ward (1215), den Papst zu einer Ausnahme zu Gunsten des Dominicus zu bewegen. Wie weit der Papst selbst entsprochen, ist schwer zu sagen. Er gab mündlich zu verstehen, daß nur dann eine Genossenschaft wie die des Dominicus von der Kirche gut geheißen werden könnte, wenn sie an eine schon bestehende Ordensregel sich anschlösse. Dominicus ließ sich dieß gefallen; er wählte die Regel des h. Augustinus, nahm aber auch einiges von den Prämonstratensern in seine Bestimmungen auf. Strenge Enthaltsamkeit, Armuth, Fasten, Stillschweigen (außer in den Fällen, wo die Obern zu reden gestatten) waren die Grundzüge der Regel. Als Ordenstracht wurde für den Anfang die gewählt, welche Dominicus selbst

als Domherr trug: ein langer schwarzer Rock mit weißem Ueberwurf ohne Gürtel; später ward die Tracht etwas verändert und eine Kapuze hinzugethan, was sie der Mönchstracht näher brachte. Ueber dem war Innocenz III gestorben und Honorius III ihm auf dem päpstlichen Stuhl gefolgt. Dieser nahm den Dominicus, als er wieder in Rom sich zeigte, freundlich auf, und noch ehe das Jahr 1216 abgelaufen war, fertigte er vor Weihnachten die Bestätigungsbulle aus. Er verlieh den Dominikanern oder, wie sie nun hießen, den Predigern viele Freiheiten, als den ächten Vorkämpfern der Kirche. Dominicus selbst wurde zum General des Ordens ernannt. Im Jahr 1217 kehrte er nach Toulouse zurück und verpflichtete seine Genossen förmlich auf die vom Papst bestätigte Regel. Von da sandte er die Einen in sein Heimathland Spanien, die Andern nach der Hauptstadt Frankreichs, um dort Ordenshäuser zu stiften. In Paris geschah solches 1218 durch den Bruder Matthäus in der Straße, die nach dem h. Jakobus benannt war, und so hießen denn auch die Bewohner des von ihm gegründeten Ordenshauses Jakobiner. (Bekanntlich ging in der Revolution diese Benennung auf jene blutige Partei über, die in den Räumen des ehemaligen Jakobinerklosters sich versammelte.)

Den Dominicus aber, der sich aufs Neue nach Rom begab, fesselte Honorius dadurch an den päpstlichen Stuhl, daß er ihn zu seinem Oberhofprediger (magister sacri palatii) machte, ein Amt, welches bis dahin dem Dominikanerorden als ein hohes Ehrenamt verblieben ist. Der Orden breitete sich ungemein schnell aus, so daß Dominicus auf dem Generalkapitel zu Bologna im Jahr 1221 die bereits bestehenden 60 Häuser in 8 Provinzen abtheilen konnte: Spanien, die Provence, Frankreich, die Lombardei, die Romagna, Deutschland, Ungarn, England. Schon im Jahr zuvor (1220) war ebenfalls ein Concil in Bologna im Kloster St. Ricians gehalten worden, auf welchem die Besitzlosigkeit als Grundsatz ausgesprochen, der Orden mithin als Bettelorden erklärt worden war. Dieß letztere geschah offenbar im Blick auf den Nebenbuhler, den gleichzeitig entstandenen Orden des h. Franciscus. Auf einem zweiten Concil von 1221 wurde dann auch die nähere Verfassung des Ordens festgesetzt. Wir

können ſie eine demokratiſche Verfaſſung nennen, die jedoch in eine monarchiſche Spitze ausläuft. An dieſer Spitze ſteht der Ordensgeneral mit bedeutenden Vollmachten; er hat ſeinen Sitz in Rom. Jede Provinz hat dann zum Vorſteher ihren Provinzial, jedes Haus ſeinen Prior und Subprior. Außerdem gab es noch „Diffinitoren", welchen die Viſitationen oblagen und bei denen man Beſchwerden über den Orden anbringen konnte. — Alle Jahre ſollte ein Generalkapitel gehalten werden. In Bologna war es auch, wo Dominicus, nachdem er noch einige Städte Oberitaliens beſucht hatte, ſein Grab fand. Er belegte noch kurz vor ſeinem Tode denjenigen mit ſeinem Fluch, der es wagen würde, ſichere Einkünfte und Güter in den Orden einzuführen. Sein Ende entſprach ganz der von ihm gewählten und feſtgehaltenen Lebensweiſe. Auf der Erde, in Aſche liegend, in einem härenen Gewande, mit einer eiſernen Kette umgürtet, erwartete er ſeine Auflöſung. Er ſtarb den 6. Auguſt 1221. Sein Leichenbegängniß war glänzend. Viele Wunder wurden von ihm erzählt. Schon 12 Jahre nach ſeinem Tode (1233) wurde er von ſeinem Freund Ugolino, der inzwiſchen Papſt geworden war (Gregor IX), heilig geſprochen. Der Orden wuchs zuſehends. Viele namhafte Gelehrte, die größten Denker des Jahrhunderts gingen aus demſelben hervor. Mit der Aufgabe, theologiſche Erkenntniß zu verbreiten, verband der Orden aber auch weſentlich die, über der Rechtgläubigkeit zu wachen. Die Dominikaner wurden bekanntlich die eifrigſten Träger und Förderer der Inquiſition. (Konrad von Marburg, Hogſtraten u. a.) Die doppelte Beſtimmung des Ordens, zu leuchten und zu wachen, iſt ſymboliſch ausgeſprochen in ſeinem Wappen: ein Hund, das Bild der Treue, mit einer Fackel im Munde! Der Volkswitz nannte ſie wohl auch Domini canes (des Herrn Hunde). Und nun das Gegenbild des Ordens, der h. Franciscus.[1])

In dem Bergſtädtchen Aſſiſi, im Herzogthum Spoleto wurde einem reichen Tuchhändler Peter Bernardone 1182 ein Knäblein geboren, dem ſeine Mutter Dominica Pica in der Taufe den

---

[1]) Haſe, Franz von Aſſiſi, ein Heiligenbild, 1856. Böhringer, die Kirche Chriſti und ihre Zeugen. II, 2. Neander, Kirchengeſchichte.

Namen Johannes geben ließ. Der junge Johann ſollte Kaufmann werden und begab ſich deßhalb auf Reiſen. Er war ein lebensfroher, in allen Spielen gewandter Jüngling. Er ward als der Meiſter der Spiele, die Blume der Jugend gerühmt. Das Franzöſiſche ſprach er mit großer Leichtigkeit und von da ſollen ihn ſeine Genoſſen den Franzoſen (il francesco) genannt haben. Nach Andern hat ihm ſchon der Vater dieſen Namen gegeben. Als die Mutter von dem weltlichen Leben ihres Sohnes vernahm, der wie der Sohn eines Fürſten lebe und das Geld mit vollen Händen ausſtreue, ſoll ſie geantwortet haben: er wird noch durch die göttliche Gnade ein Sohn Gottes werden. Schon in ſeiner weltlichen Periode liebte er das Auffällige (ſo in der Kleidung) und zeichnete ſich durch Freigebigkeit gegen Arme aus. Auch an ritterlichen Proben der Tapferkeit ließ ers nicht fehlen. Er ſchloß ſich 1201 in einer Fehde zwiſchen Aſſiſi und Perugia der Kriegerſchaar ſeiner Vaterſtadt an; er wurde gefangen und trug die Gefangenſchaft mit heiterm Muthe. Nun aber gab eine ſchwere Krankheit ſeinem Leben eine ernſte Wendung. Die Welt ſchien keine Reize mehr für ihn zu haben. Weder die ſchöne Natur, noch die geſelligen Kreiſe konnten ihm eine freudige Stimmung abgewinnen. Noch einmal miſchte er ſich in das Getöſe der Waffen. Er wollte Walter von Brienne auf ſeinem Zuge nach Apulien begleiten; allein in Spoleto verließ er das Heer und kehrte wieder nach Aſſiſi zurück. Den Freunden fiel ſein verändertes Weſen auf. Sie fragten ihn neckend, ob er ſeiner Geliebten gedenke? „Ihr habt es errathen, antwortet er, ich habe eine Geliebte gefunden, von der ich nicht mehr laſſe, eine adliche, ſchöne, reiche; mit ihr bin ich verlobt.“ Er verſtand darunter die Armuth Chriſti. Nun ſuchte er die Einſamkeit. Tage- und wochenlang verweilte er in einer Höhle vor der Stadt, nur ein Diener des väterlichen Hauſes reichte ihm die nöthige Nahrung. Seine Träume wurden zu Viſionen. Auf eine ſolche Viſion hin begab er ſich nach Rom. Dort ſetzte er ſich auf die Stufen der Peterskirche in Lumpen gehüllt unter die Bettler und ſcheute ſich nicht, den Ausſätzigen den Bruderkuß zu ertheilen. — In einer alten Kapelle vor der Stadt, in der er ſeine Andacht vor dem Bilde des Gekreuzigten verrichtete, glaubte er die Worte zu vernehmen:

„Franciscus, mache dich auf und stelle mein Haus wieder her, das verfallen ist.“ [1]) Sein Lebensbeschreiber Bonaventura bemerkt, der höhere Sinn dieser Worte sei auf das geistliche Haus des Herrn, auf die Kirche Christi gegangen, die er sich mit seinem Blut erkauft. Franciscus aber faßte sie zunächst vom Bau einer zerfallenen Kapelle der Kirche des h. Damianus bei Assisi. Das Geld sollte sich bald finden. Franciscus verkaufte die seinem Vater gehörigen Tuchwaaren und sein Pferd, um aus dem Erlös die Kirche zu bauen. Dieß erregte den Zorn des Vaters. Er ließ ihn einsperren und mißhandeln. Franciscus aber kehrte sich nicht daran. Er entsagte dem irdischen Vater und berief sich auf den Vater im Himmel, — ja, er wählte sich, nachdem er sich vom Hause getrennt, einen alten Bettler zum Vater, daß er ihn segne, so oft sein leiblicher Vater ihm fluche. Nun vertauschte er auch sein bisheriges Kleid mit der Kutte, seine Schuhe mit Sandalen und auferlegte sich die härtesten Büßungen. Er bettelte sich so viel Geld zusammen, daß er nicht nur die Kirche des h. Damianus, sondern noch zwei andere verfallene Kirchen in der Nähe von Assisi bauen konnte; eine derselben war die kleine verlassene Kirche Mariä der Engel, Porticella (Portiuncula) genannt, welche den Benediktinern gehörte, und die von nun an sein liebster Aufenthalt wurde. Zwei Jahre brachte er hier in andächtiger Betrachtung zu, ohne sich durch den Spott und die Mißhandlungen der Leute stören zu lassen. Vielmehr als er einst über der Messe das Evangelium Matth. 10 verlesen hörte von der Aussendung der Jünger, da warf er, um den Worten buchstäblich nachzukommen, auch noch die Sandalen weg, vertauschte den Gürtel seiner Kutte mit einem einfachen Strick und warf auch den Stab von sich. In diesem Aufzuge, in der Kutte mit der damit verbundenen Kapuze, (die Landestracht der Hirten, die nachmals die Ordenstracht wurde,) zog er als Bettler und zugleich als Bußprediger in den Straßen von Assisi umher. Jeden, der ihm begegnete und auch die, welche seiner spotteten, grüßte er mit dem evangelischen Friedensgruße. Aus dem rauhen Aeußern leuchtete eine die Herzen gewinnende Liebe hervor. Die Gelassenheit, womit er die

[1]) Vade, Francisce! restaura domum meam, quæ labitur.

Angriffe des Pöbels ertrug, der ihn mit Koth und Steinen bewarf, erregte die Bewunderung edlerer Gemüther. Bald gesellte sich ein reicher Bürger von Assisi, Bernardo de Quintevalle zu ihm. Auch dieser verkaufte, was er hatte und gab es den Armen. Drei Priester schlossen sich an und bald auch Einige aus dem Laienstande. Mit diesen Genossen bezog Franciscus eine Zelle am Ufer des Flusses Rivotorto. Von da aus sandte er ihrer je zwei nach allen vier Weltgegenden, um das Evangelium zu predigen. Die Aufnahme, welche sie fanden, war verschieden; von den Einen wurden sie freundlich aufgenommen, von den Andern höhnisch abgewiesen. Als die Verbrüderung im Jahr 1210 auf 11 Mann angewachsen war, glaubte Franciscus, der Zeitpunkt sei gekommen, sie durch eine Regel zu binden. Die drei Mönchsgelübde, Gehorsam, Keuschheit und Armuth erklärte er für die Grundpfeiler eines Gott und dem Seelenheil geweihten Lebens. Besonders legte er auf die freiwillige Armuth großen Nachdruck. „Die Armuth ist die Braut Christi, die Wurzel, der Eckstein, die Königin aller Tugenden. Des Bettelns soll sich Keiner schämen, denn der Bettler verschafft dem, der ihm giebt, Anlaß zur Seligkeit, weil Christus gesprochen: Geben ist seliger, als nehmen.“ Nach diesen Grundsätzen schmeckte ihm kein Brot besser als das erbettelte. Der geistreiche Hase nennt ihn einen „Gourmand auf Bettelbrod“.[1]) Mit der Armuth ist die Demuth innig verbunden; darum nannten sich die Brüder die mindern, d. i. die geringern Brüder (fratres minores, Minoriten), während die Dominikaner die größern Brüder (fratres majores) hießen. Es handelte sich nun wie bei Dominicus, und zwar noch etwas früher als bei diesem, um die päpstliche Bestätigung. Sein in Rom anwesender Bischof verschaffte ihm Audienz bei Innocenz III. Der Mann im Bettelrocke, in struppigem Bart und ungekämmtem Haare trat vor den Statthalter Christi, der in seiner päpstlichen Herrlichkeit auf der Terrasse seines Gartens sich erging. Es wird erzählt, aber wohl kaum mehr von Jemand im Ernste geglaubt, Innocenz habe den schmutzigen Mönch zu den Schweinen gewiesen. Franciscus, um eine Probe seines buchstäblichen Gehorsams zu

[1]) Franz von Assisi, S. 44.

geben, habe ſich unter eine Heerde dieſer unreinen Thiere gemiſcht, und ſei mit den Spuren, die dieſer Aufenthalt auf ſeinem Leibe zurückgelaſſen, abermals vor das Angeſicht des h. Vaters getreten. Dieſer von ſolchem Gehorſam gerührt und überwunden, habe die Bitte gewährt. Nach einer andern, idealer gehaltenen Verſion ſoll ein göttliches Geſicht den Papſt umgeſtimmt haben. Er ſah im Geiſte die Laterankirche einſtürzen, und ſiehe! ein armſeliger Mönch iſt es, der ſich ihr als Stütze unterlegt und ſie vor dem Ruin bewahrt. In den Geſichtszügen des Mönches erkannte der Papſt die des ſchäbigen Bettlers, den er abgewieſen. Und abermals von einem Geſichte wird uns gemeldet, von einer Palme, die zu des Papſtes Füßen zu einem mächtigen Baume heranwuchs. Neben dieſen wunderlichen und wunderbaren Berichten leſen wir dann freilich auch die einfache und nüchterne, aber um ſo glaubwürdigere Notiz, daß im Cardinalcollegium die Sache berathen wurde. Den bedenklichen Stimmen gegenüber, welche meinten, Franciscus verlange von den Menſchen das Unmögliche, habe einer der frömmern Cardinäle ſich dahin geäußert, man verwerfe mit der Sache des h. Franciscus auch die des Evangeliums; denn wer da ſage, die evangeliſche Vollkommenheit, wie dieſer Mann ſie anſtrebe, ſei etwas Unmögliches, der läſtere Chriſtum ſelbſt, der ein Gleiches verlange. Wie dem auch immer ſei, wir trauen einem Innocenz III Scharfſinn genug zu, daß er bei reiferer Ueberlegung es für gerathener fand, eine Kraft, wie ſie ſich in Franciscus darbot, lieber zu rechter Zeit für die Kirche zu gewinnen, als ſie durch abſtoßende Härte den Secten zuzuweiſen. Die Geſchichte des Peter Waldus und der Armen von Lyon mochte ihm dabei warnend vorſchweben. Genug, Innocenz ertheilte dem Franciscus und ſeinen Genoſſen den apoſtoliſchen Segen: „Gehet hin mit dem Herrn, meine Brüder! und wie es dem Herrn euch einzugeben gefallen wird, ſo predigt Allen Buße. Wenn aber der Allmächtige euch mehren wird an Zahl und Gnade, dann berichtet es mir mit Freuden und ich werde ohne Beſorgniß euch Größeres zugeſtehen.“ Nun ließen ſich die Brüder die Tonſur ertheilen; die förmliche Prieſterweihe erhielt Franciscus nie; er lehnte ſie aus Demuth ab.

Kaum von Rom nach Aſſiſi zurückgekehrt, erhielt Francis-

cus Gelegenheit, auch einen weiblichen Orden auf derselben Grundlage wie die männliche Verbrüderung zu stiften. Die 18jährige Tochter eines reichen Mannes, Clara (Sciffi) hatte, obgleich ihre Schönheit ihr Ansprüche an die Welt gab, schon frühe dieser Welt entsagt und von Kindheit an der strengsten Askese sich befliſſen. Auf diese Gott geweihte Jungfrau machte der Heilige ihrer Vaterstadt einen mächtigen Eindruck; ihm nachzufolgen war sie entschlossen. Auf seinen Rath verließ sie heimlich das väterliche Haus und eilte in die Portiunculakirche. Dort ließ sie sich am Palmtag 1212 von ihrem Freunde das Haar abschneiden; dann begab sie sich in die Kirche des h. Damianus, um das Gelübde abzulegen. Mit ihrer Schwester Agnes und einigen Freundinnen stiftete Clara 1212 den Orden der Damianistinnen oder Clarissinnen. Franz bestätigte denselben (1224) und führte die Oberaufsicht. Der Orden hieß auch der zweite Orden des heil. Franciscus und breitete sich weiter aus. Die Stifterin wurde nach ihrem Tode heilig gesprochen. Von dem dritten Orden werden wir später reden.

Nachdem Franciscus an verschiedenen Orten in Italien neue Klöster errichtet und in Perugia, in Florenz und anderwärts neue Anhänger gefunden, richtete er nun auch sein Augenmerk auf die Ungläubigen der mahomedanischen Welt. Schon hatte er sechs seiner Brüder nach Marokko vorausgeschickt, ohne daß sie etwas ausgerichtet hätten, als er im Jahr 1213 den Entschluß faßte, selbst nach Afrika zu gehen. In Spanien aber erkrankte er und mußte vor der Hand von seinem Vorhaben abstehen. Dagegen hatte er die Befriedigung, daß die mehrerwähnte vierte lateranensische Synode im Jahr 1215 seinem Orden wie dem des Dominicus die Bestätigung ertheilte. Wenige Jahre darauf (1219) fand die erste Generalversammlung der Brüder statt. Ihre Zahl wird, doch wohl übertrieben, auf 5000 angegeben. Es wurde nun der Beschluß gefaßt, Boten nach Spanien, nach Aegypten, Afrika, Griechenland, England, Ungarn auszusenden. Und so nahm nun Franciscus für seine Person den Plan mit Aegypten wieder auf. Im Sommer 1219 schiffte er sich mit 12 Gefährten nach Akkon ein und begab sich nach Damiette. Dort gerieth er in Gefangenschaft der Sarazenen. Er ließ sich vor den Sultan

Malek al Kamel führen, der am jenseitigen Nilufer mit seinem Heere stand. „Ich komme, sprach er, nicht von Menschen, sondern von Gott zu dir und deinem Volke gesandt, euch den Weg des Heils zu zeigen.“ Er erbot sich vermittelst einer Feuerprobe die Wahrheit seines Glaubens zu erweisen. Der Sultan ließ sich darauf nicht ein, entließ aber den Gefangenen reich beschenkt zum christlichen Heere. Ja, er soll ihn um seine Fürbitte gebeten haben.

Während der Abwesenheit des Franciscus hatten im Orden selbst sich Dinge ereignet, die seine Rückkehr nothwendig machten. Der Bruder Elias von Crotona, dem Franciscus die Leitung des Ordens übertragen, hatte eigenmächtige Aenderungen vorgenommen; er hatte die strenge Regel bedeutend gemildert; den Einen gefiel dieß, Andere aber rügten es. An der Spitze der strengen Partei stand Antonius von Padua, der von den Augustinern ausgetreten war, um in den strengen Orden des h. Franciscus zu treten; ein Mann, der es in den Entbehrungen bis zur Virtuosität seines Meisters gebracht hatte; er übernachtete, wenn es sein mußte, gleich einem Vogel auf dem Ast eines Baumes und stand als gewaltiger Bußprediger im höchsten Ansehn. So war also der Grund zu einer Spaltung gelegt zwischen der strengen und der laxen Observanz. Als Franciscus in die Heimath zurückgekehrt war, setzte er den Elias ab und wählte an seine Stelle Peter Cataneo. Später aber söhnte er sich mit Elias wieder aus.

Franciscus verlangte von den Seinen unbedingten Gehorsam. Ja, der Gehorsam stand ihm höher als alles Wissen. So entsetzte er unter Anderm auch den Novizenmeister zu Bologna, weil dieser auf seine eigene Hand hin daselbst eine Studienanstalt errichtet hatte und mehr darauf sann, die Brüder für Gelehrsamkeit als für die Frömmigkeit zu erziehen. „Die Bücher, pflegte er zu sagen, helfen nicht zum Reich Gottes. Gebet, Demuth, Geduld in Leiden und Krankheit sind höher als alles Wissen.“ — Das Gebet stand Franciscus sehr hoch, höher als die Predigt. Die Predigt, meinte er, wirkt nach außen und zerstreut; das Gebet führt nach innen zu Gott. — Einst wollte Franciscus in Rom vor einer Versammlung, der der Papst beiwohnte,

eine wohlſtudirte Rede halten. Er blieb ſtecken, aber das irrte ihn nicht. Er ſammelte ſein Gemüth, brach in einen gewaltigen Strom von Thränen aus und gewann ſich alle Herzen mehr als durch die ſchönſte Predigt. Wir eilen mit ſeiner Biographie zu Ende. Ein Leben, das ſich wie das ſeinige in Faſten, Nachtwachen und Gebetskämpfen verzehrte, konnte nicht auf eine lange Dauer rechnen. Im 43ſten Lebensjahre waren ſeine Kräfte bereits erſchöpft. Erſt meldete ſich ein Augenübel; ſeine Jünger leiteten es von den vielen Thränen her, die er über das Leiden Chriſti vergoſſen. Er unterzog ſich einer ſchmerzhaften Operation; er ließ ſich brennen. „Mein Bruder Feuer, ſo redete er das glühende Inſtrument des Wundarztes an, der Höchſte hat dich vor vielen Dingen ſchön und nützlich erſchaffen, ſei mir freundlich zu dieſer Stunde; ich bitte den hohen Herrn, der dich geſchaffen, mir deine Gluth zu ermäßigen, auf daß ich ſie vermag auszuhalten.“ Nun machte er das h. Kreuz über das glühende Eiſen und ließ ſich die Wunde brennen. — Aber es fehlte nicht an den Augen allein. Sein ganzer Leib war ſiech und müde geworden. Da er nicht mehr gehen konnte, ließ er ſich auf einem Eſel im Lande herumführen und predigte, ſchon eine halbe Leiche, zum Volke. Als er den Tod immer näher rücken ſah, verlangte er in ſeiner Lieblingskirche, in der Kirche Mariä der Engel (Portiuncula) zu ſterben. Dort ließ er ſich hintragen. Er ſtreckte ſeine Hand aus, ſeine Jünger zu ſegnen. Nun lag er mit Aſche beſtreut auf dem Boden und erwartete mit gen Himmel gerichteten Blicken unter Herſagen des 104. Pſalms und unter Anhörung von Stellen aus dem Evangelium Johannis ſeine Auflöſung. Dieſe erfolgte in der Abenddämmerung des 4. Oktobers 1226. Am darauffolgenden Morgen, es war an einem Sonntag, ward ſeine Leiche in Prozeſſion nach der Stadt geleitet und in der Kirche des h. Georg beigeſetzt. Schon zwei Jahre nach ſeinem Tode wurde auch er von Gregor IX heilig geſprochen.

Von keinem Heiligen ſind vielleicht ſo viele und ſo ungeheuerliche Wunder erzählt worden, wie von dieſem. Viele dieſer Wunder ſind den Wundern Chriſti geradezu nachgebildet. Erſchien doch im 14. Jahrhundert von einem Franziskaner, Bartholomäus von Piſa († 1401) ein eigenes Buch, worin 40 Aehnlichkeiten

zwiſchen Chriſtus und dem ſeraphiſchen Lehrer (ſo hieß Franciscus) nachgewieſen wurden, eine Läſterung, die Luther dann in ſeiner derben Weiſe traveſtirte (er und ſeine Freunde nannten jenes Buch „der Franziskaner Eulenſpiegel und Alkoran“). Allein nach andere Wunder, die weit über die Analogie der bibliſchen Wunder hinausgehen und etwa an die apokryphiſchen Evangelien erinnern, werden dem Heiligen von Aſſiſi zugeſchrieben. Als er einſt in Rom predigte und mit ſeiner Bußpredigt nichts ausrichtete, brach er in die Worte aus: „Weil ihr den Herrn Chriſtum in mir, ſeinem Diener verachtet, ſo will ich zu eurer Beſchämung das göttliche Wort den vernunftloſen Geſchöpfen predigen; gewiß, ſie werden es freudiger hören.“ Und ſo begab er ſich auf einen benachbarten Hügel und predigte den Vögeln im Walde, die aufmerkſam zuhörten. Sein Schüler, der h. Antonius von Padua, ſetzte dieſe Predigt im Thierreiche fort, indem er ſogar den Fiſchen predigte. Einige Wunder haben geradezu einen komiſchen Charakter. Franciscus, der die Regel des Herrn befolgte, „was man euch vorſetzet, das eſſet,“ aß einſt bei einem reichen Gaſtfreund von einem Kapaun und nahm den Reſt mit ſich. Das kam einem Ketzer zu Ohren und er nahm ſich vor, den Heiligen als Heuchler an den Pranger zu ſtellen. Er meldet ſich bei Franciscus als Bettler und dieſer giebt ihm einen Flügel des Kapaun. Der Ketzer hebt ihn auf und als Franciscus am nächſten Tage dem Volke predigt, zeigt der Ketzer dem Volke den fetten Biſſen mit den Worten: „Seht, was für Fleiſch dieſer Bruder verſpeist, den ihr als einen Heiligen ehrt.“ Allein als das Volk verwundert aufſchaute, da ſieht es in der Hand des Ketzers nicht den Flügel des Kapaun, ſondern eine Fiſchgräte, und damit war der Heilige gerechtfertigt, der Verläumder beſchämt. Zu ernſterem Nachdenken aber hat eine wunderbare Begebenheit im Leben unſres Heiligen geführt, über die viel auch vom phyſiologiſchen und pſychologiſchen Standpunkte aus geredet worden iſt, der Empfang der Wundenmale Chriſti an ſeinem Leibe.

Bekanntlich ſchreibt Paulus am Schluſſe ſeines Briefes an die Galater (6, 17): „Hinfort mache mir niemand Mühe, denn ich trage die Malzeichen des Herrn Jeſu an meinem Leibe.“ Die meiſten Schriftausleger denken dabei an die Narben und Wunden,

von den Mißhandlungen her, die der Apostel im Dienste seines Herrn ausgestanden. Von einem wunderbaren visionären Empfang solcher Wundenmale ist dort nicht die Rede. Aber einer Zeit, die an den Wundern nie genug hatte, lag auch der Gedanke nicht ferne, daß der Herr aus besondrer Gnade denen sichtbar und fühlbar seine Wundenmale eindrücke, die sich in seinen Dienst begeben, und das Verlangen nach solcher Gnade mochte sich in Einzelnen so steigern, daß sie im Zustande der Ekstase nicht mehr unterschieden, was wirklich und eingebildet war und daß sie auch wohl unwillkürlich der Einbildung nachhalfen, ohne dabei betrügen zu wollen. Dem sei wie ihm wolle. Von Franciscus wird Folgendes erzählt: Zwei Jahre vor seinem Tode, als er in den Apenninen auf dem Berge Alverno fastete und betete (es war am Morgen des Festes der Kreuzerhöhung) und in andächtiger Stimmung die Passionsgeschichte las und betrachtete, erhielt er die fünf Wundenmale (στίγματα) des Herrn an seinem Leibe, an den beiden Händen, an den beiden Füßen und die Seitenwunde. Nach den Einen hat ein Seraph, nach Andern Christus selbst ihm diese Male aufgedrückt.[1]) Der Demüthige hielt das Wunder geheim; nach seinem Tode aber wurden die Wunden entdeckt und von den Andächtigen geküßt. Augenzeugen haben die Thatsache berichtet und niedergeschrieben. Päpste, wie Gregor IX und Alexander IV, haben die Wahrheit derselben mit ihrem Ansehn bestätigt und Benedict XII gestattete in der Folge sogar dem Orden ein eigenes Fest der Wundenmale seines Heiligen.[2])

Mit den Wundern der Heiligen steht jeweilen die Askese in engster Verbingung. Je höher diese getrieben wird, desto empfänglicher wird der Mensch für die Eindrücke der unsichtbaren Welt; das ist die durchgehende Anschauung des Mittelalters. Und so gränzt denn auch ans Wunderbare, was von den Selbstpeinigungen unsres Heiligen erzählt wird. Jede Nacht geißelte er sich dreimal mit eisernen Ketten, das eine Mal für seine eignen Sün-

[1]) Unzählige Male findet sich die Begebenheit in Gemälden der Franziskaner dargestellt.

[2]) Eine ausführliche historische Untersuchung und Berichterstattung, die Wundenmale betreffend, findet sich bei Hase a. a. O., S. 143 ff.

den, das andre Mal für die Sünden der Welt, das dritte Mal für die Seelen im Fegfeuer. Er ſtürzte ſich in dornichte Hecken und ließ ſich den Leib zerritzen, woraus dann Roſen hervorblühten, oder er wälzte ſich im Schnee. Schmackhafte Speiſen verdarb er ſich abſichtlich durch eckelerregende Subſtanzen, mit denen er ſie vermengte. Den Leib nannte er nur den Bruder Eſel; dieſen zu bezwingen und ihn kurz zu halten, erſchien ihm als erſte Bedingung aller Religion und Sittlichkeit. Müſſen wir darin eine Verirrung erkennen, die durch das ganze Mittelalter hindurchgeht und die auf einer falſchen Scheidung von Geiſt und Materie, von Vernunft und Sinnlichkeit beruht, ſo wäre es doch höchſt einſeitig, in einem Manne wie Franciscus nur den tollen Schwärmer zu erblicken oder ihn gar mit gewiſſen Kirchenhiſtorikern des vorigen Jahrhunderts für einen an Seele und Leib ſiechen Menſchen, für einen verrückten, verkrüppelten Kopf zu erklären, „für einen Menſchen, dem man alle Ehre anthue, wenn man glaube, es habe ihm im Kopf gefehlt.“ [1]) Daß Franciscus hohe geiſtige Fähigkeiten beſaß, (auch die Dichtergabe war ihm nicht verſagt,[2]) wird kein Verſtändiger leugnen. Er war ein genialer Mann. Was ihn aber groß machte, das war nicht blos ſeine Genialität, es war das reiche Maaß ſeiner Liebe, die der größten Opfer fähig war. Oder wen hätte nicht ſchon die Innigkeit ſeines ganz in Gott verſenkten Gemüthslebens, die ſich auch auf ſeinem Geſicht ausdrückt, wie die Kunſt es uns darſtellt, im Tiefſten der Seele ergriffen, und wem hätte ſich dabei nicht die Frage aufgedrängt: wo finden wir heutzutage dieſe Gluth der Liebe, dieſe Seligkeit in der Armuth? Bei all den Vorzügen des Reichthums und der Bequemlichkeit, deren unſre Zeit ſich rühmt, werden wir doch ſagen müſſen: in der Bruſt dieſes Menſchen lebte etwas, um das man wohl alle Schätze der Welt hingeben möchte. Hören wir die Stimmen der Zeitgenoſſen und Jünger über ihn: Bonaventura ſagt von ihm: „Die Gütigkeit war ihm angeboren, ſeine Seele ſchmolz, wenn er

[1]) Siehe die Urtheile von Spittler und Henke.

[2]) Berühmt iſt ſein Lied von der Sonne; mitgetheilt von Haſe a. a. O. S. 88. ff. und Böhringer, S. 561. Wir geben es in der Beilage zu dieſer Vorleſung.

Arme und Kranke ſah, und welchen er nicht wirklich Hülfe leiſten konnte, denen bewies er doch Mitleid.“ — Eine weitere Schilderung macht uns Thomas von Cellano: „In ſeinen Sitten war er liebreich, von Natur gefällig, einnehmend in ſeiner Rede, treffend in ſeinen Ermahnungen, treu in Erfüllung ſeines Berufes, vorſichtig im Rath, wirkſam in der That. Auch mitten in den anhaltenden Betrachtungen, in die er ſich verſenkte, bewahrte er die Anmuth, Heiterkeit und Nüchternheit ſeines Geiſtes. Zum Verzeihen war er ſchnell, zum Zürnen langſam, eines aufgeweckten Kopfes und guten Gedächtniſſes, fein im Vortrag, bedächtlich in der Auswahl, in Allem einfach. Er war ſtrenge gegen ſich ſelbſt, gütig gegen Andere, leutſelig gegen Alle; ein ſehr beredter Mann, von fröhlichen Mienen und ſanftem Blick, fern von aller Trägheit, weit entfernt von aller Ueppigkeit. Sein Kleid war rauh, ſein Schlaf war kurz, ſeine Hand überaus freigebig, und weil er von Herzen demüthig war, ſo bewies er auch allen Menſchen die größte Sanftmuth und wußte in alle Sitten ſich zu ſchicken. Unter den Heiligen war er ein Heiliger, unter den Sündern war er wie ihres Gleichen.“ — Auch ſein Aeußeres hat uns Cellano beſchrieben. „Er war ziemlich klein von Geſtalt, hatte zarte Glieder faſt ohne Fleiſch, ein länglichtes Geſicht, dunkle Haare, einen ſchwarzen, doch nur ſpärlichen Bart. Unter einer nicht hohen Stirne funkelten ſchwarze Augen; die Naſe war fein gebildet, die Haut zart; hinter den dünnen Lippen zeigte der Mund eine Reihe ſchöner weißer Zähne. Seine Stimme war heftig und weittönend. ſeine Kleidung nachläßig, ja ſchmutzig.“

Die Zeit gebietet uns abzubrechen. Ueber die Einrichtung des Franziskanerordens, über die Bedeutung der Bettelorden überhaupt werden wir in der folgenden Stunde noch ein Wort zu ſagen haben. Unwillkürlich wird aber jetzt noch unſer Blick zurückgelenkt von dem Bilde des h. Franciscus auf das zuerſt betrachtete des h. Dominicus.

Ob ſich die beiden Männer ſelbſt im Leben begegnet, iſt nicht mit Gewißheit zu ermitteln: denn daß dieß geſchehen ſei in Rom auf der vierten lateranenſiſchen Synode beruht auf ſpätern Nachrichten, denen man die Tendenz anſieht, die Eiferſucht der beiden Orden auszugleichen.

Stellen wir aber ihre Bilder zusammen, so kann uns nicht entgehen, daß bei aller Gemeinschaft ihres Thuns und Strebens doch wieder die beiden Männer sehr verschieden sind. Beide gehören der südeuropäischen, der romanischen Welt an; aber in den Adern des Einen rollt das Blut des ernsten gemessenen Spaniers, in dem andern das des beweglichen Italieners. Beide sind strenge Anbeter und der größten Opfer fähig; aber aus den ernsten Zügen des Dominicus spricht die imposante Strenge des Inquisitors, aus denen des Franciscus die herzgewinnende Leidenschaft einer opferfreudigen Seele. Dominicus war eine hierarchische, Franciscus eine poetische Natur; die eine konnte ausarten in vernichtenden Glaubensdespotismus, die andre in sectirisches Treiben und cynische Verwilderung. Das Feuer, das in Dominicus brannte, obgleich in seinen Anfängen ein Liebesfeuer, erinnert uns bei seinem weitern Umsichgreifen nur allzusehr an die Scheiterhaufen, welche die Kirche den Ketzern errichtete; bei Franciscus denken wir von Anfang bis zu Ende an ein flammendes Herz, das sich selbst verzehret im Dienst einer schwärmerischen, sich nie genugthuenden Liebe, die, wenn sie auch bis zur Unnatur getrieben wird, doch ihren edlern Ursprung nicht verleugnet.

Beilage.

Des h. Franciscus Gedicht von der Sonne.

Höchster, allmächtiger, gütiger Herr!
Dein ist das Lob, die Herrlichkeit, die Ehre und jegliche Segnung.
Dir allein gebühren sie
Und kein Mensch ist würdig dich zu nennen.

Gepreisen sei, Gott mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen,
Vornämlich mit unsrer edlen Schwester, der Sonne,[1])

---

[1]) Im Original erscheint die Sonne als Bruder, der Mond als Schwester. „Da aber die deutsche Sprache, sagt Hase, nun einmal den Eigensinn hat, die Sonne weiblich und den Mond im Geschlechte des Mannes zu denken, so steht es einem verdeutschten Gedicht nicht an zu reden von dem Bruder Sonne und der Schwester Mond."

Die den Tag wirkt und uns leuchtet durch ihr Licht.
Und sie ist schön und strahlend mit großem Glanze,
Von dir, o Herr! trägt sie das Sonnbild.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder, den Mond und die Sterne,
Die du hast am Himmel gebildet so schön und helle.

Gepriesen sei mein Herr, durch unsern Bruder, den Wind,
Und durch die Luft und durch den Nebel,
Durch heitere und durch jegliche Witterung,
Durch welche du allen Geschöpfen Erhaltung schenkst.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder, das Wasser,
Das sehr nütz ist und demüthig und köstlich und keusch.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder, das Feuer,
Durch das du die Nacht erhellst,
Und es ist schön und freudig und stark und gewaltig.

Gepriesen sei mein Herr durch unsre Mutter, die Erde,
Die uns ernährt und trägt
Und mannigfache Früchte erzeugt
Und bunte Blumen und Kräuter.

Gepriesen sei mein Herr durch die, welche verzeihen
Aus Liebe zu dir, und Schwachheit ertragen und Trübsal,
Selig, die da bestehen werden im Frieden,
Denn von dir, o Höchster! sollen sie gekrönt werden.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder, den leiblichen Tod,
Dem kein lebender Mensch entrinnen mag;
Wehe dem, der in einer Todsünde stirbt!
Selig die, welche ruhn in deinem heiligen Willen,
Denn der zweite Tod kann ihnen nichts anthun.

Preiset und benedeiet meinen Herrn und danket ihm,
Und dienet ihm in großer Demuth.

Fünfte Vorleſung.

Noch Einiges über den h. Franciscus und deſſen Orden. — Die Tertiarier. Die Bedeutung der Bettelorden überhaupt. — Die Päpſte nach Innocenz III (Honorius III, Gregor IX, Innocenz IV) in ihrem Kampfe mit Friedrich II von Hohenſtaufen. — Der fünfte Kreuzzug. — Die Pfaffenkönige. — Weitere Kämpfe bis zu Conradins Tod. — Das Interregnum. — Rudolf von Habsburg und Gregor X. — Das Conclave. — Martin IV. — Sicilien und die ſicilianiſche Veſper. — Cöleſtin V. — Der Eremit auf dem Stuhle Petri.

Die Erſcheinung des h. Franciscus, mit der wir uns das letzte Mal beſchäftigt haben, gehört, ſo könnte man ſagen, wie ſo manche andere zu den Erſcheinungen des Mittelalters, z. B. die Kreuzzüge, zu denen, die wir nur aus ihrer Zeit heraus zu begreifen vermögen. Sie haben für unſre Phantaſie, ja mehr als dieß, ſie haben für unſer Gemüth, für unſern ganzen innern Menſchen auch nach ſeiner ſittlichen und religiöſen Seite, etwas Anziehendes, etwas Mahnendes und Erhebendes für unſer Gewiſſen, und doch, ſagen wir uns jeden Augenblick: wir wünſchten ſolche Erſcheinungen nicht für unſre Zeit zurück, ja, wir betrachten ſie um ſo idealer, je weiter ſie hinter uns liegen. Wir befinden uns beim Betrachten ſolcher Bilder zunächſt in derſelben Stimmung, in der etwa der Wanderer in unſern Hochalpen ſich befindet, wenn die letzten Spuren der Vegetation allmählig vor ſeinen Blicken verſchwinden, wenn er nur noch die genügſamen Ziegen an den Felſen herumklettern und ihr Futter ſuchen ſieht und eine ſchlechte Hütte ihm vor einem herannahenden Sturme ein Obdach gewährt. Wir zählen ſolche Gegenden zu den poetiſchen, wir wenden auf ſie auch den Ausdruck des „Romantiſchen" an, wir erinnern uns auch gerne von Zeit zu Zeit des Aufenthaltes in den-

ſelben; aber für immer da uns niederzulaſſen, die Gegend zu vertauſchen mit der, die wir bewohnen und in der wir uns heimiſch fühlen, werden wir uns nicht entſchließen, und wer dieſen Einfall im Ernſt hätte, den würden wir einen Phantaſten nennen. Aehnlicher Weiſe verweilen wir etwa auch gerne mit innerer Bewegung vor den Betteljungen eines Murillo oder Dietler oder noch lieber vor dem Bilde des h. Franciscus ſelbſt, wie es uns die fromme Hand geſchickter und ungeſchickter Maler vorgeführt hat; wir vertiefen uns weit mehr in ein ſolches Bettlerbild, als etwa in das Porträt eines reichen modernen Fabrikherrn, der Tauſende von Händen beſchäftigt und der Verarmung wehrt durch Errichtung von Sparkaſſen und andern nützlichen Dingen der Art. Nichtsdeſtoweniger werden wir bei ruhiger Beſonnenheit Gott dafür danken, wenn die Bettelei aus den Landen der Chriſtenheit gründlich vertilgt wird, und dieſelben Romantiker, die von Zeit zu Zeit ihre Stoßſeufzer darüber ertönen laſſen, daß die Polizei des modernen Culturſtaates aller Romantik eine Ende mache, ſie freuen ſich doch auch gelegentlich dieſer Polizei, und möchten im Ernſte wohl nicht zurück in die Zeiten des Fauſtrechtes, in welchen ſie gerade ſchwerlich als die Sieger erſcheinen würden.

Wir fühlen jedoch wohl, daß damit noch nicht alles, ja gar wenig geſagt iſt. Was an einem Franciscus uns bewegt, iſt wahrlich nicht nur das Romantiſche, das die Phantaſie beſticht; es iſt nicht das Coſtüm allein, das bei aller Bettelhaftigkeit ihm ſo wohl ſteht. Wir fühlen es, es ſchlägt unter der Kutte des Mannes ein Herz für Gott und für die Brüder. Damit treffen wir erſt auf den Kern ſeines Weſens, und dieſen feſtzuhalten iſt unſre höhere hiſtoriſche Aufgabe. Wir laſſen das Coſtüm gerne dem Maler, dem Dichter, und er mag es verwenden im Dienſte der Kunſt, und auch dieſe künſtleriſche Verwendung mag wieder der Geſchichte zu gut kommen, ſoweit ſie Vorübergegangenes und Entſchwundenes für unſre Phantaſie feſtzuhalten ſucht. Aber da wir in allem Veränderlichen auch das Bleibende zu ſuchen und nachzuweiſen haben, ſo freuen wir uns doppelt der Entdeckung des bleibenden Kernes. Dieſes Kernes ſuchen wir uns alſo zu bemächtigen. Vor ſeinem Inhalte beugt ſich auch der moderne

Menſch unſres Jahrhunderts. Ja, in der demüthigen Anerkennung, daß eben doch der moderne Menſch dieſes Jahrhunderts bei all ſeinem Reichthum noch lange nicht die Idee der Menſchheit vollſtändig in ſich faßt, erweitert ſich ſein Herz, um das in ſich aufzunehmen, was der Menſch der Vorzeit in ſich ausgebildet und zu einer Virtuoſität gebracht hat, vor der wir nur ſtaunen können, ohne Vermögen, es ihr nachzuthun. Mögen wir auch mit vollem Rechte die Beſtrebungen der heutigen Zeit loben, die der Armuth und der Bettelei gründlich begegnet und weit gründlicher als die alte, ſo werden wir uns doch auch erinnern, wie die tauſenderlei Verſuche der neuern Zeit, durch bloße Combinationen des Verſtandes, durch bloße Rechenexempel das große Problem des Pauperismus zu löſen, geſcheitert ſind, wo ſie nicht ſind unterſtützt worden von dem von innen ſtammenden Zug und Trieb der freien Liebe. Sind wir auch ſchon längſt zu der Einſicht gekommen, daß nicht das Wegwerfen des Geldes unter die Armen, daß nicht das Theilen des Schickſales der Bettler, wie wir es bei dem h. Franciscus und bei ſo vielen Heiligen jener Zeit finden, daß noch viel weniger jene Selbſtpeinigung der Askeſe, das harte Kaſteien des eignen Leibes, wie es jene übten, das Rechte, das Gott wohlgefällige, das zum Ziel führende iſt, ja, daß vielmehr der umgekehrte Weg zum Ziele führt, wonach wir die Armuth aus dem Schmutz herausheben, ſtatt uns freiwillig in ihr zu verſenken; ſind wir auch vollkommen theoretiſch überzeugt, daß der Reiche durch ſein wohlverwendetes Capital gründlicher helfen kann, als durch Wegwerfen von Almoſen: ſo werden wir doch noch immer von jenem Wort des Herrn im Innerſten ergriffen werden, das er dort zum reichen Jüngling ſprach: Eines fehlt dir noch, — willſt du vollkommen ſein, ſo gehe hin und verkaufe was du haſt und gieb's den Armen, ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben. Je geiſtiger und innerlicher wir dieſes Wort faſſen, fern von aller Buchſtäblichkeit, gerade deſto tiefer werden wir davon ergriffen werden, und bringen wir dieſes Wort in Verbindung mit unſerm Franciscusbilde, ſo werden wir ſagen müſſen: Was bei allen Extravaganzen und Verirrungen dieſes Mannes, bei all ſeinen Mißgriffen in der Wahl der Mittel uns unwiderſtehlich zu ihm hinzieht, das iſt doch eben jenes liebende Erbarmen,

das all dieſem Thun und Streben zum Grunde lag. Wir werden uns ſagen, es iſt daſſelbe Erbarmen, wie es uns ſpäter in einem Wesley, in einem A. H. Francke, einem Peſtalozzi, einem Oberlin und in allen denen entgegentritt, die in verſchiedenen Zeiten und auf verſchiedene Weiſe der verkommenen und verwahrlosten Menſchheit ſich angenommen haben. Was Franciscus mehr ſymboliſch und prophetiſch dargeſtellt in abenteuerlicher Form, die leicht zur Karikatur werden konnte, das hat der evangeliſche Geiſt, der Geiſt der wahren chriſtlichen Humanität veredelt und in die rechte Bahn geleitet. Und ſo mögen wir denn immer mit voller Nüchternheit unſres proteſtantiſchen Bewußtſeins und ohne alle Einmiſchung falſcher romantiſcher Sympathien in dem h. Franciscus den „Heiligen der Armuth“ verehren, die in der Armuth Chriſti ihre göttliche Berechtigung gefunden. So gefaßt wird ſein Bild aus dem dunkeln Grund, der es umgiebt, dennoch als ein freundlicher Stern am Himmel der Geſchichte hineinleuchten in die folgenden Jahrhunderte, ſelbſt in das aufgeklärte und blaſirte Jahrhundert unſrer modernen Bildung.

Doch wir kehren wieder zu den geſchichtlichen Dingen zurück. Welchen tiefen Eindruck die Erſcheinung des Franciscus auf ſeine Zeit gemacht, zeigt die enorme Verbreitung, welche der Orden ſchon zu den Lebzeiten des Stifters und nach denſelben erfahren hat. Ein halbes Jahrhundert nach der Stiftung zählte man bereits in 33 Provinzen 8000 Häuſer und 200,000 Franziskaner oder mindere Brüder (Minoriten). In Frankreich treten ſie unter dem Namen Cordeliers auf, von dem Strick, den ſie um den Leib trugen; in der Schweiz werden ſie oft als „Barfüßer“ aufgeführt, obgleich dieſer Name auch andern Orden zukommt. Auch in unſrer Vaterſtadt haben ſie ſchon im Jahr 1230 ihre Anſiedlung gefunden. Es wurde ihnen innerhalb der Stadtmauer ein Platz eingeräumt, der ſich bald weiter ausdehnte und der jetzt noch von den Barfüßern den Namen hat. Da erhob ſich denn auch unter dem Biſchof Heinrich von Isni, der ſelbſt aus dem Orden hervorgegangen war und darum der „Gürtelknopf“ hieß, die ſchöne Kirche, von deren Chor die Sage ging, er ſei der höchſte am Rheinſtrom. Drei Jahre nachher (1233) ſiedelten ſich die Dominikaner in der Vorſtadt zum Kreuz (der heutigen

St. Johann Vorstadt) an und dehnten sich durch Ankauf des sogenannten Pfaffenackers bis nach der jetzigen neuen Vorstadt aus. Könige, Fürsten, Erzbischöfe und Bischöfe, Adeliche von geistlichem und weltlichem Stande sah man in den einen oder andern der beiden Orden eintreten, oder doch sich eine Ruhestätte in ihren Kirchen sichern auf den Fall des Todes. So fanden in Basel die Geschlechter der Thierstein, Hochberger, Eptinger, Reichenstein und Ramstein ihre Grabmähler bei den Franziskanern, andre wieder, wie die Burckhardt-Mönch von Landskron, bei den Dominikanern.[1]) In einer Franziskanerkutte begraben zu werden, war vollends ein Angeld auf die Seligkeit. Aber auch schon bei Lebzeiten suchten Viele dem seraphischen Orden näher zu kommen dadurch, daß sie, ohne die eigentlichen Mönchsgelübde abzulegen, sich doch einer Lebensregel unterwarfen, die der mönchischen verwandt war und unter sich selbst eine Brüderschaft bildeten. Dieß ist der sogenannte dritte oder Tertiarierorden des h. Franciscus, der noch zu seinen Lebzeiten gestiftet wurde. Bei all seiner Ueberschwenglichkeit hatte Franciscus doch so viel Menschenkenntniß und praktischen Sinn, daß er wohl voraussah, das strenge Leben, wie die Ordensregel es forderte, sei nicht Jedermanns Sache. Auch konnte es dem Orden selbst nur förderlich sein, wenn er seine Aeste und Zweige auch in das bürgerliche Leben hineinschlingen konnte, ohne dieses selbst in seinen Grundlagen aufzuheben. Franciscus gab daher Solchen, die sich um Aufnahme in den Orden meldeten, je nach Umständen den Rath, in ihren Familien, mithin im Stande der Ehe, im Besitz ihrer Güter, im Betrieb ihres Berufes zu bleiben nach wie vor; nur sollten sie von Zeit zu Zeit gewissen Andachts- und Bußübungen sich unterwerfen nnd ein Bußgewand tragen. Solche Bußbrüder (Sackbrüder) treffen wir auch in Basel; sie werden erwähnt neben dem weiblichen Orden der Clarissinnen, der sich ebenfalls hier niedergelassen hatte.

Was dem Orden des h. Franciscus in der Folge noch einen besondern Gewinn verschaffte, das war ein ihm von Innocenz Nachfolger, Honorius III (1223) verliehener Ablaß. Allen Gläubigen nämlich, welche jeweilen am 2. August, als dem Ein-

[1]) Basler Neujahrsblatt 1855. (Die Bettelorden in Basel.)

weihungstage der Portiunculakirche, in jener Kirche ihre Andacht verrichten würden, die sollten Ablaß für ihre Sünden erhalten. Dieser Portiuncula-Ablaß wurde in der Folge an jede Franziskanerkirche geknüpft und in den Zeiten nach der Reformation wußten ihn auch die aus den Franziskanern hervorgegangenen Kapuziner sich zuzuwenden.

Noch bleibt uns übrig, ein Wort von der innern Einrichtung des Franziskanerordens zu sagen. Sie ist folgende: Den einzelnen Häusern steht ein Wächter vor (Guardian, Custos) und dem Ganzen ein General, der in Rom seinen Sitz hat; der Provinz ein Provinzial, der von der ganzen Bruderschaft um Pfingsten auf drei Jahre gewählt wird.

Richten wir unsern Blick nun auf beide Orden zusammen, so kann uns die hohe Bedeutung, die sie für die ganze weitere Entwicklung der mittelalterlichen Kirche hatten, nicht entgehen. Wir bezeichnen sie mit dem Namen Bettelorden (Mendicanten). Zwar gehörten noch andre Orden zu dieser Familie. So der früher gestiftete Karmeliterorden und der später von Innocenz IV 1244 gestiftete Orden der Augustiner-Eremiten, aus welchem bekanntlich Luther hervorging. Aber wenn man im Allgemeinen von dem Einfluß der Bettelorden im Mittelalter redet, so denkt man gewöhnlich an diese beiden Orden der Dominikaner und Franziskaner, die wie zwei Bäume auf einer Wurzel, wie zwei hohe Thürme des einen Domes ihre Gipfel und Spitzen hoch über alle andern hervorragend dem Himmel zustreben. Auf diese beiden Orden bezog man denn auch jene Weissagung des Abtes Joachim von Floris in Kalabrien im 12. Jahrhundert: die Weissagung von den zwei Säulen der Kirche, die sich erheben werden, auf sie geht die Vergleichung mit den Posaunen Mose, welche die in Sünden und Lastern versunkene Welt aus ihrem Schlummer wecken werden. Vollends bezeichnend für die Zusammengehörigkeit der beiden Orden und zugleich für die hohe Verehrung, in der sie standen, ist jenes Wort König Ludwigs IX von Frankreich, des Heiligen: daß wenn er sich selbst in zwei Theile spalten könnte, er den einen Theil seines Wesens dem h. Franciscus, den andern dem h. Dominicus geben würde. Man sieht, die Zeit hatte eine richtige Ahnung von den mächtigen Ein-

flüssen, die von daher ausgingen. Wie viele Mönchsorden waren früher entstanden, von denen man kaum Notiz nahm. In der Stiftung der beiden großen Bettelorden aber mußte Jeder ein Ereigniß erkennen. Schon das gleichzeitige Zusammentreffen zweier Orden, die so Vieles miteinander gemein haben und die doch wieder verschieden, ja im scharfen Gegensatz zu einander sich ausbildeten, so daß sie uns bald als Zwillingsbrüder, bald wieder als feindliche Brüder erscheinen, schon dieser ganz eigenthümliche Parallelismus und Dualismus muß uns von jeder Zufälligkeit absehen, muß uns eine nothwendige Entwicklungsstufe des mittelalterlichen, kirchlichen Lebens in dieser Erscheinung erkennen lassen. Und in der That, wir mögen von jetzt an in der Kirche hinblicken, wo wir wollen, überall werden wir den Spuren des h. Dominicus und des h. Franciscus, überall ihrer zahlreichen Nachkommenschaft begegnen, die gleich dem Sand am Meere über das Kirchenfeld sich ausbreitet; Päpste aus dem einen und dem andern Orden werden wir von nun an den Stuhl Petri besteigen sehen. Auf den Lehrstühlen der Universitäten werden wir Männer ihres Ordens erblicken und auf ihre Namen werden sich hinfort die Schulen berufen. Die Predigt und den Beichtstuhl, die Erziehung der Fürsten und die Leitung des Volkes, die äußere und innere Mission, die Armenpflege und die Inquisition finden wir fast ausschließlich in ihren Händen.[1]) Dadurch erregen sie freilich auch die Eifersucht der Bischöfe und der Domkapitel, der Akademien und der hohen Schulen. Und wir können diese Eifersucht begreifen, wenn wir vernehmen, wie einzelne Bettelmönche mit einer an Unverschämtheit grenzenden Zudringlichkeit sich Einfluß zu verschaffen suchten. Dem gemeinen Mann seine Seelsorger zu verdächtigen und an deren Stelle sich einzuschleichen, daraus machten sie sich kein Bedenken. Sie fragten etwa einen Vorübergehenden: „Hast du gebeichtet?“ Er antwortet: „Ja.“ „Bei wem?“ „Bei meinem Seelsorger.“ „Nun wie heißt denn der Tropf? Der hat nie einen Meister der Theologie gehört, nie über dem kanonischen Recht geschwitzt, versteht keine verwickelten Fragen zu lösen;

[1]) Gieseler, über die Wirksamkeit der Bettelorden im 13. Jahrhundert, in den Studien und Kritiken I, 1.

zu uns müßt ihr kommen!“[1]) — Es liegt auch auf der Hand, wie es Vielen bequemer und angenehmer erscheinen mochte, ihre Sünden einem fremden Bettelmönche zu beichten, den sie vielleicht nie mehr im Leben wieder sahen, der das anvertraute Geheimniß über Berg und Thal mit sich forttrug, als dem eigenen Seelsorger, dessen Blicken sie täglich wieder begegneten und vor dem sie sich sowohl schämen als fürchten mußten. War ein Seelsorger gewissenhaft und wollte Unbußfertige nicht absolviren, so sprachen die Beichtkinder trotzig: „Wir thun was uns gefällt und beichten dann einem Mindern oder einem Prediger, den wir nie mehr sehen werden.“ Aber so groß die Eifersucht war, welche die beiden Orden nach außen erregten, ebenso groß, wo nicht größer war die, welche unter ihnen selbst entstand. Jeder mißgönnte dem Andern seinen Vorzug, einer suchte den andern zu verdächtigen und zu verkleinern. Die unverschämten Erdichtungen von den Wundern ihrer Stifter haben großentheils darin ihren Grund, daß sie einander zu überbieten strebten. Wir werden später einmal auf diese Eifersucht zurückkommen. Für einmal mögen wir nur, im Rückblick auf das, was wir in der letzten Stunde von diesen Stiftern selbst vernommen haben, an der Beobachtung uns genügen lassen, daß die Dominikaner im Ganzen mehr die ernste, strenge, kirchliche Orthodoxie, verbunden mit der Zierde theologischer Gelehrsamkeit und Tiefe repräsentiren, während die Franziskaner mehr die dem Praktischen zugewendete Rührigkeit und Geschäftigkeit auf Grundlage einer mystischen, oft schwärmerischen Askese. Starre Objektivität in festen, an die Kirche sich anschließenden Formen tritt uns im Dominikaner, individuelle Begabung, subjective Bewegung, religiöse Innigkeit, auch wohl mit phantastischen Auswüchsen und aufregenden Elementen im Franziskanerorden entgegen. Darum darf es uns auch nicht wundern, wenn wir den Franziskanerorden eine größere Popularität gewinnen sehen, als den Dominikanerorden; aber ebensowenig darf es uns wundern, wenn wir mit der Zeit aus dem Franziskanerorden sectirische Bewegungen werden hervorgehen sehen, zu denen der Keim in den überspannten Forderungen lag, wie sie Franciscus selbst stellte, weit über das

[1]) Hurter, Innocenz III. Bd. IV. S. 311, 312.

Maaß dessen hinaus, was die Kirche zu fordern den Muth hatte. Das mußte zu Conflicten führen. Der gährende Most, den Innocenz für die Belebung und Verjüngung der Kirche zu verwenden gedachte, sprengte zuletzt das Gefäß und rief eine Explosion hervor, die dem römischen Stuhle mehr als einmal gefährlich zu werden drohte. Wir dürfen wohl sagen, bis zu dem Orden Loyolas im 16. Jahrhundert ist kein Orden mehr entstanden, der mit den Bettelorden, namentlich mit dem des h. Franciscus hätte wetteifern können. Ich übergehe daher auch die Stiftung andrer Orden, die auch noch mit in das 13. Jahrhundert fallen, wie der Humiliaten, der Serviten, der Trinitarier (Mathuriner) und ersuche Sie nun, den weitern Verlauf der Papstgeschichte mit mir zu verfolgen.[1])

---

[1]) Ueber diese kleinern Orden hier nur Folgendes: Die Humiliaten waren anfänglich eine Gesellschaft von Laien, welche gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Mailand zusammen traten, um in aller Einfalt und Demuth (humilitas cordis) ihrer Handarbeit zu leben (sie waren Weber und Tuchmacher) und dabei gemeinschaftliche Andachten zu halten. Innocenz III gab dem Orden 1201 die päpstliche Bestätigung. Später artete derselbe aus. — Im Jahr 1233 stifteten sieben Kaufleute aus den vornehmsten Geschlechtern von Florenz den Servitenorden. Sie verkauften ihre Güter zu Gunsten der Armen und bezogen ein Haus vor der Stadt, wo sie sich frommen Uebungen hingaben. Sie nannten sich Servi beatæ Mariæ Virg. Später ließen sie sich auf dem Berge Sanario nieder und erhielten von Alexander IV die Bestätigung ihres Ordens. — Noch etwas früher entstand der Orden der Trinitarier, gestiftet von Johannes de Mattha, dem Sohn eines Edelmanns aus der Provence. Er verband sich mit einem Einsiedler Felix von Valois und einem Ritter Roger, der früher in muselmännischer Gefangenschaft gewesen und ihr entronnen war und der nun gerne etwas für die Pilger und Gefangenen im h. Lande thun wollte. Loskauf der Gefangenen aus den Händen der Ungläubigen war sonach der Zweck der Verbrüderung. Innocenz III bestätigte dieselbe 1198. Johann von Mattha begab sich in der That mit einem päpstlichen Empfehlungsschreiben an den Emir von Marokko, ebenso nach Tunis und bewirkte unter großen Gefahren den Loskauf gefangener Christen. Der Orden erhielt dann später den Namen „Trinitarier" (Ordo S. Sanctæ Trinitatis S. de redemtione Captivorum. Die Ordensfarbe war, die Dreieinigkeit symbolisirend, Tricolor. Von der Kirche des h. Mathurinus in Paris erhielten sie auch den Namen Mathuriner. Der Orden verbreitete sich außer in Frankreich auch in Schottland, Irland, Spanien und Italien. Weil die Brüder meist auf Eseln ritten, erhielten sie auch spottweise

Mit Innocenz III hatte das Papſtthum ſeine Höhe erreicht und auf dieſer ſuchte es ſich von nun an zu halten, wenn auch unter mancherlei ſchweren Kämpfen. Auf Innocenz war eben der Papſt gefolgt, der den beiden Bettelorden die Beſtätigung ertheilte, Honorius III, ein geborner Römer, Cencio Savelli, Cardinal von St. Peter und St. Paul. Er war mäßiger und friedfertiger Geſinnung. Vor Allem lag ihm die Ausrüſtung eines Kreuzzuges am Herzen und dazu brauchte er Friedrich II, der von ihm im Jahr 1220 war gekrönt worden. Honorius glaubte in dieſer Hinſicht ein Recht auf den Kaiſer zu haben. Er hatte zwiſchen ihm und der Erbin des Königreichs Jeruſalem, Jolanthe, der Tochter Johanns von Brienne, eine Ehe geſtiftet und darin ſollte für den Kaiſer eine Aufforderung mehr liegen, den Beſitz des Landes ſich wieder zu erobern. Friedrich zeigte ſich anfänglich zur Uebernahme des Kreuzzuges geneigt, allein ſpäter zögerte er mit der Ausführung. Dieß verdroß den Papſt. Er ruhte nicht, bis der Kaiſer auf einem Vertrag zu San Germano 1225 ſich durch einen Eid verbindlich machte, bis zum Auguſt 1227 ein Heer auszurüſten bei Strafe des Bannes. Allein Honorius ſtarb im März des genannten Jahres und überließ ſeinem Nachfolger die Pflicht, den Kaiſer an ſein Verſprechen zu erinnern und falls er daſſelbe nicht hielte, an ihm die gedrohte Strafe zu vollziehen. Dieſer Nachfolger war der Cardinal Ugolino de Segni, der Neffe Innocenz III, der Freund des Dominicus, der Mann, der auch die beiden Ordensſtifter heilig geſprochen hat. Obgleich ein Greis von 77 Jahren, als er den Stuhl Petri beſtieg, fühlte ſich Gregor IX (ſo hieß er als Papſt) kräftig genug, mit der Entſchloſſenheit eines Innocenz die päpſtliche Würde gegen Jeden zu vertheidigen, der es wagen würde, ſie anzutaſten. Kaiſer Friedrich erkannte in ihm einen Mann von tadelloſem Ruf und reinem Wandel, ausgezeichnet ſowohl durch Wiſſenſchaft und Beredſamkeit, als durch perſönliche Frömmigkeit. Er ſollte bald an ſeiner eigenen Perſon deſſen Ernſt erfahren. Kaum auf den heiligen

---

den Namen Ordo Asinorum (frères aux ânes). Der Sitz des Generals und des Generalkapitels war Cerfroi, welcher Name verſchieden erklärt wird (cervus frigidus?).

Stuhl gelangt, richtete Gregor die Aufforderung zum Kreuzzuge an den noch immer zögernden Kaiser. Friedrich schien gehorchen zu wollen und traf die nöthigen Anstalten. Er sammelte ein Heer bei Brindisi. Nun aber brach eine ansteckende Krankheit aus, in welcher Friedrich einen hinlänglichen Grund zum Aufschub erblickte. Nicht so der Papst. Dieser erklärte die Entschuldigung des Kaisers für eine reine Ausflucht und sprach um Martini 1227 den Bann über ihn aus. Er entband die apulischen Unterthanen ihres Gehorsams, und als er vor den römischen Ghibelinen nach Viterbo und Perugia fliehen mußte, schleuderte er den Bannstrahl zum zweiten und dritten Mal auf des Kaisers Haupt. Friedrich aber unternahm jetzt den Kreuzzug auf eigene Hand und in seinem eigenen Namen, um der Christenheit zu zeigen, daß es ihm damit Ernst sei. In seinem Ausschreiben an die christlichen Fürsten beschwerte er sich bitter über die Anmaßungen der römischen Kurie. „Das ist, so schrieb er, die römische Weise, die auch ich erkannt habe. Hinter widerlichen Redensarten, die von Honig und Oel überfließen, verbirgt sich die unersättliche Blutsaugerin; sie, die sich meine Mutter nennt, behandelt mich wie eine Stiefmutter, die alles Uebel stiftet. Wenn das römische Reich von Feinden und Ungläubigen angefallen wird, so greift der Kaiser zum Schwert und weiß, was seines Amtes ist und was seine Ehre erheischt; wenn aber der Vater der Christenheit, der Nachfolger Petri, der Statthalter Christi uns bedrängt, was sollen wir da beginnen?“

Den 11. August 1228 trat Friedrich den Kreuzzug an, den er im Namen Gottes an die Christenheit ausgeschrieben hatte. Es ist dieß der fünfte in der Reihe der Kreuzzüge. Was aber früher als eine löbliche That erschienen wäre, das erschien jetzt als Trotz, als heilloser Frevel in den Augen des Papstes. Daß ein Gebannter es wagte, einen heiligen Kreuzzug auszuschreiben im Namen Gottes und mit gänzlicher Umgehung des päpstlichen Namens, war ein Verbrechen, das nicht strenge genug konnte geahndet werden. Sofort untersagte der Papst Allen in der Christenheit, sich bei diesem Zuge zu betheiligen; auch die christlichen Bewohner des gelobten Landes suchte er gegen den Kaiser aufzuregen. Nichtsdestoweniger hatte das kaiserliche Unternehmen einen glänzenden Erfolg. Der Kreuzzug fiel ohne Blutvergießen

aus. Friedrich ſchloß mit dem Sultan von Aegypten Malek al Kamel einen zehnjährigen Waffenſtillſtand, nach welchem ihm Jeruſalem, das freilich jetzt keine Stadt mehr, ſondern ein offener Ort war, Bethlehem, Nazareth, Sidon und von da an das Gebiet von Ptolemais abgetreten wurde. Er ſelbſt ſetzte ſich die Krone eines Königs von Jeruſalem auf. Und das alles mußte der Papſt geſchehen laſſen. Als dann Friedrich im Jahr 1229 ſiegreich nach Europa zurückkehrte, wurde es ihm ein Leichtes, die Schlüſſelſoldaten des Papſtes über den Haufen zu werfen. Gregor griff zu den geiſtlichen Waffen, aber auch ſie zeigten ſich kraftlos. Er mußte ſich wohl oder übel zum Frieden herbeilaſſen. Dieſen Frieden vermittelte, in Form eines Waffenſtillſtandes, der Deutſch-Ordensmeiſter Hermann von Salza. In Anagni, der Geburtsſtadt des Papſtes, fand den 1. Sept. 1230 eine Zuſammenkunft zwiſchen Kaiſer und Papſt ſtatt; ſie reichten ſich die Hände zum Zeichen der geſchehenen Verſöhnung. Aber bald brach der Zwiſt aufs Neue aus. Die lombardiſchen Städte hatten ſich auf die Seite des Papſtes geſchlagen; als nun der Kaiſer an ihnen ſeine Rache ausließ, reizte er damit den Zorn des Papſtes, und als er dann vollends ſeinem Sohn Enzio das Königreich Sicilien zuwandte, das nach Gregors Anſicht ein päpſtliches Lehen war, traf ihn am Palmtag 1239 zum fünften Mal der Bann. Nun entſpann ſich zwiſchen den beiden Häuptern der Chriſtenheit, zwiſchen Kaiſer und Papſt ein Schriftſtreit, der einzig in ſeiner Art iſt. Von beiden Seiten wurde mit apokalyptiſchen Waffen gefochten. Verglich der Papſt den Kaiſer mit dem Thier in der Offenbarung, das aus dem Meer aufſteigt mit Füßen eines Bären und dem Rachen eines Löwen, im Uebrigen einem Leoparden ähnlich, ſo ſah der Kaiſer in dem Reiter auf dem rothen Pferde, der den Frieden wegnimmt von der Erde, das leibhafte Bild des Papſtes. Weiter nannte er ihn den großen Drachen, den Antichriſt und einen zweiten Bileam, welcher um Geld fluche und ſegne. Wie weit ſolches im Munde des Kaiſers Ernſt oder Satyre war, iſt ſchwer zu ſagen. Glauben wir den Worten des Papſtes, ſo war Friedrich II von Hohenſtaufen ein Ungläubiger, und ein Freigeiſt der ärgſten Art. Soll er doch in der Verwegenheit ſeines Unglaubens behauptet haben, die Welt ſei von drei Be-

trügern verführt worden, von Moſes, Chriſtus und Mahomed; die Geſchichte von der Geburt Jeſu ſei eine Fabel, man dürfe überhaupt nichts glauben, was wider die Geſetze der Natur und der Vernunft gehe. Längere Zeit glaubte die Chriſtenheit dieſen Beſchuldigungen. Ein berüchtigtes Buch: von den drei Betrügern (de tribus impostoribus) wurde in der That Friedrich II zugeſchrieben, allein neuere Unterſuchungen haben gezeigt, daß das Buch aus einer ſpätern Zeit ſtammt und alſo keinen Beweis gegen Friedrich liefert. Was es aber mit den Beſchuldigungen des Papſtes auf ſich gehabt, iſt ſchwer zu entſcheiden. Jedenfalls nahm der Kaiſer die ihm gemachten Vorwürfe nicht gleichgültig hin, er fand für gut, ſeine Rechtgläubigkeit von einem Gelehrten ſeiner Zeit vertheidigen zu laſſen; er ſelbſt aber vertauſchte nun die Feder mit dem Schwert. Aber auch der Papſt, obwohl nunmehr ein Neunziger, ſcheute ſich nicht, den Kampf mit dem rüſtigen Gegner noch einmal aufzunehmen. Er that es im Vertrauen auf ſeine Bundesgenoſſen, die lombardiſchen Städte. Allein auch dießmal zog er den Kürzern. Der Kaiſer drang ſiegreich gegen Rom vor und warf das päpſtliche Heer in die Stadt zurück. Nun griff der Papſt aufs Neue zu den geiſtlichen Waffen. Er berief eine Kirchenverſammlung (1241); aber der Kaiſer ließ die italieniſchen Biſchöfe, welche dahin reisten, durch ſeinen Sohn Enzio bei der Felſeninſel Meloria aufgreifen und ſie ins Meer ſtürzen; Andere wurden nach Neapel in die Gefangenſchaft geſchleppt. Mitten in dieſen Bedrängniſſen ſtarb der greiſe Papſt, den 21. Auguſt 1241. Auch ſein Nachfolger Cöleſtin IV ſtarb bald. Eine längere Vacanz erfolgte. Erſt nach anderthalb Jahren wurde ein bisheriger Freund des Kaiſers, Sinibald gewählt, ein Genueſe aus dem Geſchlechte der Fieſchi, ein in geiſtlichen und weltlichen Rechten wohl bewanderter Mann, der als Innocenz IV den päpſtlichen Stuhl beſtieg, entſchloſſen, in die Fußſtapfen des dritten Innocenz zu treten. Friedrich äußerte ſich, er habe durch dieſe Wahl einen Freund verloren und einen Feind erhalten. Und ſo war's. Friedrich war noch im Banne. Vergeblich ſuchte er einen Vergleich mit dem Papſte und die Abſolution. Der Kaiſer wollte ſich der Perſon des Papſtes bemächtigen, aber Innocenz floh auf einer genueſiſchen Flotte nach Lyon und ſchleuderte von da den

Bann auf den ehemaligen Freund. Zugleich schrieb er (1245) ein allgemeines Concil nach Lyon aus. Friedrich schritt zu Unterhandlungen; er sandte einen geschickten Diplomaten, den Thaddäus von Suessa, nach Lyon. Der Papst aber verlangte, daß der Kaiser persönlich erscheine und gewährte ihm hiezu eine Frist von zwölf Tagen. Als Friedrich diesem Rufe keine Folge leistete, vielmehr gegen die Beschlüsse des Concils protestirte, so sprach nun auch die ganze Versammlung den Bann über ihn aus und zwar in feierlichster Weise. Die brennenden Lichter, welche die Geistlichen in der Hand hielten, wurden zur Erde gesenkt, anzudeuten, daß also Friedrichs Ruhm erlöschen möge. Als Friedrich, den nun schon der siebente Bannstrahl getroffen, von diesem Vorgang Kunde erhielt, da erhob er sich in stolzem Selbstgefühl wider den Papst und die päpstliche Partei. Er setzte sich die Krone aufs Haupt mit den Worten: „noch trage ich meine Krone und werde sie nicht ohne vieles Blutvergießen mir entreißen lassen, weder durch die Gewalt des Papstes, noch durch die eines Concils.“ Zugleich erließ er ein Schreiben an die christlichen Fürsten, worin es hieß: „Die Söhne unsrer Unterthanen vergessen, wenn sie Päpste geworden sind, was sie früher waren, und wollen Kaiser und Könige erniedrigen.“ Er forderte die Fürsten zu seinem Beistand auf. Aber auch der Papst war nicht unthätig. Ein Aufruhr, den er in Sicilien erregte, konnte noch gedämpft werden; aber nun drohte die Revolution in Deutschland auszubrechen. Bettelmönche, vom Papste ausgesandt, hatten das Feuer geschürt. Es war am Himmelfahrtstage 1246, da traten zu Hochheim bei Würzburg eine Anzahl deutscher Prälaten zusammen und erwählten einen Gegenkaiser in der Person des thüringischen Landgrafen Heinrich Raspe. Allein der „Pfaffenkönig“ fand nur wenig Anhang; die meisten Städte waren auf ihres Kaisers Seite. Trug er auch im August 1246 einen augenblicklichen Sieg über Konrad von Hohenstaufen, den Sohn Friedrichs, davon, so war doch sein Sieg von keiner Dauer. In der Nähe von Ulm ward er geschlagen und verwundet. Er starb in seiner Heimath 1247. Der Papst suchte einen neuen Gegenkaiser aufzustellen. Es gelang auch dem päpstlichen Legaten, dem Cardinal Peter Capoccio, einen solchen zu gewinnen; es war der zwanzigjährige Graf Wil-

helm von Holland, der im Oktober 1247 ausschließlich von geistlichen Herren gewählt ward. Auch dieses Pfaffenkönigs Reich war von kurzer Dauer. Indessen war auch Friedrich II Stunde gekommen. Er starb den 13. Dec. 1250. Das Volk wollte so wenig an seinen Tod glauben, wie an Friedrichs I. Er werde wieder kommen, hoffte man, und der Pfaffenherrschaft ein Ende machen. Ihm folgte sein Sohn, Konrad IV. Bald trat Innocenz IV vom Schauplatz ab. Er starb im December 1254 in Neapel und wurde in dortiger Kathedrale begraben. Er war es, der den Cardinälen zuerst einen rothen Hut zur Auszeichnung gab, anzudeuten, daß sie jederzeit bereit sein sollen, für die Kirche ihr Blut zu lassen.

Schon unter ihm war der Streit wegen Sicilien aufs Neue entbrannt. Dieser Streit setzte sich auch unter seinem Nachfolger Alexander IV fort, dem Neffen Gregors IX. Vom Hohenstaufen'schen Hause war nach Konrads IV Tod einzig noch der letzte Sprößling übrig, sein jüngerer Bruder, Conradin. Trotz des Bannes, den der neue Papst über ihn schleuderte, drang sein Halbbruder Manfred mit bewaffneter Macht in den Kirchenstaat ein und nöthigte den Papst zur Anerkennung seiner königlichen Würde. Aber auch unter Urban IV (1261—64) kam es zu neuen Kämpfen, bis endlich unter Clemens IV, einem gebornen Provençalen, Karl von Anjou, Graf von der Provence, der päpstlichen Einladung folgte und des schönen Landes sich bemächtigte, nachdem Manfred 1266 in der Schlacht bei Benevent gefallen war. Nach der unglücklichen Schlacht von Scurcola (Tagliacozzo) den 23. August 1268 war der Herrschaft der Deutschen in dem Süden Italiens ein Ende gemacht. Conradin, der letzte Sprößling des erlauchten Hohenstaufengeschlechts, die letzte Hoffnung der Ghibellinen, starb mit seinem Jugendfreunde Friedrich von Baden unter dem Beil des Henkers auf dem Karmeliterplatze zu Neapel, belastet mit dem Banne des Papstes. Mit diesem Tode schloß sich der letzte Akt des großen Drama's, das ein ganzes Jahrhundert die Christenheit bewegt hat, des Kampfes der Päpste mit den Hohenstaufen. Bald nachher starb auch im November 1268 der Papst selbst, und erst nach einer dreijährigen Erledigung des h. Stuhles, im September 1271 bestieg denselben Tebaldo de Visconti, der bis-

herige Archidiacon von Lüttich, als Gregor X. Nun blieb das deutsche Kaiserthum auf längere Zeit verwaist; es war die „kaiserlose, die schreckliche Zeit" eingetreten, wie der Dichter sie nennt, das Interregnum, bis es endlich den Wählern in Frankfurt gelang, im Jahr 1273 den Grafen Rudolf von Habsburg zum deutschen Könige zu wählen. Mit Gregor X und König Rudolf I tritt nun in Beziehung auf die Kämpfe zwischen den beiden Häuptern der Christenheit ein Stillstand ein. Gleich nach der Wahl legte der Reichskanzler Otto in seines Königs Namen dem Papste zu Lyon einen feierlichen Eid ab, daß er die Rechte der Kirche unverletzt erhalten, den Kirchenstaat niemals angreifen, vielmehr alle die Ländereien, worauf die Kirche Anspruch habe, ihr wiederherstellen wolle.[1]) Auch mit Gregors Nachfolgern (Johann V, Hadrian V, Johann XXI, Nicolaus III), die Alle nicht lange regierten, blieb Rudolf im besten Einvernehmen. Er bestätigte ihnen aufs Feierlichste alle die Besitzungen, welche sie in Italien erworben hatten, und auch die sieben Kurfürsten gaben dieser sogenannten Restitution ihre Zustimmung. Die Regierung dieses Papstes, Gregors X, ist noch durch eine Einrichtung bekannt, die für die künftigen Papstwahlen von großer Wichtigkeit war und die wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen, die Einrichtung des Conclave.

Schon Nicolaus II hatte bekanntlich im 11. Jahrhundert die Papstwahlen in die Hände der Cardinäle gelegt; aber die Cardinäle versammelten sich frei und banden sich an keine Zeit; daher die langen Zwischenräume zwischen dem Tode eines Papstes und der neuen Wahl. Um solche in Zukunft zu verhindern und um auch Intriguen abzuschneiden, verordnete Gregor Folgendes: Nach dem Absterben eines Papstes soll blos 10 Tage lang auf die Cardinäle gewartet werden, die aus den verschiedenen Gegenden in Rom einzutreffen haben. Nach Verlauf dieser Frist sollen die anwesenden Cardinäle in dem Pallaste sich versammeln, da der Papst gewohnt hat, jeder in Begleit eines Dieners. Dort sollen sie in ein Gemach (Conclave) versammelt und gegen jeden

[1]) In dem päpstlichen Bestätigungsschreiben wurde bereits der Ausdruck gebraucht: Te regem Romanorum nominavimus, ich habe dich zum König der Deutschen ernannt, oder auch nur ich habe dich als solchen genannt, d. h. anerkannt.

Verkehr mit der Außenwelt abgesperrt werden; niemand darf zu ihnen hinein, sie dürfen nicht hinaus; blos durch ein einziges Fenster soll ihnen ihre Nahrung gereicht werden. Diese Nahrung wird immer spärlicher, je länger sich die Wahl verzieht. Haben sie in den ersten drei Tagen nach ihrem Eintritt sich noch nicht vereinigt, so erhalten sie in den folgenden fünf Tagen nur ein Gericht. Ist auch bis dahin noch kein Papst aus der Wahlurne hervorgegangen, dann sollen sie sich mit Brot, Wein und Wasser begnügen. So stand es auf dem Papier; gehalten wurde es, wie es die Umstände erlaubten und weder längere Sedisvacanzen noch Intriguen waren damit abgeschnitten.

Auf Gregor X waren mehrere Päpste schnell auf einander gefolgt, bis Martin IV, ein geborener Franzose, 1280 den päpstlichen Stuhl bestieg. Unter ihm trat eine neue Wendung der Dinge in Sicilien ein. Die Sicilianer waren der französischen Gewaltherrschaft überdrüssig geworden. Ein Parteigänger des Königs Peter III von Arragonien, Johann Procida, ein seiner Habe beraubter Ghibelline, hatte eine Verschwörung angezettelt, in die er die Großen von Sicilien hineinzog und an der auch der griechische Kaiser sich betheiligte. Auf den dritten Ostertag des Jahres 1282 war es abgeredet, da sollten, wenn die Glocke zur Vesper läutet, die Verschwornen zusammentreten, über die sämmtlichen Franzosen auf der Insel herfallen, sie umbringen und Peter, den Schwiegersohn Manfreds, als König proklamiren. Und so geschah es denn auch. In Palermo und Messina ward ein furchtbares Blutbad angerichtet, die sicilianische Vesper. — Martin IV schleuderte den Bann wider die Aufrührer. Er belegte Sicilien und Arragonien mit dem Interdict, aber Peter kehrte sich nicht daran. Er befestigte sich in seiner Macht trotz der Bemühungen der folgenden Päpste, wie eines Niclaus IV, und nach ihm führte sein zweiter Sohn Friedrich den Titel eines Königs von Sicilien. Hundertundsechzig Jahre blieb Sicilien von Neapel getrennt. In letzterem behauptete sich das Haus Anjou unter dem erkauften Schutz der Päpste.

Die Anordnungen, welche Gregor X wegen des Conclave getroffen, zeigten sich nach Niclaus IV Tod, 1292, völlig unzu-

reichend; denn 2¼ Jahr blieb der päpstliche Stuhl wiederum erledigt. Endlich gelang es den Bemühungen Karls II von Anjou, Königs von Neapel, einen Mann dahin zu bringen, von dem man hoffen durfte, daß er friedlich und im Sinne apostolischer Demuth regieren werde. In den Abruzzen lebte ein alter, 80jähriger Eremit, Peter Murone, der sich schon, nachdem sein Vater gestorben, als ein Jüngling von 20 Jahren dahin zurückgezogen und der Welt den Abschied gegeben hatte. Diesen harmlosen Mann führte der König, nachdem er zuvor in den Abruzzen selbst in der Kirche Santa Maria zu Aquila war gekrönt worden, in Neapel ein; denn in Neapel, nicht in Rom sollte in Zukunft die päpstliche Residenz sein. Der Papst, der sich nun Cölestin V nannte, ergab sich in sein Schicksal, aber er bezeugte wenig Lust, die ihm übertragene Würde mit Energie zu behaupten. Er zog sich in eine Zelle zurück, in der er nach wie vor seiner Andacht lebte, und überließ die Regierung zwölf Cardinälen. Seinem geheimen Wunsche, die Stelle niederlegen zu dürfen, kam der schlaue Cardinal Ganfani (Cajetan) entgegen. Durch die Oeffnung des Zimmers, in welchem der Papst sich befand, soll dieser durch ein Sprachrohr eine Stimme vernommen haben, die ihn zur Abdankung aufforderte, und die der einfältige Mann für eine göttliche Stimme hielt. Ob Ganfani wirklich zu einem solchen niedrigen Bubenstück sich hingegeben oder ob seine Feinde, die Colonna, das Märchen erfunden haben, lassen wir dahingestellt. Letzteres erscheint uns als das Wahrscheinliche. Genug, Cölestin war bereit, die Schlüssel Petri niederzulegen. Aber nun entstand die große Frage: darf der Papst freiwillig hinuntersteigen von dem Stuhle, auf den Gottes Hand ihn gesetzt? Es war der erste Fall dieser Art; wer sollte ihn entscheiden? doch wohl niemand anders, als der Papst selbst. Cölestin entschied in einer Bulle die Frage im bejahenden Sinn und entsagte dem Amte im Dezember 1294. Der Schritt wurde von den Zeitgenossen und der Nachwelt verschieden beurtheilt. Petrarca lobte die Demuth des Mannes, Dante verwies ihn seines feigen Sinnes wegen in die Hölle. Und nun bestieg eben jener Cardinal Ganfani den päpstlichen Stuhl als Bonifaz VIII den 12. Dez. 1294, fast 100 Jahre nach Inno-

cenz III. Wir brechen hier die Geſchichte der Päpſte ab, um in den folgenden Stunden die gleichzeitigen Begebenheiten und Erſcheinungen auf dem kirchlichen Gebiete nachzuholen, und da werden uns zunächſt noch einmal, aber zum letzten Mal die Kreuzzüge beſchäftigen.

Sechste Vorlesung.

Die letzten der Kreuzzüge. — Ludwig IX (der Heilige). — Weitere Verbreitung des Christenthums in Preußen. — Das Christenthum in Asien. — Priester Johannes. — Die Mongolen.

In der Geschichte der Päpste, welche wir in der vorigen Stunde vom Tode Innocenz III bis zur Stuhlbesteigung Bonifaz VIII, also vom Jahr 1216 bis 1294, durchgeführt haben, haben wir mit dem blutigen Tode Conradins, des letzten der Hohenstaufen, und mit der Zeit des Interregnums eine Wendung der Dinge eintreten sehen, die sich mehr oder weniger durch das ganze Mittelalter erstreckt. Die ganze Physiognomie der Geschichte beginnt von da sich zu ändern. Die eigentliche Romantik, die ideal-poetische Zeit des Mittelaleers ist vorüber. Unverkennbar tritt mit den Habsburgern eine Zeit der Ernüchterung ein, und es darf uns daher nicht wundern, wenn auch die höchst romantischen Erscheinungen der Kreuzzüge ihrem Ende entgegengeht, und wenn uns für jetzt nur noch der letzte Akt des großen ritterlichen Schauspieles zu betrachten übrig bleibt.

Als der mit Friedrich II geschlossene Waffenstillstand abgelaufen, unterdessen auch Malek al Kamel gestorben und sein Sohn Ejub an seine Stelle getreten war, begann der Kampf aufs Neue. Wir haben diesen Kampf als die Fortsetzung des in der vorigen Stunde erwähnten fünften Kreuzzuges zu betrachten. Unter Thibaut I, König von Navarra und Graf von Champagne, sehen wir ein Heer nach Syrien aufbrechen, unter dem sich viele Große Frankreichs bemerklich machen. Aber ungeschickte Führung ließ auch dieses Unternehmen mißlingen. So geschah es denn,

daß im Jahr 1244 Jeruſalem durch das wilde Heer der Chowaresmier erſtürmt wurde und den Chriſten auf immer verloren ging. Nicht weniger verderblich war für ſie die Schlacht bei Gaza im Oktober deſſelben Jahres. Da fiel die Blüthe der geiſtlichen Ritterorden unter dem Schwert der Feinde. Askalon, die wichtigſte Veſte des Landes, fiel gleichfalls dahin, und bald ſah ſich die ganze Herrlichkeit der Chriſten im Orient auf das Fürſtenthum Antiochien und auf Ptolemais (St. Jean d'Acre) beſchränkt.

Aber noch gaben die Chriſten das heilige Land nicht auf. Ihre Hoffnung ruhte auf einem Manne, der vor vielen Andern gerade jetzt von der Vorſehung zum Heerführer erwählt ſchien. War es doch ein Mann, in welchem die Frömmigkeit des Mönchs mit der Tapferkeit und Würde des Ritters ſich vereinigt zeigte, wie ſpäter nie mehr. Es war dieß König Ludwig IX von Frankreich, der Sohn jenes Ludwig VIII, der ſich unter Innocenz III an den Albigenſerkriegen betheiligt hatte, und der Bianca von Caſtilien. Dieſe treffliche Mutter hatte die Erziehung des Knaben geleitet und von Jugend auf mit Aengſtlichkeit über ſeiner Seele gewacht. Pflegte ſie doch ihrem Sohne täglich zu ſagen: „ich liebe dich über Alles in der Welt, und doch wünſchte ich dich lieber todt, als daß du eine Todſünde begingeſt.“ Bei aller ſtrengen Kirchlichkeit, in der ſie ihren Sohn auferzog, unterließ ſie gleichwohl nicht, ihm alle die Regententugenden einzuſchärfen, durch die er ſein Land einſt glücklich machen könnte, und ihre Arbeit war nicht umſonſt. 1226 gelangte er zur Regierung. Noch bis auf den heutigen Tag muß es die Geſchichte an Ludwig IX rühmen, daß eine unparteiiſche Gerechtigkeitspflege, wie ſie bis dahin nicht ſtattgefunden, ſein Werk war. Ein Zeitgenoſſe Friedrichs II von Hohenſtaufen, nahm Ludwig in deſſen Streitigkeiten mit dem Papſte eine neutrale und vermittelnde Stellung ein. Er war durchaus kirchlich, ja mehr als dieß, er war mönchiſch asketiſch geſinnt. Die h. Taufe, die er als Kind in Poiſſy empfangen, war ihm für ſein ganzes Leben wichtig; er nannte ſich auch von daher am liebſten Ludwig von Poiſſy. Wie günſtig er über die Bettelorden geurtheilt, wiſſen wir ebenfalls. Und doch wußte Ludwig, ja wir möchten ſagen, eben deßhalb wußte er der Hierarchie gegenüber eine rühmliche Unabhängigkeit zu behaupten und ihren Uebergrif-

sen mit Erfolg zu steuern. Was ihn bewog, das Kreuz zu nehmen, war nicht der Befehl eines Papstes, es war sein eigener königlicher Entschluß. Es war im Jahr 1244, in eben dem Unglücksjahr der Niederlage der Christen im Orient, als König Ludwig von einer schweren Krankheit befallen wurde. Da gelobte er, daß wenn ihn Gott genesen lasse, er einen Zug in das heilige Land unternehmen wolle. Er genas und hielt sein Versprechen. Weder seine Mutter, noch seine Gemahlin konnten ihn durch ihr Zureden von Erfüllung seines Gelübdes abhalten. Er erklärte, nicht eher Speise und Trank zu sich nehmen zu wollen, ehe er Hand ans Werk gelegt habe. Schon mit Anfang 1245 erschien das königliche Schreiben, worin Ludwig seinen Willen den syrischen Christen kundgab und im August desselben Jahres sandte der Papst Innocenz IV auf seine Bitte den Cardinallegaten Otto von Chateauroux nach Frankreich, um das Kreuz zu predigen. Der König berief das Parlament nach Paris. Auch hier fand sich der Legat ein. Seine Predigt war so eindringlich und gewaltig, daß sofort die drei Brüder des Königs, Robert, Graf von Artois, Alfons, Graf von Poitiers, und Karl von Anjou die Kreuzfahrt gelobten. Viele andere geistliche und weltliche Herren zeigten sich bereit, unter ihnen auch Johann von Joinville, Seneschal der Champagne, der nachmals als Augenzeuge sowohl den Kreuzzug, als das Leben des Königs beschrieben hat.[1]) Mit Venedig ward ein Vertrag abgeschlossen wegen Erstellung der Flotte. Seine eigenen Dienstmannen aber gewann der König durch List. Es war Sitte, daß der König von Frankreich am h. Weihnachtsfeste seine Diener mit neuen Kleidern beschenkte. Als nun am Christabend 1245 die Ritter des königlichen Hofes erschienen, das königliche Geschenk in Empfang zu nehmen, erhielten sie prächtige Gewänder, feiner und schöner als je; sie merkten noch nichts Besonderes; aber als sie am Morgen des Weihnachtstages in den neuen Kleidern sich in der Kirche einfanden, da bemerkten sie, daß ihre „Livreen" sämmtlich das Zeichen des Kreuzes trugen. Nun durften sie, ohne ihre Ehre zu verlieren, dem heiligen

[1]) Außer dieser Quelle vgl. Villeneuve-Trans (Marquis de) Histoire de S. Louis, roi de France. III. Par. 1839.

Kampfe ſich nicht entziehen; halb weinend, halb lachend nannten ſie den König einen Pilgerjäger und Menſchenfiſcher und fügten ſich in ſeinen Willen.

Nachdem die weitern Vorbereitungen getroffen waren, empfing Ludwig den 12. Juni 1248 in St. Denis aus den Händen des päpſtlichen Legaten die h. Oriflamme, nebſt Pilgertaſche und Pilgerſtab; auch die übrigen Kreuzfahrer ließen ſich ausrüſten. Wie zur Zeit des erſten Kreuzzuges, ſo erblickte man auch jetzt Zeichen am Himmel, die zum Kampfe aufriefen. In Aiguesmortes ſchiffte ſich Ludwig mit den Seinigen ein. Zum Sammelplatz des ganzen Heeres war die Inſel Cypern beſtimmt. Aber ſchon hier brachen Streitigkeiten unter den Pilgern und verheerende Krankheiten aus, zwei Uebel, die wohl geeignet waren, den Muth herabzuſtimmen: nur Ludwig ließ ſich nicht irre machen. Auch die nachtheiligen Berichte, die ihm aus dem h. Lande ſelbſt zugingen, beugten ſeinen Muth nicht, ſondern entflammten ihn aufs Neue. Hoffnungsfreudig trat er die Meerfahrt nach Aegypten an und im Juni 1249 landete er mit den Seinigen auf der Küſte von Damiette. Er warf ſich in ſeiner Waffenrüſtung nieder auf die Knie und erflehte ſich die Hülfe des Herrn. Faſt ohne Schwertſtreich fiel Damiette in die Hände der Kreuzfahrer. Solches erſchien als ein Wunder in ihren Augen, und auch die Sarazenen waren über ihre Niederlage ſo betroffen, daß mehrere von ihnen eilten, ſich taufen zu laſſen. Ludwig zeigte ſich auch als Sieger groß und menſchlich. Von vielen ſeiner Vorgänger, die im Erwürgen der Ungläubigen eine Gott wohlgefällige That erblickten, zeichnete ſich Ludwig dadurch aus, daß er auch die Feinde ſchonte, ſo gut er kannte, ſie milde behandelte und ihnen Gelegenheit verſchaffte, Chriſten zu werden; daher freute er ſich mehr, wenn die Ungläubigen von den Chriſten gefangen, als wenn ſie von ihnen getödtet wurden. Allein nicht lange ſollte Ludwig ſeines Sieges ſich freuen. Die größten Schwierigkeiten für ihn und ſein Heer zeigten ſich nur zu bald bei dem Vordringen in das Innere des Landes, nilaufwärts. Da wurde das Landheer eingeklemmt zwiſchen die durchſtochenen Dämme und die Flußarme des Nils, und bald ſah Ludwig ſeine Seemacht im Gefechte bei Manſurah (1250) durch griechiſches Feuer vernichtet. Nun brachen auch Hungers-

noth und ansteckende Krankheiten ein und raffte eine große Menge der Krieger dahin. Der Bruder des Königs, Graf von Artois, war im Kampfe gefallen. Der König aber sah sich genöthigt, wieder nach Damiette zurückzukehren. Er gerieth in Gefangenschaft der Sarazenen, mit ihm auch Joinville und Andere. Er für seine Person wurde mit Achtung und Schonung behandelt; in Gegenwart der Moslim selbst feierte er ungehindert die Messe mit seinen mitgefangenen Geistlichen. Der größte Theil der übrigen Gefangenen aber, namentlich die Geringern, von denen man kein Lösegeld erwarten konnte, wurden ohne Schonung getödtet, wenn sie ihr Leben nicht mit dem Uebertritt zum Islam erkaufen wollten. Für die Losgebung der gefangenen christlichen Barone verlangte der Sultan Turanschah eine Million Byzantiner (oder 500,000 französische Livres), für die Befreiung des Königs aber die Räumung von Damiette. Der Vertrag wurde angenommen; das Lösegeld freiwillig vom Sultan auf die Hälfte ermäßigt, aus Achtung vor dem nobeln Benehmen des Königs. Ueberhaupt hatte Ludwig während seiner einmonatlichen Gefangenschaft durch die Standhaftigkeit und Ergebung, womit er sein Geschick trug, die Achtung der Moslim in hohem Grade erworben. „So viel, äußerten sie ganz naiv, wie er für seinen Christus ausgestanden, würden sie für ihren Mahomed nicht ausstehen, wenn er sie also im Stiche ließe“ [1]) Es wurde dem König sogar vorgespiegelt, die ägyptischen Emire hätten ihn nach Ermordung des Sultans Turanschah zum Sultan erheben wollen, und blos sein christlicher Glaube sei der Ausführung dieses abenteuerlichen Gedankens im Wege gestanden. Der König begab sich nun mit dem Reste seiner Truppen nach Syrien. Unter Anderm unternahm er eine Wallfahrt ins gelobte Land und feierte den festlichen Tag Maria Magdalena in Nazareth. Nachdem er während seines Aufenthaltes in Syrien vergebens versucht hatte, seine Streitkräfte wieder zu sammeln und zu stärken, kehrte er nach Frankreich zurück. Die Trauerbotschaft von dem Tode seiner Mutter Bianca, welche indessen im Lande das Scepter geführt hatte, beschleunigte seine Schritte, obgleich er noch längere Zeit gezweifelt,

[1]) Joinville, Fol. LXXXV.

ob es denn wirklich der Wille Gottes sei, daß er so unverrichteter Sache das heil. Land verlasse. Nach einer Fahrt von zehn Wochen, wobei es nicht an mancherlei Gefahren fehlte, lief die königliche Flotte im Juni 1254 in den Hafen von Hières ein und Ludwig erreichte im Juli Paris. Damit endete der fünfte Kreuzzug. Sechszehn Jahre widmete nun der König von da an der innern Verwaltung seines Reiches. Unter anderm gab er durch die pragmatische Sanction, die er im Jahr 1269 mit dem päpstlichen Stuhle abschloß, der Reichskirche ihre festen Grundlagen. Aber während dieser ganzen Zeit mahnte ihn sein Gewissen, daß das Gelübde noch nicht gelöst, das vorgesteckte Ziel nicht erreicht sei. Und zu diesen innern Mahnungen kamen die äußern Geschicke. Im Jahr 1260 hatte der Sultan Bibars den Thron von Aegypten bestiegen und innerhalb sechs Jahren im Kriege mit den syrischen Christen auch das Königreich Jerusalem in seine Gewalt bekommen. Er hatte die Kirchen in Nazareth und auf dem Berge Tabor zerstört, Cäsarea und Joppe erobert, und nun hatte er auch noch die Stadt und die Gegend von Antiochia in seine Gewalt bekommen. Das alles ging Ludwig tief zu Herzen. Im Jahr 1267 erneuerte er sein früheres Gelübde. Inzwischen hatten auch die Päpste, zuletzt Papst Clemens IV, sich bemüht, einen neuen Kreuzzug zu Stande zu bringen. Endlich im Frühjahr 1270 konnte Ludwig zum zweiten Male (und jetzt im Greisenalter) die heilige Oriflamme vom Altar der Kirche zu St. Denis in Empfang nehmen. Der Zug sollte zunächst nach der Nordküste von Afrika, nach Tunis gerichtet sein, welches der Bruder des Königs, Karl von Anjou, König von Sardinien, weil es ihm gut gelegen war, zu erobern wünschte. Einem solchen, mehr von Selbstsucht als von frommer Begeisterung eingegebenen Wunsche würde der fromme König nicht entsprochen haben, hätte er sich nicht zugleich mit der Hoffnung geschmeichelt, die Ungläubigen jener Gegend für das Christenthum gewinnen zu können. Allein seine Hoffnung wurde getäuscht. Die Einnahme der Citadelle von Karthago war das Einzige, was gelang. Nur zu bald entwickelten sich auch hier bei der Hitze des Sommers verderbliche Krankheiten; viele wurden von dem Fieber und der Ruhr befallen; unter ihnen der einst in der ägyptischen Gefangenschaft geborne Sohn des Königs, Jo-

hann Triſtan, Graf von Nevers; er wurde am 3. Auguſt ein Opfer der Krankheit. An eben demſelben Tage erkrankte der ohnehin ſchon vielfach geſchwächte König ſelbſt. Er lag auf ſeinem Bette mit Aſche bedeckt, die Hände auf der Bruſt, den Blick gen Himmel. Am 25. Auguſt 1270, dem Tage nach dem Feſte des h. Bartholomäus gab er in der neunten Stunde des Tages ſeinen Geiſt auf mit den Worten des Pſalmiſten: „Herr, ich will in dein Haus gehen auf deine große Güte und anbeten gegen deinen heiligen Tempel in deiner Furcht.“ Die königliche Leiche ward nach Paris geſchafft und dann in feierlicher Prozeſſion nach St. Denis geleitet, um in der Gruft der Könige beigeſetzt zu zu werden. Schon 27 Jahre nach ſeinem Tode ward er von Bonifaz VIII (1297) heilig geſprochen. Er verdiente den Namen des Heiligen, wenn wir den Maßſtab der Kirche anlegen, nach welchem die Heiligkeit gemeſſen wurde. In ſeinem Bilde, wie der ſchon genannte Joinville es uns vorführt, ſtellt ſich uns die Frömmigkeit des Mittelalters, wie ſie auch zeitweiſe die Großen dieſer Welt erfaßte und durchdrang, nach ihren Licht- und Schattenſeiten dar. Schon ſeine Mutter Bianca hatte ihn im Geiſt der Kirche erzogen; Mönche hatten ihn von Jugend auf umgeben und geleitet. Die peinliche Religiöſität des Mönchthums beherrſchte ihn auch in erwachſenen Jahren. Nie ging er aus, ohne ſich zu bekreuzen; ſtrenge hielt er die Faſten und alle Gebote der Kirche; jeden Freitag legte er ſeinem Seelſorger die Beichte ab und ließ ſich darauf die Disciplin geben, d. h. er ließ ſich mit eiſernen Ketten geißeln, die er in einer elfenbeinernen Kapſel bei ſich trug, und wenn der Beichtvater den königlichen Rücken ſchonen wollte, ſo ermunterte er ihn, tapferer zuzuſchlagen. Er machte auch ſeiner Tochter Iſabella von Navarra ein elegantes Geſchenk mit einer ſolchen Kapſel und ermunterte ſie in einem beiliegenden Briefe, ſich ebenfalls mit der darin befindlichen Kette geißeln zu laſſen ſowohl für ihre eigenen Sünden, als für die ihres Vaters. Er verſäumte weder Meſſe noch Veſper und hielt gewiſſenhaft ſeine Morgen- und Abendandacht.

Aber er ließ es nicht bei den äußern Ceremonien bewenden. In der rauhen Schale wohnte unſtreitig ein tiefer religiöſer Kern, ein grundfrommer Sinn, der ihn auch in ſchweren Anfechtungen nicht

verließ. Wie oft hat er mitten in den Kriegsgefahren, denen er sich nach seiner besten Meinung um Christi willen aussetzte, im Gebete Trost und Erhörung gefunden. Das Wort Gottes war ihm eine Erquickung und dessen Verkündigung Bedürfniß. Auf seiner Rückreise aus dem Morgenlande glich sein Schiff einer Kirche. Wöchentlich drei Mal wurde gepredigt und fleißig gebeichtet. Der König selbst ermahnte das Schiffsvolk, und um die Matrosen von der Beichte nicht abzuhalten, legte er selbst Hand ans Werk und verrichtete unter der Zeit ihre nichts weniger als königlichen Geschäfte. In seinem ganzen Wesen war er keusch und enthaltsam. Er enthielt sich alles Fluchens und Schwörens; der Name des Teufels ging nie über seine Lippen, außer wenn er ihn beim Lesen der Schrift in den Mund nehmen mußte. Was er und seine Zeit Gotteslästerung nannte, wurde mit äußerster Härte bestraft. Er kleidete sich, besonders seit der Rückkehr aus der Gefangenschaft, höchst einfach und war desto wohlthätiger gegen die Armen; fleißig besuchte er die Stätten des Elends, die Spitäler und Leprosenhäuser und half die Kranken pflegen. Hungrige speisten an seinem Tische und er wartete ihnen selbst auf. Am hohen Donnerstage vollzog er die Fußwaschung an den Armen und befahl auch Andern solches zu thun. Die Erziehung seiner Kinder lag ihm sehr am Herzen. Oefters ließ er sie vor sich kommen und hielt ihnen die großen Vorbilder der Geschichte vor, nach denen sie sich bilden sollten.

Ein schönes Zeugniß seiner frammen Gesinnung ist sein Testament, das er seinem Sohne Philipp III hinterließ: „Das Erste, das dir empfohlen und vorgeschrieben ist, ist, daß du von ganzem Herzen und über Alles Gott lieben mögest; denn ohne dieß kann Niemand selig werden. Hüte dich wohl, etwas zu thun, was Gott mißfalle; eher sollst du alle Marter erleiden, als zu einer Todsünde dich fortreißen lassen. Wenn Gott dir Unglück zuschickt, so nimm es willig an und danke ihm dafür; denke, daß du es wohl verdient hast und daß dir Alles zum Besten gereichen wird. Wenn er dir Glück verleiht, so danke ihm in aller Demuth und siehe dich vor, daß du nicht durch Stolz oder auf andere Weise schlechter werdest.“ — „Ich ermahne dich, heißt es dann weiter, fleißig zu beichten und besonnene, rechtschaffene Beicht-

väter dir zu wählen, die dich zu lehren wissen, was du zu meiden und zu thun habest. Sei freundlich gegen sie, damit sie den Muth behalten, dich zu tadeln und zu strafen. Gegen deine Unterthanen verhalte dich gerecht und weiche weder zur Rechten noch zur Linken. Sei immer eher auf der Seite des Armen als des Reichen, und wenn Einer gegen dich eine Klage hat, so stelle dich auf die Seite des Gegners, bis du die Wahrheit vernommen hast; dann werden auch deine Richter leichter für die Sache des Rechtes sich erklären. — Zum Schlusse gebe ich dir all den Segen, den ein liebender Vater seinem Sohne geben kann. Die ganze h. Dreieinigkeit und alle Heiligen mögen dich vor allem Bösen bewahren, und möge dir der Herr die Gnade geben, seinen Willen so zu thun, daß er durch dich geehrt werde, auf daß wir nach diesem Leben zusammenkommen mögen, ihn ohne Ende zu schauen, zu lieben und zu preisen."

Mit wenigen Worten lassen Sie mich noch das Ende des siebenten Kreuzzuges, das Ende der Kreuzzüge überhaupt berichten. — Bald nach dem Tode Ludwigs zogen die Führer des Heeres ab, nachdem sie einen Vertrag geschlossen. Im heiligen Lande selbst aber fuhr Sultan Bibar fort, die Christen zu bedrängen. Da unternahm der englische Prinz Eduard I in Verbindung mit einer Anzahl Friesen einen Zug nach Palästina. Aber auch er konnte nur auf kurze Zeit sich behaupten. Unter Bibars Nachfolger, Kalavun, machten die Mameluken immer weitere Fortschritte; auch Tripolis fiel in ihre Hände. Noch stand das letzte Bollwerk der Christen, Akkon (St. Jean d'Acre, Ptolemais) die Pforte zu den Stätten des h. Landes. Diese Veste aufs äußerste zu vertheidigen, waren die Bürger der Stadt und mit ihnen die christlichen Ritter, denen die Vertheidigung des h. Landes oblag, entschlossen. Der Patriarch von Jerusalem segnete ihren Entschluß und sandte an den Papst, Nicolaus IV, um ihn um Hülfe anzugehen. Alle Veranstaltungen zum Kampfe wurden getroffen, auch von Seiten des Sultans. Dieser aber fand auf dem Wege nach Syrien seinen Tod, und an seiner Stelle kämpfte nun sein Sohn Malek al Aschraf an der Spitze des ägyptischen Heeres. Im April 1291 nahm die Belagerung von Ptolemais ihren Anfang und den 18. Mai ging auch dieser letzte Posten

nach verzweifelter Gegenwehr für die Christen verloren. Die auch sonst wegen ihres Reichthums und ihrer Pracht berühmte Stadt ward von Grund aus zerstört, und mit ihrem Untergange waren alle weitern Hoffnungen der Christen in Absicht auf das h. Land vernichtet. — So endete der letzte, der siebente Kreuzzug.

Billig bleiben wir einen Augenblick auf diesen Trümmern stehen und fragen uns, was haben denn die Kreuzzüge, die an zwei Jahrhunderte gedauert, die die edelsten Geister in Bewegung gesetzt, den Boden Syriens mit Blut getränkt und unzählige Menschenleben verschlungen haben, was haben sie der Christenheit, was der Menschheit gebracht im guten und im schlimmen Sinne? wie weit haben sie die Civilisation, die Humanität, das Christenthum gefördert? wie weit es gehindert? Es ist das eine von den großen Fragen der Geschichte, mit denen sich die Wissenschaft zu verschiedenen Malen beschäftigt hat und die auch schon als gelehrte Preisfrage ist aufgestellt worden.[1]) Die Antwort auf diese Frage läßt sich etwa in Folgendes zusammenfassen:

1) Wird es Niemand entgehen, daß die engen Schranken, in welche das Leben der Völker bis dahin eingeengt war, durchbrochen, neue Wege und Bahnen geöffnet wurden, durch welche auch neue Anschauungen, neue Kenntnisse von Menschen und Dingen gewonnen wurden. Zu strengen wissenschaftlichen Forschungen und Beobachtungen war die Zeit allerdings nicht angethan, und wir haben daher auch für Länder- und Völkerkunde, für das große Gebiet der Naturwissenschaften nicht die Früchte zu erwarten, die unsre moderne Zeit von solchen großartigen Expeditionen sich versprechen würde; allein die Pilger brauchten am Ende nur offene Augen mitzubringen, um doch Manches zu sehen, das ihnen neu war, und das, wenn sie es auch mit phantastischem Beiwerk vermischt, wieder erzählten, die Wißbegierde anregte und zu weiterer Vertrautheit mit den fremden Gegenständen hinführte. Auch die Literatur, Philosophie und Poesie zogen ihren Gewinn aus der Bekanntschaft mit den Arabern; wenn auch in dieser Hinsicht Manches mag überschätzt worden sein. — Näher liegt

[1]) Heeren, Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge für Europa. Gött. 1808.

2) der Einfluß, den die Kreuzzüge auf das Ritterthum übten. Sie verliehen ihm, indem sie seine Waffen in den Dienst der Kirche, ja in den Dienst Christi stellten, einen idealen, romantischen Zug; sie veredelten dasselbe, freilich nur auf so lange, als die ganze Vorstellung einer solchen Ritterschaft Christi eine haltbare war. Leider ward auch von dieser Seite viel gesündigt, und mit den Kreuzzügen sank dann auch die Bedeutung des Ritterthums vollends dahin, wie uns die traurige Geschichte der Templer später zeigen wird. Die Kreuzzüge trugen

3) vieles bei zur Hebung der päpstlichen Macht. Die Päpste hatten ja von Anfang an das heilige Werk an ihre Hand genommen. Sie sandten die Kreuzprediger aus in alle Welt, verfaßten die Kreuzbullen; sie verhießen den Ablaß, sie ertheilten den Segen. Wie es von Rom her als ein Verbrechen betrachtet wurde, ohne diesen päpstlichen Segen auf eigene Hand einen Kreuzzug zu unternehmen, hat uns die Geschichte Friedrichs II gezeigt. Zu dieser ideellen Erhebung des Papstthums gesellte sich aber auch eine materielle. Die Entfernung der weltlichen Fürsten aus ihren Ländern gab den Päpsten Gelegenheit, sich ins weltliche Regiment einzumischen. Waren doch Könige und Herrn, so lange sie den heiligen Krieg führten, gleichsam die Soldaten des Papstes, dieweil sie die Soldaten Christi waren. Indem ferner die Päpste die Veranstaltung der Kreuzzüge durch ihre Bevollmächtigten, ihre Legaten betrieben, so erhielten sie Gelegenheit, durch dieselben Organe auch anderes zu betreiben und sich so einen beständigen Einfluß auf die regierenden Häupter und Obrigkeiten der Christenheit zu sichern. Dadurch wurde zugleich die Macht der Landesbischöfe beschränkt, alles mehr unmittelbar an Rom und den römischen Stuhl geknüpft. —

4) Wurden die Kreuzzüge eine Hauptquelle der kirchlichen Reichthümer. Geld und wieder Geld ist bekanntlich die Forderung eines jeden Krieges, und so wurden auch immer neue Geldforderungen gestellt, so oft eine Kreuzpredigt erscholl. Nun verschlang freilich der Krieg selbst wieder eine Menge des eingegangenen Geldes; aber die Kirche und namentlich die römische Schatzkammer kam dabei doch nicht zu kurz. Die Fürsten verpfändeten, um das baare Geld, das in den Händen der Kirche

war, aufzubringen, ihre Ländereien an dieſelbe. So hatte ſchon im erſten Kreuzzug Robert von der Normandie ſein ganzes Herzogthum verpfändet, und Gottfried von Bouillon hatte einen Theil ſeiner Beſitzungen an die Kirche zu Verdun verkauft, einen andern an den Biſchof von Lüttich verpfändet. — Kehrten die Schuldner nicht zurück, lösten ſie das Pfand nicht ein, ſo verblieb es der Kirche. Am wichtigſten aber erſcheinen uns die moraliſchen Folgen der Kreuzzüge, der Einfluß, den ſie auf die ſittliche und religiöſe Geſinnung im Allgemeinen geübt haben. Dieſer war zunächſt kein vortheilhafter. Durch nichts wurde vielleicht die Werkheiligkeit mehr befördert, als durch die Anpreiſung der hohen Verdienſte, welche der Menſch ſich vor Gott erwerben könne, wenn er Gut und Blut für die Kirche dahin zu geben bereit ſei. Ein geiſtlicher Stolz bemächtigte ſich namentlich der Ritterorden, der zu allerlei Böſem und zuletzt zu ihrem Untergange führte. Was aber die große Menge betrifft, ſo hat die verderbliche Wirkung des Ablaſſes, die uns noch ſpäter begegnen wird, ſchon bei den Kreuzzügen ihren Anfang genommen. Die Kreuzprediger waren zwar das eine Mal ſtrenge Bußprediger, das andere Mal aber auch wieder gefällige Ablaßprediger, die mit vollen Händen die päpſtlichen Indulgenzen denen ſpendeten, die Gut oder Blut oder auch Beides einzuſetzen bereit waren. Dann aber iſt auch noch daran zu erinnern, wie mit der Werkheiligkeit und dem Vertrauen auf den Ablaß auch noch die Intoleranz und der Fanatismus in den erhitzten Gemüthern ſich einwurzelten und die Menge zu Unthaten fortriſſen, wovon die Judenverfolgungen ein ſchreckendes Beiſpiel ſind. Auch haben wir ja bereits geſehen, wie der Vorgang der Kreuzzüge auch anſteckend gewirkt hat auf die Weiſe, das Chriſtenthum bei heidniſchen Völkern zu verbreiten, oder die Ketzereien innerhalb der Kirche auszurotten.

So ſehr nun aber auch die Kreuzzüge die Hebung und Förderung des Papſtthums und der Hierarchie und alles deſſen, was damit zuſammenhängt, beigetragen haben, ſo bargen ſie doch ſchon in ſich den Keim einer neuen Zeit, den Keim der Auflöſung des Alten und der Geſtaltung eines neuen Lebens. Eben das, was ich als erſte Folge derſelben genannt habe, die Erweiterung des Geſichtskreiſes, führte auch zu den Anfängen einer am Rechte des

Beſtehenden zweifelnden, über die weiter liegenden Urſachen der Dinge nachdenkenden, kritiſch aufklärenden Geſinnung. Wir haben geſehen, wie Friedrich II den Trotz gegen den Papſt und die Pflichten eines Kreuzfahrers in ſich zu vereinigen ſuchte, ja, wie er möglicherweiſe in ſeinen perſönlichen Anſichten zur Freigeiſterei hinneigte oder doch derſelben beſchuldigt wurde. Wie jede kriegführende Macht auch von den Feinden lernt und von ihnen Gutes und Schlimmes ſich aneignet, ſo blieb auch Mahomeds Religion oder vielmehr die Religion ſeiner Bekenner nicht ohne Einfluß auf die Chriſten im Morgenlande. Ich will nicht reden von den einzelnen Renegaten, von Solchen, die offen oder geheim zum Islam übertraten. Aber wie weit aus dem Mahomedanismus ſich bereits ein über alle poſitiven Religionen ſich ſtellender Deismus, etwa in der Perſon eines Saladin ſich herausgebildet habe, wie weit einige Mitglieder des Tempelordens im Geheimen einem ſolchen mehr oder minder ihnen ſelbſt klar gewordenen Deismus gehuldigt, ſind Fragen, die ſich ſchwer mit Beſtimmtheit entſcheiden laſſen. Jedenfalls wurde die katholiſche Orthodoxie, der Glaube an die Autorität der Kirche durch die Kreuzzüge und durch den Verkehr mit den Ungläubigen eben ſo wohl erſchüttert, als gekräftigt.

Aber auch auf die politiſchen Folgen der Kreuzzüge iſt endlich zu achten. Dnrch die Verarmung des Lehnsadels, wie ihn die Kreuzzüge herbeiführten, war in Frankreich die ſouveräne Macht des Königs gehoben worden und dieſe kehrte ſich nun nachgerade gegen den Papſt. Ludwig IX zwar wurde noch von Rom aus heilig geſprochen; doch hatte auch er dem Papſte gegenüber ſeine politiſche Selbſtändigkeit zu bewahren gewußt. Die Geſchichte Philipps des Schönen aber in ſeinem Verhältniß zu Bonifaz VIII wird uns einen augenſcheinlichen Beleg zu dem eben Geſagten geben. An demſelben König, der den Tempelorden vernichtet, brach ſich auch die Macht des Papſtes, wie die ſpätere Geſchichte uns zeigen wird. Und ſo können wir wohl mit einem neuern Geſchichtſchreiber (Rettberg) ſagen, daß „das Fundament des gigantiſchen Gebäudes durch die Kreuzzüge eben in dem Zeitpunkte ſei untergraben worden, als noch an ſeiner Vollendung gezimmert ward.“ —

Damit iſt nun auch die Frage beantwortet, warum in den folgenden Jahrhunderten keine Kreuzzüge mehr zu Stande kamen trotz der feurigen Predigten, die auch dann noch erſchollen, trotz der Anſtrengungen einzelner Päpſte; — die Zeit war eben vorüber, und ſo wenig wir die Kreuzzüge, da wo ſie in ihrer Blüthe waren, ein künſtliches Erzeugniß der Prieſterherrſchaft nennen dürfen (denn nicht in den Köpfen der Prieſter und der Päpſte, ſondern in dem Herzen des chriſtlichen Volkes haben wir die Lebenskraft der Kreuzzüge zu ſuchen), ebenſowenig dürfen wir von der Klugheit und Berechnung der Menſchen erwarten, daß es ihr je gelingen werde, einen Funken wieder anzublaſen, wenn er einmal in der Bruſt der Völker erloſchen iſt.[1])

Richten wir jetzt noch zum Schluſſe unſer Augenmerk auf die Verſuche, welche auch in dieſer Zeit gemacht wurden, das Chriſtenthum unter den Heiden zu verbreiten.

Noch immer leiſteten die Völker an der Oſtſee Widerſtand,

---

[1]) Wie ſich übrigens auch vom Standpunkte der mittelalterlichen Frömmigkeit aus ernſte Stimmen gegen die Kreuzzüge erhoben, davon hat Neander, Kircheng. II. S. 434, 35. merkwürdige Beiſpiele angeführt. So ſuchte am Ende des zwölften Jahrhunderts der Abt Joachim in Kalabrien aus der h. Schrift zu beweiſen (1 Kön. 16, 34. Joſua 6, 26), daß der Wiederaufbau Jeruſalems (wegen des über die Stadt ergangenen Fluches) Gott mißfällig ſei. „Mögen die Päpſte zuſehen und Leid tragen über ihr Jeruſalem, d. h. die allgemeine, nicht durch Menſchenhände erbaute Kirche, welche Gott mit ſeinem eigenen Blute erlöst hat, und nicht über das gefallene Jeruſalem. Wenn aber von den Völkern für das glorreiche Grab des Herrn geſtritten wird, ſo mögen ſie wiſſen, daß der Herr nicht dieſes in den Himmel erheben wird, ſondern vielmehr, daß es die heiligen Seelen ſind, in denen der Herr täglich durch das Myſterium der Frömmigkeit begraben wird, ruhet und wohnet, bis er ſie in das Reich ſeiner ewigen Herrlichkeit erheben wird.“ — Ebenſo mußte der Dominikaner-General Humbert de Romanis auf dem Concil zu Lyon (1245) im Namen des Papſtes die Einwendungen widerlegen, welche gegen die Kreuzzüge erhoben wurden, weil es dem Sinne Chriſti zuwider ſei, mit dem Schwerte der Religion Eingang zu verſchaffen und in ſeinem Namen das Blut der Ungläubigen zu vergießen; es heiße dieß Gott verſuchen, und es ſei weder zeitlicher, noch geiſtlicher Gewinn aus ſolchen Unternehmungen zu hoffen.

und wiederholt zogen Kreuzheere nach Preußen. Die Schwertbrüder hatten schon unter der Anführung ihres tapfern Heermeisters Herrmann von Salza einen schweren Stand und noch schwieriger ward ihre Lage nach dessen Tode. Erst nach einem hartnäckigen 54jährigen Kampfe, nach unsäglichem Blutvergießen wurde die Eroberung Preußens vollendet. Einmal war es der mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg verbundene König Ottokar von Böhmen, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, unterstützt von zahlleichen Rittern Deutschlands, unter denen wir auch den Grafen Rudolf von Habsburg finden, mit Feuer und Schwert das Land verwüstete, bis endlich die Bewohner desselben dem christlichen Bekenntniß sich unterwarfen, nachdem ihr heidnischer Tempel Romove war zerstört worden. Um nun dem Christenthum auch einen äußern Halt zu geben, ward auf einer waldigen Anhöhe am Pregel, nicht weit vom frischen Haff eine Burg erbaut, die zu Ehren König Ottokar's den Namen Königsberg erhielt. Von da aus wurden noch mehr Stämme unterworfen. Aber aufs Neue traten Abfälle und Empörungen von heidnischer Seite ein. Urban IV und Gregor X veranstalteten abermalige Kreuzzüge, und erst seit dem Jahr 1283 konnte Preußen als ein christliches Land betrachtet werden. Die letzten Reste der Heiden hatten sich nach Litthauen, dem Landstriche längs der Memel, geflüchtet, welches Land nach der Mitte des 14. Jahrhunderts für das Christenthum konnte gewonnen werden.[1]) Unter

[1]) Es geschah auf folgende Weise: Seit 1381 herrschte über Litthauen der Großfürst Jagello. Nun starb 1382 Ludwig, König von Baiern und Ungarn. Seine jüngere Tochter Hedwig ward Königin von Polen. Bereits war sie mit Herzog Wilhelm von Oestreich verlobt; allein Jagello erbot sich, wenn sie ihm ihre Hand gebe, mit seiner ganzen Nation zum Christenthum überzugehen und sein Großfürstenthum mit der Krone Polens zu vereinigen. Die Königin willigte ein und Jagello ließ sich 1386 taufen. Als Christ führte er den Namen Wladimir II, König von Polen. Er baute Kirchen im Lande und suchte theils mit Gewalt, theils mit List das Christenthum weiter zu verbreiten. Wer sich taufen ließ, erhielt einen wollenen weißen Rock als Pathengeschenk. Ganze Haufen wurden zusammen getauft und erhielten zusammen einen Namen! Einen äußern Halt sollte das Bisthum Wilna geben; doch auch jetzt noch erhielten sich Reste des Heidenthums neben dem Christenthum.

den christlichen Bischöfen Preußens verdient einer, der Bischof von Samland, Christian von Mühlhausen, genannt zu werden, der eines Dieners Christi würdig, nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Worte der Ermahnung und des Unterrichts die Herzen zu gewinnen suchte.

Aber nicht nur den europäischen Völkern wandte sich der christliche Bekehrungseifer zu; auch ins Innere von Asien sehen wir Missionare eindringen. Schon seit den Tagen der alten Kirche hatten die Nestorianer sich die Aufgabe gestellt, Christi Namen immer weiter unter die asiatischen Völker zu bringen. Wie weit es ihnen im 11. Jahrh. gelungen, die Kerait im Lande Tenduch und ihren tartarischen Fürsten zu bekehren,[1]) von welchem dann wieder jener Priesterkönig Johann (Wang-Chan) abgestammt sein soll, von dessen Pracht und Herrlichkeit im 12. Jahrhundert viel Abenteuerliches erzählt wurde (denn er soll den Papst des Abendlandes an Glanz übertroffen haben, wie die Sonne die Sterne an Glanz übertrifft), ist hier nicht des Weitern zu erörtern; nur so viel sei erwähnt, daß nach besonnenen historischen Untersuchungen[2]) der Priester Johannes keine historische, sondern eine mythische Collectiv-Person ist, wahrscheinlich eine Umbildung des Dalai-Lama! Wie viel dabei auf Rechnung absichtlicher Prahlerei von Seiten der Nestorianer oder auch gewisser Kreuzfahrer, die sich wichtig machen wollten, wie viel auf Rechnung einer in abenteuerlichen Bildern sich ergehenden Phantasie zu schreiben sei, wer will das bestimmen?

Nachdem nun unter dem gewaltigen Eroberer Dschinggis-khan die alte Herrscherfamilie der Tartaren gestürzt worden und der bis dahin wenig beachtete Stamm der Mongolen auch dem christlichen Namen im Abendlande gefährlich zu werden drohte, (man fürchtete eine zweite europäische Völkerwanderung), da

---

[1]) Der Fürst soll sich auf der Jagd verirrt haben und von einem Heiligen, der ihm erschien, zurechtgewiesen worden sein. Der Erzbischof Ebed-Jesu (Knecht Jesu) von Maru in Corasan in Persien soll ihn dann im Christenthum des weitern unterrichtet haben. Asseman, Bibl. orient. t. III. Neander, Kircheng. II. S. 356, 57.

[2]) S. besonders C. Ritter in dessen Geographie (Asien).

waren es die missionseifrigen Bettelmönche, die den Päpsten sich als Werkzeuge darboten, auch unter diesem Volke (dessen Religion sich als ein seltsames Gemisch von buddhistischem Heidenthum, von Mahomedanismus und Indifferentismus zu erkennen gab) das Christenthum zu verbreiten. Unter diesen Missionaren hebt sich zunächst ein Schüler des h. Franciscus, Johannes de Plano Carpine hervor. Er drang, von Innocenz IV ausgesendet, über Polen und Rußland, dann nördlich am kaspischen Meer und dem Aralsee vorbei, längs der Nordgrenze Central-Asiens bis an das tatarische Hoflager, welches in der Nähe der Stadt Korakorum südlich vom Baikalsee aufgeschlagen war; aber seine Sendung war fruchtlos. Die große Aehnlichkeit der Gebräuche der Buddhisten mit den römisch-katholischen Kirchengebräuchen verführte ihn zu dem Irrthum, als ob das Christenthum dort schon früher Fuß gefaßt hätte. Als er aber den Gajuk-Khan, Dschingischans Enkel fragte, ob er ein Christ sei, gab ihm dieser die höhnische Antwort: „das wisse Gott schon, und wenn der Papst es wissen wolle, soll er nur selbst kommen.“ Einen zweiten Franziskaner sandte dann später der König Ludwig IX von Frankreich in der Person des Wilhelm Rubruquis, 1253. Auch dieser drang nach der Hauptstadt Korakorum vor. Rubruquis war ein frommer Mann und zugleich ein nüchterner Beobachter. Bald überzeugte er sich, daß was bis dahin vom Priester Johannes im Abendlande Wunderbares berichtet worden war, auf übertriebenen, ins Fabelhafte ausgeschmückten Nachrichten beruhe. Außer einigen Nestorianern wollte Niemand etwas von dem Priester Johann wissen. Er ließ sich dem Khan der Mongolen (Mangu-Khan) vorstellen und erklärte offen seine Absicht, das Wort Gottes verbreiten zu wollen. Auf die verfänglichen Fragen, die ihm von den Umgebungen des Königs gestellt wurden, gab er eine kluge Antwort. Der Khan ordnete sogar eine Disputation an zwischen Rubruquis, den Mahomedanern und Buddhisten, wobei auch Nestorianer, als die einzigen Christen im Reiche, zugegen waren. Rubruquis führte seine Sache mit Geschick und verdunkelte namentlich durch sein Auftreten die an Erkenntniß weit zurückstehenden Nestorianer. Der Khan vermied indessen, sich weiter in persönliche Religionsgespräche mit Rubruquis einzulassen; er suchte ihn

mit Glimpf aus dem Lande zu schaffen. Unter anderm sagte der Khan: „Wir Mongolen glauben, daß nur ein Gott sei, durch welchen wir leben und sterben; aber wie Gott der Hand verschiedene Finger gegeben hat, so gab er den Menschen verschiedene Wege: euch Christen gab er die h. Schrift, uns aber, den Mongolen, gab er die Wahrsager.“ — Nichtsdestoweniger meinte Rubruquis, wenn ihm Gott die Gabe verliehen hätte, solche Wunder zu thun wie Moses, so würde er den Khan vielleicht bekehrt haben.

Eine ähnliche Ausflucht gegen christliche Sendboten brauchte später der Khan Kubilai, der Stifter des Mongolenreiches in Sina, als der berühmte Reisende Marco Polo, der gegen Ende des 13. Jahrhunderts die wichtigsten Aufschlüsse über das Innere von Asien nach Europa gebracht hat, an seinem Hof erschien. „Es giebt vier Propheten, sagte der Großkhan zu Marco Polo, welche von den vier verschiedenen Geschlechtern der Welt angebetet werden: die Christen betrachten Jesum Christum als ihren Gott, die Sarazenen den Muhamed, die Juden den Moses, und den Heiden ist Sogomombar-Chan (d. h. Buddha) der höchste ihrer Götter. Ich achte und ehre alle Vier und bitte den, welcher in Wahrheit der Höchste unter ihnen ist, daß er mir helfen wolle.“ Daß dieser mit skeptischer Ironie versetzte Indifferentismus dem Verkündiger des Christenthums ein spröderes Hinderniß entgegenstellte, als ein keckes, naturkräftiges Heidenthum, liegt auf der Hand.

Gleichwohl gaben es die Päpste und mit ihnen die Mönche nicht auf, aufs Neue Missionen in jene Gegenden zu senden. Und da verdient besonders zu Ende des dreizehnten und Anfang des vierzehnten Jahrhunderts noch der Franziskaner Johann de Monte Corvino genannt zu werden,[1]) der zuerst in Persien, sodann in Indien und China mit großer Aufopferung und unter Verfolgungen das Evangelium verkündigte und sogar nach Kambalu, dem heutigen Peking vordrang; er baute daselbst zwei Kirchen, in denen er die römische Liturgie einführte, predigte in der Landessprache, in welche er auch einen Theil der h. Schrift übersetzte und soll

[1]) Vgl. W. Hoffmann in Pipers evangel. Kalender 1855.

an 5 bis 6000 Seelen zum Chriſtenthum geführt haben. Papſt Clemens V machte ihn 1307 zum Erzbiſchof von Kambalu und ſandte ihm noch ſieben Brüder aus dem Orden des h. Franciscus, um den im Dienſte der Miſſion ergrauten Mann zu unterſtützen. Bleibende Erfolge wurden indeſſen nicht erzielt; und als dann vollends im 14. Jahrhundert Tamerlan dem Reiche Dſchingiskhans ein Ende machte, wurden auch dieſe erſten Pflanzungen wieder zerſtört. In unſern Tagen, wo nach China die Augen der chriſtlichen Welt in politiſcher und religiöſer Beziehung gerichtet ſind, mochte es nicht unangemeſſen ſein, aus der Geſchichtsbetrachtung der mittelalterlichen Kirche heraus an dieſe erſten Anfänge der chineſiſchen Miſſion zu erinnern.

Siebente Vorlesung.

Das Inwendige der Kirche. — Hierarchie und Kultus. — Die Heiligen und die Legende. — Das christliche Leben und die christliche Sitte. — Die h. Elisabeth von Thüringen. — Konrad von Marbur . — Ausgelassenheiten des Klerus. — Die geistlichen Schauspiele. — Das Narren- und Eselsfest.

Nachdem wir das Papstthum, das Mönchsthum, die Kreuzzüge, die drei Hauptfaktoren des Mittelalters an unsern Blicken haben vorbei gehen sehen, dürfen wir nicht mehr länger säumen, auch einen Blick in das innere Geäder des kirchlichen Lebens zu thun und uns ein Bild zu entwerfen von der Gestaltung der Kirche im Allgemeinen, vom Kultus, dem christlichen Leben und der christlichen Sitte, sowie von der Theologie der Zeit. Wir fassen dieses Bild in den chronologischen Rahmen, den wir bereits ausgebreitet haben, vom Ende des zwölften bis an das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, mit andern Worten, in die Zeit von Innocenz III bis Bonifaz VIII. Allzu genau können wir jedoch uns an diese Grenzen nicht binden: wir werden auch einige Jahre zurück oder vorwärts greifen, wie es der jedesmalige Gegenstand erheischt. Reden wir zuerst im Anschluß an das Papstthum von der Hierarchie.

Mit einer ausführlichen Darstellung der hierarchischen Rangordnung, mit den Benennungen, den Pflichten und Rechten der Erzbischöfe, der Bischöfe und ihrer Gehülfen, der Archidiakonen, der bischöflichen Vikare, Officialen, Suffraganen, Weihbischöfe, mit den Competenzstreitigkeiten, die sich jeweilen zwischen den verschiedenen Kirchenfürsten erhoben, will ich Sie nicht aufhalten. Für den Forscher sind auch solche Dinge vom größ-

ten Interesse, dem Hörer aber, der nach fertigen Thatsachen und lebendigen Bildern verlangt, mögen sie leicht trocken erscheinen.[1]) Daß die ganze Hierarchie ein weitschichtiges, kunstreich zusammengefügtes Gebäude war, das in dem Gipfel des Papstthums auslief, das ist die Grundanschauung, wie wir sie aus den frühern Vorlesungen und auch aus den bisherigen gewonnen haben. Die Bischöfe selbst, früher so eifersüchtig auf ihre Rechte, sonneten sich jetzt gerne im Glanze der römischen Kurie; ja sie setzten ihren Stolz darein, sich als Gottes und des apostolischen Stuhles Bischöfe zu unterzeichnen. Die Erzbischöfe empfingen das Zeichen ihrer Würde, das Pallium aus des Papstes Hand und mußten diese Auszeichnung hoch und theuer bezahlen. Dabei mußten sie sichs gefallen lassen, wenn der Papst unmittelbar durch seine Legaten in ihre ursprünglichen Rechte eingriff und durch sie die Kirchenvisitationen vornehmen ließ. Die Päpste selbst, wie Clemens IV, verglichen die Gewalt der Legaten der proconsularischen Gewalt im alten Rom. Selbst die Patriarchenwürde, früher die höchste in der Kirche, schmiegte sich jetzt zu den Füßen dessen, der sich als den Statthalter Christi betrachtete. „Der apostolische Stuhl, sagt Innocenz III,[2]) ist der Stuhl, von welchem in der Offenbarung Johannis geschrieben steht, daß vier Thiere vor demselben stehen mit Augen vorn und hinten. Das sind die vier Patriarchen, welche ihn gleich Dienern umgeben, als den Stuhl des Lammes, als den Stuhl dessen, der von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt über sie hinaus." Daß bei dieser Anschauung der Dinge, wonach der Herzschlag der Kirche in Rom war, die Nationalität der Landeskirchen mehr und mehr verwischt wurde, liegt auf

---

[1]) Daß in diese Zeit auch die Ausbildung des kanonischen Rechtes fällt, ist nicht zufällig. Der Camaldulensermönch Gratian zu Bologna hatte schon 1143 den Grund zu dem kirchlichen Rechtsbuch (Corpus juris canonici) gelegt. Nun ließ Gregor IX gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts durch den Dominikaner Raymund a Pennaforte eine neue Sammlung von Kirchengesetzen anfertigen, zu welchen die folgenden Päpste (Bonifaz VIII, Clemens V, Johann XXII) noch Weiteres hinzufügten. Dieses kanonische Recht wurde von Vielen fleißiger studirt als die Bibel.

[2]) bei Hurter a. a. O. III. S. 178.

der Hand. Allem ward der römiſche Stempel, der Stempel der Einheit, aber auch der Einerleiheit aufgedrückt.

Das zeigt ſich uns am auffallendſten in dem Kultus, der ſich im Norden wie im Süden, bei Germanen wie bei Normanen und Sclaven in der einen lateiniſchen Kirchenſprache nach der einen gegebenen Regel vollzieht. Eine ſolche Erſcheinung war nur möglich bei einem Kultus, der, wie wir ſchon früher geſehen haben, nicht ſowohl auf dem Worte, als auf dem Symbol ruhte. Das Symbol war unabhängig von der Sprache; ſogar die unverſtandenen Worte, die es begleiteten, gaben ihm für die Menge einen eigenthümlichen Zauber. Das Symbol iſt ſeiner Natur nach der verſchiedenſten Deutung fähig; es kann, weil es das Unausſprechliche uns verſinnbildet, der Ausdruck eines innigen Glaubens, aber eben ſo gut kann es, rein äußerlich und mechaniſch gefaßt, die Handhabe des Aberglaubens werden. Wer möchte es leugnen, daß etwas Großartiges, Erhebendes in der Symbolik liegt, wie ſie die Kirche des Mittelalters ausgebildet hat? Am großartigſten tritt ſie uns entgegen in den Kirchengebäuden, die jetzt noch als Zeugen einer untergegangenen Größe ſich erheben. Eben der Bauſtyl, den man unrichtig längere Zeit den gothiſchen genannt hat, und den man jetzt einfacher und richtiger als den deutſchen bezeichnet, deſſen charakteriſtiſches Merkmal der kühn aufſpringende Spitzbogen iſt, im Unterſchied von dem frühern Rundbogen des romaniſchen Styles und auch im Unterſchiede von der gemiſchten Bauart, wie wir ſie etwa in unſerm Münſter finden, gehört weſentlich der Periode an, in welcher wir mit unſrer Betrachtung ſtehen, d. h. der Zeit des 13. Jahrhunderts. Schon im 11. und beſonders im 12. Jahrhundert war der Spitzbogen neben dem Rundbogen aufgetreten; im 13. aber erringt er ſich die Herrſchaft. In dieſer Zeit ſehen wir denn auch die berühmteſten Kathedralen ſich erheben oder ihrer Vollendung entgegengeführt werden, wie das Freiburger Münſter, den Dom zu Magdeburg, die Liebfrauenkirche zu Trier, die St. Eliſabethenkirche zu Marburg, den Kölner Dom (von Erzbiſchof Konrad von Hochſtaden gegründet, der als der zweite Salomo geprieſen ward), das Straßburger Münſter, (deſſen Erbauer Erwin von Steinbach), St. Lorenz in Nürnberg, die

Kirche Notre Dame in Paris, die in Rouen u. ſ. w. Dazu kommen denn auch die Kirchen der Franziskaner, die Barfüßer- und Predigerkirchen, die allenthalben aus dem Boden wachſen in dem Maaß, als die Bettelorden ſelbſt ſich verbreiteten. Indem ich mich außer Stand fühle, über dieſe Denkmähler des kirchlichen Baugeiſtes mehr zu ſagen, als einem jeden ſein eigenes Gefühl ſagt, enthalte ich mich aller Worte und verweiſe an die Schriften, in denen ſowohl die Technik als die ihr zu Grund liegende religiöſe Symbolik des Weitern entwickelt wird.[1])

Es iſt aber nicht die chriſtliche Baukunſt allein, der freilich hier der Vorrang vor allen Künſten gebührt, welche ſich in den Dienſt der Kirche ſtellten, auch die Dichtkunſt des Mittelalters trug zu dieſer Verherrlichung das Ihrige bei. Erwarten Sie nicht, daß ich hier von ihr in ihrem ganzen Umfange rede. Dieſes Gebiet muß ich der Literaturgeſchichte, wie jenes über die Bauten der Kunſtgeſchichte überlaſſen. Nur erinnern will ich daran, wie das Jahrhundert, in dem wir mit unſrer Geſchichte ſtehen, auch das der deutſchen Minneſänger und der franzöſiſchen Troubadours iſt. Sind es doch eben die großen Heldengedichte der Nation, das Lied der Nibelungen, der Parcival des Wolfram von Eſchenbach, die Dichtungen eines Walter von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg u. A., welche ſämmtlich in dieſe Zeit fallen.[2]) In allen dieſen Dichtungen finden ſich, wenn wir ſie auch der weltlichen Poeſie zuweiſen, Anklänge an die chriſtlichen Zuſtände und Ueberlieferungen der Zeit. So gehört die wunderbare Sage vom heil. Gral, die im Parcival beſungen wird, dem chriſtlichen Legendenkreiſe an. Gleichwohl wendet ſich dieſe Poeſie zur Zeit der Hohenſtaufen auch gegen die Kirche oder vielmehr gegen die Geiſtlichkeit und den Papſt, wie dieß bei einem Walter von der Vogelweide deutlich hervortritt. Dieſelbe antipäpſtliche ghibelliniſche Richtung begegnet uns dann ſpäter auch in Italien in jener großartigen Dichtung Dante's, die unter dem Namen der göttlichen Komödie bekannt iſt. Die ganze Dichtung ruht auf den

---

1) Kugler, J. Burckhardt, Schnaaſe, Seſtermann, Kreuſer u. A.

2) Wackernagel, Literaturgeſchichte des Mittelalters.

christlichen mittelalterlichen Anschauungen der Hölle, des Fegfeuers, des Himmels. Die tiefsinnigste Theologie erscheint uns da in poetischer Form; aber auch die freimüthigste Sprache, gegenüber dem Papstthum und der Hierarchie.[2]) Doch hierüber uns weiter zu verbreiten, ist unsers Orts nicht. Wir beschränken uns auf die eigentliche Kirchenpoesie oder die Hymnologie, die auch in der lateinischen Kirchensprache sich bewegte, obgleich sie dann später auch in unser deutsches Kirchenlied theilweise übergegangen ist. So ist ja das uns allen bekannte und theure Lied Paul Gerhards: „O Haupt voll Blut und Wunden," eine Nachbildung des Liedes, das schon im 12. Jahrhundert der heilige Bernhard gedichtet hat: Salve caput cruentatum. Zu diesem kommen nun im 13. Jahrhundert das Dies iræ des Franziskaners Thomas von Celano († 1260), das Pangue lingua und Lauda Sion des Thomas von Aquino zur Verherrlichung des Sacramentes, und das Stabat mater des Jacoponus († 1306) u. a. m. — Daß auch die Tonkunst um diese Zeit ihre künstliche Ausbildung erhielt, nachdem der Benediktiner Guido von Arezzo schon im 11. Jahrhundert das Notensystem und Franco von Köln ums Jahr 1200 die Taktmessung erfunden, auch daran sei nur im Vorbeigehen erinnert. Unsre Aufgabe muß sich auf den Kultus als solchen beschränken, dem die Künste dienend zur Seite standen.

Treten wir diesem Cultus selbst näher, so haben wir sein Wesen bereits als einen symbolischen bezeichnet. Hinter die symbolische Darstellung, die symbolische Handlung tritt die Verkündigung des Wortes, die Predigt auffallend zurück. Nicht daß es dem Mittelalter an bedeutenden, ja an gewaltigen Predigern gefehlt hätte. Ich erinnere an Bernhard von Clairveaux, an Fulco von Neuilly, die in ihren Buß- und Kreuzpredigten eine hinreißende Beredsamkeit entwickelten. Ebenso zeigen uns die Predigten eines Bruder Berthold aus Regensburg aus dem Franziskanerorden (nach der Mitte des 13. Jahrhunderts), wie viel das mit Nachdruck verkündigte Wort auch in dieser Zeit vermochte. Wohl mag die Zahl übertrieben sein, wenn von

[1]) Göschel, Dante Alighieri in Herzogs theol. Realencyklopädie III. S. 286 ff., wo auch die weitere Litteratur.

Sechzig-, ja Hunderttauſenden geſprochen wird, die ſich zu dieſen Predigten hinzudrängten, aber daß er gewaltig predigte, dafür ſprechen die äußern Zeugniſſe ſowohl, als der innere Gehalt ſeiner Reden. „Sein Wort brannte, ſagt ein Chroniſt, wie eine Fackel! Gott machte ſeinen Mund wie ein ſcharfes Schwert.“ [1]) Allein die Wirkſamkeit ſolcher Predigten lag als etwas Außerordentliches weit mehr außer als in dem Kultus; die Predigt des Mittelalters, zumal die in der Landesſprache, war mehr Miſſionspredigt, Straßenpredigt, als ein regelmäßiger, durch die wiederkehrende Ordnung des Gottesdienſtes gegebener, den Inhalt des Evangeliums ruhig darſtellender Vortrag an die verſammelte Gemeinde. Dieſe war vielmehr gewöhnt, ſich durch unmittelbares Schauen und Genießen der geiſtlichen Dinge zu erbauen. Den gegenwärtigen Heiland in der Hoſtie zu haben und ihn verkörpert da gegenwärtig zu wiſſen, galt für mehr, als von ihm reden und erzählen zu hören wie von einem Abweſenden. Heilige Schauer durchdrangen die Gemüther der Andächtigen, wenn nach der Wandlung das hochwürdige Gut feierlich in der Monſtranz emporgehoben wurde. Wer, der dieſen Glauben theilte, hätte da nicht auf den Schall des Glöckleins, das die Wandlung ankündigte, niederfallen ſollen, wenn auch nicht die Kirche es geboten hätte? Die Kirche aber gebot ſolches ausdrücklich im vierten lateranenſiſchen Concil. Die erhöhte Stimmung der Andächtigen giebt ſich kund durch das Bezeichnen mit dem Kreuze. Auch von dieſer Symbolik des Kreuzes iſt ein Wort zu reden. Schon ein alter Gebrauch der Kirche hatte von Jugend auf die Chriſten gelehrt, mit dem h. Kreuzeszeichen ſich zu bezeichnen. Dieſe Kreuzesſymbolik zieht ſich nun tief durch den ganzen Kultus des Mittelalters hindurch. Nicht nur ſind die Kirchen auf die Form des Kreuzes gebaut und laufen in des Thurmes Spitze auf das Kreuz hinaus, nicht nur ſteht das Kreuz auf dem Altar und auf den Gräbern und an den Straßen und Scheidewegen, nicht nur wird es mit der Fahne vorgetragen in den Prozeſſionen und erſcheint

[1]) Seine Predigten ſind herausgegeben von Kling, Berlin 1824; vgl. auch die von Kling mitgetheilten Nachrichten über des Bruders Leben in Pipers evang. Kalender 1853.

auf den Prachtgewändern der Prieſter, wenn ſie das Heilige verwalten, wie auch auf den Kleidern der Pilger und Kreuzfahrer; ſondern unzählige Male wird es auch mimiſch nachgebildet bei allen Gebeten und religiöſen Handlungen, bei jeder ſich nahenden Verſuchung oder Gefahr, beſonders um vor Zauberei oder der Argliſt des böſen Feindes ſich zu ſchützen. Der Gläubige bekreuzt ſich bei Tiſche, beim Schlafengehen und Aufſtehen, ganz beſonders aber in Gegenwart der Hoſtie und während der Feier der h. Meſſe. Papſt Innocenz III giebt die Zahl der Kreuzeszeichen bei einer Meſſe auf 25 an, während der ſpätere Ordo romanus ſchon 55 zählt.[1])

Auch das Geläute hat einen ſymboliſchen Charakter, wogegen der praktiſche Zweck der Glocken, die Gemeinde zuſammenzurufen, zurücktritt. Es hat uns ſchon eine frühere Periode gezeigt, wie man die Glocken, auch nachdem Karl der Große ein Verbot dagegen erlaſſen, taufte und ihnen Namen beilegte, wie man von ihnen Vertreibung der böſen Geiſter in der Luft, Stillung der Gewitter, der Feuersbrünſte u. ſ. w. erwartete. Aber auch ihr friedlicher Klang ſollte zu den verſchiedenen Tageszeichen die Stimmung der Andacht hervorrufen und der Welt ein Mahnzeichen geben, daß ſie ihrer himmliſchen Beſtimmung über dem Erdenleben nicht vergeſſen ſoll. So hatte ſchon Papſt Urban II im Jahr 1100 verordnet, daß Abends beim Untergang und Morgens beim Aufgang der Sonne die „Betzeit" geläutet werden ſoll. Und dieß Gebot erneute Papſt Gregor IX (1239). Dazu kam auch noch das Läuten am Mittag zum Andenken an die Paſſion. Und ſo findet ſich das Leben überhaupt mit ſeinen mannigfachen Erſcheinungen immer einer Weihe unterworfen, die von der Kirche ausgeht, immer durchzogen von den Erinnerungen an Chriſti Leiden und Auferſtehung. Aber das Centrum des Heiligthums, vor dem auch ſymboliſch die Lampe brennt mit dem ewigen Lichte, das iſt der heilige Leib des Herrn, wie er gegenwärtig iſt im Sacrament des Altars. Das iſt das große, ſchauerliche Geheimniß (tremendum mysterium), das große Wunder, das ſich alltäglich wieder vollzieht. Chriſtus iſt nicht nur einmal gekommen

[1]) Hurter IV, S. 402.

ins Fleiſch und dann wieder eingegangen in die unſichtbare Herrlichkeit des Himmels: er kommt immer wieder herab und wohnt unter den Menſchen ſichtbar unter der Geſtalt des Brotes (der Hoſtie). Schon ſein Daſein, noch abgeſehen von dem ſacramentalen Genuſſe, bringt den Menſchen Heil. Nur ſchon das Anſchauen des Heiligen wirkt beſeligend. Nun aber vollends die heilige Handlung des Meßopfers ſelbſt! Denn eine Opferhandlung war die Feier des Abendmahls ſchon längſt geworden. Zwar wurde die perſönliche Theilnahme an der Kommunion den Gläubigen fortwährend zur Pflicht gemacht: ja Innocenz III gebot auf der vierten lateranenſiſchen Synode bei Strafe der Exkommunikation, daß wenigſtens jeder einmal im Jahr (um die Oſterzeit) das h. Abendmahl genieße, aber dieſes Gebot ſtand in genauer Verbindung mit dem früher erwähnten Gebot der Beichte; die Meſſe als prieſterliche Handlung wurde davon weiter nicht berührt, ſie blieb nach wie vor das eigentliche große Myſterium, um das ſich alles drehte. Gegen die tägliche Communion des Prieſters trat die Kommunion der Gemeinde mehr und mehr zurück. Ja, dieſe Laien-Kommunion wurde um eben dieſe Zeit bedeutend beſchränkt, um nicht zu ſagen verkümmert. Wir wollen nicht das hervorheben, daß ſeit dem 12. Jahrhundert die Kinderkommunion verboten wurde, was ſeine guten Gründe haben konnte, ſondern die Verkümmerung und Verſtümmelung des Sacraments beſtand darin, daß den Laien der Genuß des Kelches entzogen ward. Es ſollen auch dazu erſt Schicklichkeitsgründe mitgewirkt haben, wie beim Verbot der Kinderkommunion; man wollte vermeiden, daß bei dem Zudienen von dem heil. Wein d. h. vom Blute Chriſti etwas auf die Erde verſchüttet werde. Eine Zeitlang hatte man, um ſolches zu hindern, Saugröhren an den Kelchen angebracht, durch welche von den Kommunikanten getrunken wurde, oder man hatte auch das Brot in den Wein eingetaucht und ſo gereicht; aber dieß letztere erinnerte zu ſehr an den eingetauchten Biſſen, der dem Judas gereicht wurde, als daß man dabei ſich hätte beruhigen können. Das Einfachſte ſchien alſo, den Kelch den Laien ganz zu entziehen. Man rechtfertigte dieſes Verfahren dogmatiſch damit, daß unter jeder Geſtalt und alſo namentlich unter der Geſtalt des Brotes (Hoſtie) der ganze Chriſtus vor-

handen sei nach Leib und Blut, ja, nicht nur nach Leib und Blut, sondern auch nach Leib und Seele, nach Gottheit und Menschheit, und daß also dem Kommunikanten nichts Wesentliches entgehe, wenn er auch nur die eine Gestalt empfange. Wohl hatte Christus gesagt, als er den gesegneten Kelch reichte: „trinket Alle daraus," aber er hatte dieß zu seinen Aposteln gesagt; die Nachfolger der Apostel aber sind die Priester und darum haben sie vor der großen Menge der Laien den Genuß des Kelches als ein Vorrecht anzusprechen. Sind sie es doch auch, die den Leib Christi bereiten und ihn täglich wieder opfern, ein unblutiges Opfer für die Sünden der Welt.

Wie nun die heil. Messe der Mittelpunkt ist des ganzen Kultus, so muß auch unter allen Festen der Kirche das Fest als das höchste erscheinen, welches den heiligen Leib des Herrn selbst, den Fronleichnam zu seinem Inhalte hat. Nicht etwa die Einsegnung des h. Abendmahls, die schon längst ihr Fest hatte im hohen Donnerstag, sondern der auch außerhalb des Abendmahlsgenusses in der Hostie wohnende Christus oder eigentlich die in den Leib Christi verwandelte Hostie ist das Objekt des Frohnleichnamsfestes. Ueber dessen Entstehung wird Folgendes berichtet: Eine Nonne, Juliana von Lüttich, bemerkte mit andern Nonnen eine Lücke im Vollmond, und berichtete solches, doch erst zwanzig Jahre nachher, einem Kanonikus von Lüttich. Dieser deutete das Phänomen dahin, daß im Cyklus der Kirchenfeste noch eines und ein wesentliches fehle. Selbst Männer wie Thomas von Aquino beschäftigten sich mit der Sache. Zwar traf die eigentliche Bestätigung des Festes erst unter einem der folgenden Päpste ein, unter Clemens V auf der Synode zu Vienne 1311, und dieß mit der Bestimmung, daß das Fest jeweilen am Donnerstag nach der Pfingstwoche oder nach Trinitatis begangen werde und damit ein Ablaß verknüpft sei; die erste Anregung zum Feste geschah aber bereits im 13. Jahrhundert.

Mit der Verehrung des Kreuzes und des heiligen Leichnams Christi kann nur noch eine zusammengestellt werden, die ihr gleichkommt, die Verehrung der Jungfrau Maria. Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, wie der Marienkult mit dem Frauendienst des Mittelalters im innigsten Zusammenhange

ſteht. Sie wird als die ſüße Braut und zugleich als die Mutter und Tochter des dreieinigen Gottes, als die Magd des Herrn, als die Magd aller Mägde, als die Himmelskönigin, als die Lilie und die Roſe unter den Blumen, als der Morgenſtern, als das Uebergut alles Guten, als der Hauptſchatz aller Schätze, von den Dichtern beſungen und geprieſen, namentlich hat ihr unter den mittelalterlichen Dichtern Conrad von Würzburg in der „goldenen Schmiede“ ein Denkmal geſetzt. Die ganze Schöpfung mit all ihren Blumengärten, der Himmel mit all ſeinen Sternen reichen ihm nicht hin, ihr Lob zu beſingen. Ihr iſt unter den Monaten des Jahres der Mai, unter den Tagen der Woche der Sonnabend geweiht, ihr auch der Roſenkranz, der den engliſchen Gruß mit dem Vaterunſer (Paternoſter) äußerlich vermittelt. Der ganze Pſalter ward umgedichtet und ſogar die Bibel verfälſcht[1]) zu ihrer Verherrlichung; namentlich wurden dem Salomoniſchen Hohenliede ſeine glühenden Farben entlehnt, die Braut Gottes zu erhöhen. Und dieſe Farben haben beſonders jene Dichter verwendet. Dem Silbenſtechenden Witze wurde es ein Leichtes, geheime Beziehungen auf die Jungfrau Maria in einzelnen Worten der Schrift zu finden. Wenn der Engel ſie grüßt mit dem Worte Ave, ſo bezeichnet er ſie als die zweite, die umgekehrte Eva. Wie durch dieſe die Sünde, ſo iſt durch ſie das Heil in die Welt gekommen. Wie der Dichter ſeinen Minnegeſang, ſo ſtellte der Ritter in ihren Dienſt ſein Schwert, das er gegen die Ungläubigen kehrt; ein Aufblick zu ihr, der Hochgebenedeiten, der gnadenreichen Spenderin alles Heils ſtärkt ihn wieder, wenn er muthlos werden will im Kampfe.

Wenn nun ſchon die frühere Zeit mehrere Feſte dem Andenken an die Maria geweiht hatte, wie denn auch die ſchönſten Kirchen als Liebfrauenkirchen (Notre Dame) unter ihren Schutz geſtellt waren, ſo ſollte nun noch ein neues Feſt zu ihren Ehren

---

[1]) So wurde das Wort vom Zertreten des Schlangenkopfes (Gen. 3, 15.) ſtatt auf Chriſtus, auf die Maria bezogen (ipsa conteret caput tuum. Vulg.) Das ſogenannte Psalterium Mariæ magnum, welches jedoch mit Unrecht dem Bonaventura zugeſchrieben wird, iſt eine förmliche Travеſtie der 150 Pſalmen auf die Maria. So heißt es im 110. Pſalm: „Der Herr ſprach zu meiner Herrin: ſetze dich zu meiner Rechten,“ u. ſ. w.

eingeführt werden, das Feſt ihrer Empfängniß. Es lag dieſem Feſte das Dogma zum Grunde, daß Maria ohne Erbſünde ſei empfangen worden. Dieſes Dogma, das erſt in unſerm Jahrhundert durch einen Ausſpruch Papſt Pius IX zum eigentlichen Dogma der Kirche geſtempelt worden iſt, bewegte ſchon damals die Geiſter. Schon im Jahr 1140 traten einige Kanoniker von Lyon mit einem Feſte zu Ehren des Dogma's hervor; aber damals widerſetzte ſich der h. Bernhard mit ſeinem ganzen Anſehn ſowohl dem Dogma als dem Feſte. Chriſtus allein, lehrte er, ſei der Unſündliche und man trete ſeiner Würde zu nahe, wenn man das, das ihm allein zukomme, auch auf ſeine Mutter übertrage. In der Folge wurde die Lehre ein Zankapfel zwiſchen den beiden großen Bettelorden, indem die Dominikaner ſich dem Dogma widerſetzten, die Franziskaner es vertheidigten. Eine Synode von Oxford (1222) ſprach bereits ihre Anerkennung des Feſtes aus, zählte es aber unter die, welche nicht nothwendig gefeiert werden müſſen. Und ſo blieb es bis zum 15. Jahrhundert, wo die Synode von Baſel das Feſt ſanctionirte, die dogmatiſche Frage ſelbſt aber als offene Frage behandelte.[1])

Was nun die Feſt- und Feiertage der Kirche überhaupt betrifft, ſo mehrte ſich ihre Zahl zuſehends, ſo daß der Kalender mit unzähligen Namen von Heiligen bedeckt ward. Zum Glück mußten nicht alle Feſte von allen Kirchen und allen Gläubigen gefeiert werden; es gab Ortsheilige, die nur von den Bewohnern des Ortes, Schutzheilige eines Berufes, die nur von den Genoſſen dieſes Berufes gefeiert wurden. So feierte Baſel den Kaiſer Heinrichstag den 13. Juli zum Andenken an den Erbauer und Patron ſeiner Kathedralkirche. Auch gab es beſondere Feſte, die

[1]) Von weitern Marienfeſten iſt noch zu nennen das Feſt der Ohnmacht der Maria oder der ſieben Schmerzen (Festum Spasmi seu septem dolorum). Auf letztere bezieht ſich die obenerwähnte Hymne: Stabat mater. Außer den unzähligen kleinern Marienfeſten und Marienandachten, wie ſie auch noch ſpäter entſtanden, heben ſich die ſieben Hauptfeſte heraus: 1) Mariä Empfängniß (8. Dez.). 2) Mariä Geburt (8. Sept.). 3) Mariä Opferung (Darſtellung, 21. Nov.). 4) Mariä Verkündigung (25. März.). 5) Mariä Heimſuchung (Beſuch bei Eliſabeth, 2. Juli). 6) Mariä Reinigung (Lichtmeß, 2. Febr.) 7) Mariä Himmelfahrt (1. Aug.).

nur von der Geistlichkeit im Chor, andere, die von allem Volk begangen wurden (festa chori und festa fori). Die Heiligen regierten übrigens das ganze Jahr; unter ihrem Namen wurden alle wichtigen Kontrakte geschlossen, nach ihnen die neugebornen Menschenkinder in der Taufe benannt, nach ihnen alle Termine gezählt, zu ihnen, als den Nothhelfern,[2]) Zuflucht genommen in allen Nöthen. Die Thier- und Pflanzenwelt stand unter ihrem Schutze, indem die einen Heiligen der Seuche, andere dem Froste wehrten. Man lebte und webte in ihrer Geschichte. Und wo die Geschichte nicht zureichte, da wurde sie ergänzt und fortgepflanzt durch die Legende. Am berühmtesten wurde die im 13. Jahrhundert von dem Dominikanermönch und Erzbischof von Genua Jakob de Voragine herausgegebene Legenda aurea. Die Legende begnügte sich aber nicht allein mit der Geschichte heiliger Zeitgenossen, deren Wunder sie darstellte, sie griff zurück in die ältere und älteste Zeit. Sie erfand Namen für solche Personen, deren Namen die Geschichte uns verschweigt. So erhielten die drei Weisen aus Morgenland, die man zu Königen machte, die Namen Caspar, Melchior, Balthasar; so wurde der Soldat, der mit der Lanze die Seite Christi durchstochen, zum heil. Longinus, der nach nach seiner Bekehrung Mönch in Kappadozien und später selbst ein Märtyrer wurde. Die ihm zugeschriebenen Wunder gehen ins Ungeheuerliche. Als er den Götzen nicht opfern wollte, ließ ihm der heidnische Statthalter die Zähne ausschlagen und die Zunge ausreißen; aber das hinderte ihn nicht, muthig fort zu reden. Er trieb die Teufel aus, die von den Götzenbildern Besitz genommen; diese fuhren in die Verfolger, die zu Hunden umgewandelt zu den Füßen des Heiligen wedelten. Longin er-

---

[2]) Die Kirche kennt 14 „Nothhelfer" („Apotheker" nennt sie das Volk), denen auch eigene Kirchen geweiht sind. Es sind dieß: 1) der heil. Blasius. 2) Georgius, Patron der Kriege. 3) Erasmus. 4) Sanct Vit. 5) Margaretha. 6) Christophorus. 7) Pantaleon. 8) Cyriakus. 9) Aegidius. 10) Dionysius, der Schutzheilige von Paris. 11) Eustachius. 12) Katharina (die griechische Ἀεικαθαρίνα). 13) Acatius von Antiochien. 14) Barbara, später die Schutzheilige der Kanoniere. Darauf bezieht sich auch wohl der Vers in dem lutherischen Kirchenliede von G. Weißel: „Such wer da will, Nothhelfer viel". u. s. w.

barmt ſich ihrer; er bittet den Statthalter, ihn doch ja bald hinrichten zu laſſen, damit er dann im Himmel für ſie beten könne.

Auch an Pontius Pilatus, unglückſeligen Andenkens, knüpften ſich die wunderlichſten Sagen, die weiter und weiter fortgeſponnen wurden bis in den Gebirgsſtock unſeres ſchweizeriſchen Vaterlandes hinein, der von ihm den Namen trägt. — Pilatus hatte nämlich die Ungnade des Kaiſers Tiberius auf ſich gezogen. Aus Furcht der auf ihn wartenden Strafe entleibte er ſich im Gefängniß. Der Kaiſer ließ die Leiche in die Tiber werfen, aber dieſe ward ſchrecklich aufgeregt; nun brachte man die Leiche nach Vienne in Gallien und verſenkte ſie in die Rhone; aber dieſelben Stürme erhoben ſich auch hier. Darauf kam der unglückliche Leichnam nach Lauſanne, wo er auf dem Genferſee gleiches Unheil anrichtete. Endlich ward er auf ein hohes Gebirge, auf den Fragmont gebracht; aber der Todte ſtürzte ſich nun in den kleinen See und in dieſem tobt er fort und zwar nach des Volkes Glaube bis zu dieſer Stunde.[1]) — Aus der gleichen Zeit ſchreibt ſich die Sage vom ewigen Juden. Es iſt noch nicht jener Ahasverus, der unſelige Schuſter, der den unter dem Kreuze niederfallenden Jeſus von ſeiner Thüre wegtreibt. Dieſe Ahasverusſage hat ſich erſt im 16. Jahrhundert gebildet. Nach der frühern Legende im 13. Jahrhundert war es ein Pförtner im Palaſte des Pilatus, Namens Cartophilus, der dem Herrn unter dem Thor einen Fauſtſchlag in den Nacken verſetzte mit den Worten: „Gehe hin, was zögerſt du?“ Ihm antwortete der Geſchmähte: „*ich gehe, du aber ſollſt warten, bis ich wieder komme.*“ Der Pförtner war damals 30 Jahre alt; aber immer, nachdem er wieder 100 Jahre ſeines Lebens zurückgelegt hat, wird er von einer unheilbaren Schwäche ergriffen und fällt in Ohnmacht. Dieß hinderte jedoch nicht anzunehmen, daß Cartophilus ſich bekehrt habe. Nachdem Ananias ihn getauft, erhielt er den Namen Joſeph (man hat ihn ſogar mit Joſeph von Arimathia vereinerleit); als Chriſt führte er ein frommes Büßerleben in Hoffnung auf einſtige Begnadigung.[2]) Oft wurde

[1]) *Runge*, Pilatus und St. Dominik, Mittheilungen der antiquariſchen Geſellſchaft von Zürich, 1859.

[2]) *Gräße*, J. G. die Sage vom ewigen Juden. Lpz. 1844.

auch die christliche Legende geradezu mit der alten heidnischen Sage in Verbindung gebracht, die mit zähen Wurzeln in den Boden des Volkslebens verflochten war, so daß es schwer ist, die Gewirre der Fäden zu lösen, die sich da ineinander schlingen. — In dem Maaße nun als der Marienkultus zunahm, erhielt auch die Marienlegende neuen Zuwachs. So bildete sich um diese Zeit die Sage, daß, als die Christen ihre Besitzungen im heil. Lande verloren, das Haus der Maria von den Engeln von Nazareth erst nach Tersato in Dalmatien, und als es auch da nicht mehr sicher war, nach Loretto sei getragen worden. Und so wurde Loretto ein berühmter Wallfahrtsort.

Ueberhaupt stand das Wallfahrts- und Reliquienwesen mit dem Heiligen- und Bilderdienst in genauester Verbindung. Nach Trier, wo der heilige Rock Christi aufbewahrt wird, fand im Jahr 1196 die erste Wallfahrt statt, und im Jahr 1247 ließ Heinrich III von England seinen Großen melden, daß er durch Vermittlung eines Tempelherrn das wahre Blut Christi in einer schönen Krystallflasche erhalten habe. Alle Priester von London mußten in der Paulskirche erscheinen, die Reliquie in Empfang nehmen und sie unter feierlicher Prozession nach Westminster bringen. So wurde auch im Jahr 1270 aus Auftrag des Bischofs Heinrich von Basel der Kopf des h. Pantalus des ersten Baslerbischofs, aus dem Kloster der Makkabäer zu Köln, wo er bis dahin geruht, als kostbare Reliquie nach Basel gebracht.

Wenn indessen die Kirche einerseits den Reliquiendienst beförderte, so suchte sie dagegen wieder andrerseits, so weit ihre Einsicht und Macht reichte, dem Betrug zu steuern. Die vierte lateranensische Synode verordnete, daß neu aufgefundene Reliquien nicht durften zur Verehrung aufgestellt werden, sie seien denn zuvor vom Papste anerkannt.[1]) Aehnliches thaten Honorius III und Gregor IX, allein der Hang nach dem Wunderbaren war so groß und allgemein, daß auch die Schutzmaßregeln der Kirche nicht vor Mißbräuchen sicherten.

Daß aber auf einem solchen fruchtbaren Boden auch immer wieder neue Heilige hervorwuchsen, wer wird sich wundern? Je-

[1]) Hurter IV, S. 526.

der, der ein Heiliger auf Erden werden wollte, nahm sein Vorbild an einem der frühern Heiligen, der ihm besonders zusagte und nach dessen Namen er dann auch gewöhnlich sich nannte.

Dieß führt uns auf das christliche Leben und die christliche Sitte. Bei dem schroffen Gegensatz von Weltlichen und Geistlichen, wie er das ganze Mittelalter theoretisch beherrscht, darf es uns nicht wundern, wenn diese Gegensätze auch praktisch auseinandertreten oder rein äußerlich einer sich gegen den andern wieder austauscht. Das eine Mal sehen wir den Geist, das andere Mal das Fleisch die Oberhand erhalten, oft auch eins wieder in das andere überschlagen. Ueppige Weltmenschen werden nach ihrer Bekehrung strenge Asketen. Dagegen sehen wir Geistliche und selbst Mönche der strengsten Observanz gelegentlich wieder in die krasseste Sinnlichkeit und Ueppigkeit versinken. Wer es aber am weitesten bringt in der Unterdrückung der natürlichen Triebe, im Fasten, in Kasteiungen, der hat den höchsten Gipfel der Heiligkeit erlangt. Mit dieser asketischen Heiligkeit, mit der Entsagung auf alle Genüsse und Bequemlichkeiten des Lebens zeigt sich dann großentheils verbunden jene freudige Hingabe an Andere um Gottes willen. Wohlthätigkeit, Dienstfertigkeit gegen Arme und Nothleidende, das ist unstreitig die Lichtseite der mittelalterlichen Tugend. Oft mag diese Tugend freilich erscheinen in Form von Werkheiligkeit, der das Almosen nur ein Angeld ist auf die reiche Belohnung, die den Barmherzigen verheißen ist, sei es in diesem, sei es in jenem Leben. Aber daß sie auch häufig wie bei jener Sünderin zu den Füßen Jesu aus einer dankbar liebenden, bußfertigen Gesinnung hervorquoll, daß das einmal von Gottes und Christi Liebe erfaßte Herz sein süßestes Genügen fand in Uebung der Liebe gegen Andere, wer dürfte dieß leugnen? Das Opfer, welches den Mittelpunkt des Kultus bildete, es sollte sein Gegenbild finden und fand es in dem Opfer, das der Mensch seinem Gott und Erlöser bringt. Besonders waren es die Frauen, welche nach dieser Seite hin ihre sittliche Thätigkeit entfalteten. „Keine Zeit, rühmt Hurter[1]) (und hier wohl mit Recht), hat so viele Fürstentöchter gesehen, deren Lebenslauf für alle Zeiten

[1]) a. a. O. S. 443.

als Spiegel der reinſten Gottesliebe, der glänzendſten Tugenden, der menſchenfreundlichſten Widmungen könnte aufgeſtellt werden. Keine Zeit hat ſo viele Weiber und Mädchen aufzuweiſen, die durch ein zu Gott gewendetes, inneres oder durch ein an eben dieſer Quelle ſich erkräftigendes Wirken das Chriſtenthum als Leuchte und als Kraft in ſich aufgenommen hätten. Maria und Martha durften zahlreicher Jüngerinnen ſich rühmen, manche vereinten das Weſen beider."

Ein Frauenbild tritt hier in den Vordergrund, dem wir für einige Augenblicke unſere Aufmerkſamkeit zuwenden wollen, es iſt die h. Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen. Sie war eine Tochter Andreas II von Ungarn, 1207 zu Presburg geboren. Schon als Kind wurde ſie dem damals 10jährigen Landgrafen Ludwig von Thüringen angelobt und mit ihm gemeinſchaftlich auf der Wartburg bei Eiſenach erzogen. Schon jetzt zeigte ſich in ihr eine von der Welt abgekehrte, den göttlichen und ewigen Dingen zugewandte Geſinnung. In dieſer wurde ſie beſtärkt durch den frühen Tod ihrer Mutter. Sie legte die goldene Krone, die ſie bis dahin getragen, zu den Füßen des Gekreuzigten in der Schloßkapelle nieder und vertheilte all ihr Geld unter die Armen. Aehnlich, wie wir von Ludwig dem Heiligen gehört haben, ſo wuſch auch ſie jedesmal am hohen Donnerſtage zwölf Armen die Füße und ſchenkte ihnen Silbermünzen. Sie verſagte ſich alle feinern Speiſen, hüllte ſich in die geringſten Kleider; ſie trug ein härenes Bußgewand auf dem Leibe, den ſie jeden Freitag, zuletzt täglich geißelte. Ihr Beichtvater, der finſtere Konrad von Marburg, der Schrecken der Ketzer, leitete dieſe Exercitien und ſchlug gelegentlich die Gräfin ſelbſt, ſogar mit Fäuſten. Mit ihrer Dienerin ſetzte ſie ſich an den Spinnrocken und ſpann für Arme. Sie beſuchte Kranke und Wöchnerinnen und ſprach ihnen Troſt zu. Die Kinder der Armen hob ſie aus der Taufe und ſorgte dann für ſie wie eine Mutter. Als im Jahr 1225 eine Hungersnoth in Thüringen ausbrach, that ſie Vorrathskammern des Schloſſes auf, und ſpeiſte die Armen zu Hunderten. Sie verkaufte ihre Kleinodien, um nach Herzensluſt Almoſen zu ſpenden. Am Abhange der Wartburg erbaute ſie mit Erlaubniß ihres Gemahls ein Hoſpital, in welchem ſie die Ausſätzigen verpflegte; auch gründete ſie

eine Rettungsherberge für arme verwahrloste Kinder. Nichts machte ihr größeres Vergnügen, als wenn sie Kleider und Speisen den Schloßberg hinunter den Nothleidenden bringen konnte. Ihrem Gemahl wurde dieß mitunter zu viel und er suchte ihrer Wohlthätigkeit Schranken zu setzen, aber er mußte ihr ihren Willen lassen. Bekannt ist die Legende, wie sie eines Tages in der Schürze Brot hinunterträgt und auf die Frage des Landgrafen: was sie da trage, zu einer Nothlüge ihre Zuflucht nimmt und antwortet, sie trage Rosen. Der Mann will aber die Rosen sehen, sie deckt die Schürze auf und wirklich fallen Rosen statt des Brotes heraus. Der Himmel hatte ihre Lüge zur Wahrheit gemacht. Im Jahr 1227 verlor sie in einem Alter von 20 Jahren ihren Gatten, der auf dem Feldzug Friedrichs II in Unteritalien starb. Auch als Wittwe fuhr sie fort in der Uebung der Buß- und Liebeswerke, in denen ihr ganzes Leben aufging. Zu den Leiden, die sie sich selbst auflud, kam dann auch noch das Kreuz, das ihr Gott schickte. Sie wurde von ihrem Schwager, dem uns als Gegenkaiser bekannten Heinrich Raspe, sammt ihren Kindern von ihrem Wittwensitz vertrieben und ins Elend geschickt. Später ließ sie sich mit dessen Bewilligung in Marburg nieder. Auch dort brachte sie ihre Zeit mit Gebet, mit Selbstpeinigung und mit Pflege der Kranken und Armen zu. Die ekelhaftesten Kranken waren ihr die liebsten, sie küßte sie und ihre Wunden; denn auch das gehörte mit zu der Askese, die natürlichsten Gefühle zu überwinden. Diese Unnatur ging bei Elisabeth so weit, daß sie Gott bat, er möge ihr die Liebe zu ihren eigenen Kindern nehmen, damit sie andern desto mehr Liebe erweisen könne. Nachdem sie noch ein Hospital und Armenhaus um 5000 Mark Silber erbaut hatte, das sie ihrem Zeitgenossen, dem h. Franciscus weihte und den Franziskanern in Marburg übergab, starb sie daselbst den 19. Nov. 1231 in einem Alter von noch nicht mehr als 24 Jahren. Vier Jahre nach ihrem Tode (1235) sprach Gregor IX sie heilig. Auf ihrem Grab erhob sich dann später die schöne Kirche, die noch jetzt ihren Namen führt.

Dicht neben diesen Beispielen der sich hingebenden Liebe, freilich auf dem Hintergrund einer mißverstandenen, bis zum Unnatürlichen sich verzerrenden Frömmigkeit, finden wir nicht nur

bei Weltlichen, ſondern auch bei Geiſtlichen die Ausbrüche der roheſten Leidenſchaften. Bei den Einen war es die Leidenſchaft des Fanatismus, die ſie bis zu Verbrechen fortriß, bei den Andern die gemeinere Leidenſchaft perſönlicher Selbſtſucht. Zu den Erſtern rechnen wir den eben genannten Dominikaner Konrad von Marburg, den Beichtvater der h. Eliſabeth, den Großinquiſitor und Ketzermeiſter Deutſchlands, der beſonders in den Rheingegenden unzählige Menſchenleben auf den Scheiterhaufen brachte. Durch ſeine vielen Grauſamkeiten, die er durch die verworfenſten Subjekte ausüben ließ, machte er ſich bei Geiſtlichen und Weltlichen ſo verhaßt, daß er zuletzt in der Nähe von Marburg von einigen deutſchen Edelleuten erſchlagen wurde, den 30. Juli 1233. Bei all ſeinem Fanatismus war indeſſen Konrad ein Mann, der es ſtreng nahm mit ſich ſelbſt. Sein Verfahren kann Abſcheu erregen, aber nicht Verachtung.

Es war nichts ſo Ungewöhnliches, Biſchöfe oder ihre Gehülfen als Wegelagerer reiſenden Kaufleuten oder Pilgern aufpaſſen und ſie plündern zu ſehen. Selbſt der ſonſt gefeierte Erzbiſchof von Köln, Konrad von Hochſtaden, ließ einen däniſchen Prinzen, der aus Frankreich nach Hauſe zurückkehrte, aufgreifen, im Kerker halten und erſt um ein ſtarkes Löſegeld wieder freigeben.[1]) Ein Archidiacon Richmond wurde des Kirchenraubes, des Todſchlags, der Brandſtiftung beſchuldigt. Schlägereien unter den Geiſtlichen oder den Stiftsherrn, wüſte Gelage, die zu Schlägereien und andern Ausſchweifungen hinführten, waren nichts Seltenes. Manche rühmten ſich noch ihrer Ruchloſigkeit. Ein Dombechant von Lüttich that groß damit, daß er nicht in die Kirche gehe, ſondern am Geläute ſich genügen laſſe. Jagd und Würfelſpiel, ſo ſehr ſie auch grundſätzlich bei Geiſtlichen verpönt waren, zogen immer wieder Viele an als einziger Zeitvertreib. Auch in ihrem äußern Aufzug erſchienen manche Biſchöfe ſo, daß man ſie eher für weltliche Herren gehalten hätte. Sie ließen über der Tonſur, der ſie ſich ſchämten, das Haar wachſen, trugen bunte, prachtvolle Kleider, erſchienen bewaffnet, oft ſogar

[1]) J. Burckhardt, Konrad von Hochſtaden. S. 64. Vgl. Hurter, Bd. III. S. 422.

in der Kirche, wohnten den Waffenspielen und Turnieren bei. Zu welchen sittlichen Verirrungen, ja Verbrechen vollends das Cölibat führte, will ich hier nicht weiter ausführen. Wir können es begreifen, wie dann das Volk schwere Rache nahm an Solchen, die es auf den Wegen der Sünde ertappte,[1]) wie namentlich die Sekten an solche Beispiele sich hielten, wenn sie die katholische Kirche als ein Babel, ein Sodom und Gomorrha darstellten.

Einer eigenthümlichen Erscheinung lassen Sie mich noch gedenken, die uns wieder in die Geschichte des Kultus zurückführt, und die uns zeigt, wie auch hier das Heilige in seinen Gegensatz, das Profane, umschlagen kann, ich meine die geistlichen Schauspiele.[2]) — Daß der Kultus selbst mit seinen mannigfachen Ceremonien, seiner reichen Draperie, seinen dramatischen Elementen, den Antiphonien und Responserien, seiner weitgehenden Mimik, seinen Umzügen und Prozessionen zu einer Art von Schauspiel für die Menge werden konnte, hat wohl Jeder bei sich schon im Stillen bemerkt. Und in der That hat sich das mittelalterliche Schauspiel aus dem Kultus heraus entwickelt. Den nächsten Anlaß dazu boten die biblischen Feste, wo die heilige Geschichte nicht nur erzählt und besungen, sondern förmlich dargestellt wurde. So am Palmtag der Einzug Christi in Jerusalem, so die Fußwaschung, die Passion. Auch das Weihnachtsfest bot dramatische Motive, besonders in dem Aufzuge der drei Könige oder in der Hirtengruppe zu Bethlehem. Solche Weihnachts- und Osterspiele kamen schon mit dem 11. Jahrhundert auf, aber besonders haben sie im 12. und 13. Jahrhundert, also in der Zeit geblüht, in der wir uns beschäftigen. In Frankreich erschienen sie unter dem Namen der Mysterien,[3]) in England als miracle-plays (Wunderspiele),

[1]) Ein Beispiel der Art giebt schon im Jahr 1125 die Geschichte des Cardinallegaten Hohannes Cremensis. Er hatte eine Synode in London gegen die Priesterehe gehalten und wurde nachher selbst bei einer H.... gefunden.

[2]) Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur. — Mone, die Schauspiele des Mittelalters. — Grüneisen in Herzogs Realencyklopädie, Bd. IV. — Hase, das geistliche Schauspiel. Leipzig 1858.

[3]) Wackernagel vermuthet, daß das Wort aus ministerium entstanden sei. Indessen waren es die Mysterien der Kirche, die da zur Aufführung kamen. Es waren actus sacramentales. Auch dem englischen Ausdruck »miracle-plays« liegt dieselbe Anschauung zu Grunde.

in Spanien als autos (Akte); später kam der Name Moralität auf, als an die Stelle der heil. Geschichte allegorische Darstellungen getreten waren von Tugend und Lastern. Die Aufführungen geschahen anfänglich durch die Geistlichen in den Kirchen selbst, doch verwies sie Innocenz III 1210 aus denselben, und so nahmen sie ihren Weg über den Kirchhof auf den Schauplatz der Welt hinaus. Ursprünglich wurden solche Spiele mit Ernst und Würde gefeiert, die Geistlichen selbst hatten die Rollen übernommen als liturgische Funktion;[1]) doch auch dieß untersagte Innocenz. Aber trotz des Verbotes betheiligten sich die Geistlichen fortwährend bei diesen Spielen, indem sie entweder ihre Schüler dazu anzogen oder die ernsten Rollen selbst übernahmen, wie die des Engels oder der Maria; denn auch die Frauenrollen wurden, wie bei den Alten, von den Männern gespielt. Und die Kirche selbst scheint nach den Zeiten Innocenz sich wieder mit den Spielen versöhnt zu haben, indem sogar Urban IV an den Besuch derselben einen Ablaß knüpfte. Hie und da hatten diese Spiele eine sehr ernste Folge. Als im Jahr 1322 nach Ostern die Geschichte von den klugen und unklugen Jungfrauen durch die Geistlichen und ihre Schüler zu Eisenach vor dem Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange gespielt wurden und die fünf unklugen Jungfrauen trotz der Fürbitte der Maria und aller Heiligen keine Gnade finden konnten, da fuhr der Landgraf heftig auf mit den Worten: „Was ist denn der Christenglaube, wenn der Sünder trotz der Fürbitte der Mutter Gottes und aller Heiligen keine Gnade erlangen kann.“ Er versank von da in tiefe Schwermuth.

Mit den geistlichen Schauspielen dürfen nicht verwechselt werden die grotesken und possenhaften Aufzüge, die ebenfalls im Mittelalter und zwar in Frankreich unter dem Namen der Narren- und Eselsfeste aufkamen. Das Eselsfest wurde, wie man mit ziemlicher Sicherheit vermuthet, seit dem 13. Jahrhundert auf verschiedene Weise begangen. In Rouen war es Bileams Esel, durch den die Priesterschaft, als wollte sie das Heilige aufs

[1]) Die zu sprechenden Worte wurden abgelesen: daher wohl der Name „Rolle“?

Frechſte verhöhnen, die Geburt des Heilandes weiſſagen ließ, indem ein Geiſtlicher, der ſich unter den Beinen des Thieres verſteckt hielt, die weiſſagenden Worte ſprach. Zu Beauvais und anderwärts bezog ſich das Eſelsfeſt auf die Flucht nach Egypten. Es wurde den 14. Januar gefeiert. Eine Jungfrau mit einem Kinde im Arm wurde auf einem reich verzierten Eſel von dem Münſter aus nach der Stephanskirche bis vor den Altar geführt. Hier wurde eine Meſſe geleſen, aber durchaus in komiſcher, das Heilige parodirender Weiſe. Statt des **Dominus vobiscum** — und des **Ita missa est** wurden thieriſche Naturlaute gehört und das Volk reſpondirte in gleicher Weiſe. Aehnliches geſchah zu Sens. In Cambrai begnügte man ſich damit, einen gemalten Eſel hinter den Altar zu ſtellen. — Faſt noch anſtößiger, als dieſe Karikatur des Heiligen, wovon ſich übrigens noch ſchwache Nachklänge in den Vermummungen erhalten haben, die noch jetzt manchmal im Begleite des Chriſtkindes ſich ſehen laſſen, war das Narrenfeſt, eine Nachahmung der heidniſchen Saturnalien. Wie dort die Sklaven eine Zeitlang zur Erinnerung an ein goldenes Zeitalter die Herrn ſpielten, ſo wollten nun auch die bei der Meſſe zudienenden Knaben einmal den Biſchof ſpielen, darum hieß das Feſt, das zwiſchen die Zeit der Weihnacht und der Epiphanie fiel, auch anfänglich das Feſt der untern Diaconen (**festum hypodiaconorum**). Die erſte ſichere Erwähnung davon finden wir im Laufe des 12. Jahrhunderts. Urſprünglich hatte es die Geſtalt eines unſchuldigen Kinderſpiels, indem die Schüler ſich einen Abt oder einen Biſchof wählten und ihm Ehre erwieſen; aber bald miſchten ſich auch die Erwachſenen mit ein, und ſo wurde daraus ein Mummenſchanz, an den ſich allerlei Unfug hängte, und von da an führte es mit vollem Rechte, aber auch zur Schande der Kirche, die ſolches duldete, den Namen Narrenfeſt. Es wurde förmlich ein Narrenbiſchof gewählt, der mit allen Abzeichen der biſchöflichen Würde angethan, die Litaneien der Kirche nachäffte, und dann fand auf h. Stätte ein wüſtes Gelage ſtatt.

Indeſſen ſchwieg die Kirche doch nicht ganz ſtill zu ſolchem Unfug. Als es gar zu arg wurde, begann ſie einzuſchreiten. Kirchenverſammlungen von Paris und Rouen zu Anfang des 13. Jahrhunderts erließen ernſtliche Verbote und ebenſo Inno-

cenz III und Innocenz IV. Aber Jeder weiß, was Verbote helfen, wo die Unsitte einmal zur Sitte geworden. Päpste, vor denen Könige sich beugten, die ganze Länder mit dem Interdikt belegten, konnten der Rohheit und Thorheit der Zeit nicht wehren, sich einmal auszutoben. Dasselbe Volk, das am Aschermittwoch sich mit Asche bestreute, das einem gewaltigen Bußprediger mit Andacht, ja mit Zerknirschung der Herzen lauschte und in Thränen zerfloß, wurde auch wieder hingerissen in den Strom der Ausgelassenheit, wenn einmal die Dämme los waren. Wie wir an den herrlichsten Bauwerken des Mittelalters oft widerwärtige Fratzenbilder erblicken, so saß auch der strengsten Askese des natürlichen und sinnlichen Menschen gelegentlich auch wieder der Schalk im Nacken; neben der tiefsinnigsten Symbolik schleppte sich die Trivialität, neben der kirchlichen Erbauung auch das kirchliche Aergerniß fort, und das bis in die Zeiten der Reformation und drüber hinaus.

Aber die Wissenschaft? Hat sie nicht veredelnd und bildend auf das Volk gewirkt? Wir merken davon wenig. Wohl haben tiefere Studien auf einzelne Geistliche, die sich ihnen hingaben, einen wohlthätigen Einfluß geübt; aber die Wissenschaft stand eben als bloße Schulwissenschaft (Scholastik) dem Leben nicht nur der Laien, sondern auch der großen Masse der Geistlichen viel zu ferne, als daß von einer direkten Einwirkung die Rede sein könnte.

Nichtsdestoweniger liegt es in unsrer Aufgabe, nun auch noch dem wissenschaftlichen Leben der Zeit uns zuzuwenden, und da eben die Wissenschaft fast ausschließlich von der Kirche in Besitz genommen, von ihr beherrscht und geleitet war, da die Summe des Wissens fast ganz aufging in der Theologie, so wird uns vor allem dieses theologische Wissen und die davon beherrschte Kirchenlehre in der nächsten Stunde zu beschäftigen haben.

Achte Vorleſung.

Die mittelalterliche Theologie. — Die Univerſitäten. — Die Scholaſtik. — Alexander von Hales, Albert der Große, Thomas von Aquino, Bonaventura, Duns Scotus. Gegenwirkung. Roger Baco, Raymund Lull. — Ueberſicht der herrſchenden Kirchenlehre.

Von dem gottesdienſtlichen Leben des Mittelalters und von deſſen Sitten und Gewohnheiten, wie wir ſie in der vorigen Stunde betrachtet haben, wenden wir uns heute dem wiſſenſchaftlichen Leben zu und bringen damit in Verbindung die Lehre der Kirche, wie ſie unter dem Einfluſſe dieſer Wiſſenſchaft ihre feſte Geſtalt, ihre volle Abrundung zu einem in ſich geſchloſſenen Ganzen erlangt hat. Wenn wir aber von dem wiſſenſchaftlichen Leben reden ſollen, wie es ſich in der zweiten Hälfte des Mittelalters, wie es namentlich im 13. Jahrhundert ſich entwickelt hat, ſo müſſen wir an das anknüpfen, was wir früher geſagt haben. Wir haben ſchon früher geſehen, wie die Behauptung einſeitig wäre, daß mit dem Untergang des römiſchen Reiches im Abendlande, nach der Völkerwanderung alles Licht der Wiſſenſchaft ausgelöſcht und eine völlige Barbarei eingedrungen ſei. Wir haben geſehen, wie theils die Ueberreſte der antiken, klaſſiſchen Welt hinübergerettet worden ſind in die Welt des Mittelalters, und wie zugleich eine der chriſtlichen Denkweiſe entſprechende Philoſophie, für die wir nun einmal den nicht immer zureichenden Namen der Scholaſtik haben, ſich auszubilden anfing.[1]) Neben der achtungswerthen hiſtoriſchen Sammlerthätigkeit, wie ſie im

[1]) Vgl. im vorigen Bande die Vorleſungen 9, 14 und 16 (Schluß).

karolingiſchen Zeitalter in den Kloſterzellen geübt wurde, neben den linguiſtiſchen und exegetiſchen Studien haben wir ſchon im 9. Jahrhundert die Anfänge einer auf die letzten Gründe der Erkenntniß zurückgehenden Religionsphiloſophie und Dogmatik kennen gelernt in einem Scotus Erigena; dann im 11. und 12. Jahrhundert in einem Anſelm von Canterbury, einem Abälard, einem Hugo von St. Viktor, einem Peter dem Lombarden. An dieſe Männer und ihre Werke werden wir nun die großen Kirchenlehrer des Mittelalters, die Theologen und Philoſophen des 13., theilweiſe ſchon des 14. Jahrhunderts, einen Albertus Magnus, einen Thomas von Aquino, einen Bonaventura und Duns Scotus und noch viele Andere ſich anſchließen ſehen, deren Namen die Geſchichte mit Achtung nennt. Doch bevor wir dieſe Männer ſelbſt uns vorführen, verweilen wir einen Augenblick bei den Bildungsanſtalten und Bildungsmitteln der Zeit. Im frühern Mittelalter waren es die biſchöflichen Domſchulen und die Kloſterſchulen, beſonders der Benediktiner und Prämonſtratenſer, in denen die Geiſtlichen ihre Bildung erlangten, oder es geſchah auch wohl in Italien und anderwärts, daß Pfarrer junge Leute zu ſich ins Haus nahmen und ſie auf ihren Beruf vorbereiteten.[1]) Nun aber ſehen wir die großen wiſſenſchaftlichen Körperſchaften entſtehen, welche den Namen Univerſitäten erhielten. Nicht, wie oft irrig angenommen wird, von der alle Kreiſe des Wiſſens umfaſſenden Einrichtung, ſondern von der zunftartigen Verbindung ihrer Glieder zu einem Ganzen, führten ſie dieſen Namen. Eine ausführliche Darſtellung des Univerſitätsweſens im Mittelalter liegt außer unſerm Plane. Für das kirchen-hiſtoriſche Bild, wie wir es zu entwerfen haben, genüge Folgendes: Schon im 12. Jahrhundert zeichnete ſich die Schule von Paris als die Schule der Theologen, und die zu Bologna als die der Juriſten und Kànoniſten aus. Für die Mediciner erlangte Salerno einen hohen Ruf. Im 13. Jahrhundert vollends galt Paris bereits als die Stadt, der alle andern weichen mußten, „als der Born aller Weisheit, als der Baum des Lebens, die weithin ſtrahlende Leuchte im Hauſe des Herrn.“

[1]) Hurter IV. S. 573.

Schon Ludwig VII hatte die Universität mit großen Vorrechten bedacht, sein Sohn Philipp dieselben erweitert. Die berühmtesten Männer der Zeit lehrten daselbst, und die es nachmals wurden, hatten dort ihre Studien gemacht. Die Zahl der Studenten ging ins Ungeheure.[1]) Auch andere theologische Schulen, wie die von Bourges und Toulouse hatten sich hoher Gunst zu erfreuen. In England hob sich Cambrigde, aus dem Meister und Lehrer für das ganze Land hervorgingen, und bald darauf Oxford, das unter Heinrich III 30,000 Studenten zählte. In Spanien, dem Königreich Leon, wetteiferte die hohe Schule von Salamanca, gestiftet 1222 von Alfons IX, mit den Schulen Frankreichs. Alle diese Anstalten hatten ihre besondern Rechte und Privilegien. Um eben diese Zeit kamen auch die akademischen Grade auf, die Magister und Doctoren, auch in der Theologie. Zur Unterstützung der Studierenden, die schon damals unter sich ihre Landsmannschaften und Verbindungen hatten, wurden wieder besondere Collegien gegründet mit eigenthümlicher gesonderter Verwaltung. So hob sich auf der Pariser Universität um die Mitte des 13. Jahrhunderts ein Collegium besonders hervor, das Collegium der Sorbonne, das für die Theologie von der höchsten Bedeutung wurde. Ein gewisser Robert, aus dem Flecken Sorbonne in der Champagne, Dr. der Theologie und Kanonikus zu Paris, war der Stifter desselben 1250; es hieß auch, weil es zur Unterstützung armer Theologen diente, das arme Collegium. Später ging der Name auf die ganze theologische Fakultät von Paris über, also daß die Sorbonne Jahrhunderte lang eine theologische Autorität war, die der der Päpste und Concilien an die Seite trat. Um eben die Zeit nun aber, als die Universitäten anfingen, ihren Glanz zu verbreiten, hatten auch die Bettelorden jene allgemeine Verbreitung gefunden, deren wir früher erwähnt haben. Einer der vorzüglichsten Pariser Lehrer, Wilhelm von St. Amour, sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, die Rechte der Universitäten und namentlich der Universität von Paris gegen die Jünger des Dominicus und Franciscus zu vertheidigen, indem sich diese, wie zur

[1]) Eine anziehende Schilderung (nach Bulläus) giebt Hurter gleich im Anfang seines Innocenz III. (Bd. I. S. 13 ff.).

Kanzel und zum Beichtstuhl, nun auch zu den akademischen Lehrstühlen hinzudrängten; allein er unterlag in diesem Kampf. Papst Alexander IV entschied durch eine Bulle (quasi lignum vitæ) zu Gunsten der Bettelmönche. Und sie sind es nun auch, die auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft in der vordersten Reihe erscheinen, sie, die den Ton angeben und nach denen die Schulen und Parteien sich benennen und gruppiren; denn sie unterließen nicht, ihre gegenseitigen Eifersüchteleien auch auf das Gebiet der Wissenschaft überzutragen.

Wir haben schon bemerkt, daß die Form der mittelalterlichen Theologie die scholastische war. Ich will nicht wiederholen, was ich in den frühern Vorlesungen über diese Benennung und über die frühere Geschichte der Scholastik gesagt habe. Nur so viel sei bemerkt, daß wie das Papstthum, das Mönchsthum, der mittelalterliche Kultus und die mittelalterliche Kunst im 13. Jahrhundert eine bisher noch nicht erstiegene Höhe erreichten, dieß auch mit der Scholastik der Fall war. Eine merkwürdige Parallele fällt uns sogleich ins Auge zwischen dem Aufschwung, den die kirchliche Baukunst in dieser Zeit genommen und dem Aufschwung, den die Philosophie nahm. Es ist, als ob die Baumeister des kirchlichen Lehrgebäudes hätten wetteifern wollen mit den Baumeistern der Dome. Zu diesem kühnen Aufschwung trug namentlich bei die genauere Bekanntschaft mit der Philosophie des Aristoteles; man verdankte diese Bekanntschaft den Arabern, deren Commentare über diesen größten Denker des Alterthums durch die Kreuzzüge in Europa waren bekannt geworden. Das Studium des Aristoteles war aber unstreitig für die Entwicklung der mittelalterlichen Philosophie von großem Belang. Es schärfte sich an demselben das logische Denken; der Geist gewöhnte sich an Strenge der Methode, an Präcision des Ausdrucks, und das war ohne Zweifel ein großer Gewinn. Aber freilich, wenn die religiösen Wahrheiten, die nur dem religiösen Sinne zugänglich sind, die mehr mit dem Glauben erfaßt, als mit dem Verstande begriffen sein wollen, dieser Denkoperation unterworfen wurden, dann konnte auch leicht ein künstlich gefügtes, aber dürres Gerippe von Lehrsätzen entstehen, das wohl Bewunderung verdient, dem aber doch die Seele fehlt, der lebendige Odem des Geistes.

Und ſo geſchah es wirklich. Nicht nur ihrer kühnen Form wegen erinnern jene Lehrſyſteme uns an die Dome des Mittelalters; es iſt, als ob auch ſie aus Stein gehauen wären. Nur beſteht der Unterſchied darin, daß unter den Händen des Baumeiſters dem Stein ein Leben eingehaucht, hier aber umgekehrt das Leben in Stein verwandelt wurde. Was an dem einen Orte uns erfreut und erhebt, mag an dem andern leicht, bei aller Bewunderung, die wir ihm zollen, uns beengen und in ſeiner unheimlichen Kälte uns anſtarren. Auch darin zeigt ſich die Verſchiedenheit, daß die ſteinernen Denkmale noch ſtehen und von Allen können bewundert, von Vielen verſtanden werden, während die Lehrgebäude der Scholaſtik ſchon längſt ſind aufgelöst und die Bauſteine, ſo weit ſie brauchbar waren, zu neuen Conſtruktionen ſind verwendet worden. Treten wir nun aber der mittelalterlichen Scholaſtik ſelbſt näher und ihrer ganz eigenthümlichen Stellung zur Kirche.

Wenn eine Zeit, die gewohnt war, ſich an Autoritäten zu binden, die Autorität des heidniſchen Philoſophen Ariſtoteles neben die Autoriät eines Auguſtin und der Kirche, ja neben die Autorität der Schrift hinſtellte, ſo mußte dieß zu ſeltſamen Colliſionen hinführen, die in der Regel nicht zum Vortheil des Glaubens ausſchlugen. Die Kirche als ſolche konnte es nicht gutheißen, daß in ihrem Heiligthum eine heidniſche Autorität ohne weiteres Platz greife, und wir finden daher Verbote genug gegen den Gebrauch der ariſtoteliſchen Philoſophie innerhalb der Theologie. Ein ſolches Verbot erließ bereits im Jahr 1209 eine Synode von Paris. Auch erhoben ſich von verſchiedenen Seiten her laute Klagen, daß man den Wald des Ariſtoteles um die Kirche herumpflanze, daß man den Leuten ſtatt der Fiſche bloße Fiſchgeräthe auftiſche, welche den Gaumen ritzen und das Schlucken hindern. Papſt Gregor IX unterließ daher nicht, die Theologen zu ermahnen, ſie möchten doch nicht gleich jenem unfruchtbaren Feigenbaum im Evangelium blos Blätter ſehen laſſen am Baum der Erkenntniß, ſondern Früchte; ſie möchten den hungernden Seelen nicht blos Schalen vorwerfen ſtatt des Kernes. Aber auch hier ließ ſich nichts ausrichten weder durch Gebot und Verbot, noch durch Wehklagen und Ermahnen. Der Zug der Zeit war ſtärker als alles dieß, und ſo nahm die ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche, dialektiſche

Behandlung der Theologie und mit ihr das unerbaulichſte Schulgezänke zuſehens in der Kirche überhand. Zwar fehlte es unter den ſogenannten Scholaſtikern ſelbſt nicht an Solchen, welche das Ungenügende eines ſolchen Verfahrens einſahen und welche auf die tiefern Gründe aller religiöſen Erkenntniß hinwieſen. Jene große Frage, die ſchon Anſelm und Abälard von verſchiedenen Standpunkten aus behandelt hatten, wie ſich der Glaube zum Wiſſen verhalte, trat auch jetzt wieder hervor. Ein engliſcher Franziskaner, Alexander von Hales, Dr. der Theologie zu Paris († 1245), lehrte ähnlich wie Anſelm, daß man die Wahrheiten des Heils vor allen Dingen ſich im Glauben aneignen und dann erſt verſuchen müſſe, ſich ihrer auch wiſſenſchaftlich zu bemächtigen. Nur wer reines Herzens iſt, kann Gott ſchauen; nur auf dem Wege der Selbſtüberwindung und des Kampfes gelangt der Menſch in den Beſitz eines reinen Herzens. In logiſchen Dingen führt die Erkenntniß zum Glauben, zur Ueberzeugung: in theologiſchen führt umgekehrt der Glaube zum Erkennen. Die Theologie iſt nicht blos eine Kunſt, ſie iſt eine Macht, eine Tugend (virtus); ſie iſt nicht nur Wiſſenſchaft, ſie iſt Weisheit. Aber dieſelben Männer, die ſo klar und verſtändig, ſo tief aus der innerſten Erfahrung heraus zu reden wußten, ſo daß jedes religiöſe Gemüth ihnen ſofort zuſtimmen wird, konnten es dann doch wieder nicht laſſen, in die Dornenhecken der ſubtilſten Neugierde zu greifen. Neben jenen trefflichen Sätzen des Alexander von Hales findet ſich dann wieder viel Unverdauliches und Unerquickliches, z. B. die Unterſuchung, zu welcher Stunde des Tages Adam geſündigt habe? es wird geantwortet, um die neunte Stunde; darum mußte auch Chriſtus um die neunte Stunde ſterben. Oder ob der Teufel der Schlange die Zunge bewegt habe, oder ſie ſelbſt? — Ob Maria, die Jungfrau, hätte noch beſſer ſein können, als ſie in der That ſchon war? An ſolchen Kreuz- und Querfragen iſt die Scholaſtik überreich, und dennoch wäre es ungerecht, nur nach den Auswüchſen den ganzen Baum beurtheilen und mit den faulen auch deſſen beſſere Früchte verwerfen zu wollen.

Einer der größten Männer der Wiſſenſchaft jener Zeit, den auch wieder die größten Forſcher und Denker unſrer Zeit, wie ein Alexander von Humboldt, als ſolchen erkennen, war ein Deutſcher,

ein Schwabe aus Lauingen, Albert der Große (Albertus Magnus). Er ſtammte aus dem adelichen Geſchlechte der Bollſtädt; von ihm heißt es: er war „groß in der Magie, größer in der Philoſophie, am größten in der Theologie.“ Er war Dominikaner und Provincial ſeines Ordens in Deutſchland. — 1238 lehrte er mit großem Beifall in Köln. Wider ſeinen Willen hob ihn Papſt Alexander IV auf den Biſchofsſtuhl von Regensburg. Albert legte aber das Amt freiwillig nieder und zog ſich in ſein Kloſter zu Köln zurück, wo er im Jahr 1280 ſtarb. Wegen ſeiner Anhänglichkeit an Ariſtoteles haben ihn die Gegner den „Affen“ deſſelben (simia Aristotelis) genannt; aber mit Unrecht. Wohl hat er den Ariſtoteles benützt, aber durchaus frei und eigenthümlich.[1]) Wegen ſeiner naturhiſtoriſchen Kenntniſſe (er war auch der Aſtrologie zugethan) wurde er von ſeinem Zeitalter für einen Schwarzkünſtler und Zauberer gehalten. Soll er es doch verſtanden haben, mitten im Winter einen Frühling mit den ſchönſten Blumen hervorzuzaubern! Kraft ſeiner Einſicht in die Magie glaubte er auch die Wunder der ägyptiſchen Zauberer, die ſie vor Pharao verrichteten, natürlich erklären zu können. Die Wunder Moſe aber und die bibliſchen Wunder überhaupt verehrte er als göttliche Wunder. Er war bei allem natürlichen Magismus entſchiedener Supranaturaliſt in der Theologie. Nicht nur das Wort der Bibel, auch der Entſcheid der Kirche war ihm unbedingte Autorität. Die fides catholica ſteht ihm hoch über allem menſchlichen Wiſſen. Aber dieſes Uebernatürliche hindert ihn nicht, ſondern reizt ihn vielmehr, das der Erkenntniß Unzugängliche gleichwohl mit den Fühlfäden ſeines geiſtigen Taſtſinnes zu erreichen. Ueber das Weſen und das Geſchäfte der Engel ſtellt er ſich ähnliche Fragen wie Alexander von Hales; z. B. ob die Engel am Morgen mehr Einſicht hätten als am Abend, oder umgekehrt (cognitio matutina et vespertina)? Rückſichtlich der Allmacht Gottes fragt er, was für Gott ſchwieriger geweſen ſei, ob die Schöpfung der Welt, oder die des Menſchen? ob er auch das Widerſprechende könne möglich machen, z. B. das Weiß zugleich Schwarz ſei? —

[1]) Vgl. das günſtige Urtheil Ritters über ihn in deſſen Geſchichte der Philoſophie.

So zeigt sich neben dem Tiefsinn des Mannes der Fürwitz des altklugen Kindes.

Wenn nicht in universeller Beziehung, doch für die Theologie noch bedeutender als Albertus war sein großer Schüler Thomas von Aquino.[1]) Er stammte aus gräflichem Geschlechte und wurde auf dem Schlosse Rocca sicca auf der Grenze zwischen dem Neapolitanischen und dem Kirchenstaate geboren im Jahr 1224 oder 1225. Ein frommer Einsiedler soll seine Geburt als die eines außerordentlichen Mannes geweissagt haben. Schon als Kind gab er Beweise seiner großen Frömmigkeit, indem er ein Papier, auf dem ein Ave Maria geschrieben stand, lieber herunterschluckte, als daß er es aus den Händen gelassen hätte. Im Lernen machte er schnelle Fortschritte; was er einmal dem Gedächtniß eingeprägt, das behielt er auf immer. Nachdem er bei den Benediktinern in Monte-Cassino seinen ersten Unterricht empfangen hatte, ging er 1243 unter die Dominikaner. Seine Familie wollte ihn mit Gewalt von diesem Schritt abhalten. Zwei Jahre wurde er im väterlichen Schlosse gefangen gehalten; aber gerade hier machte er seine tiefsten Studien und wurde durch merkwürdige Visionen in seinem Vorhaben bestärkt. Mit Hülfe der Dominikaner entrann er endlich aus seinem Kerker; die Brüder ließen ihn, wie einst die Christen den Apostel Paulus in einem Korbe die Mauer hinunter. Jetzt wurde er förmlich eingekleidet und trat in die Schule Alberts des Großen zu Köln. Da saß er denn still und in sich gekehrt den übrigen Schülern zum Gespötte; er sitze da, hieß es, so stumm und dumm wie ein Ochse. Als er aber einst bei einer Disputation sogar seinen Lehrer überwand, da sprach dieser über ihn die weissagenden Worte: „dieser stumme Ochse wird einst die ganze Welt mit dem Ruf seiner Wissenschaft erfüllen!“[2]) Und so war es auch. Bald überstrahlte der Name

[1]) † Weber, Dr. Karl, der h. Thomas von Aquino, Regensburg 1859. 3 Bde. Vgl. Neander in der Kircheng. und in Pipers evangelischen Kalender 1850.

[2]) Als er einst in Gedanken vertieft da saß, riefen seine Kameraden ihm zu: „Komm, sieh, ein fliegender Ochse!“ — Thomas eilte auf das Geschrei herbei und wird ausgelacht. Er antwortete: „Meiner Lebtage habe ich nicht geglaubt, daß ein Ochse fliege; aber noch weniger, daß Mönche sich nicht schämen würden, zu lügen.“

des Thomas von Aquino alle andern Namen; er hieß der engelgleiche Doktor (Doctor angelicus), der Adler unter den Theologen. Den Doktorgrad hatte er 1253 in Paris erhalten, wohin er sich im Auftrag des Ordens und in Begleit seines Lehrers Albertus begeben. Mehrere Päpste beehrten ihn mit Aufträgen. Das ihm angebotene Erzbisthum von Neapel schlug er aus und zog sich in ein Dominikanerkloster dieser Stadt zurück. Eben wollte er das Concil von Lyon (1274) besuchen, als er den 6. März gl. Jahres auf der Reise starb in dem Kloster Fossa nuovo unweit Terracina. Thomas hatte einen großen umfassenden Geist. Was von Cäsar und andern großen Männern gerühmt wird, daß sie mehreren Schreibern Verschiedenes auf einmal diktiren und dabei noch weitere Gedanken verfolgen konnten, das wird auch von ihm gerühmt. Aber noch mehr als seine Gelehrsamkeit, noch mehr als sein Tief- und Scharfsinn wird von den Zeitgenossen seine Demuth und Frömmigkeit hervorgehoben. Er hat ein großes Werk geschrieben, in welchem er als in einer „Summe“ seine ganze Theologie niederlegt, ein Werk, an dem die folgenden Jahrhunderte genug zu studiren fanden und das noch jetzt von denen hoch gehalten wird, die solche Arbeiten zu schätzen wissen. Als er mit diesem Werke beschäftigt war, flehte er einst an den Stufen des Altars den Herrn um Erleuchtung an. Christus erschien ihm in einer Vision. „Du hast gut von mir geschrieben, sprach der Herr zu ihm; welchen Lohn soll ich dir geben?“ „Keinen andern Lohn, erwiederte der fromme Beter, als dich, dich selbst.“ — So werden auch rührende Beispiele von seiner großen Demuth erzählt, wie er sich von Andern verspotten ließ, und von seinem unbedingten Gehorsam gegen die Obern. Daß bei der gänzlichen Vertiefung des Mannes in göttliche Gedanken auch allerlei Geistesabwesenheiten in Beziehung auf die weltlichen Dinge vorkamen, wird uns an ihm so wenig befremden als an einem Bernhard von Clairveaux u. A. Ein vornehmer Prälat wollte ihn in seinem Kloster besuchen; er wurde gerufen; aber während er durch den Kreuzgang dem Sprachzimmer zuwandelte, war er schon so in geistliche Gedanken vertieft, daß er nicht mehr wußte, weßhalb er gerufen wurde. Ein ander Mal wurde er von König Ludwig IX zur Tafel geladen. Er war eben mit der Widerlegung

der Manichäer beschäftigt; diese verfolgten ihn bis an den Speisesaal des Königs; man setzte sich zu Tische. Während des Mahles schlug Thomas auf die besetzte Tafel mit den Worten: „Da sind die Manichäer geschlagen!“ Sein Prior, der neben ihm saß, ergriff ihn beim Arm und erinnerte ihn, wo er sei. Er fiel wie aus den Wolken und bat den König um Entschuldigung. Der König aber hatte seine Freude daran; er ließ sofort seinen Schreiber kommen und dieser mußte unverzüglich die Gedanken des Mannes zu Protokoll nehmen, damit nichts davon verloren gehe. Daß einem solchen wunderlichen Manne auch Wunder zugeschrieben wurden — wie er denn einen Sturm zur See durch sein Gebet beschwichtigt haben soll — werden wir nach der Ordnung des Mittelalters ganz natürlich finden.

Einen Abriß von seiner Lehre zu geben, möchte ich fast eine Unmöglichkeit nennen. Von den großartigen Bauten der Dome lassen sich am Ende Photographien machen, nicht aber so von diesen vielverschlungenen Lehrgebäuden.

Wir bemerken nur, daß auch bei ihm sich das Streben findet, den übernatürlichen Gehalt der kirchlichen Lehre dem natürlichen Verstande zugänglich zu machen, ohne ihn darum irgendwie in ein Natürliches oder Begreifliches aufzulösen. Er muthet vielmehr dem Verstande zu, in die Geheimnisse des Glaubens einzugehn und sie so weit zu durchforschen, als die Kraft hinreicht, wenn er auch das Unausforschliche von vorne herein annimmt.

Wir wenden uns nun den Männern zu, die als Zeitgenossen und zugleich als Nebenbuhler des Thomas auftraten. Wenn die Dominikaner ihren höchsten Ruhm darein setzten, den großen Thomas von Aquino unter die Ihrigen zählen zu dürfen, so waren die Franziskaner nicht minder stolz auf die Namen zweier Männer ihres Ordens, den eines Bonaventura und Duns Scotus. —

„Bonaventura,“ gutes Glück! so rief eines Tages der h. Franciscus einer betrübten Mutter entgegen, die ihn um seine Fürbitte für ihr krankes, vierjähriges Kind angefleht hatte, und die nun in Kraft dieser Fürbitte sich der Wiedergenesung ihres Lieblings freute. Dieses Kind hieß Johann Fidanza und war 1221 zu Bagnarea im Toskanischen geboren; aber nun-

mehr führte es den Namen Bonaventura. Aus Dankbarkeit wurde das Kind dann noch überdieß dem Orden des h. Franciscus geweiht. Im zweiundzwanzigsten Jahre nahm Bonaventura das Ordenskleid und legte das Gelübde ab. Er ward 1253 Doktor der Theologie und 1256 General seines Ordens. Clemens IV bot ihm das Erzbisthum von York an, das er ablehnte. Gregor X machte ihn zum Bischof und Cardinal von Albano und berief ihn 1273 auf das Lyoner Concil, auf das auch Thomas von Aquino war berufen worden. Aber auch Bonaventura starb in demselben Jahre auf dem Concil und wurde mit hohen Ehren bestattet. Wenn er auch erst später von Sixtus IV kanonisirt wurde, so erschien er doch seinen Zeitgenossen als ein Heiliger; ja so sehr als ein Heiliger, daß seine Verehrer geneigt waren anzunehmen, er sei sogar von der Erbsünde frei geblieben.[1]) Was Bonaventura von den übrigen Scholastikern auszeichnet, ist sein Hang zur Mystik, die er mit den frühern Viktorinern gemein hat. Das Wissen ist ihm untergeordnet; das Höchste, wonach der Mensch zu streben hat, ist die Liebe Gottes. In diese sich zu versenken und es dadurch zu einer lebendigen Herzens- und Lebensgemeinschaft mit Gott zu bringen, das ist die höchste, ja im Grunde die einzige Aufgabe der Theologie. In dieser ächten Theologie, der Wissenschaft von den göttlichen Dingen haben alle andern Wissenschaften ihre Wurzel. Im Genusse des höchsten Gutes, im Genießen der Gottheit besteht die wahre Seligkeit. Was nicht dahin abzielt und dahin führt, ist eitel und verderblich. Bonaventura geht in seiner Theologie auf die h. Schrift zurück; der Mittelpunkt aber der Schrift, auf den alles sich bezieht, ist ihm Christus. Keiner gelangt zum Verständniß der Schrift, wenn ihm nicht zuvor der Glaube an Christus als die Leuchte, die Thüre und der Grund aller Schrift eingegossen wird. Zur Erreichung aber der höchsten Güter führen drei Stufen; erst das Anschauen der sichtbaren Welt als eines göttlichen Spiegels; sodann die Einkehr in das Innere, und endlich der Aufschwung zu Gott selbst. Diesen Stufen entsprechen dann wieder die Seelenkräfte des Menschen; die natürlichen Sinne und die Einbildungs-

[1]) In fratre Bonaventura Adam non peccasse videtur.

kraft sind erforderlich, um sich der sichtbaren Welt bewußt zu werden. Verstand und Vernunft führen zur Selbsterkenntniß; der höchste Aufschwung aber zu Gott selbst ist eine That des Gewissens, des unmittelbaren religiösen Gefühls, oder wie wir das ihm und andern Mystikern geläufige Wort Synderesis übersetzen wollen. Das Alles hat Bonaventura unter dem Bilde einer Reise zu Gott (oder eigentlich in Gott hinein) dargestellt. Aber mit dieser reinen, auf evangelischen Grundanschauungen ruhenden Mystik verband der „seraphische Lehrer" auch eine schwärmerische Verehrung der Maria. Sie war ihm der Spiegel, in welchem die göttliche Liebe sich reflektirte, und wenn auch nicht er es war, der den Psalter zu ihrem Lobe umdichtete, so hat er sie doch sonst in Liedern gefeiert. Und ebenso war er ein schwärmerischer Verehrer des h. Franciscus, mit dessen Leben das seinige so eng zusammenhing.

Schon in den Anfang des 14. Jahrhunderts hinein reicht der andere gefeierte Franziskaner, der Nebenbuhler des Thomas, Johann Duns Scotus. Er ist nach den Einen zu Dunstan in Northumberland, nach den Andern zu Duns an der südlichen Grenze von Schottland geboren. Seine frühere Jugendgeschichte ist unbekannt. Als Mitglied des Franziskanerordens lehrte er in Paris und in Oxford Theologie; er starb noch in jungen Jahren in Köln im Jahr 1308. Wenn Bonaventura bei seinen theologischen Arbeiten die mystische Seite hervorkehrte, so war Duns Scotus ein Dialektiker ersten Ranges. Er war es denn auch, der die Subtilitäten der Scholastik auf die höchste Spitze trieb, weßhalb er auch der subtile Lehrer genannt wurde; er war es vorzüglich, der die barbarischen Kunstwörter erfand, welche damals die lateinische Sprache so verunstalteten, wie gewisse Philosophen der neuern Zeit eine Zeitlang es mit ihrer Terminologie der deutschen Sprache angethan haben. Gar bald standen nun die beiden Autoritäten, die eines Thomas und Scotus einander gegenüber, wie zwei feindliche Burgen mit ihren stolzen Zinnen eine der andern Trotz bietend. Nicht blos in Nebenfragen, sondern in den wesentlichsten Punkten oder doch in denen, welche damals für die wesentlichsten galten, waren sie einander entgegengesetzt. So vertheidigten die Scotisten (Franziskaner) die Lehre, daß

Maria ohne Erbſünde geweſen, während die Thomiſten (Dominikaner) das Gegentheil behaupteten, geſchweige der übrigen Differenzen.

Wenn aber auch der größere Theil der Theologen und der Gelehrten jener Zeit überhaupt, ſich entweder an die eine oder andere dieſer Autoritäten anſchloß, ſo fehlte es doch nicht an originellen Denkern, die ihren eigenen Weg gingen, ja die geradezu der Scholaſtik den Weg vertraten und ſie wieder zum einfachen Ausgangspunkte alles Denkens zurückzukehren anforderten. Und in dieſer Hinſicht müſſen wir beſonders eines Mannes gedenken, der mit nüchternem Verſtande und nüchterner Beobachtungsgabe ausgerüſtet, den Geiſt wieder zurückrief aus den ſpekulativen Höhen der Scholaſtik und ihn gleichſam nöthigte, ſich zu den Füßen der Natur auf den niedern Schemel eines gelehrigen Schülers zu ſetzen, um das zu erkennen, was in der Natur erkennbar iſt.

Dieſer Mann iſt der Engländer Roger Bacon, geb. 1214 in Sommerſetſhire. Auch er gehörte dem Franziskanerorden an, aber er hatte weder den myſtiſchen Zug eines Bonaventura, noch viel weniger den abſtrakten, den unbegreiflichen Dingen ſich zuwendenden, metaphyſiſchen Spekulations- und Diſputationsgeiſt eines Scotus. Er hielt es mit den faßbaren, den begreiflichen Dingen, mit der Realität des natürlichen Lebens. Statt über Sein und Nichtſein, über Weſen und Begriff der Dinge, über Idealismus und Realismus, Nominalismus in abſtrakten Denkformen zu philoſophiren, ging er einfach von der Beobachtung der Natur aus, an welcher ſelbſt die größten Denker der Zeit mit wenig Ausnahmen wie mit verbundenen Augen vorübergegangen waren. Mathematik, Phyſik, beſonders Optik und Aſtronomie (freilich dieſe noch in der wunderlichen Geſtalt der Aſtrologie), das waren die Fächer, mit denen er ſich mit Vorliebe beſchäftigte, während er die transcendente Philoſophie der Scholaſtiker wohl allzu einſeitig als Hirngeſpinſt verachtete. Aber dieſen Weg wandelte er nicht ungeſtraft. Indem er auf dieſem empiriſchen Wege zu einer Erkenntniß der natürlichen Dinge gelangte, die weit über ſeine Zeit hinausging, ſo ſchrieben die Zeitgenoſſen gerade dieſe natürliche Erkenntniß übernatürlichen, ja widernatürlichen dämoniſchen Wirkungen zu, und ſo mußte er ſichs ge-

fallen lassen, im 13. Jahrhundert für einen Zauberer gehalten zu werden. Ja, er mußte sogar deßhalb eine zehnjährige Gefangenschaft ausstehn. Doch nicht nur in den physikalischen Wissenschaften, auch in der Theologie ist Roger Bacon insofern unter die reformatorischen Geister zu zählen, als er den blinden Autoritätsglauben, namentlich das Schwören auf Aristoteles bekämpfte. In seinem Eifer wünschte er sogar einmal (hierin ähnlich dem Doktor Luther), daß alle Schriften dieses Heiden möchten verbrannt werden! Dagegen empfahl Roger den Theologen seiner Zeit das Studium der h. Schrift und zwar in den Grundsprachen. Da aber die Kenntniß der letztern äußerst mangelhaft war, so erbot er sich zu grammatischem Unterrichte, wobei er freilich das höchst unbesonnene und prahlerische Versprechen that, er wolle Einen in drei Tagen in den Stand setzen, die h. Schrift in den Grundsprachen zu lesen! Damit zeigte er wohl am besten, wie weit er selbst noch von der richtigen Einsicht in die Bedingungen einer gründlichen Schrifterklärung entfernt war. Ueberhaupt scheint dem genialen Manne etwas angehaftet zu haben von jenem Dünkel der Vielwisserei, auf den die Empirie sehr leicht führt und der dem Hochmuthe der Scholastiker nichts nachgiebt. Wenn aber die Genialität darin besteht, mit glücklicher Divinationsgabe zu errathen, was im Schooße der Zukunft liegt und mit Vermuthungen zu anticipiren, was erst einer spätern Zeit als sicheres Resultat ans Licht zu stellen gelingt, so wird man diese Eigenschaft Bacon nicht absprechen. So soll er nicht nur bereits die Zusammensetzung des Schießpulvers gekannt; er soll auch (insofern jene dunklen Ahnungen für Weissagungen gelten mögen) unsre Dampfwagen und Dampfschiffe mehr als ein halbes Jahrtausend vorausgesagt haben. In einem seiner Briefe kommt folgende merkwürdige Stelle vor: „Es können Wasserfahrzeuge gemacht werden ohne Menschen, welche rudern, so daß die größten Fluß- und Seeschiffe dahinfahren, während ein einziger Mensch sie regiert und zwar mit größerer Schnelligkeit, als wenn sie voll von rudernden Menschen wären; auch können Wagen gebaut werden, die ohne von einem Thiere in Bewegung gesetzt zu werden, mit unermeßlichem Ungestüm dahinfahren.“ Roger Bacon starb 1294 zu Oxford.

Noch ein anderer Mann, der in den Gebieten des Wissens eine neue Bahn einzuschlagen versuchte, wenn auch in abenteuerlicher Weise, war der Spanier Raymund Lull, der Erfinder der sogenannten lullischen Kunst. Geboren ums Jahr 1236 auf der Insel Majorca, führte er bis in sein dreißigstes Lebensjahr ein reines Weltleben. Er war auch weltlicher Dichter. Aber ein Bild des Gekreuzigten, das ihm eben vor die Augen trat, als er auf ein Liebesgedicht sann, ließ ihm keine Ruhe mehr. Er entsagte der Welt, und nun war sein hauptsächlichstes Bestreben, auch Andere zur Seligkeit des Christenthums zu führen. Die Bekehrung der Sarazenen lag ihm besonders am Herzen. Zu drei verschiedenen Malen begab er sich selbst nach dem nördlichen Afrika; zwei Mal aber war Gefängniß und das dritte Mal die Steinigung, welche der wüthende Pöbel der Mahomedaner an ihm vollzog, sein Loos. Er starb den 30. Juni 1315. Außer der Bekehrung der Sarazenen war es noch ein anderer Gedanke, der ihn vorzüglich beschäftigte, die Erfindung einer Universalwissenschaft, vermöge welcher alle Fragen könnten gelöst werden. Dieß sollte durch eine eigenthümliche Combination des Alphabets geschehen, in dessen Buchstaben die Elemente zu allen Wissenschaften enthalten sind. In diesem Sinn bearbeitete er seine ars generalis, über welche er in Montpellier und Paris Vorlesungen hielt. Er glaubte damit in allem Ernste auch dem Christenthum einen Dienst zu erweisen; denn auch die Beweise für die Wahrheit und Göttlichkeit desselben sollten auf diesem Wege gefunden werden.

Uebrigens ging auch Raymund auf eine Versöhnung des Wissens und des Glaubens, der Philosophie und der Theologie aus. Die Philosophie sollte nicht, wie Viele ihr zumutheten, bloß die Magd der Theologie sein, beide sollten vielmehr als Freundinnen Hand in Hand gehen, unzertrennlich verbunden. Das rechte Wissen (davon ist Raymund aufs Innigste überzeugt) kann uns nicht vom Glauben abführen, es muß uns in demselben bestärken. So suchte er denn namentlich die Dreieinigkeitslehre als eine durchaus vernunftgemäße Lehre darzustellen; er sah in ihr (und gewiß blickte er darin tiefer, als Viele) einen Hauptvorzug vor dem kahlen und starren Monotheismus der Mahomedaner und selbst dem der Juden.

Nachdem wir so die Hauptträger der mittelalterlichen Wissenschaft und der Theologie insbesondere uns vorgeführt haben, wird eine kurze Darstellung der mittelalterlichen Glaubenslehre nach ihren Hauptbestimmungen an ihrem Orte sein. Wir werden darin ebensowenig den reinen Ausdruck der ursprünglichen christlichen Lehre, als, wie man es oft übertrieben dargestellt hat, eine gänzliche Verkehrung in ihr Gegentheil finden. Vielmehr werden wir sehen, wie das Gebäude auf den Grundlagen der alten apostolischen Bekenntnisse und der weitern Bekenntnisse der alten Kirche mit sinnreicher Architektonik ist aufgebaut, wie dieser Bau aber dann freilich mit allerlei Beiwerk ist belastet und wie, um mit einem biblischen Bilde zu reden, neben Gold, Silber und Edelstein auch viel Holz, Heu und Stoppeln ist eingefügt worden.

Das Fundament, auf dem das ganze Gebäude ruhte, ist eben jener trinitarische Glaube, der Glaube an Gott Vater, Sohn und Geist, der auch dem apostolischen Glauben zum Grunde liegt. Was die Väter und Concilien der ersten Jahrhunderte hierüber festgestellt und ausgesprochen hatten, das galt als ausgemachte Wahrheit, an der zu rütteln als ein frevelhaftes Beginnen erschien. Zwar versuchte es auch jetzt je und je der denkende Geist, das Geheimniß dem Verständniß näher zu bringen, und gerade auf diesem spekulativen Felde erging sich der scholastische Geist mit Vorliebe. Und da konnte es auch den gewiegtesten Denkern begegnen, daß sie im Begreiflich-machen-wollen des Unbegreiflichen an die Abgründe der Häresie streiften. So wurde auf dem mehr erwähnten vierten lateranensischen Concil unter Innocenz III eine kühne Vergleichung, welche ein frommer Denker des 12. Jahrhunderts, der Abt Joachim von Floris in Kalabrien, in guter Absicht gewagt hatte, als eine unpassende abgewiesen, nämlich die Vergleichung der drei Personen mit den drei Ecken des Psalters, eine Vergleichung, die Joachim sogar einer Vision verdankte, und dagegen die Lehre Peter des Lombarden, welche Joachim angegriffen, trotz der Schwierigkeiten, die auch sie darbot, für orthodox erklärt.

Ueber Gottes Eigenschaften ward viel Tiefsinniges, aber auch viel Wunderliches und Dorniges gelehrt; desgleichen über die Engel und der Engel Geschäfte. Es ist ein Hauptzug der

Scholaſtik, gerade das wiſſen und genau wiſſen zu wollen, worüber wir nichts wiſſen; kühne Schlüſſe zu ziehn aus einzelnen und überdieß bildlichen Andeutungen der Schrift, und Beweiſe für Dinge zu leiſten, die entweder keines Beweiſes bedürfen oder keines Beweiſes fähig ſind. Zum Glück nahm die Kirche nicht alle dieſe Beſtimmungen der Schule in ihr Bekenntniß auf. Innerhalb dieſes Bekenntniſſes war daher die größte Freiheit geſtattet, wie den Kämpfern in den Turnieren innerhalb der dem Kampfplatz gezogenen Schranken. So war es nicht nur mit der Lehre von Gott, ſondern auch mit der Lehre vom Menſchen. Je ſchwieriger es iſt, ſich eine Vorſtellung vom erſten Menſchen und ſeinem paradieſiſchen Zuſtande zu machen, deſto willkommener waren gerade der Scholaſtik alle die Fragen, die einer falſchen Wißbegierde ſich auf dieſem Gebiete entgegendrängen. Lehrte Thomas von Aquino und ſeine Schule eine dem Menſchen anerſchaffene, mit ſeinem Weſen innigſt verbundene Gerechtigkeit, ſo ſah Scotus in dieſer urſprünglichen Gerechtigkeit nur eine Zuthat, eine übernatürliche Gnadengabe zu dem, was dem Menſchen von Natur gegeben war. Nach der einen Anſicht machte der Fall Adams einen Riß in die Menſchennatur, nach der andern ward dem Menſchen blos das entzogen, was bis dahin ſein Schmuck und ſeine Krone geweſen. Von beiden Seiten wurde in allem dem, was über den Menſchen und über die Sünde, was über das Verhältniß des Menſchen zu Gott im frühern und ſpätern Zuſtande, was über Freiheit und Gnade zu ſagen war, die Autorität Auguſtins anerkannt, und doch iſt es Thatſache, wie gerade durch die ſcholaſtiſche Theologie, und allerdings noch mehr durch die ſcotiſtiſche Schule, als durch die thomiſtiſche, der alte Pelagianismus, den man ſchon längſt ausgetrieben glaubte, wieder in die Kirche, wie durch eine Hinterthüre eindrang. Der alte bibliſch-pauliniſche Satz, daß der Menſch gerecht werde nicht aus des Geſetzes Werken, ſondern durch den Glauben, wurde zu keiner Zeit förmlich umgeſtoßen, aber in ſeiner ganzen Tiefe verſtanden wurde er nur von Wenigen. Alles ſollte zwar der Menſch der Gnade verdanken, und ſo ſchrieben auch die Scholaſtiker alles der Gnade Gottes zu, aber unter ihren Händen wandelte ſich die Gnadengabe Gottes ſelbſt wieder in eine Gabe, die vermögend iſt, den Menſchen an-

genehm zu machen in Gottes Augen und ihm, wenn auch nicht unbedingter, doch bedingter Weiſe ein Verdienſt vor Gott zu ſichern. Ja, die Lehre von der Verdienſtlichkeit der guten Werke ward bis zu der Behauptung getrieben, daß einzelne Menſchen ſogar mehr Gutes thun können, als Gottes Gebot von ihnen verlangt und daß dieſes ihr Mehrverdienſt denen zu gut komme, die weniger gute Werke aufzuweiſen haben. So bildete ſich die heilloſe Lehre, die ſpäter auf die ſchnödeſte Weiſe zum Ablaß mißbraucht wurde, die Lehre von einem überſchüſſigen Verdienſt (**meritum superabundans**) der Heiligen, von einem ſogenannten Schatz der guten Werke, über dem die Kirche wacht und aus dem ſie denen austheilt, die da Mangel haben. Ueberhaupt iſt es — und darin liegt das Eigenthümliche der mittelalterlichen Dogmatik — es iſt die Kirche, die Kirche mit ihren Heiligen, die Kirche mit ihren Prieſtern und ihrem Opfer, die Kirche mit ihren Sacramenten, mit ihren Gnadenmitteln und Gnadenſpenden, welche auch hier alles beherrſcht, gegen welche alles individuelle, perſönliche Leben, auch das individuelle Verhältniß der Gläubigen zu Chriſto zurücktritt. Wer die Kirche nicht zur Mutter hat, der kann Gott nicht zum Vater haben. Sie iſt recht eigentlich die Pforte des Himmels, gebaut auf den Felſen Petri, eine heilige, allgemeine Kirche, außer welcher kein Heil iſt. Je äußerlicher nun aber die Kirche ſelbſt geworden war im Laufe der Zeit, deſto äußerlicher wurde auch das Heil gefaßt, das durch die Kirche vermittelt werden ſollte, und ſo wurde, was das Innerſte ſein ſollte, die Mittheilung der göttlichen Gnade an den ſündigen Menſchen, ſelbſt wieder ein Aeußerliches, ein objektiv vollzogenes Werk, ein ſogenanntes **opus operatum**, d. h. ein **fait accompli**. Auf dieſem Wege wurde ſelbſt unter dem orthodoxen Schilde der auguſtiniſchen Gnadenlehre, einer Werkheiligkeit Vorſchub gethan, die im Grunde ſittlich weit verwerflicher war, als die Lehre des Pelagius, gegen die einſt Auguſtin gekämpft hatte; denn dort handelte es ſich doch um ſittliche Werke, um die That des Menſchen, die aus einem innern Entſchluß des freien Willens hervorgeht, hier hingegen um bloße mechaniſche Werke eines äußern Gottesdienſtes, um Ceremonien, ähnlich den levitiſchen Geſetzeswerken des alten Bundes. Zwiſchen den heiligen Gott und den ſündigen Menſchen

tritt nicht mehr der Mittler Jesus Christus, der Gottmensch, der durch das einmalige Liebesopfer, das er gebracht, die Menschen mit Gott versöhnt, sie erlöst hat aus der Gewalt der Sünde und seinen Geist ihnen mitgetheilt hat; sondern es tritt nun zwischenein die Kirche mit ihren Sacramenten, das Priesterthum mit seinem Opfer. — Geleugnet hat zwar die mittelalterliche Dogmatik niemals, daß Christus sei der Mittler zwischen Gott und den Menschen; aber sie hat ihn in seiner Gottheit den Menschen so ferne gerückt, daß neue Vermittlungen nöthig wurden. Als Vermittlerin im Himmel wurde nun immer mehr Maria gedacht. Sie ist es, die milde jungfräuliche Mutter, in der das mütterliche Erbarmen der Kirche uns in persönlicher Gestalt entgegentritt; sie ist es, die durch ihre Fürbitte den Zorn des Sohnes stillen und ihn an die Liebe erinnern muß, die sie ihm erwiesen als ihrem Kinde. Solches wurde sogar dramatisch ausgeführt. An die Fürbitte der Maria schloß sich dann die der übrigen Heiligen, so oft diese von den Gläubigen um ihre Fürbitte angegangen wurden.

Die Kirche hat es zu keiner Zeit an sich kommen lassen, daß sie die Anbetung der Heiligen lehre. Darum unterschieden die Scholastiker gar fein zwischen Anbetung und Verehrung; erstere kommt nur Gott, letztere aber den Heiligen zu. Faktisch aber ging die Verehrung je und je in Anbetung über, ohne daß die Kirche ernstlich dagegen protestirt hätte. Wie nun aber Maria und die Heiligen vermittelnd im Himmel auftreten, so die Priesterschaft auf Erden. Wie der Hoheprieſter der Juden alljährlich einmal in das Allerheilige ging, zu opfern einmal für seine Sünden und dann für die Sünden des Volks, so tritt der Priester des neuen Bundes täglich vor Gott und bringt das unblutige Opfer für die Sünden der Menschen. Die Kirche wollte das Verdienst Christi nicht in den Schatten stellen. Sie leugnete nicht, daß das auf Golgatha gebrachte Opfer ein vollgültiges Opfer für all die Sünden gewesen, die bis dahin begangen worden, aber da die Sünden auch nach der geschehenen Sühnung sich täglich wiederholen, so bedürfen sie auch der täglichen Sühne. Diese Opferhandlung führt uns auf die Lehre vom Abendmahl, ja auf die Lehre von den Sacramenten insbesondere. Es ist vielleicht

keine Lehre, welche die Scholastiker so sehr beschäftigt hat, wie die Sacramentslehre; ja auf diesem Gebiet haben sie sich unstreitig am meisten produktiv erwiesen. Hier hatte ihnen die frühere Dogmatik noch ein offenes Feld gelassen. Und es ist nicht zufällig, daß gerade in der Zeit, da die Kirche als die große Gnadenspenderin hervortrat, nun auch die Organe, durch welche sie wirkte, (und das sind doch die Sacramente) sich näher zum Bewußtsein brachte. Das Wort Sacrament, das wir vergebens in der Bibel suchen, stammt aus der lateinischen Kirche und gehört dem ganzen Ideenkreise dieser Kirche an. Anfänglich war das Wort sehr schwankend gebraucht worden; jetzt aber wurde der Begriff des Sacramentes näher festgestellt. Man begnügte sich nicht mehr mit der einfachen Definition eines Augustin, wonach das Sacrament das Zeichen einer heiligen Sache ist oder wonach zum Symbol das Wort hinzukommt, welches eben dem Sacrament den höhern Sinn und die religiöse Bedeutung giebt; vielmehr lehrte man jetzt ohne allen Grund der Schrift, daß den Sacramenten eine eigenthümliche Kraft inwohne, von der dann auch wieder eine mystische, ja magische Wirkung auf den ausgeht, der des Sacramentes theilhaft wird. Das war eine Anschauung, die vollkommen zu dem ganzen System des Katholicismus paßte. Nicht nur ist die Wirksamkeit des Sacramentes unabhängig von dem Glauben und der sittlichen Beschaffenheit dessen, der es spendet oder verwaltet, was, richtig gefaßt, seinen guten Sinn hat, sondern es ist auch unabhängig vom Glauben dessen, der es empfängt, wenn er sich nur nicht dawider sperrt und gleichsam einen Riegel vorschiebt. Wie ein Brunnen sein Wasser unaufhörlich durch seine Röhren ausströmt, so strömt gleichsam die Kirche ihren Segen durch diese sieben heiligen Sacramente aus. Ich sage: sieben; denn diese Zahl, die heilige Siebenzahl wurde jetzt als die nothwendige Zahl der Sacramente festgehalten, während früher mit dem Begriff des Sacraments auch die Zahl derselben geschwankt hatte. Die sieben Sacramente aber sind: die Taufe, die Firmung, das h. Abendmahl, die Buße, die letzte Oelung, die Priesterweihe und die Ehe. Nicht allen Christen freilich kommen alle Sacramente zu: das der Priesterweihe und das der Ehe schließen einander aus. Auch können und sollen die einen

dieſer Sacramente im Leben öfter wiederholt werden, wie die Buße (reſp. die Beichte) und das Abendmahl; andere dagegen dürfen nicht wiederholt werden, wie die Taufe und die Prieſterweihe. Ob auch das Sterbeſacrament der letzten Oelung dahin gehöre (falls Jemand, der es empfangen, ſich wieder erholte und zum zweiten Mal in Todesnoth käme), darüber waren die Meinungen getheilt. Der Taufe aber und der Prieſterweihe (Ordination) wurde ein unauslöſchlicher Charakter (Character indelebilis) beigeſchrieben, der zu keiner Zeit verwiſcht werden kann. Auch der unwürdigſte Prieſter, auch der, welchem die Kirche das Recht entzieht, von ſeinem geiſtlichen Amte Gebrauch zu machen, hat damit doch die Macht, wenn auch nicht das Recht, eine ſacramentliche Handlung zu vollziehen, und die einmal vollzogene Handlung behält ihre Gültigkeit, auch wenn ſie dem Gebote der Kirche zuwider als ſtrafbare Handlung erſcheint. In das Einzelne der Sacramente einzugehen, würde uns zu weit führen. Nur über das Abendmahl noch einige Worte. Wir haben ſchon vor acht Tagen bei der Geſchichte des Kultus geſehen, wie die Abendmahlshandlung immer mehr zur Opferhandlung geworden und wie die in den Leib Chriſti verwandelte Hoſtie göttliche Verehrung empfieng. Sache der Wiſſenſchaft (der Theologie) war es nun, dieſe Verwandlungslehre näher zu rechtfertigen und bis ins Einzelne zu beſtimmen. Und das geſchah nun eben durch die Scholaſtik. Daß das Abendmahlsbrot nicht bloßes Brot ſei, ſondern der wirkliche, wahrhaftige Leib Chriſti, wie er von der Jungfrau Maria geboren worden und wie er am Kreuze geſtorben, das war ſchon im 11. Jahrhundert gegen Berengar, der noch daran zu zweifeln gewagt, behauptet worden. Jetzt aber wurde genauer der Begriff der Verwandlung beſtimmt. Es wurde feſtgeſetzt, daß bei der Conſecration des Prieſters die Subſtanz des Brotes in die Subſtanz des Leibes Chriſti und gleicherweiſe die Subſtanz des Weines in die des Blutes übergeht und dafür wurde auch der Kunſtausdruck transsubstantiatio erfunden. Die Verwandlung geſchieht plötzlich durch ein dem menſchlichen Verſtande unbegreifliches Wunder; aber ſie geſchieht wirklich und nicht etwa blos in Gedanken (in idealer Weiſe); für die Sinne bleibt zwar die Geſtalt des Brotes und des Weines, es bleibt der Geruch, der Geſchmack u. ſ. w., wie

ihn die Sinne wahrnehmen, aber es ſind dieß nur die Accidentien, die zufälligen Erſcheinungen (accidentia sine subjecto); die Subſtanz iſt verwandelt, an die Stelle des Brotes iſt der wahrhaftige Leib des Herrn getreten, ja der ganze Chriſtus nach Leib und Seele, nach Gottheit und Menſchheit. Es iſt aber auch nur ein Leib des Herrn, obſchon der Altäre viele ſind, auf denen dieſer eine Leib geopfert wird. Wie in einem Saale mit vielen Spiegeln das eine Bild ſich vielfach reflectirt, ſo daß in jedem Spiegel ein Bild, in allen aber ein und daſſelbe Bild geſchaut wird, ſo werden auf den vielen Altären der Chriſtenheit unzählige Hoſtien geopfert, aber es iſt der eine Leib Chriſti und nicht verſchiedene Leiber, die geopfert werden. Das iſt das große, hochheilige Myſterium der Kirche, das, wie wir das letzte Mal geſehen haben, zugleich auch wieder der Mittelpunkt des ganzen Kultus bildete, der Kern und Stern des katholiſchen Glaubens.

Endlich iſt denn auch die Scholaſtik, wie ſie über den Anfang der Dinge mehr zu ſagen weiß, als zu wiſſen uns vergönnt iſt, nicht in Verlegenheit, wo es gilt, die letzten Dinge zu beſtimmen. Ueber den Tag und den Vorgang des jüngſten Gerichts, über die Auferſtehung der Todten, über Himmel und Hölle hat ſie Fragen um Fragen aufgeworfen und auf jede Frage eine Antwort gefunden, oft auch mehrere zugleich, unter denen ſie dann dem Leſer die Wahl läßt. Sie hat eine Topographie des Himmels und der Hölle geſchaffen, die jedem ſeinen Platz anweist. Die ſchon früher aufgebrachte Lehre von einem Zwiſchenzuſtande der Läuterung, in welchem ſich die Seele nach dem Tode befindet, ehe ſie an den Ort der Seligkeit oder an den der Qual kommt, die Lehre von dem ſogenannten Fegfeuer hat ſie weiter ausgebildet. Wenn aber dann die ſtrenge Conſequenz, daß außer der Kirche kein Heil zu finden iſt, dahin führen mußte, daß nicht nur die Heiden, ſondern auch die Patriarchen des alten Bundes, die vor Chriſto gelebt hatten, von dieſem Heil ausgeſchloſſen waren und eben ſo die ungetauften Kinder, ſo kam die mildere Auslegung zu Hülfe, welche an die Stelle der eigentlichen Verdammniß einen mittlern Zuſtand treten ließ, und ſo wurde ſowohl den Vätern als den ungetauften Kindern ein eigener Raum, eine Art von Vorhölle oder Vorhimmel (wie man's nehmen will) einge-

räumt, ein limbus patrum und ein limbus infantum. Zu dem erstern war Christus hinabgestiegen, ehe er leiblich von den Todten erstand und hatte den Vätern die Erlösung angekündigt. Wir haben schon erwähnt, wie die gewaltige Phantasie eines Dante diese Räume durchwandert und in Bilder gefaßt hat, und in dieser Form lassen wir sie uns am liebsten gefallen. Was uns abstößt, wenn wir dem Verstande zumuthen, es als Begriff zu fassen, das kann uns anziehen und selbst erbauen, wenn es sich dargiebt in der idealen Verklärung der Poesie. Die Kirche hienieden ist noch die streitende, aber einst wird sie die siegreiche sein, die triumphirende, und in dieser siegreichen und triumphirenden Kirche, wovon indessen die gegenwärtige schon ein Vorbild ist, erblickt der fromme Glaube die Vollendung aller Dinge; dort sind die gekrönten Märtyrer, dort der Chor der Propheten, der Apostel und der Heiligen um den Thron des Ewigen versammelt, wo sie die Fülle ewiger Seligkeit genießen und unaufhörlich das Halleluja singen dem, dessen Verherrlichung schon hienieden die Aufgabe aller Kunst, aller Wissenschaft, das Ziel aller Frommen ist.

Neunte Vorlesung.

Des Mittelalters fünfte Periode: von Bonifaz VIII bis zum Schlusse des Basler Concils. — Bonifaz VIII und Philipp der Schöne von Frankreich. — Das päpstliche Jubeljahr. — Clemens V. — Die babylonische Gefangenschaft in Avignon. — Untergang der Templer.

Der Ueberblick über den christlichen Kultus und dann über die christliche Lehre, wie wir ihn in den beiden letzten Vorlesungen gegeben haben, hat den Lauf der Geschichte unterbrochen. Wir haben uns mehr mit Zuständen, als mit Ereignissen beschäftigt, mehr mit dem, was während eines ganzen Zeitalters gebauert, als mit dem, was bei dem Wechsel der Dinge Neues sich gestaltet hat. Wir haben darum auch keine ganz genaue Zeitgrenze für unsere Darstellung feststellen können. Es waren im Allgemeinen die Zustände des 13. Jahrhunderts, die mittelalterlichen Zustände überhaupt, wie sie in jenem Jahrhundert zu ihrer höchsten Entwicklung gelangt waren, wie sie aber auch großentheils noch fortdauerten im 14., im 15., im 16. Jahrhundert bis zur Reformation, ja wie sie ihrem Wesen nach noch in die Gegenwart hineinreichen in den noch bestehenden Lehren, Gebräuchen und Einrichtungen der katholischen, ja theilweise sogar der protestantischen Kirche. Von dem geistigen Kapital, das etwa vom 9. Jahrhundert bis zum 13. sich aufgehäuft hatte, wozu indessen schon die alte Kirche den Grundstock gegeben, werden wir also auch noch die beiden folgenden Jahrhunderte zehren sehen, die uns von der Geschichte des Mittelalters zu betrachten übrig bleiben, so daß unsere beiden letzten Betrachtungen eben so wohl einen Abschluß bilden konnten zu dem bisher Betrachteten,

als auch eine Einleitung zu dem, was uns weiter zu betrachten vorliegt.

Indem wir nun den ſtatiſtiſchen Boden, auf dem wir uns in den beiden letzten Stunden befunden haben, verlaſſen, nehmen wir den hiſtoriſchen Faden wieder auf und knüpfen an an den Schluß des 13. Jahrhunderts, an den Moment, da es jenem ſchlauen Cardinal Ganfani gelungen war, den alten Einſiedler Murone, der freiwillig die päpſtliche Tiare niedergelegt hatte, die er als Cöleſtin IV getragen, zu verdrängen und ſich an deſſen Stelle zu ſetzen im Jahr 1294.

Dieſer Papſt Bonifaz VIII[1]), mit dem wir eine neue Periode des Mittelalters und mit ihr die dahin gehörige Geſchichte des Papſtthums eröffnen, nimmt unſtreitig in der Reihe der mittelalterlichen Päpſte nächſt Gregor VII, Alexander III und Innocenz III eine der wichtigſten Stellen ein. In ihm nimmt die Hohheit und Macht des Papſtthums, wie wir ſie bei Innocenz III auf ihrem Höhenpunkt kennen gelernt haben und wie ſie ſich ein Jahrhundert lang mehr oder weniger zu behaupten wußte, ſich noch einmal zuſammen, ja treibt ſich noch über ſich ſelbſt hinaus, um dann unter ihrem eigenen Gewichte zuſammen zu brechen und der Auflöſung entgegen zu gehen; denn wenn auch das Papſtthum als ſolches bis auf dieſe Stunde ſein Daſein gefriſtet hat — (und dieß wohl nicht ohne Gottes Zulaſſung) — eine Höhe, wie es ein Innocenz III und Bonifaz VIII behauptet hat, hat es von da an zu keiner Zeit mehr erreicht. Mit vollem Rechte können wir daher Bonifaz VIII auf der Grenzſcheide zwiſchen dem 13. und 14. Jahrhundert auch als den Wendepunkt betrachten, von welchem an die Papſtgeſchichte und mit ihr die ganze Hierarchie, der ganze Katholicismus des Mittelalters in ein neues Stadium tritt, in welchem ſich offenbar eine Abnahme des frühern Glanzes und des damit verbundenen Anſehens bemerklich macht. So gewaltige Anſtrengungen wir auch den Mann auf Petri Stuhl von Zeit zu Zeit noch machen und ſo manchen Sieg wir ihn auch noch werden davon tragen ſehen, ſo mahnt uns doch im Ganzen ſeine Phyſiognomie an die eines Mannes, bei

[1]) Druman, Geſchichte Bonifaz VIII. Königsberg 1852. II.

dem es weder recht zum Leben, noch zum Sterben kommen will; wir haben es mit dem Leib eines Riesen zu thun, an dessen zähem Organismus die zerstörenden Gewalten arbeiten unter den heftigsten Zuckungen dieses Leibes; wir haben es aber in diesem Leibe auch mit einer elastischen Seele zu thun, die in Erinnerung an die frühere Größe sich auch nach den größten Erschöpfungen mit neuer Energie aufzuraffen und immer wieder neue Kriegslisten auszusinnen versteht, so oft man ihr schon den Untergang glaubte weissagen zu können.

Durch List hatte sich Bonifaz (nach Beseitigung des einsiedlerischen Cölestin V) den Weg auf den Stuhl Petri gebahnt. Mit Pomp und Pracht trat er seine Regierung an. Die Feierlichkeiten bei seiner Krönung sollten alles Frühere übertreffen. Der Papst ritt auf einem weißen Zelter, die Krone auf dem Haupt. Der König von Apulien hielt den Zaum des Reitthieres auf der rechten, der König von Ungarn auf der linken Seite. Beide Könige standen bei der Mahlzeit hinter dem Statthalter Christi, ihn zu bedienen. Das Gedränge zu den Festlichkeiten war so groß, daß 40 Menschen darin ums Leben kamen. Aber an der äußern Pracht ließ sich der Papst nicht genügen. Argwöhnisch, gleich als wandle er bei all diesem Pomp auf einem unsichern, unterhöhlten Boden, suchte er seiner Feinde sich zu entledigen. Zu diesen zählte er in erster Linie den unschuldigen, unbeholfenen Alten, den er vom päpstlichen Stuhl verdrängt hatte, den Peter von Murone. Er traute ihm nicht; er wollte ihn unschädlich machen. Und so ließ er ihn denn in seiner Einsamkeit aufsuchen, in die er sich zurückgezogen, und in einem Felsenthurme zu Fumore (zwischen Anagni und Allatri in der Campagna gelegen) einsperren. Es war ein dumpfer, feuchter Kerker. Dort hauchte der alte Mann im Mai 1296 in einem Alter von 81 Jahren seinen Geist aus. Seine Anhänger streuten aus, der Papst habe ihn gewaltsam im Kerker ermorden lassen. Die Leiche wurde in Ferentino beigesetzt und später nach Aquila gebracht. Cölestin hatte, wie wir wissen, den päpstlichen Sitz nach Neapel verlegt. Bonifaz verlegte ihn nun wieder nach Rom, obgleich er dem König von Neapel seine Erwählung zum Papste verdankt hatte. Aber auch in Rom hatte Bonifaz einen schweren Stand. Das Parteiwesen in Italien

dauerte fort. Beſonders war es in Rom das Geſchlecht der Colonna's, das ihm feindlich entgegen ſtand. Es waren zwei Cardinäle aus dieſer Familie, welche darauf beſtanden, Cöleſtin habe übel gethan, abzubeten und Bonifaz habe den römiſchen Stuhl durch Uſurpation an ſich geriſſen. Dieſer unbequemen Oppoſition ſuchte der Papſt ſich zu entledigen. Er ſtieß die beiden Colonna's aus dem Cardinals-Collegium und zog ihre Güter ein. Zugleich erklärte er der ganzen Familie den Krieg. Er rief einen Kreuzzug wider ſie auf, in welchem ihre Stadt Präneſte (das alte Paläſtrina) dem Boden gleich gemacht, der Pflug darüber geführt und Salz darauf geſtreut wurde. Aber noch weiterhin ſehen wir den Papſt eine kriegeriſche Stellung einnehmen. Wir haben früher geſehen, wie nach den langen Streitigkeiten um Sicilien, der Sohn des Königs von Arragonien, Friedrich, ſich den Königstitel beilegte. Bonifaz gebot ihm, dieſen Titel niederzulegen und die Inſel zu räumen. Allen katholiſchen Fürſten ging die Weiſung zu, ihn mit keinerlei Hülfe zu unterſtützen. Zudem boten die europäiſchen Verhältniſſe dem Papſte Gelegenheit genug, gebieteriſch als Vermittler einzugreifen. In Deutſchland war nach Rudolf von Habsburgs Tod (1291) wieder eine zwieſpältige Königswahl eingetreten; gleichzeitig war aufs Neue der Krieg zwiſchen Frankreich und England entbrannt. Was die Kaiſerwahl betrifft, ſo war zwar Adolf von Naſſau gewählt worden; aber ihm gegenüber ſtand als mächtiger Nebenbuhler der Sohn Rudolfs, Albrecht von Oeſterreich. Bonifaz hatte ſich anfänglich auf Adolfs Seite geneigt; als dieſer aber in dem Treffen bei Gellenheim (1298) fiel und Albrecht ſich nun ſelbſtverſtändlich als rechtmäßigen König von Deutſchland betrachtete, zog ihn der Papſt zur Verantwortung. Da er aber merkte, daß er ihn als Bundesgenoſſen gegen Philipp IV (den Schönen) von Frankreich gebrauchen könnte, zog er vor, mit ihm Frieden zu ſchließen und ihm nicht länger die Anerkennung zu verſagen. Und nun bleibt uns als das Wichtigſte aus der Regierungszeit des Bonifaz eben dieſe ſeine Stellung zu Philipp dem Schönen zu betrachten übrig. Philipp der Schöne war in mancher Beziehung das Gegentheil zu ſeinem Großvater Ludwig IX. Wie dieſer durch und durch kirchlich, ſo war er durch und durch weltlich geſinnt; die asketiſche

Selbstüberwindung, in der Ludwig sich auszeichnete, mußte ihm als Thorheit erscheinen; er strebte nach ganz andern Dingen, als nach dem Ruhm eines Heiligen, den er gleichwohl seinem Ahnherrn nachträglich zu verschaffen wußte. Auch sein Königthum faßte er nicht mehr im mittelalterlichen Sinne auf als ein Königthum von Gottes Gnaden, sondern im modernen Sinn als die Würde, in der die Nationalität ihren höchsten Ausdruck fand. Er war Franzose und fühlte sich als solcher jeder fremden Nationalität gegenüber. In dem Kriege mit England mußte er die Lösung einer von der Geschichte selbst ihm gestellten Aufgabe erblicken. Wenn daher der Papst 1295 im Namen der Kirche, als einer treu besorgten Mutter, sich herausnahm, die beiden kriegführenden Mächte, Frankreich und England, nicht nur vom Kriege abzumahnen, sondern ihnen geradezu einen Waffenstillstand zu gebieten, so konnte Philipp darin nur eine Anmaßung erblicken, die von seiner Seite keine Berücksichtigung verdiene. In diesem Sinne antwortete er auch dem Papste. Dieser aber wollte ihn nun fühlen lassen, daß er nicht ungestraft seinen Befehlen trotze. Zum Kriege brauchte Philipp Geld, und um sich dieses Geld zu verschaffen, hatte er hohe Steuern ausgeschrieben, welche vorzüglich die Geistlichen des Landes betrafen. Nun verbot Bonifaz in der Bulle Clericis laicos[1]) dem Klerus von Frankreich das Entrichten dieser Steuern und zwar bei Strafe des Bannes. Philipp aber verbot nun seinerseits alle Ausfuhr von Gold und Silber, von Edelsteinen, von Waffen und Pferden außer Landes und schnitt so durch dieses Verbot dem Papst die Geldquelle ab. Indessen ging diese erste Spannung vorüber, es fand eine Aussöhnung statt. Bonifaz bewilligte die Steuern unter gewissen Bedingungen, und so nahm auch der König das Ausfuhrverbot zurück. Ja, er zeigte sich sogar geneigt, den Papst als Schiedsrichter in seinem Streit mit Eduard I von England anzuerkennen, aber freilich nicht in der Eigenschaft des Papstes; sondern als Privatmann, als Benedikt Gaëtano sollte Bonifaz das

[1]) „Es ist, heißt es in dieser Bulle, eine alte Tradition, daß die Laien den Geistlichen aufsätzig sind" (Clericis laicos infestos tradit antiquitas). Von dieser Voraussetzung aus wurde das Verbot erlassen.

Amt des Schiedsrichters üben. Der Papst jedoch gab seinen Entscheid in Form einer Bulle. Schon dieß reizte den Zorn des Königs, aber noch mehr der Inhalt der Bulle. Philipp war so aufgebracht über diesen Inhalt, der seinen Rechten zu nahe trat, daß er im ersten Unwillen die Bulle ins Feuer warf. Er brach nun alle Verbindung mit dem Papste ab und handelte nach eigenem Ermessen. Noch am Schlusse des Jahres 1298 fiel Philipp in das Gebiet seines Vasallen, des Grafen Veit von Flandern ein und führte ihn mit seinen Söhnen als Gefangenen fort. Auch der geflüchteten Glieder der Familie der Colonna's, Stephanus und Sciarra, nahm er sich an und erbitterte damit den Papst aufs Aeußerste. Nun verlangte der Papst kategorisch die Freilassung des Grafen von Flandern. Er bediente sich als Gesandten an den König eines Mannes, von dem er wissen mußte, daß er demselben verhaßt sei. Es war dieß der Bischof von Pamiers, Bernhard von Saisset. Dieser trat in den übermüthigsten Formen auf; er drohte mit Entsetzung des Königs, so daß dieser ihn als Hochverräther verhaften ließ. Einem zweiten Legaten befahl er sofort das Reich zu verlassen. Nun überhäufte der Papst in einer Bulle (Ausculta fili) den König mit Schmähungen. Aber die Nation stand auf des Königs Seite. Darauf gestützt konnte Philipp es wagen, den Pierre Flotte als Gesandten nach Rom zu schicken, der in seinem und der Stände Namen dem Papste die härtesten Dinge sagen mußte. Als der Papst mit dem Schwerte drohte, antworte Flotte: „Euer Schwert, heiliger Vater, besteht nur in Worten, das meines Herrn erweiset sich durch die That.“ Daraufhin hob der Papst in einer Constitution vom 5. Dez. 1301 alle dem König und seinen Großen gegebenen Freiheiten und Privilegien auf und lud dann später den 1. Nov. 1302 sämmtliche französische Prälaten zu einer Kirchenversammlung nach Rom ein. In diesem Ausschreiben erklärte er jeden für einen Ketzer, der nicht glaube, daß der König in allen, in geistlichen wie in weltlichen Dingen dem Papst unterworfen sei. Das war dem König zu viel. Er parodirte den Satz des Papstes dahin, daß er seines Ortes jeden für einen Narren erklärte, der nicht glaube, daß in weltlichen Dingen der König von jeder andern Macht, auch von der päpstlichen unabhängig sei. Ja in dem Fehdebrief,

den er dem Papſte zuſandte, redete er ihn an: „Deine Narrheit“ (tua fatuitas) ſtatt „Eure Heiligkeit“. Es waren in der bereits ernüchterten Zeit nicht mehr die apokalyptiſchen Bilder, wie zur Zeit Friedrichs II und Gregor IX, welche im Kampfe ausgetauſcht wurden, ſondern einfache moderne Grobheiten und Schimpfwörter. So nannte auch wieder der Papſt den König einen Buben (unum garcionem). — Im April 1302 verſammelte Philipp die Generalſtaaten (den Adel, die Geiſtlichkeit, die Bürgerſchaft) in Paris und verbot ſeinen Geiſtlichen, die vom Papſt ausgeſchriebene Synode zu beſuchen. Dieſer aber erließ unterm 18. November 1302 die berüchtigte Bulle Unam sanctam, worin er es geradezu ausſprach, daß der Papſt nicht nur alle geiſtliche, ſondern alle weltliche Macht in ſich vereinige, daß beide Schwerter in ſeiner Hand ſeien: das eine werde für die Kirche und das andere von ihr geführt. Die dualiſtiſche Vorſtellung, wonach zwar der Papſt an der Spitze der geiſtlichen, der Kaiſer aber oder König oder Fürſt an der Spitze der weltlichen Angelegenheiten ſteht, erklärte Bonifaz als eine manichäiſche Ketzerei. Eine Chriſtenheit mit zwei Häuptern iſt ein Monſtrum; nur ein Haupt der Chriſtenheit giebt es und dieſes iſt Chriſtus ſelbſt im Himmel; aber auf Erden iſt es ſein Statthalter, der Nachfolger Petri, der Papſt. Auch hier mußten bibliſche Stellen den Beweis leiſten für ſolche unerhörte Behauptungen. Heißt es doch Jerem. 1, 10.: „Ich ſetze dich über Völker und Königreiche, um auszurotten und zu zertrümmern, zu verderben und zu zerſtören, aufzubauen und zu pflanzen,“ und ſchreibt doch Paulus an die Corinther (1 Cor. 2, 15): „Der Geiſtliche richtet alles und wird von Niemand gerichtet.“ — Auf dieß hin erneuerte Philipp das Ausfuhrverbot und unterſagte ſeinen Biſchöfen und Geiſtlichen bei hoher Strafe jeden Verkehr mit Rom. Dem Papſt aber blieb nichts übrig, als den 13. April 1303 den Bann über den König auszuſprechen und zugleich deſſen Entſagung. Ja, er forderte den deutſchen König Albrecht auf, den Thron von Frankreich in Beſitz zu nehmen. Philipp aber ſchloß im Juni deſſelben Jahres Frieden mit England und beſchleunigte nun auch von ſich aus den Prozeß mit dem Papſte. Er eröffnete aufs Neue eine Ständeverſammlung. Da erhoben ſich denn ſchwere Beſchuldigungen gegen den Papſt und ſeine perfide Politik. Selbſt

seine Rechtgläubigkeit wurde angefochten; er leugne, hieß es, die Unsterblichkeit der Seele und die Brotverwandlung im Abendmahl, er nehme für seine Person mehr Ehrfurcht in Anspruch, als für den Leib Christi; er wurde beschuldigt, sein eigenes Bildniß zu einem Gegenstand der Anbetung gemacht zu haben; genug, er wurde von der Versammlung als ein ausgemachter Ketzer (hæreticus perfectus) bezeichnet. Schon jetzt wurde nach dem Mittel gegriffen, das in der Folge immer mehr zur Anwendung kam: es wurde auf ein allgemeines Concil angetragen.

Die Beschlüsse der Versammlung sollten nun dem Papste zur Kenntniß gebracht werden. Dieß geschah durch den Großsiegelbewahrer des Königs, den Baron Nogaret; ihn begleitete Sciarra Colonna, der entschiedene Feind des Papstes. Bonifaz entzog sich dieser Begegnung durch die Flucht nach Anagni in Campanien, von wo aus er eine neue Bulle gegen Frankreich schleuderte. Nogaret aber verfolgte den Papst auch in seinen letzten Zufluchtsort. Eine von ihm angeführte Schaar drang in Anagni ein mit den Worten: „Es sterbe der Papst, es lebe der König von Frankreich!“ Noch war aber von dem Papst nicht gewichen das Gefühl seiner Würde. In vollem Ornate saß er auf seinem Stuhle, die Krone auf dem Haupte und erwartete so in voller Ruhe die auf ihn eindringende Schaar der Feinde. Nur mit Widerwillen kann man es vernehmen, wie Sciarra Colonna seinem Rachegefühl den rohesten Ausdruck gab, indem er dem Papst mit seinem eisernen Handschuh einen Schlag ins Gesicht versetzte. Es wäre zu weitern Mißhandlungen gekommen, hätte nicht Nogaret abgewehrt. Der Papst ward gefangen genommen und in Gewahrsam gebracht. Aber schon nach drei Tagen wurde er von einer Schaar seiner Anhänger, deren er in Anagni noch viele hatte, befreit. Diese drangen mit den Worten ins Gefängniß: „es lebe der Papst, es sterben die Verräther!“ Im Triumph ward Bonifaz nach Rom zurückgebracht, im Triumph daselbst empfangen. Die Orsini, die Feinde der Colonna's warfen sich zu seinen Beschützern auf und verwahrten ihn im Vatican. Allein die Aufregung war für den Papst zu mächtig gewesen. Ob er in Wahnsinn verfallen, wie berichtet wird, lassen wir dahin gestellt. Genug, er unterlag dem Andrange der heftigen Gemüthsbewegungen, denen

er ausgesetzt war. Man fand ihn todt den 11. Oktober 1303, nachdem er 7 Jahre, 9 Monate und 18 Tage regiert hatte. „Des Morgens (so wird wenigstens von einer Seite her berichtet), fand man ihn, sein weißes Haar mit Blut befleckt, Schaum vor dem Munde, den Stab, den er in den Händen trug, von seinen Zähnen zernagt, auf seinem Bette.“ Sein Vorfahr, den er so schmählich beseitigt, soll über ihn geweissagt haben: „er wird sich einschleichen wie ein Fuchs, regieren wie ein Löwe, sterben wie ein Hund.“[1]) Dante hat ihm, als der Pharisäer Herr und Hort, seinen Platz in der Hölle angewiesen.

Vergleichen wir Bonifaz mit seinen großen Vorgängern, deren Beispiel er nachahmte, mit einem Gregor VII und einem Innocenz III, so theilte er wohl mit diesen das Gefühl der päpstlichen Würde, allein die sittliche Kraft, die wir bei jenen Männern, bei allen Menschlichkeiten, die auch ihnen und ihrem Streben anhafteten, bewunderten, die war bei ihm bedeutend gesunken. Auch verkannte er durchaus seine Zeit; er wollte das Unmögliche und darum erreichte er das Ziel seines Strebens nicht; er überspannte den Bogen und darum brach er.

Es ist eine alte Erfahrung, daß untergehende Größen sich gerne in den Bildern der Vorzeit spiegeln, und daß sehr oft die Zeiten, welche am meisten sich bemühen, der Vorzeit Denkmäler zu errichten, ihrem Falle nahe sind. So kam denn auch Bonifaz zuerst auf den Gedanken, ein Jubeljahr auszuschreiben zur Verherrlichung des päpstlichen Stuhles. Er that es auf das Jahr 1300, auf den Abschluß des 12. Jahrhunderts, gerade auf den Zeitpunkt, in welchem das Papstthum seinen höchsten Glanz für immer erreicht hatte. Alle die, welche in diesem Jubeljahr nach der heiligen Stadt Rom wallfahrteten, sollten vollkommenen Ablaß aller ihrer Sünden erhalten. Schon damals strömte eine große Menge Gläubiger nach Rom und legte reiche Geschenke auf dem Altar Petri nieder. Man fand die Sache bald so einträglich, daß die spätern Päpste, die Zeit von einem Jubeljahr zum andern, die nach Bonifaz 100 Jahre betragen sollte, auf 50,

[1]) Intrabit ut vulpes, regnabit ut leo, morietur ut canis. Möglicher Weise ist das Dictum später dem Murone in den Mund gelegt worden.

dann auf 33 und zuletzt auf 25 Jahre herabsetzten. Bei dieser Zahl ist es nun geblieben.

Mit dem Tode Bonifaz VIII oder was dasselbe ist, mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts, treten wir aus dem tiefern Mittelalter in eine Zeit des Ueberganges, der Gährung, der beginnenden Auflösung. Und das zeigt sich uns auf allen Gebieten. Die Idealität ist verschwunden; die alten Formen bestehen fort, aber sie entbehren des Gehaltes, und dadurch wird der Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit immer größer, die Kluft immer gähnender. Das weltliche Leben reißt sich gewaltsam los von seiner Verbindung mit dem geistlichen. Ein Monarch wie Philipp der Schöne hat bereits den Nimbus abgestreift, der früher auch auf der königlichen Würde lag. An die Stelle des geistlichen Despotismus sehen wir den weltlichen Despotismus treten, der auch in geistlichen und kirchlichen Dingen seinen Willen durchzusetzen sucht. Das zeigt sich uns nun auch in dem Bestreben Philipps, das Papstthum von Frankreich abhängig zu machen, und es gleichsam unter seinen Augen zu behalten. „Es weht, wie Ranke treffend bemerkt, durch das ganze Dasein Philipps schon etwas von dem schneidenden Luftzug der neuern Geschichte.“ [1])

Auf Bonifaz VIII war Benedikt XI gefolgt, ein Mann von sanfter, friedfertiger Gemüthsart: er sprach den König Philipp vom Bann los, der noch auf ihm lastete, starb aber bald darauf, wie man vermuthet, an Gift. —

Nun blieb der päpstliche Stuhl wiederum neun Monate lang erledigt. Die Franzosen konnten sich mit den Italiänern nicht vereinigen. Endlich wurde nach einem seltsamen Compromiß ein Franzose bezeichnet, der Erzbischof von Bordeaux, Bertrand d'Agoust, ein Anhänger des verstorbenen Bonifaz. Der König Philipp hielt aber zuvor mit dem Erzbischof eine Zusammenkunft, worin er ihm fünf Bedingungen vorschrieb, unter welchen er ihn allein anerkennen werde; eine sechste werde er ihm später nennen. Diese fünf Bedingungen waren folgende: 1) sollte er als Papst dem Könige völlige Absolution von den Strafen ertheilen, welche Bonifaz über ihn verhängt hatte; 2) alle die begnadigen, welche

[1]) Französische Geschichte I. S. 47.

einst die Partei gegen Bonifaz genommen hatten; 3) dem Könige den Zehnten von den geistlichen Gütern fünf Jahre lang zu beziehen bewilligen; 4) (und das war eine der härtesten Forderungen) das Andenken des Bonifaz verdammen, oder vielmehr einen Prozeß wider ihn einleiten, der nach Philipps Ansicht die Verdammung des Bonifaz zur Folge haben würde; und 5) sollte er die beiden vertriebenen Cardinäle aus der Familie Colonna wieder einsetzen. Er sollte also mit einem Worte sich von der Partei des Bonifaz lossagen, mit der er es bisher gehalten; er sollte Garantien geben, daß er mit dem System des Bonifaz auf immer gebrochen habe und dem königlichen Willen dienstbar sein werde. Bertrand ging, so hart es ihn ankam, die Bedingungen ein, und nun erst, nachdem er auf die Hostie geschworen, alles treulich halten zu wollen, ordnete Philipp einen Gesandten nach dem Conclave, welcher bewirkte, daß den 13. Juli 1305 Bertrand d'Agoust wirklich als neugewählter Papst aus der Wahlurne hervorging. Er nannte sich Clemens V und wurde zu Lyon gekrönt. Nach Rom kam er nicht. Erst residirte er in Bordeaux, dann in Poitiers und endlich nahm er seinen bleibenden Sitz in Avignon. Wie man vermuthet, war eben die Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Avignon die sechste Bedingung, welche der König verschwieg und dem Papst erst nach seiner Wahl eröffnet hatte. — Wer nun weiß, wie innig der Glaube an die päpstliche Hoheit zusammenhing mit dem Sitz auf dem Stuhle Petri zu Rom, der begreift, wie durch diese Verlegung der päpstliche Stuhl den ersten empfindlichen Stoß erlitt, und man wird sich nicht wundern, wenn die römischen Theologen und Geschichtschreiber den fast 70jährigen Zeitraum der päpstlichen Residenz in Avignon (1309 bis 1376) als die babylonische Gefangenschaft bezeichnen.

Clemens V war ein durchaus weltlichgesinnter Mann, von keiner höhern Idee durchdrungen, und auch sein sittlicher Wandel war nicht ohne bedeutende Flecken. Unter den fünf Bedingungen, die ihm der König Philipp gestellt, kam ihn keine schwerer an, als das Andenken Bonifaz zu verdammen. Er zögerte damit lange, aber vom König immer wieder an sein eidliches Versprechen erinnert, mußte er darauf denken, es zu erfüllen. Clemens berief eine Kirchenversammlung nach Vienne. Sie dauerte vom 16. Okt.

1311 bis zum 6. Mai 1312. Hier wurde nun der Prozeß gegen Bonifaz eingeleitet. Zwei spanische (castilianische) Ritter meldeten sich, die sich bereit erklärten, die Ehre des verstorbenen Papstes Bonifaz VIII gegen einen jeden zu vertheidigen, der sie antasten würde. Niemand wagte es den Kampf aufzunehmen. Bonifaz wurde freigesprochen. Die verhängnißvollen Bullen aber, in welchen jene die königliche Macht beleidigenden Ansprüche enthalten waren, wurden stillschweigend beseitigt. Dem König ward eine Ehrenerklärung gegeben in Beziehung auf die Stellung, die er im Kampf eingenommen. Damit gab sich Philipp zufrieden.

Dieselbe Synode von Vienne ist aber auch dadurch berühmt geworden, daß auf ihr in Uebereinstimmung mit dem König, der Orden der Tempelherren vom Papste aufgehoben worden ist. Wir müssen diesem Ereigniß etwas näher treten. Schon längere Zeit hatten sich nachtheilige Gerüchte über diesen Orden verbreitet, sowohl seiner Sittlichkeit als seines Glaubens wegen. Durch ihr hochmüthiges, treuloses Verfahren gegen die Pilger im Orient hatten sich die Templer mehr und mehr verhaßt gemacht, und statt die Pilger zu schützen, hatten sie sich Angriffe auf dieselben erlaubt und sogar Bekehrungen der Mahomedaner durch Gewaltthätigkeiten verhindert. Schon Innocenz III hatte ihnen vorgeworfen, daß sie statt ein Geruch des Lebens zum Leben, ein Geruch des Todes zum Tode geworden seien, und daß sie verdienten, ihrer apostolischen Privilegien beraubt zu werden. Nun waren aber auch zugleich ihre Reichthümer eine Versuchung für den König Philipp, unter dem Vorwande jener Verbrechen die Güter des Ordens mit Beschlag zu legen. Die Aussagen eines Bürgers von Beziers, der in dem Albigenserkriege der Ketzerei wegen gemeinschaftlich mit einem Templer gefangen saß, und dem der Templer verschiedene Eröffnungen soll gemacht haben, schienen hinreichend, um einen förmlichen Prozeß gegen den Orden einzuleiten. Vor Allem galt es, sich des Großmeisters Jakob Molay zu versichern. Clemens V lud ihn nach Avignon ein und theilte ihm die wider den Orden erhobenen Beschuldigungen mit. Molay selbst drang auf Untersuchung. Sofort wurden den 13. Okt. 1307 auf Befehl des Königs sämmtliche Templer in Frankreich zur Haft gebracht, mit ihnen auch Molay. Es waren schwere Verbrechen, deren sie

beſchuldigt wurden: unnatürliche Wolluſt und Gottesläſterung. Nach den einen Ausſagen beteten ſie ein Götzenbild (Baffomet [1]) unter Läſterung und Anſpeiung des Namens Chriſti und des Kreuzes, nach andern eine Katze oder einen Raben an. Als ſie nicht geſtehen wollten, wurde die Folter angewendet. Die Einen wurden dadurch zum Geſtändniß gebracht, Andere leugneten ſtandhaft. Von den 66 Verhafteten wurden 45 in die Gefängniſſe von Aigues-mortes, 15 nach Nimes, 6 nach dem königlichen Schloſſe Alais in den Cevennen gebracht. Ritter Oudouard von Maubuiſſon leitete das Verhör.

Gegen dieſes Verfahren proteſtirte erſt Clemens V von Poitiers aus, weil geiſtliche Ritter nur von einem geiſtlichen Gerichte beurtheilt werden könnten; allein eine Ständeverſammlung in Tours, an der auch franzöſiſche Prälaten und Biſchöfe theilnahmen, ermächtigte den König, den Prozeß von ſich aus zu führen. Nachdem der Papſt in einer Bulle vom 29. Dez. 1308 die Templer der ihnen beigemeſſenen Verbrechen ſchuldig erklärt hatte, waren ſchon den 12. Mai 1310 in Paris 54 Ritter lebendig verbrannt worden. Nun aber folgte erſt auf der Synode von Vienne die förmliche Aufhebung des Ordens den 12. März 1312 und zwar vorerſt in einem geheimen Conſiſtorium; aber ſchon den 6. Mai deſſelben Jahres wurde die Aufhebung förmlich verkündigt. Dieſe Aufhebung zog nun auch das tragiſche Schickſal der vier großen Würdenträger des Ordens, des Großmeiſters Jakob von Molay, des Großviſitators Hugo de Péraud, des Großpräceptors von Guienne Gottfrieds von Gnaville und des Großpräceptors der Normandie, Guido (eines Sohnes des Grafen Robert von Auvergne) nach ſich. Erſt wurden ſie alle Vier zu ewiger Gefangenſchaft verurtheilt. Als aber Molay die ihm erpreßten Geſtändniſſe widerrufen wollte, wurde er als ein Rückfälliger betrachtet, und als ein ſolcher des Todes würdig erkannt. Den 19. März 1314 ward ſomit Jakob Molay und mit ihm der Großprior Guido von der Normandie in Paris auf der Inſel der Seine verbrannt. Sie ſtarben

[1]) Der Name wird verſchieden erklärt. Einige ſehen darin die Entſtellung des Namens „Mahommed;“ andere haben darin eine „Weisheitstinctur“ (βαφη μητιδος) erblicken wollen; Andere wieder anders.

unter Bezeugung ihrer Unschuld und unter Berufung auf den himmlischen Richter, vor den sie König und Papst noch im Tode citirten. Als der König bald darauf starb, sah das Volk, das Molay und seinen Genossen als Märtyrer verehrte, in diesem plötzlichen Tode eine Vorladung des Mörders vor das untrügliche Gericht Gottes. Von der Grabkammer der Templer ging dann eine Sage, daß alljährlich in der Nacht der Aufhebung eine gewappnete Gestalt erscheine, das rothe Kreuz auf dem weißen Mantel und feierlich die Frage erhebe: wer wird Jerusalem befreien? Aus dem Gewölbe erschalle aber dann die Antwort: „Niemand, niemand, denn der Tempel ist zerstört."

Dieser tragische Untergang der Templer in Frankreich zog ein ähnliches Schicksal des Ordens in andern Ländern nach sich. In England wurden schon im Januar 1308 alle im Lande befindlichen Templer ergriffen und ihre Güter eingezogen. Auch in Spanien und Portugal wurden Untersuchungen eingeleitet; doch erklärte eine Synode in Saragossa 1312 die Templer für unschuldig. Dasselbe hatte in Deutschland eine Synode von Mainz gethan schon im Juli 1311. Und so erhielt sich noch einige Jahre, bis zum Jahr 1319, der Tempelhof zu Görlitz. In Portugal dauerte der Orden unter dem Namen des Christordens fort.

Unsere Aufgabe kann es nicht sein, den Prozeß zu revidiren, was schon zu wiederholten Malen im Interesse der historischen Wahrheit geschehen ist. [1]) Mögen auch Einzelne der Verbrechen schuldig gewesen sein, die dem ganzen Orden aufgebürdet wurden; mag auch der Orden selbst sich innerlich überlebt haben, das Verfahren gegen die Templer war ein gewaltthätiges und gereicht

[1]) Vergl. die Untersuchungen von Hammer-Purgstall, Raynouard, Wilcke, Maillard de Chambüre, Havemann (1846). „Es ist thatsächlich, sagt Hase in seiner Kirchengeschichte, daß die Sache des Christenthums der Selbstsucht des Ordens mehrereremale aufgeopfert wurde; es ist wahrscheinlich, daß einzelne Ritter unnatürlicher Laster schuldig waren, daß ein der Kirche feindseliger Geist den Orden erfüllte und daß einzelne Comthureien sich über den Streit der Religionen hinausgestellt hatten; aber nichts ist gegen den Orden rechtskräftig erwiesen. Philipp hat nach den Reichthümern der Tempelritter verlangt und ihren Staat im Staate brechen wollen; Clemens V. hat sie dem König aufgeopfert und der stolze Ritterorden hatte keine Hülfe zu hoffen, weil er mit dem Klerus zerfallen war."

weder dem König noch dem Papst zur Ehre. Es war damit zugleich ein gewaltiger Riß geschehen in das geistliche Ritterthum des Mittelalters, ein mächtiger Stein hatte sich losgelöst aus dem Gefüge der Hierarchie, ein Hauptpfeiler des Gebäudes war mit dem weitern Einsturz bedroht.

Wir sehen uns um nach den gleichzeitigen Verhältnissen des deutschen Reiches. Da ist es denn der gewalsame Tod Kaiser Albrechts (1308) in Windisch, der zu neuen Verwicklungen hinführte. Philipp der Schöne hatte gehofft, daß Clemens seinem Bruder Karl von Valois auf den deutschen Kaiserthron helfen werde. Allein Clemens wirkte mit zur Wahl des Luxemburgers, Heinrich VII, doch bald gereuete es ihn. Der alte Kampf zwischen Welfen und Ghibellinen entbrannte aufs Neue. Heinrich unternahm einen Römerzug, und setzte sich in Mailand die eiserne Krone aufs Haupt. Auch nach Rom bahnte er sich den Weg, drang, nachdem der Welfen-König Robert ihm den Eingang gewehrt, in die Hauptstadt ein und ließ sich von zwei ihm ergebenen Cardinälen zum Kaiser krönen. Als er aber dann weiter nach Neapel vordringen wollte, erkrankte er plötzlich zu Buonconvento, einem Dorfe im Gebiete von Siena und starb den 24. Aug. 1313. Es ging die Sage, ein Dominikaner habe ihn in Montepulciano durch eine vergiftete Hostie, die er ihm reichte, dem Tod überliefert; wir wollen gerne diese Anklage fallen lassen, da der Beweis nicht geleistet ist. Clemens V belegte noch die kaiserliche Leiche mit dem Bann. Er folgte indessen bald nach und starb den 12. April 1314. Auch in seinem Tode sahen die Freunde der Templer ein Gottesgericht.

Nach einer zweijährigen Sedisvacanz wurde abermals ein Franzose, der Cardinal Porto aus Cahors gebürtig, zu Lyon gewählt den 7. August 1316 als Papst Johann XXII.

Zehnte Vorleſung.

Avignon. — Johann XXII. Benedict XII. Clemens VI. Cola di Rienzo. Urban V. Gregor XI. Rückkehr nach Rom. Urban VI. — Das abendländiſche Schisma. — Die Pariſer Univerſität. — Heinrich von Langenſtein. — Ruf nach einem allgemeinen Concil. — Die Synode von Piſa (1409).

Von Rom, der ewigen Stadt, dem alten Sitze der Weltherrſchaft, haben wir in der letzten Stunde den Stuhl Petri verlegt geſehen nach einer alten Stadt der Provence, früher von keltiſcher Bevölkerung bewohnt, nach der Stadt Avignon; von den Ufern der Tiber, nach den Ufern der Rhone. Dort erhob ſich auf einem Felſen bei der Stadt eine feſte Burg, an der die Hand mehrerer Päpſte gebaut hat und nicht immer nach dem beſten Geſchmack. Ich erlaube mir zum Beginn der heutigen Stunde aus einer Reiſeſchilderung, die uns unlängſt in einem der geleſenſten öffentlichen Blätter mitgetheilt worden iſt, eine Stelle herauszuheben, die zu Veranſchaulichung des geſchichtlichen Bildes das wir zu entwerfen haben, dienen dürfte. [1])

„Dieſes finſtere Schloß, heißt es dort, mit plumpen und ungeheuren Thürmen, mit zum Himmel ragenden nackten und ſchwarzen Rieſenmauern, welche wenige gothiſche Fenſter unregelmäßig durchbrechen, mit Gräben und Saracinesken, mit tiefen Kerkern, betritt man nur mit einem unheimlichen Gefühl, mit einer Art von Grauen. Es iſt durchaus häßlich, ein Gemiſch von Kloſter und Burg, Gefängniß und Palaſt, förmlich planlos und labyrinthiſch durcheinander gebaut. — So ſpiegelt dieſe vorübergehende Reſidenz (nämlich im Vergleich mit dem Vatican

[1]) Aus den Beilagen zur Augsb. Allgem. Zeitung vom Januar 1861.

zu Rom) in ſich ſowohl die Verkleinerung als das Schickſal des Papſtthums in Frankreich ab; ſie iſt ein Gefängniß der Päpſte und zugleich ihr Baronalſchloß aus jener Epoche der Feudalität, in welcher die Oberherren der Chriſtenheit nur Vaſallen Frankreichs waren und nicht erröthteten, ſich mit dem baronalen Titel der Grafen von Venaiſſin und Avignon zu ſchmücken." — Bekanntlich wurde dieſes Schloß der Päpſte in der franzöſiſchen Revolution in eine Kaſerne verwandelt und dient noch heute als ſolche.

„Ueber dem großen Portal, ſo fährt die Schilderung unſerer Reiſe fort, hängt das Wappen Avignons, eine von zwei Adlern getragene Stadt, darunter drei päpſtliche Schlüſſel von Gold. Man tritt ein: wüſte Höfe, ſteile Mauern, endloſe Treppen, lange kloſterartige Gallerien, nun verbaute gothiſche Kapellen, zertheilte Säle, Thurmgemächer und Gewölbe; ein dädaliſches Labyrinth, welches verwirrt, — die koſtbaren Fresken der Kapellen und mancher Gemächer ſind zerſtört und der Beſucher erkennt heute nur noch mit Mühe die kläglichen Reſte ſchöner Werke aus der Schule des Giotto. Dieſe jetzt ſtummen Mauern umſchließen indeß immer die Geſchichte von 70 Jahren des Papſtthums in einer merkwürdigen Epoche Europa's." — Und zu dieſer Geſchichte laſſen Sie uns nun weiter übergehen.

Unter den ſieben Päpſten in Avignon, deren Geſchichte wir in der vorigen Stunde mit dem erſten derſelben, Clemens V, begonnen haben, nimmt deſſen Nachfolger Johann XXII eine der bedeutendſten Stellen ein. Auch er mußte die Abhängigkeit von Frankreich ſich gefallen laſſen, ſo ſehr auch der Geiſt eines Innocenz III und eines Bonifaz VIII in ihm ſich regte. Dagegen glaubte er die alte päpſtliche Autorität um ſo ungehinderter Deutſchland gegenüber geltend machen zu können; allein auch hier ſtieß er auf kräftigen Widerſtand. Es war abermals eine zwieſpältige Kaiſerwahl, welche dem Papſt Gelegenheit verſchaffte, Einſprache zu thun. Es ſtritten ſich in Deutſchland um die Kaiſerkrone Herzog Ludwig von Baiern und Friedrich der Schöne von Oeſtreich. Nach einem ſiebenjährigen Kriege hatte Ludwig in der Schlacht bei Mühldorf 1322 über ſeinen Gegner einen Sieg davon getragen und ſich mit ihm verſöhnt. Der Papſt aber proteſtirte

gegen Ludwig und ſprach, nachdem er 1323 vergebens ein Monitorium an ihn erlaſſen, im März 1324 den Bann über ihn und das Interdict über alle ſeine Anhänger aus. Der Kaiſer ſetzte auf einem Reichstag zu Nürnberg dieſer Bannbulle eine Appellation an eine allgemeine Kirchenverſammlung entgegen und erklärte ſeinerſeits den Papſt für einen Ketzer. Schon jetzt zeigte ſich auch vielfacher Widerſpruch von Seiten des Volkes. So unter anderm in der ſeit Kurzem entſtandenen ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft. Die Waldſtätte fragten einfach ihre Prieſter, ob ſie ſingen und die Meſſe leſen oder das Land meiden wollten. Aehnliches ſprachen die Bürger Baſels zu den Bettelmönchen: „entweder leſen und ſingen, oder aus der Stadt ſpringen.“ In Zürich hatte die Stadt achtzehn Jahre lang blos den Gottesdienſt der Barfüßer, und wie dann weiterhin der päpſtliche Legat im Jahr 1333 in Baſel empfangen wurde, iſt bekannt. Er wurde von den Bürgern auf die Pfalz des Münſters geführt und hinab in den Rhein geſtürzt.

Auch in Italien erhoben ſich mächtige Stimmen gegen den Papſt. Beſonders waren es zwei Männer, die im Vertrauen auf Ludwigs Schutz, in Wort und Schrift die päpſtliche Alleinherrſchaft beſtritten, der kaiſerliche Leibarzt Marſilius von Padua, früher Rektor der Univerſität in Paris, und Johann von Janduno. Epochemachend iſt in dieſer Beziehung eine Schrift, welche unter dem Namen Defensor pacis (Vertheidiger des Friedens) erſchien und den Maſilius von Padua zu ihrem Verfaſſer hat. Hier wird bereits der reformatoriſche Grundſatz aufgeſtellt, daß nicht menſchliche Traditionen, ſondern die heilige Schrift die lautere Quelle ſei, an die man ſich in kirchlichen Fragen zu wenden habe. Weltliches und geiſtliches Regiment, welche die Päpſte vereint in ihrer Hand hatten, werden hier wieder auseinander geſchieden nach dem Grundſatz: „Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt.“ Die Kirche ſoll ſich auf das Geiſtliche beſchränken. Chriſtus ſei nicht in die Welt gekommen, weltliche Händel zu ſchlichten; er habe ſolche Zumuthungen von ſich gewieſen. Und wer ſind denn die Geiſtlichen? Wahrlich nicht die Prieſter allein, ſondern Alle, die von Chriſti Geiſt beſeelt ſind. In weltlichen Dingen aber ſind auch die

ſogenannten Geiſtlichen, die Prieſter, dem weltlichen Richter unterthan. Wer anders lehrt, der lehrt wider das Wort Gottes und iſt ein Häretiker. Die Geiſtlichen ſind nicht Herrn der Gewiſſen. Gott allein vergibt Sünde; der Mund der Prieſter verkündigt blos den Willen Gottes. Noch viel weniger kann der Papſt von der Beobachtung des göttlichen Geſetzes willkürlich entbinden. Solches zu lehren, iſt Ketzerei. Wenn vollends ein Papſt die Unterthanen zur Empörung gegen ihren Fürſten reizt, ſo iſt dieß ein teufliſches Beginnen. Als eine ausgemachte Sache wird in dieſer Schrift ausgeſprochen, daß Chriſtus kein ſichtbares Oberhaupt über ſeine Kirche beſtellt habe, daß Petrus nicht mehr Gewalt beſeſſen als die übrigen Jünger, und daß auch jetzt noch alle Prieſter einander gleich ſeien an Macht und an Anſehen.

Solche Stimmen ermuthigten den König Ludwig. Er ſchritt unbeirrt voran und ſetzte den geiſtlichen Waffen des Papſtes ſein weltliches Schwert entgegen. Er rückte nach Rom vor und ließ ſich daſelbſt durch die Hand zweier Biſchöfe zum Kaiſer krönen. Sodann veranſtaltete er aus eigener Machtvollkommenheit eine glänzende Verſammlung auf dem Platz der Peterskirche, um über den Papſt Gericht zu halten. Eine Menge Beſchuldigungen erhoben ſich wider Johann. Auch ſeine Rechtgläubigkeit wurde angefochten. Er ſoll die alte Irrlehre von einem Schlaf der Seele bis zur allgemeinen Auferſtehung der Todten gelehrt haben; erſt dann am jüngſten Tage werde die Seele mit ſamt dem Leibe erweckt werden zum Schauen Gottes. Während die Dominikaner zu Johann hielten, zeigten ſich die Franziskaner als ſeine erbitterſten Gegner. Sie beſchuldigten ihn namentlich, daß er die Armuth Chriſti, das Lieblingsdogma ihres Ordens leugne. Daß er praktiſch die Armuth Chriſti verleugnete, war nur zu gewiß; denn keiner unter den Päpſten war mehr auf den Erwerb von Reichthum erpicht, als eben dieſer. Nach all dieſen vorliegenden mehr oder weniger begründeten Beſchwerden glaubte ſich die Verſammlung berechtigt, gegen Johann als einen notoriſchen Ketzer das Verdammungs- und Abſetzungsurtheil zu ſprechen. Bei dem Einfluß, den die Franziskaner auf die Verſammlung übten, dürfen wir uns nicht wundern, daß ein Glied ihres Ordens Piedro von Corvaro unter dem Namen Nicolaus V zum

Papſt erwählt wurde. Gleichwohl konnte dieſer Gegenpapſt ſich nicht halten. Das wankelmüthige Volk der Römer fiel bald wieder von ihm ab. Nicolaus ward genöthigt, auf die ſchimpflichſte Weiſe, einem Strick um den Hals, dem Papſte Abbitte zu thun, der ihn ſodann in Gewahrſam bringen ließ. Johann XXII ſtarb den 14. Dec. 1334. Er hinterließ einen reichen Schatz von 20 Millionen Goldgulden, theils in baarem Geld, theils in Gold und Juwelen. Er iſt zugleich der Urheber der ſogenannten Jahrgelder (Annaten), welche eine neue Finanzquelle des päpſtlichen Stuhles wurden. Sie beſtanden darin, daß jeder Geiſtliche, der zu einer Pfründe gelangte, die Einkünfte des erſten Jahres an die päpſtliche Schatzkammer abliefern mußte. Dieſe Gelderpreſſungen, die von Jahr zu Jahr ſtärker wurden und immer wieder unter neuen Namen auftauchten, machten das Papſtthum in eben dem Maaße verächtlich, in welchem ſie ihm aufhelfen ſollten. Sie trugen weſentlich zum Verfall des Papſtthums bei. War der Hochmuth der Päpſte verhaßt, ſo war es der Geiz noch mehr, und zum Haſſe geſellten ſich Verhöhnung und Spott. Daß bei der zunehmenden Verweltlichung einige beſſere Päpſte auftraten, die wieder das Geiſtliche geiſtlich faßten und ſich ſelbſt bemühten, die ſittlichen Grundlagen der Kirche aufs Neue zu befeſtigen, konnten den hereingebrochenen Verfall wohl zeitweiſe aufhalten, aber ihn nicht verhindern. Zu dieſen beſſern Päpſten gehörte der Nachfolger Johanns XXII, Benedict XII, ein früherer Ciſtercienſer (Jakob Fournier war ſein Familienname). Er habe, ſo wurde ihm von ſeinen Freunden nachgerühmt, die Kirche, die zur Hagar geworden, wieder zur Sarah gemacht; er habe ſie aus der Knechtſchaft in die Freiheit geführt. Dagegen redeten böſe Zungen ihm auch Böſes nach; ſie verſchrieen ihn als einen tapfern Zecher [1]); allein; nach zuverläßigen Zeugen war Benedikt bei allen Schwächen, die er haben mochte, ein gelehrter, wohlwollender, friedliebender Herr, dem es allerdings an höherm Schwung des Geiſtes und an dem gehörigen Maaß von Energie gefehlt haben mag, um ganz der Situation Herr zu werden und entſchieden durchzugreifen. Gerne hätte er das verderbliche Avignon verlaſſen und ſeinen Sitz wieder

[1]) Man ſchreibt ihm das Wort zu: Bibamus papaliter!

in Rom genommen; allein er wurde ſowohl daran verhindert, als an einer friedlichen Beilegung des Streites mit Ludwig dem Baier. Er ſtarb ohne etwas Bedeutendes geleiſtet zu haben, im Jahr 1342.

Wie ſehr die Abweſenheit der Päpſte von Rom benutzt wurde, um dort die alten, noch nicht erſtorbenen Freiheitsideen, wie ſie ein Arnold von Brescia im 12. Jahrhundert verkündigte, nun im 14. Jahrhundert durchzuführen, das zeigte ſich unter dem folgenden Papſt Clemens VI. — Ein Mann von geringem Stande, Nicola Lorenzo (Cola di Rienzo) erſchien erſt im Gefolge einer römiſchen Geſandtſchaft in Avignon und ſuchte mit einem Aufwande von Beredſamkeit den Papſt zur Rückkehr nach Rom zu bringen. Aber umſonſt! — Nun warf er ſich eigenmächtig in Rom zum Volkstribun auf und vertrieb den Adel aus der Stadt; die Proteſtation des päpſtlichen Statthalters in Rom blieb unbeachtet. Das neue Regiment war jedoch nicht von langer Dauer. Cola mußte die Flucht ergreifen; er ward eingeholt, von Kaiſer Karl IV an den Papſt ausgeliefert und in Avignon gefangen geſetzt. — Papſt Clemens VI, ein Franzoſe von Geburt, Pierre Roger aus dem Hauſe Beaufort, war durch und durch weltlich geſinnt, obgleich geiſtreich und gebildet. Er liebte eine üppige Tafel, prachtvolle Roſſe, einen glänzenden Hofſtaat. Auch mit der Wahl ſeiner Freunde nahm er es nicht genau; wohl genoß er die Freundſchaft des Dichters Petrarca, aber auch Peter der Grauſame von Caſtilien, der ſeine Regierung mit einer Menge von Schandthaten befleckte, erfreute ſich ſeiner Gunſt und einer milden Behandlung in Anwendung der geiſtlichen Zuchtmittel. Zudem unterhielt Clemens Liebesverſtändniſſe mit Frauen, wie ſie dem Manne auf Petri Stuhl in keiner Weiſe geziemten. Dieſer Papſt war es denn auch, der die Herrſchaft Avignon käuflich an ſich brachte. Dazu bot ſich folgende Gelegenheit. Die ſchöne junge Königin von Neapel, Johanna, war beſchuldigt, ihren Gemahl, den König Andreas von Neapel und Ungarn, aus dem Wege haben räumen zu laſſen. In Averſa, unweit Neapel, war die blutige That geſchehen in der Nacht des 18. September 1345. Vermummte hatten den König überfallen und erdroſſelt. Durch plötzliche Flucht hatte die Königin den Verdacht beſtärkt. Sie hielt

ſich erſt in Neapel verborgen, dann wandte ſie ſich brieflich an den Volkstribun Cola in Rom und betheuerte ihre Unſchuld; endlich aber floh ſie vor der Blutrache der Ungarn und ihres Schwagers nach Avignon, das ihr eigen gehörte. Der Papſt ſollte ihr die Blutſchuld vom Gewiſſen nehmen, ſollte ſie freiſprechen und überdieß ihre neu eingegangene Verbindung mit ihrem Vetter, dem Prinzen Ludwig von Tarent, gutheißen. Zu dieſem Allem ließ ſich der Papſt herbei. Es ward der Königin Gelegenheit gegeben, vor ihm und dem Cardinalcollegium ſich zu vertheidigen; ſie that es in einer wohlgeſetzten lateiniſchen Rede und erhielt was ſie verlangte. Da nun aber ferner Johanna zur Ausrüſtung eines Feldzuges gegen die Ungarn Geld brauchte, ſo verkaufte ſie im Juni 1348 ihre Stadt Avignon dem Papſt um 80,000 Goldgulden. Schon früher (1237) hatte der König Philipp III die Grafſchaft Venaiſſin abgetreten.

Wir haben geſehen, wie Bonifaz VIII das päpſtliche Jubeljahr eingeſetzt hatte, das alle 100 Jahre ſich wiederholen ſollte. Nun aber, nachdem 50 Jahre abgelaufen, ſchrieb Clemens VI ſofort das Jubeljahr aufs Neue aus. Als Grund dafür führte er an, daß die Ausgießung des heiligen Geiſtes 50 Tage nach Oſtern ſtattgefunden habe, 50 alſo eine heilige Zahl ſei; und ſo wurde das Jubeljahr 1350 unter großem Zuſtrömen der Gläubigen gefeiert und trug der päpſtlichen Kaſſe eine ſchöne Summe ein. Aber noch weiter trieb ihn die Habſucht. Er benützte jene von den Scholaſtikern aufgeſtellte Lehre von dem Schatz der guten Werke, um den Ablaß gegen baares Geld feil zu bieten. Damit legte er vollends den Grund zum ſittlichen Ruin des Papſtthums. Wie die meiſten Weltleute, ſo hatte auch Clemens VI neben vielen Schwächen und Leidenſchaften ſeine guten Seiten. Petrarca rühmt ſeine Liebe zur Wiſſenſchaft, und mit dieſer wußte er auch Wohlwollen gegen das Volk zu verbinden. Dieß zeigte ſich namentlich während der Zeit des großen Sterbens, wo er ſich durch ſeine hülfreiche Hand die Herzen zu gewinnen wußte. Er ſtarb den 6. December 1352. — Wiederum beſtieg ein Franzoſe, der Biſchof von Oſtia, Stephan Albert, den päpſtlichen Stuhl unter dem Namen Innocenz VI. Er bildete zu ſeinem Vorgänger einen wohlthätigen Gegenſatz. Er war ein Mann von ſtrengen

Sitten und von dem beſten Willen beſeelt, die Heerde Chriſti nach dem Vorbilde des guten Hirten zu weiden. Nicht nur lebte er ſelbſt einfach und beſcheiden, ſondern muthete auch den Cardinälen ein Aehnliches zu. Als Regent entwickelte er dagegen eine an die frühern Vorbilder erinnernde Energie. Noch dauerten in Deutſchland die Unruhen fort. Schon Clemens VI hatte daran gearbeitet, Ludwig dem Baiern gegenüber, dem böhmiſchen Prinzen Karl die deutſche Kaiſerkrone zuzuwenden, und ſchon unter ſeiner Regierung war Karl in Bonn zum deutſchen König gekrönt worden. Innocenz ſetzte ihm um 1355 als Karl IV die Kaiſerkrone auf. Inzwiſchen aber hatte Cola di Rienzo aus ſeiner Haft in Avignon ſich frei gemacht und neue Unruhen in Italien angeregt. Er hatte ſich abermals zum Volkstribun aufgeſchwungen, und der Papſt ſuchte ihn dießmal ſogar gegen die aufrühreriſchen Großen in Italien zu benutzen, indem er ihn zum erſten Statthalter in Rom ernannte. Allein bald wurde Rom des Demagogen überdrüſſig. In einem Tumult ward Cola von einem Diener des Hauſes Colonna in der Nähe des Kapitols niedergemacht. Das Volk fiel über die Leiche des Unglücklichen her und hängte ſie an den Galgen. Nach außen übte Innocenz VI ſtrenge Kirchenzucht. So belegte er den König Peter von Caſtilien, der gegen ſeine Brüder wüthete und ſeine Gemahlin vergiftete, mit dem Bann. Weniger wußte er ſich nach anderer Seite Anſehen zu verſchaffen. Unter ſeiner Regierung war Avignon durch die ſogenannten Compagnien, d. h. durch Söldnerfreiſchaaren bedroht, welche aus engliſchem und franzöſiſchem Dienſt entlaſſen, ſich zu einer Art von Räuberbande organiſirt hatten. Der Papſt wollte Avignon befeſtigen, um ſich gegen den Andrang dieſer Horden ſicher zu ſtellen. Dieſe aber nöthigten ihn, die Feſtungswerke wieder abzutragen und ihnen Abſolution zu ertheilen. Innocenz ſtarb den 12. Sept. 1362. Er hinterließ ſeinem Nachfolger Urban V einen Streit mit dem mächtigen Barnabo Visconti von Mailand, der ihm Bologna entriſſen hatte. Urban citirte den Barnabo vor den römiſchen Stuhl, und als er nicht erſchien, ſchleuderte er den Bann gegen ihn als einen Ketzer und ließ einen Kreuzzug wider ihn predigen. Aber Barnabo behandelte die päpſtlichen Legaten, die ihm die Bulle überbrachten, mit einem Hohn, der ſeines Gleichen ſucht.

Er führte sie auf die Navigliobrücke und fragte sie: wollt ihr essen oder trinken? Die Legaten verstanden wohl wie das Trinken gemeint sei, wenn sie von der Brücke hinab in den Strom schauten. Darum zogen sie das ihnen minder verständliche Essen vor. Nun aber zwang sie Barnabo die Bulle aufzuessen. So wird erzählt, si fabula vera est. Das Ende war, daß der Papst nachgeben und mit Visconti Frieden schließen mußte. —

Immer unerträglicher wurde den Römern die Abwesenheit des Papstes. Sie sandten den berühmten Dichter und Gelehrten Petrarca an Urban, um ihn zur Rückkehr in die Stadt Petri einzuladen. Der Dichter fragte ihn, ob er lieber unter den Sündern in Avignon oder unter den h. Märtyrern in Rom wolle begraben sein. Und wirklich trat Urban den 19. Mai 1367 die Rückreise nach Rom an. Den 16. Oktober hielt er daselbst seinen feierlichen Einzug und den 31. hielt er wieder zum ersten Mal Messe auf dem Altar Petri, der von Bonifaz VIII Zeit öde gestanden. Aber die Cardinäle waren ihm nur ungerne gefolgt, und auch jetzt sehnten sie sich nach den Fleischtöpfen oder vielmehr den Weinkellern von Avignon zurück. Urban ließ sich bethören, er nahm seinen Sitz aufs Neue in Avignon, aber bald darauf erkrankte er und starb den 19. Dezember 1370. Das wurde von den Römern als eine augenfällige Strafe des Himmels angesehen. — Noch dringender gingen die Forderungen zur Rückkehr an seinen Nachfolger Gregor XI, den siebenten und letzten unter den Päpsten in Avignon. Zwei als Heilige berühmte Frauen, die h. Katharina von Siena und die h. Brigitta von Schweden wirkten besonders auf seinen Entschluß ein, und so folgte Gregor dem Rufe trotz den Anstrengungen, welche der König Karl V von Frankreich machte, den Papst in Avignon zurück zu halten. Gregor starb in Rom den 27. März 1378.

Nach einer stürmischen Wahl, wobei die Einen durchaus einen Franzosen, die Andern durchaus einen Italiäner begehrten, wurde endlich, da das Volk mit Ungestüm einen Römer verlangte, auch ein solcher gewählt. Es war der Erzbischof von Bari, Bartolomeo Prignano, ein Neapolitaner, als Papst Urban VI. Im strengen Mönchsthum auferzogen, suchte dieser Papst nun auch die alte Lebensweise fortzusetzen. Er verwandte einen großen Theil

ſeiner Zeit auf das Studium und auf fromme Andachtsübungen. Er trug das härene Bußgewand und beobachtete die Faſten aufs Strengſte. An ſeinen Cardinälen duldete er kein weltliches Gebahren, und ſo wenig ſchien ihn das zeitliche Gut zu kümmern, daß als ſein Schatzmeiſter ihm den blühenden Zuſtand der päpſtlichen Finanzen rühmte, er ihn mit den Worten zurückwies: „Dein Geld ſei dir zum Verderben.“ Aber dieſes war den Cardinälen nicht nach ihrem Sinne. Und da der Papſt überdieß mit der Strenge gegen ſich ſelbſt auch eine Strenge gegen Andere verband, die in Herrſchſucht und Gewaltthätigkeit ausartete, ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Unzufriedenheit der Cardinäle aufs Höchſte ſtieg: beſonders bei den Franzoſen unter ihnen, die ihn von Anfang an verſchmäht hatten. Sie nahmen die drückende Sommerhitze zum Vorwand, um ſich nach dem frei und hoch gelegenen Anagni zu begeben und von dort erklärten ſie Urban für einen Feind der Kirche, einen Zerſtörer der Chriſtenheit, einen Meineidigen; ſie ſagten ihm den Gehorſam auf und drohten Allen mit dem Bann, die ihm Obedienz leiſten würden. Trotz des Widerſpruchs der Italiäner ſchritten die Franzoſen in Ferredi zu einer neuen Wahl und ſtellten einen ihrer Landsleute, Robert von Genf, Biſchof von Cambray, als Gegenpapſt auf. Er nannte ſich Clemens VII und nahm abermals in Avignon ſeinen Sitz. Es iſt bezeichnend genug, wenn ihn die Geſchichtſchreiber jener Zeit einen Mann „von weitem Gewiſſen“ nennen. Er wurde von der Königin Johanna von Neapel und von Frankreich anerkannt, während Italien fortwährend zu Urban hielt. Auch Deutſchland, England, Dänemark, Schweden, Polen, Preußen waren auf Urbans Seite. Dagegen fielen Schottland, Savoyen, Lothringen, ſpäterhin auch Caſtilien und Arragonien dem Clemens zu. Urbaniſten und Clementiſten ſtanden ſich in feindſeliger Haltung gegenüber und zwiſchen ihnen drin war eine nicht geringe Zahl von Neutralen und Indifferenten. Alſo war die Kirche bis ins Innerſte geſpalten. Das iſt die Zeit des großen abendländiſchen Schisma, die ſich bis in die Anfänge des 15. Jahrh. hinein erſtreckt. Es blieb nicht bei den beiden ſich gegenſeitig verdammenden, gegenſeitig befehdenden Päpſten und ihren Cardinälen; ſondern auch die Biſchofsſtühle waren getheilt, indem der eine

Papſt dieſen, der andere jenen Biſchof hinſetzte. Es entſtand eine Unordnung, eine Verwirrung ohne Gleichen in allen Verhältniſſen. Dazu kam die Verwirrung der Gewiſſen, der Mangel an all dem Halte, den die Völker bisher in der päpſtlichen Autorität gefunden. Hatte ſchon die Verlegung des päpſtlichen Stuhles nach Avignon den Nimbus der päpſtlichen Würde getrübt, der von dem Namen Roms ausgegangen war, ſo wurde der Glaube an die göttliche Autorität des Papſtes noch mehr erſchüttert durch den andauernden Zwieſpalt. Die Einheit des Regimentes hatte in der That etwas Impoſantes gehabt; aber nun konnte auch dieſe Einheit nicht mehr imponiren. Zwei Gewalten, von denen jede behauptete, die ächte, die von Gott geſetzte Gewalt zu ſein, mußten ſich gegenſeitig aufheben. Die traurigſte Anarchie war die unausweichliche Folge. Dieß zeigte ſich nur zu bald im praktiſchen Leben. Zuchtloſigkeit und Ungebundenheit nahmen mehr und mehr überhand. Frevel waren an der Tagesordnung, und was von den Päpſten ſelbſt geſchah, um ihr Anſehen zu behaupten, war keineswegs erbaulich. Urban VI, der ſo fromm und gottesfürchtig ſein Regiment begonnen, zeigte ſich immer gewaltthätiger und grauſamer in den Maßregeln, die er gegen ſeine Feinde ergriff. Um ſich an Johanna von Neapel zu rächen, die ſich für den Gegenpapſt erklärt hatte, ſchloß er ein Bündniß mit ihrem feindlichen Verwandten, dem König von Ungarn, und that Johanna in den Bann. Es gelang ihm, ſie vom Thron zu ſtoßen und einen ſeiner Anhänger, Karl von Durazzo, an ihre Stelle zu ſetzen, der nachmals der Mörder der unglücklichen Königin wurde.[1]) Allein er überwarf ſich auch mit dieſem. Der Papſt verlangte für ſeinen Nepoten, einen lüderlichen Menſchen, das Gebiet von Capua und Amalfi. Als Karl es nicht herausgeben wollte, that ihn der Papſt in den Bann. Der Herzog aber ließ den Papſt in ſeinem eigenen Schloſſe Nocera gefangen halten. Nun trat der Papſt vier Mal täglich ans Fenſter und verkündigte von da herab den Bann gegen den Herzog und ſein Heer; ein Vorgehen, wodurch er ſich und den Bann nur lächer-

[1]) Auf ſeinen Befehl ward ſie 1382 im Schloſſe zu Muro in Apulien erdroſſelt.

lich machte. Aber bei dieſer kindiſchen Demonſtration blieb es nicht. Bald kehrte Urban ſeine grauſame Natur hervor. Er hatte ſechs Cardinäle, die er für ſchuldig erachtete, eine Verſchwörung gegen ihn angezettelt zu haben, bei ſich als Gefangene, während er ſelbſt ein Gefangener in ſeinem Schloſſe war. Dieſe ließ er aufs Grauſamſte behandeln; er unterwarf ſie der Folter, und während ſie unter den Qualen derſelben ſeufzten, ſpazierte er gemüthlich im Schloßgarten, ſein Brevier betend. Als er dann durch eine genueſiſche Flotte in Freiheit geſetzt, nach Genua flüchtete, nahm er die gefangenen Cardinäle gefeſſelt mit ſich. Ein Einziger von ihnen, ein Engländer, erhielt die Freiheit; die übrigen fünf ließ er 1386 hinrichten. Er ſelbſt ſtarb 1389, nachdem er das päpſtliche Jubeljahr von 50 auf 33 Jahre herabgeſetzt hatte, aus dem Grunde, weil Chriſtus 33 Jahre lang auf Erden gewandelt. Man ſieht, die päpſtliche Logik war unerſchöpflich an Gründen, wenn es galt, aus bibliſchen Analogien einen Vortheil zu ziehen. Doch zog Urban den gehofften Gewinn nicht mehr ſelbſt, wohl aber ſein dem Mammon gänzlich ergebener Nachfolger Bonifaz IX, der ſeine Reſidenz von Rom nach Perugia und dann 1393 nach Aſſiſi verlegte. Er war ein Mann ohne alle Bildung und nur darauf bedacht, ſo viel Geld als möglich zuſammen zu ſcharren. „In zeitlichen Dingen hatte er nicht wenig Glück, in geiſtlichen deſto weniger Geſchick," wie ihm die Chroniſten der Zeit nachreden.[1]) Unter dieſem Geizhalſe entwickelte ſich dann auch die Ablaßkrämerei ſchon ſo weit, daß man ſtatt ſelbſt nach Rom zu wallfahrten, nur das Reiſegeld dahin an die päpſtliche Kaſſe zu bezahlen brauchte. Zugleich erreichte die Simonie unter ihm den höchſten Gipfel. Alles war um Geld zu haben. Die unwürdigſten Menſchen konnten ſich geiſtliche Stellen erkaufen, die gleich jeder andern Waare feil geboten wurden. Dieſem Papſte hing übrigens Italien, Deutſchland, Ungarn und Polen an, während Frankreich noch immer zu Clemens VII hielt. Begreiflicher Weiſe fehlte es auch jetzt nicht an Bannſtrahlen, die

[1]) In temporalibus non mediocriter fortunatus, sed in spiritualibus debilis. Theoderich von Niem (bei Neander II. S. 704). Derſelbe ſagt auch von dieſem Papſte: Erat insatiabilis vorago et in avaritia nullus ei similis.

ſich die Päpſte gegenſeitig zuſchleuderten. „In den Zeiten des Schisma's blitzte es beſtändig am Kirchenhimmel.“ [1]) Aber es war ein trüber, ein troſtloſer, eiſerner Himmel. Viele Seelen ſeufzten unter demſelben und ſehnten ſich nach Frieden. Aber wer ſollte dieſen Frieden bringen? Wenn je, ſo fanden in dieſer Zeit die Worte des Propheten ihre Anwendung auf die damalige Kirche: „Das ganze Haupt iſt krank, das ganze Herz iſt ſiech; von der Fußſohle bis zum Haupte iſt nichts Heiles an ihm.“ Mitten in dieſer Verſunkenheit fehlte es indeſſen nicht an einzelnen wohldenkenden Männern, welche, ſo gut ſie es vermochten, das Ihrige thaten, dem troſtloſen Zuſtand ein Ende zu machen. Vor allem war es die Pariſer Univerſität, welche verſchiedene Mittel in Vorſchlag brachte, dem Skandal eines zweiköpfigen Papſtthums ein Ziel zu ſetzen. Schon im Jahr 1381 hatte ein Deutſcher von Paris aus ſeine Stimme erhoben, Heinrich von Langenſtein aus Heſſen, Dr. und Profeſſor der Theologie. Er ſah in der andauernden Spaltung eine Mahnung Gottes an die Gewiſſen. Er ermahnte die weltlichen und geiſtlichen Fürſten, ſich unter Gottes gewaltige Hand zu demüthigen und Buße zu thun; denn die Schuld ſei eine gemeinſame. Die Sünde, in der Alle verſunken, ſei die Urſache des Verderbens, unter der die Chriſtenheit ſeufze. Und nun drang einer der ausgezeichnetſten Lehrer der Pariſer Univerſität, Nicolaus von Clémanges auf die Berufung eines allgemeinen Concils. Es ſchienen einige Hoffnungen vorhanden, die Einheit des Regiments wieder herzuſtellen. War doch eben einer der beiden ſich bekämpfenden Päpſte, Clemens VII, geſtorben, aber an ſeine Stelle war zu Avignon bereits ein neuer Gegenpapſt, der Cardinal Peter von Lucca aus Arragonien unter dem Namen Benedict XIII gewählt worden. Er war ein Mann von unbeſcholtenem Rufe und hatte ſogar bis dahin einen löblichen Eifer für die Wiederherſtellung des Kirchenfriedens an den Tag gelegt; darum glaubte auch die Pariſer Univerſität ſich ihm vertrauen zu dürfen. Er gab ihr die beſten Verſprechungen, aber keine wurde gehalten, und als man ihm deßhalb Vorſtellungen machte, empfahl er ſich, gleichſam zum Hohne, dem Gebet

[1]) Herzog, theol. Realencykl. II. S. 303.

derer, die ihn an seine Pflicht mahnten. Da blieb denn endlich nichts übrig, als daß die weltliche Macht einschritt. König Karl VI von Frankreich berief sonach aus eigener Machtvollkommenheit ein Nationalconcil nach Paris. Dieses Concil versuchte erst einen gütlichen Weg; es wollte die beiden Päpste, Bonifaz IX und Benedict XIII zu freiwilliger Abdankung bewegen. Als diese aber von keinem der Beiden zu erzielen war, sprach ein königliches Edict vom 28. Juli 1398 über beide die Absetzung aus. Benedict, der sich in Avignon verschanzt hielt, wurde Jahre lang durch königliche Truppen belagert. Unterdessen starb sein Nebenbuhler, Bonifaz IX. Wie aber bei der Hydra an die Stelle des abgehauenen Kopfes sofort ein neuer trat, so war es hier. Die italiänische Partei, die den Bonifaz beschützte, wählte sofort einen neuen Papst, Innocenz VII, und als auch dieser starb, wieder einen neuen, den schon 80jährigen Angelo Carario aus Venedig als Gregor XII. Noch einmal wurde der Versuch gemacht, beide Päpste, dießmal also Benedict XIII und Gregor XII zu freiwilliger Abdankung zu bewegen. Sie machten Miene, darauf einzugehn. Die Stadt Savona in Ligurien ward als der Ort bestimmt, da sie auf Michaelis oder spätestens auf den Allerheiligentag 1407 zusammen kommen sollten. Benedict begab sich wirklich dahin. Aber sein Nebenbuhler Gregor kam blos bis Lucca und knüpfte von da aus schriftliche Unterhandlungen an. Benedict ging ihm nun einen Schritt entgegen nach Porto Venere. Aber ein weiterer Schritt wollte Keiner von Beiden thun. Der Golf von Genua trennte sie. Ein Augenzeuge jener Scenen, Aretin, sagt: „Der eine Papst scheute sich gleich einem Seethier aufs Trockene zu kommen und der andere fürchtete wie ein Landthier die Fluthen des Meeres.“ [1]) Als Gregor auf seiner Weigerung beharrte, da änderte auch Benedict seinen Sinn oder zog vielmehr die Maske ab und erklärte, er werde sich weder von dem Könige von Frankreich, noch von der Pariser Universität etwas vorschreiben lassen; vielmehr hätten sie von ihm Gesetze zu empfangen. Der alte päpstliche Hochmuth trat aufs Neue in seiner gewohnten Weise und in der krassesten Gestalt hervor. Eine

[1]) Bei Neander II. S. 716.

Protestations- und Bannbulle wider den König ward erlassen. Der König aber warf die Bulle ins Feuer und den Ueberbringer derselben stellte er, wie erzählt wird, am Pranger aus und gab ihn dem Gespötte des Pöbels preis. Nun wollte auch der Gegenpapst, der alte Gregor, nicht hinter seinem Nebenbuhler zurückbleiben. Auch er schleuderte den Bann wider alle seine Gegner. Diese aber erklärten ihn hinwiederum für einen Schismatiker, einen Ketzer, ja für den Vorläufer des Antichrists. Es war hohe Zeit, dem Schisma, das nun an 30 Jahre gedauert, hohe Zeit, dem immer mehr wachsenden Strome des Verderbens ein Ziel zu setzen. Immer lauter wurde der Ruf nach einem allgemeinen Concil, auf welchem die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern sollte vorgenommen werden.

Nachdem erst Livorno in Vorschlag gekommen, wurde endlich in Pisa im März des Jahres 1409 die erste jener drei großen reformatorischen Synoden eröffnet, durch welche die Kirche sich selbst zu helfen gedachte, aber es leider nicht vermochte. Wohl suchte der edle Kanzler der Pariser Universität Charlier Gerson, der hauptsächlich das Concil betrieben hatte, eine glückliche Wendung der Dinge herbeizuführen, aber umsonst. An berathenden Stimmen fehlte es nicht. Außer den Gesandten vieler Fürsten und den Cardinälen beider Parteien waren 3 Patriarchen, 12 Erzbischöfe, 80 Bischöfe, 71 Aebte und noch viele andere Bevollmächtigte der abwesenden Bischöfe und Domkapitel, Abgeordnete der berühmtesten Universitäten, an 120 Doktoren der Theologie und 300 Doktoren der Rechte gegenwärtig. Aber alle Doktoren der Welt vermochten nichts wider die tief eingerissenen Schäden. Vor allen Dingen galt es, die beiden Päpste zur Ordnung zu weisen. Sie wurden beide vorgeladen; da sie aber nicht erschienen, wurden sie den 5. Juni entsetzt und an ihrer Stelle ein ursprünglicher Grieche, von der Insel Candia gebürtig, der 70jährige Cardinal Peter Philargi von Mailand als Alexander VII zum Papst gewählt. Gerson war hoch erfreut über diese Wahl. „Nun ist, rief er, der Lucifer gefallen; nun ist uns die Sonne aufgegangen, der Wahn ist gestürzt, die himmlische Wahrheit auferstanden.“ Es war ein verfrühter Triumph. Statt daß nun die Kirche für zwei Häupter ein Haupt erhalten hätte,

hatte sie jetzt deren drei, die einander gegenseitig verfluchten, denn die entsetzten Päpste behaupteten sich gleichwohl auf ihren Stühlen. Spötter sprachen von einer päpstlichen Dreifaltigkeit. Der neugewählte Alexander hatte Mühe, sich zu behaupten. Aber auch was seine Person betrifft, hatte man sich in seiner Wahl getäuscht. Er war nicht gerade bösartig, aber schwach, und ließ sich von fremden Einflüssen leiten. Freund einer guten Tafel und starker Weine, war er wenigstens nicht darauf angelegt, ein Reformator der Kirche zu werden. Er bot zwar anfänglich die Hand zur Reform, zog sie aber bald wieder zurück und suchte sobald wie möglich den Schluß des Concils herbeizuführen, um nicht länger mit dessen Anträgen behelligt zu werden. Er starb bald darauf, den 3. Mai 1410, in Bologna. Zu seinem Nachfolger wurde den 17. darauf gewählt der Cardinaldiacon Balthasar Cossa aus Neapel. Er nannte sich als Papst Johann XXIII; ein kräftiger, energischer Mann, aber ohne alle geistige und ohne alle sittliche Bildung, aus Schlauheit und Rohheit zusammengesetzt, der ärgsten Verbrechen fähig. Er hatte in seiner Jugend das Seeräuberhandwerk getrieben, dann in Bologna sich als Student (sub figura studentis) umhergetrieben, und schon damals soll er auf die Frage, wohin er gehe, geantwortet haben: zum Pontificat. Ob er, wie ihm später Schuld gegeben wurde, seinen Vorfahr Alexander, den er bei Lebzeiten nach Gutdünken geleitet, durch Gift aus dem Wege geräumt habe, lassen wir dahin gestellt. So viel ist gewiß, daß er durch die unwürdigsten Mittel sich den Weg auf den päpstlichen Thron gebahnt hatte. Was war von einem solchen Papste zu erwarten? Wir werden auf ihn und seine weitern Schicksale bei der Geschichte der zweiten reformatorischen Synode von Costnitz zurückkommen. Der Versuch von Pisa war ein vergeblicher gewesen. Das sahen auch die Männer selbst ein, welche die Synode betrieben hatten. Das Volk der Gläubigen, bekannte Niclaus von Clémanges später, sei bitter getäuscht worden; man habe Friede gerufen, wo kein Friede war; daran aber seien Schuld gewesen jene fleischlich gesinnten Leute, die nur nach fetten Pfründen getrachtet und die Kirchenverbesserung absichtlich hintertrieben hätten. Und so verhielt sichs in der That. Die ganze Papstgeschichte von Bonifaz VIII bis

auf Johann XXIII, oder (in runden Zahlen ausgedrückt) die ganze Papstgeschichte des 14. Jahrhunderts, sowohl während der babylonischen Gefangenschaft in Avignon, als während des Schisma's hat uns einen betrübenden Eindruck gemacht. Keine wahrhaft große, sittliche Natur ist uns entgegengetreten, kein Kämpfer für höhere ideale Zwecke. Es ist die gemeine nackte Selbstsucht, die mit wenigen Ausnahmen hier zu Tage tritt. Geiz und Wollust, oft auch von Grausamkeit unterstützt, waren im Ganzen die herrschenden Mächte, und wo noch ein besseres sittliches Gefühl, ein edleres Streben sich regte, da glich es einer kümmerlichen Pflanze auf dem verfluchten Acker, der nur Dornen und Disteln trägt; von dem wuchernden Unkraut ward die Saat erstickt. Was Wunder, wenn bei dieser Jammergestalt der Kirche auch mehr und mehr die Zweifel sich erhoben an der Rechtmäßigkeit des Papstthums; wenn jene Stimmen, welche Rom für Babylon und den Papst für den Antichrist erklärten, immer lauter wurden, ja, wenn trübe Gewässer aller Art nun auch in das an sich schon trübe Becken der Kirche sich ergossen, wenn neben den besonnenen aber ohnmächtigen Reformversuchen auch solche Elemente der Opposition sich regten, denen alle Berechtigung zur Reform abging. Keine Zeit war daher reicher an stürmischen und überstürzenden Bewegungen, an sectirischen und fanatischen Erscheinungen als diese.

Wir müssen aber, um diese Bewegungen in ihrem Zusammenhange zu betrachten, an Früheres anknüpfen und daher bis in das 13. Jahrhundert, bis in die Zeit nach Innocenz III wieder zurückgehen. Mit Feuer und Schwert waren unter Innocenz die Katharen und Albigenser verfolgt worden und mit ihnen auch die besonnenen, die wahrhaft frommen, auf evangelischem Boden stehenden Waldenser. Nun gieng aus der blutigen Saat eine nicht minder blutige Ernte auf. Auch hier hatte die Verfolgung nur dazu gedient, das Feuer zu schüren, statt es zu dämpfen, und dem Sectenwesen eine größere Verbreitung zu geben. Unter den verschiedensten Namen traten die zerstreuten Katharen im 13. Jahrhundert in Italien, in Spanien, in Frankreich, in Deutschland auf; namentlich in Mitteldeutschland und den Rheingegenden. Dort war es, wo Konrad von Marburg seine Scheiterhaufen errichtete. Aber auch neue Sectenverbindungen schlossen sich den vor-

handenen an, deren dunkler Hintergrund ein bodenloser Pantheismus war. Dazu kommen die trüben Erscheinungen der Judenverfolgung und die Geißlerzüge, beide auf dem Hintergrunde des schwarzen Todes, der seine verheerende Seuche über die Länder Europa's schwang. In dieses Dunkel hinein leuchtete, wenn auch mit flackerndem Scheine und vom Rauch umwölkt die Flamme der Mystik, an der manches durch die Scholastik erkaltete Herz sich wieder erwärmte. Noch fehlte es nicht an Ahnungen und Weissagungen einer bessern Zeit. Noch schien die Quelle der Wunder nicht versiegt. Neue Heilige traten auf unter dem unheiligen Geschlechte und mahnten zur Buße. Erschütternde Predigten schlugen an die Gewissen. Neben dem aber was an die Oeffentlichkeit trat, bereitete sich im Stillen des Kämmerleins eine Reform vor, eine Reform anderer Art, als die Concilien von Pisa, Costnitz und Basel sie sich träumen ließen. Nicht von der verdorbenen Priesterkirche sollte sie ausgehen, diese Reform, auch nicht von himmelstürmenden Rotten und Secten. Vorbereitet von besonnener Wissenschaft, getragen und gehoben von den Verheißungen, die Christus seiner Kirche gegeben, werden wir die Männer voranschreiten sehen, die bereit waren, das Märtyrerthum zu bestehen, das ihrer wartete. An *sie* reihen sich dann endlich in treuer Arbeit und Ausdauer verharrend die, welche zu stillerm, aber nicht minder nachhaltigem Wirken berufen waren, welche in die Wahrheiten der Schrift, in den reinen Gehalt des Evangeliums sich mehr und mehr vertiefend, der Stunde warteten, da der Herr das Licht nach den vorangegangenen Kämpfen siegreich heraufführen werde. Dieß das kurze Programm der weitern Stunden, die uns noch bevorstehen.

Eilfte Vorleſung.

Das Sectenweſen des Mittelalters. — Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes. Die Apoſtler. — Die Spiritualen, Zelatoren, Fraticellen. — Die Beginen und Begharden. Die Paſtorellen. — Die Geißler und Tänzer.

Es war eine trübe Zeit, eine Zeit des tiefſten Verfalles, mit der wir uns in der letzten Stunde beſchäftigt haben, die Zeit der Päpſte in Avignon und des darauffolgenden päpſtlichen Schisma's. Aber es war auch eine Zeit mannigfacher Gährung. Durch die offenen Spalten und Ritzen des erſchütterten Gebäudes der Hierarchie konnte nun auch die Häreſie, die im Verborgenen ſich forterhalten, unter den verſchiedenſten Formen eindringen. Sie durfte ihr Haupt um ſo kühner erheben, je offener das Geſtändniß zu Tage trat, daß es mit der alten Herrlichkeit der Kirche zu Ende gehe, daß Fäulniß und Krankheit am Mark ihres Lebens zehren. Je tiefer das Verderben ſich allerorts fühlbar machte, in und außer Rom, deſto berechtigter mußte die Sprache derer erſcheinen, die der fleiſchlichen Geſinnung gegenüber wieder Ernſt machten mit der Unterjochung des Fleiſches durch den Geiſt. Es mußte einen gewaltigen Eindruck machen, wenn im Contraſt mit der Ueppigkeit des päpſtlichen Stuhles ſtrenge Büßer hervortraten, die ihres Leibes nicht ſchonten und die mit der Geſtalt ſolcher Büßer auch die der Propheten verbanden, indem ſie auch Andere zur Buße aufforderten und das Hereinbrechen der göttlichen Gerichte weiſſagten. Was ſolche Menſchen redeten, was ſie als göttliche Offenbarung vortrugen, das wurde, je kecker und herausfordernder es lautete, deſto williger hingenommen als ein *prophetiſches* Wort. Die Erfahrung lehrt, wie Zeiten des allgemeinen Mißbehagens, Zeiten der Rath-

losigkeit, wo die Verständigkeit der Verständigen, der klügste Rath der Klugen zu Schanden wird, der beste Boden sind für die mannigfachsten Auswüchse einer unklaren Begeisterung. Dem todten Buchstaben der Satzung, dem abgestorbenen Formalismus gegenüber wird die Berufung auf den Geist, der ein Neues schaffe, auch dann seine Wirkung nicht verfehlen, wo dieser Geist selbst eines zweifelhaften Ursprunges ist. Ja, gerade je dunkler und geheimnißvoller das mit prophetischer Zuversicht gesprochene Wort zu den Ohren der Menschen dringt, desto mehr wird es mit ahnungsreichen Erwartungen begrüßt werden, während für die nüchterne Belehrung das Verständniß nur den Wenigsten geöffnet ist. Es liegt etwas unendlich Verführerisches in dieser unklaren Begeisterung, der man sich nur mit hinzugeben braucht, von deren Strom man sich nur braucht forttragen zu lassen, um sofort auch ein Recht zu haben, sich in die Reihen der Erweckten, der von Gott Berufenen zu stellen, und dem Bestehenden den Krieg anzukünden. Jemehr eine solche Geistesreligion bei all der äußerlich zur Schau getragenen Demuth dem in jeder Menschenbrust liegenden Hochmuth schmeichelt, wo es gilt, dem Gottesdienst des Herkommens einen selbsterwählten Gottesdienst entgegen zu stellen, als den geistigen und Gott wohlgefälligen, auf desto mehr Sympathien kann sie bei allen denen zählen, die mit dem Bestehenden zerfallen sind.

So war es denn auch in dieser Zeit. Es wäre zuviel verlangt, wenn wir an alle die, welche sich unbefriedigt fanden von der Priesterkirche, die Forderung stellten, daß sie auf einmal mit klaren Gründen der Vernunft und mit guten Gründen der Schrift hätten auftreten sollen. Wo sollten ihnen diese Gründe herkommen? Einzelne finden wir allerdings bereits auf diesem Wege; aber es sind eben Einzelne. Die Massen, die instinktartig dem Zuge des Geistes folgen, die folgten entweder in stummer Unterwerfung der Autorität der Kirche, auch da wo sie mit den Vertretern derselben höchst unzufrieden waren, wo sie die Priesterschaft großentheils verachteten, oder sie folgten dem Rufe der Secten, folgten dem Reiz des Geheimnisses und dem des Märtyrerthums; denn auch das Märtyrerthum hatte einen Reiz für die, welche einmal mit der alten Ordnung der Dinge gebrochen

und der Welt auf immer den Abſchied gegeben hatten. Eines iſt dabei ja nicht zu vergeſſen: Wären jene Secten von rein negativer Art geweſen, hätten ſie nur gegen das Verderben opponirt oder gar dem ſcheinheiligen Weſen der Prieſterſchaft ein weltliches und weltfreudiges Geſicht entgegen gehalten, ſo würde es ihnen wohl gelungen ſein, ſich die Zuſtimmung, den Beifall des Einen und Andern zu erwerben, aber zu einem bleibenden, ja bis zum Tode verharrenden Anhang wäre es nicht gekommen. Die Menſchen pflegen nicht für bloße Negationen zu ſterben, ſie wollen etwas Poſitives, für das ſie ſich begeiſtern, für das ſie im Nothfall Gut und Blut, Leib und Leben laſſen. Nicht alſo den leichtfertigen Weltſinn, nicht den Indifferentismus ſetzten dieſe Secten der Kirche entgegen, ſondern darein ſetzten ſie ihre Aufgabe, das geiſtliche Leben, das ſie an der Kirche vermißten, in neuen Formen, oder vielmehr in formloſer Unmittelbarkeit darzuſtellen. Darin beſtand ihre Stärke, daß ſie den von den treuloſen Hütern vernachläſſigten und verſchleuderten Schatz ſich aneigneten, ihn in einen neuen Fluß brachten, ihn umprägten und mit ihrem Stempel verſehen, in Umlauf ſetzten. Dieß konnte nun freilich auf verſchiedene Weiſe geſchehen, entweder ſo, daß ſie den poſitiven Gehalt des Chriſtenthums beibehielten, ihn aber mit allerlei phantaſtiſchem Beiwerk verſetzten und ſich neuer, die bisherigen Offenbarungen ergänzender Offenbarungen rühmten, oder ſo, daß ſie jenen poſitiven Gehalt geradezu auflösten, und unter dem Schein, das Chriſtenthum zu vergeiſtigen, es verflüchtigten, ja es in ſein Gegentheil verkehrten, ohne daß die es gleich merkten, die ſich von ihnen bethören ließen. Nicht nur hüllten ſich die Sectenführer großentheils in das ſo Vielen noch immer ehrwürdige Gewand des Mönchsthums, nicht nur übten ſie eine ſtrenge Askeſe, waren fleißig im Gebet und Faſten; ſie führten auch die der Kirche und ihren Gläubigen geläufige Sprache, der ſie aber dann freilich einen andern Sinn unterlegten. Sie behielten mehr oder weniger die Dogmen der Kirche bei, aber unter dem Vorwande, ſie zu vertiefen, zu vergeiſtigen, modelten ſie dieſelben um zu bloßen Symbolen allgemeiner religiöſer Ideen. Das Hiſtoriſche ward als bloße Hülle betrachtet, das eigentliche Myſterium war ein außer- und übergeſchichtliches. Es lag etwas Wahres darin,

daß die bloße geschichtliche Offenbarung uns zum Heil nicht hilft, wenn die geschichtlichen Vorgänge sich nicht an uns wiederholen, wenn Christus nicht selbst aufs Neue in der Menschheit Leben und Gestalt gewinnt, wenn die an ihm vollzogene Menschwerdung Gottes sich nicht auch an uns vollzieht, wenn nicht wir immer wieder mit ihm gekreuzigt werden, nicht mit ihm auferstehen zu neuem Leben und nicht auch unser Wandel mit ihm im Himmel ist. Solches lehrte auch die orthodoxe Kirche, wo sie nicht im todten Buchstaben erstarrt war, und namentlich war es die kirchliche Mystik, von der wir später reden werden, welche die Vertiefung und Verinnerlichung der christlichen Geschichte sich angelegen sein ließ. Jene Secten aber rissen Geschichtliches und Ideales auseinander, und wenn sie auch nicht mit der neuern Kritik die heilige Geschichte zu einem bloßen Mythus machten, so war das Resultat, bei dem sie anlangten, doch wesentlich dasselbe. Was wir durch Christus werden sollen, das werden wir nach dieser Lehre durch uns selbst, wie denn auch am Ende Gott erst durch uns, durch unsern Geist das wird, was er ist. Dieselbe Willkür, welche sich diese pantheistischen Secten dem Dogma der Kirche gegenüber erlaubten, erlaubten sie sich auch gegenüber dem Sittengesetz, sowohl dem geschriebenen, als dem natürlichen. Auch hier war es ihnen ein Leichtes, die Wahrheit, von der sie einen Schein beibehielten, vor den geblendeten Augen in Irrthum zu verkehren, da die Emancipation des Fleisches zu allen Zeiten gelehrige Jünger fand. Es ist ja wohl ganz richtig und der biblisch-paulinischen Lehre gemäß, daß der Christ alles thun soll nicht blos um des Gesetzes willen, sondern aus dem innern freien Trieb der Liebe heraus. Ja, der Apostel Johannes hat es sogar ausgesprochen, daß der wahrhaft wiedergeborne Mensch nicht mehr sündige. Aber gewiß haben weder Paulus, noch Johannes damit die Gesetzlosigkeit empfohlen und den Menschen aus der heilsamen Zucht des Gesetzes entlassen wollen, sondern wie schon Christus gelehrt hat, daß er nicht gekommen sei das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen, so lehrte ja auch Paulus, daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung sei (Röm. 13, 10), und Johannes sagt: das ist die Liebe, daß wir seine Gebote halten (1 Joh. 5, 3).

Lassen Sie uns nun sehen, wie diese verschiedenen sectirischen

Richtungen in mannigfachen Nüancen ſchon im 13. und dann beſonders im 14. Jahrhundert die Kirche bewegten und der Inquiſition vollauf zu thun gaben. Wir haben ſchon früher erwähnt, wie zur Zeit Innocenz III, zur Zeit der Albigenſerkriege, die Lehre des Amalrich von Bena auf der vierten lateranenſiſchen Synode verurtheilt worden iſt. Wie weit ihm damit perſönlich recht oder unrecht geſchehen, wollen wir hier nicht erörtern. Sehr möglich, ja wahrſcheinlich iſt es, daß nicht er ſelbſt, ſondern ſeine nächſten Jünger und Anhänger aus Mißverſtand ſeiner Lehre ſich zu jener Behauptung fortreißen ließen, daß wer einmal von der rechten Liebe erfaßt ſei, auch thun könne was er wolle, ſobald es nur geſchehe in der Liebe. Wer immer die Lehre zuerſt möge in dieſer Weiſe ausgeſprochen haben, es war eine Irrlehre von dem tiefſten praktiſchen Belang. Die gröbſten Uebertretungen des Sittengebots waren damit gerechtfertigt, und wir können begreifen, daß die Kirche ſchon im Intereſſe der öffentlichen Ordnung auf ſolche Irrlehren ein wachſames Auge hatte und ſogar die weltliche Macht zu deren Beſtrafung aufforderte. So wurden denn zu wiederholten Malen gegen die Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes, wie ſie ſich nannten, ſcharfe Befehle erlaſſen. Zu ihnen gehörten auch die Ortlieber in der Gegend von Straßburg. Unter dem Scheine kirchlicher Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit verbreiteten dieſe Secten ihre pantheiſtiſchen Grundſätze immer weiter. Nach der vorhin angedeuteten Weiſe verſtanden ſie es trefflich, das hiſtoriſche Chriſtenthum in bloße Symbolik und Allegorie aufzulöſen. Noch immer, ſo etwa lehrten ſie, wird der Sohn Gottes aus der Jungfrau geboren, ſo oft ein Sünder zu reiner Geſinnung ſich bekehrt und aus dieſer jungfräulichen Geſinnung heraus ein neues Gottesleben zu Tage tritt. Noch immer ſtirbt Chriſtus am Kreuz und auferſteht vom Tode, ſo oft ein Menſch aus dem Todesſchlaf der Sünde zu neuem Leben erweckt wird. Nicht jenſeits, droben im Himmel allein thronet die Dreieinigkeit; auch hier auf Erden iſt ſie ſichtbar, ſo oft ein Bruder den andern von ſeinem ſündlichen Weſen bekehrt. Dann iſt der Bekehrende, der das neue Leben zeugt, der Vater; der Bekehrte aber iſt der Sohn, und zwiſchen beide tritt, das gegenſeitige Verhältniß beider vermittelnd, der heilige Geiſt. Die Sacramente

der Kirche sind unnütz; für die Schwachen mögen sie gut sein; in der Geisteskirche hören sie auf. Wie schon bemerkt, verbanden Viele von denen, die solchen Lehren zugethan waren, mit ihrer Häresie gleichwohl eine strenge Askese, durch welche sie großen Anhang gewannen. Daß es Vielen mit solcher Heiligkeit ernst war, wer möchte es bezweifeln? Andere freilich mochten unter der Maske derselben ihre unlauteren Gesinnungen verbergen. Keiner Geschichte wird es je gelingen, eine scharfe Grenze zu ziehen zwischen dem was bei großen religiösen Bewegungen als wahre Religiosität oder als Heuchelei sich bezeichnen läßt. Zwischen beiden bewegt sich die Schwärmerei in gefährlicher Mitte. Wir verzichten also darauf, Unkraut und Weizen von einander zu sichten, sondern wie sie einmal durcheinander auf dem Boden ihrer Zeit gewachsen sind, so wollen wir sie nun der Reihe nach an uns vorübergehen lassen.

Neben vielen andern reformatorischen Gedanken war es einer, der seit den Tagen des h. Franciscus vielfach die Gemüther bewegte, der Gedanke, das arme Leben Jesu Christi persönlich darzustellen, es nachzubilden, im Gegensatz gegen die üppig gewordene Weltkirche. Eine solche praktische Demonstration wirkte mehr, als alles Dogmatisiren und Predigen. So war schon nach der Mitte des 13. Jahrhunderts im Gebiete von Parma, im Dorfe Alzano, ein Handwerker aufgetreten, Gerhard Segarelli, der es auf nichts weniger absah, als durch Rückkehr zur Armuth eine rein apostolische Kirche darzustellen. Ein Gemälde, das er in einer Franziskanerkirche gesehen, hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Barfuß, wie die Apostel neben ihrem Herrn, so sollen auch jetzt seine wahren Jünger einhergehn und alles Eigenthums sich entledigen. Fest entschlossen, mit dieser Lebensweise Ernst zu machen, meldete sich Segarelli bei den Franziskanern um Aufnahme in ihren Orden. Als ihm das Gesuch abgeschlagen wurde, stiftete er einen Orden auf eigene Hand, den er aber nicht vom Papste bestätigen ließ: den Orden der Apostelbrüder, ähnlich jenen Armen von Lyon des Peter Waldo. Er zog nun als Bußprediger umher und fand großen Anhang. Da er und seine Leute anfänglich vom Dogma nicht abwichen, sondern blos auf ein strenges Leben drangen, so ließ man sie gewähren. Ums Jahr 1280

aber ließ der Bischof von Parma den Segarelli verhaften, schenkte ihm jedoch bald die Freiheit wieder unter der Bedingung, daß er das Gebiet des Bischofs verlasse. Papst Honorius IV glaubte in einem Hirtenbriefe die Bischöfe vor dem neuen Apostel warnen zu sollen, und noch weiter ging hierin Nicolaus IV im Jahr 1290. Dieses Warnen, dieses Verdammen ihrer Lehre und ihres Thuns reizte nun gerade die Apostler zum Widerspruch und trieb sie nachgerade in eine sectirische Richtung hinein. Jetzt kehrten sie sich gegen Rom, das sie das Babylon der Apokalypse nannten, und jetzt ward auch Segarelli ein Märtyrer seines Glaubens. Erst ward er eingesperrt, dann auf einen Widerruf entlassen und endlich als Rückfälliger im Jahr 1300 als Ketzer verbrannt.

Aber auch hier bewährte sich die alte Erfahrung, daß mit der Vertilgung der Sectenhäupter die Secte nicht ausstirbt. An Segarelli's Stelle trat Dolcino, der Sohn eines Priesters, aus dem Kirchensprengel von Novara gebürtig. Aus Dalmatien, wohin er sich geflüchtet, erließ er ein Schreiben an die Apostelbrüder in der Zerstreuung und ermahnte sie treu zu bleiben in Erwartung der hereinbrechenden Zeit des Heils. Im Jahr 1304 erschien er wieder im Gebiet von Novara. Er führte eine geistliche Schwester, eine Nonne, mit sich, Namens Margaretha, und gab durch dieses Verhältniß großen Anstoß. Es hing dieß aber mit seiner Lehre zusammen, da nach ihm auch das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander in eine rein geistige Gemeinschaft sich auflösen sollte, wie er denn auch in Beziehung auf Besitz und Eigenthum den entschiedensten Communismus lehrte. Aber gerade dagegen glaubte die Kirche alles Ernstes einschreiten zu sollen. Es ward sogar ein Kreuzzug gegen Dolcino geprebigt. Er verschanzte sich mit den Seinen auf dem Berge Zebello im Bisthum Vercelli und trieb von da aus die Angriffe des Bischofs Rainer von Verona zurück. Endlich ward er 1307 besiegt, gefangen und hingerichtet. Dolcino nahm die alte Idee wieder auf von verschiedenen Entwicklungsstufen des Reiches Gottes in verschiedenen Zeitaltern; er nahm deren vier an. Das erste Zeitalter von Moses bis auf Christus war das des Gesetzes; das zweite von Christus bis auf den Papst Sylvester (zur Zeit Constantins) war das Zeitalter der Armuth, der Keuschheit, der Ent-

sagung. Da war die Kirche noch eine heilige, eine demüthige. Nun folgte das dritte Zeitalter: das der weltlichen Macht, der Ueppigkeit, der Herrschsucht, wie es in der römisch-katholischen Kirche zu Tage trat. Jetzt aber sollte das vierte Zeitalter eintreten, das der apostolischen Vollkommenheit. In Männern, wie dem h. Benedict von Nusia und dem h. Franciscus, die in der Periode des Verfalls gelebt, sah Dolcino die Propheten der bessern Zeit.

Wir haben schon früher angedeutet, wie der Franziskanerorden, obgleich er neben dem der Dominikaner als eine Stütze der Kirche und des Papstthums betrachtet wurde, dennoch den Keim des Häretischen und Sectirischen in sich trug. Jede Richtung, die über das Maaß des Erreichbaren hinausstrebt, jede Ueberspannung, die von dem Menschen mehr verlangt, als seine sittliche Natur zu leisten im Stande ist, läuft Gefahr, häretisch zu werden, wenn sie mit ihren Forderungen Ernst macht; die Störung des sittlichen Gleichgewichtes bringt auch Geistesstörungen und Trübungen des religiösen Gedankenkreises hervor. Als strenge Wächterin über die kirchliche Orthodoxie ließ daher die katholische Kirche, auch wo sie selber Entsagungen auferlegte und billigte, doch wieder um der Schwachen willen Milderungen eintreten. So hat hat sie zu allen Zeiten die strengen Mönchsregeln eher gemildert, als geschärft. Damit aber verdarb sie es bei denen, die keine Milderung verlangten, die den höchsten Triumph ihres Ordens in der Uebertriebenheit fanden. Nirgends zeigt sich uns dieß auffälliger, als beim Franziskanerorden. Wir haben seiner Zeit bemerkt, wie schon zu den Lebzeiten des Franciscus eine Spaltung im Orden eingetreten war, indem die Einen auf Milderung der Regel dachten, Andere in der strengen Beobachtung derselben das Heil suchten. Diese Strengen steigerten ihre Forderungen immer mehr; sie traten als die Eiferer auf (Zelatores) oder als die Geistlichen im eminenten Sinne des Wortes (Spiritualen). Cölestin IV hatte nun im Jahr 1241 diesen Ueberstrengen und Uebergeistlichen erlaubt, eine eigene Congregation zu bilden; sie nannten sich nach ihm die Cölestiner Eremiten. Nun aber hob Bonifaz VIII die Vereinigung wieder auf und rief eben damit die Opposition hervor. Von dieser Zeit an traten die Spiritualen

unter dem Namen der kleinen Brüder (Fraticellen) hervor und beschuldigten die römische Kirche des Abfalles vom Evangelium. An ihrer Spitze stand Peter Johann von Olivi aus dem Languedoc, der eine eigene Congregation seiner Ordensgenossen, die Congregation von Narbonne bildete gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Er starb, nachdem er mehrere Anfechtungen erlitten, 1297 zu Narbonne. Auch er nahm (und wer wollte dieß nicht annehmen?) eine historische Entwicklung der Kirche an, und zwar in sieben Perioden. 1) die Zeit der Gründung (die apostolische Zeit). 2) die Zeit der Bewährung, die Periode der Märtyrer. 3) die Zeit der Vertheidigung des orthodoxen Glaubens gegen die Irrlehre (die Zeit der großen Concilien und der Kirchenväter). 4) die Zeit der Askese, des Anachoretenthums. 5) die Zeit des gemeinsamen Lebens, des eigentlichen Mönchsthums. 6) die Zeit der Erneuerung des religiösen Lebens, die Vertilgung des Antichrists, die Bekehrung der Juden und Heiden, und endlich 7) die Zeit der Vollendung, des ewigen Sabbaths, des himmlischen Jerusalems. Diese letzte Periode war es nun eben, auf welche alle seine Hoffnungen gerichtet waren. Es war dieß keine andere Zeit als die des ewigen Evangeliums, welche schon im 12. Jahrhundert der Abt Joachim von Floris in Kalabrien geweissagt hatte. Dieses ewige Evangelium wurde nun die Losung der Spiritualen und Fraticellen. Der Apostel dieses neuen Evangeliums und der Geisteskirche war Johannes. Bis dahin hatte Petrus die Kirche regiert. Die Geistlichen der Petruskirche müssen nun zurücktreten hinter die der Johanneischen Zeit. Diese Jünger des Johannes sind aber nach der Anschauung der Secte keine andern als die, welche in der Armuth Christi beharren und in ihr die rechte, eines Johannes würdige Liebe beweisen. Mit diesen Anhängern des ewigen Evangeliums traten denn auch im 14. Jahrhundert die Beginen (Begutten) und Begharden in Verbindung. Der Name wird verschieden erklärt.[1]) Jedenfalls

[1]) Von Begga, der Mutter Pipins, die ein Nonnenkloster zu Anden gestiftet, das später ein Beginenkloster wurde? Von Lambertus le Bègue (der Stammler) der ein Beginagium zu Lüttich im 12. Jahrhundert gestiftet haben soll? Als die wahrscheinlichste Ableitung empfiehlt sich noch immer die von

waren die Vereine derselben, sowohl männliche als weibliche, ursprünglich Betvereine von Laienschwestern, die zuerst in den Niederlanden entstanden waren, sich aber von da weiter ausbreiteten. Sie kamen auch den Rhein aufwärts in unsere Gegenden, nach Straßburg und Basel um die Mitte des 13. Jahrhunderts [1]) und hatten da ihre eigenen Behausungen (Beginenhäuser). Anfänglich wurden diese Betvereine, die sich an die Bettelmönche, besonders an die Franziskaner anschlossen, von der Kirche nicht nur geduldet, sondern vielfach begünstigt; allein bald erhoben sich auch Klagen wider sie wegen zudringlicher Bettelei, Erbschleicherei und Hang zur Unordnung. Die Beginen wurden sprüchwörtlich, um liederliche Weibspersonen, die Begharden, um Heuchler zu bezeichnen.[2]) Ja ein Theil derselben nahm nun geradezu eine feindselige Stellung gegen die Kirche ein. Es kam so weit, daß die Päpste von Avignon, Clemens V und Johann XII sich veranlaßt sahen, gegen die Beginen einzuschreiten. In dem Kampfe, den Johann mit dem König Ludwig dem Baiern führte, standen die Beginen auf des Königs Seite und beschuldigten den Papst, daß er die Armuth Christi verleugne. Gefeierte Philosophen der Zeit, wie Wilhelm Occam, traten ihnen bei. Dagegen wurden sie von andrer Seite verfolgt, und diese Verfolgungen nahmen dann besonders überhand, als nach dem Sturze Ludwigs Karl IV von Böhmen auf den Thron Deutschlands gelangt war. Karl IV ar-

---

Mosheim aufgestellte von „Beggen" s. v. a. bitten und betteln; doch sind auch dagegen sprachgeschichtliche Bedenken erhoben worden; s. Grimms deutsches Wörterbuch. Die Beginen erbettelten sich ihren Unterhalt mit der Formel „Brot durch Gott", sie erhielten auch den Spottnamen Papellardi (nicht „Pfaffenknechte", wie Neander vermuthet, sondern „Plapperer"). Ob nicht das französische »bigot« mit den „Beginen" (Begutten) zusammenhängt?

[1]) Ueber die Straßburger Beginenhäuser im Mittelalter vgl. die Abhandlung von C. Schmidt in der Alsatia 1859: über die Basler Fechter, Basel im 14. Jahrhundert. S. 60—63.

[2]) Geiler von Kaisersberg nennt die Beginen quasi prostibula, perniciosum genus mulierum, und ein lateinisch-deutsches Wörterbuch von 1482 übersetzt Beghardus geradezu durch Gleißner und Pharisäer. Auch wirft Geiler den Beginen Eitelkeit vor. „Selbst am Weihkessel können sie nicht vorübergehen, ohne sich darin zu bespiegeln." (S. die Stellen bei Schmidt a. a. O.)

beitete seit dem Jahr 1367 an ihrer völligen Vertilgung. Der Papst Urban V gab dem Kaiser zwei Dominikaner als Bevollmächtigte an die Hand. Alle Häuser, darin Begharden gewohnt, sollten der Inquisition anheimfallen und in Gefängnisse für die Ketzer verwandelt werden.

In Frankreich wurden die Sectirer unter dem Namen der Turlupinen (Spaßmacher) verfolgt. Noch eine andere besonders gefährliche Secte war in Frankreich um die Mitte des 13. Jahrhunderts aufgetreten unter dem Namen der Pastorellen. Als nämlich die Nachricht von der Gefangennehmung Ludwigs IX. (des Heiligen) nach Frankreich kam, da rotteten sich Haufen von Landleuten, namentlich von Hirten zusammen, in der Absicht oder vielmehr unter dem Vorwande, den König aus der Gefangenschaft zu befreien. Ein ehemaliger Cistercienser, Meister Jakob aus Ungarn, der himmlische Erscheinungen vorgab, stellte sich an die Spitze dieser Leute. Mit fanatischer Wuth fielen sie über Priester und Mönche, auch über die Juden her und richteten eine allgemeine Verwüstung an, indem sie raubten und plünderten. Jakob wurde bei Bourges erschlagen, seine Banden zerstreut, die Anführer hingerichtet. Aber ein halbes Jahrhundert später, um 1320, erneuerten sich dieselben Auftritte noch einmal. Wiederum rotteten sich im südlichen Frankreich Schaaren von Landleuten zusammen unter der Anführung eines entsetzten Priesters und eines entlaufenen Mönches. Raub und Mord waren auch jetzt in ihrem Gefolge. Die Juden, gegen die besonders im 14. Jahrhundert der Haß der katholischen Welt wie der Secten sich verschworen zu haben schien, wurden aufs Neue von ihnen mißhandelt. Als sie aber gegen Avignon vorrückten, um den Papst zu entsetzen, wurden sie von Truppen überfallen und niedergemacht. Die, welche entkommen waren, verbanden sich mit den Geißlern. Und auf diese möchte ich nun Ihre Aufmerksamkeit lenken.

Die Geißler (Flagellanten[1]) waren zwar von Haus aus nicht eine häretische Secte; sie gingen als strenge Büßer aus der katholischen Kirche hervor; allein ihr massenhaftes Auftreten ohne

[1]) Förstemann, die christlichen Geißlergesellschaften. Halle 1828.

alle päpstliche Autorität, ihre scharfe Bußpredigt, die sie auch wider die Geistlichen richteten, ihre Einmischung in die Verwaltung der Beichte, das alles mußte ihre Erscheinung bedenklich machen und sie mit der herrschenden Kirche in Conflict, mit dem Sectenwesen dagegen in nahe Berührung bringen.

Die Geißelung war unter dem Namen der Zucht (Disciplin) schon längst in den Klöstern zu Hause und war von da auch in die übrige Kirche eingedrungen. Wir wissen, welchen hohen Werth ein Peter Damiani, ein h. Franciscus, ein Ludwig IX, eine h. Elisabeth von Thüringen auf dieselbe setzten. Man sah in ihr nicht nur eine Sühne für die eigenen, sondern auch für die fremden Sünden. Was aber bis dahin der Einzelne gethan zur Büßung seiner Sünden oder der Sünden Anderer, das thaten jetzt ganze Gemeinschaften und thaten es in geordneter Weise, verbunden mit den auffälligsten Demonstrationen gegen die herrschende Kirche. Wie früher zu den Kreuzzügen in das h. Land, so sehen wir nun zu Geißelfahrten die Menschen jedes Alters und Standes zusammentreten, um den Zorn des Himmels und die Noth der Zeit zu wenden. Als in Italien der Kampf zwischen den Welfen und Ghibelinen aufs Neue entbrannt war, that sich 1261 in der Welfisch gesinnten Stadt Perugia eine Schaar von Geißlern zusammen, welche Italien durchzog. Aehnliches ereignete sich das Jahr darauf auch jenseits der Alpen. Geißlerschaaren durchzogen die Länder Krain, Kärnthen, Steiermark, Oesterreich, Mähren, Böhmen, Ungarn, Polen. Allgemeiner aber, fast möchten wir sagen „epidemisch“ wurde die Sache erst im 14. Jahrhundert in Folge jener verheerenden Seuche, die unter dem Namen des großen Sterbens oder des schwarzen Todes mit dem Jahr 1347 aus dem Morgenlande ins Abendland eingedrungen war zu eben der Zeit, als Deutschland zugleich unter dem Interdict seufzte; zu eben der Zeit, als auch die schauerlichen Judenverfolgungen die Runde fast durch ganz Europa machten,[1]) traten,

[1]) In der Schweiz hatte die Judenverfolgung ihren Anfang genommen. Zu den schon längst gehegten Beschuldigungen, daß die Juden um Ostern ein Christenkind opferten, oder daß sie den Leib Christi in der Hostie schändeten, kam zur Zeit des großen Sterbens noch die, daß sie die Brunnen vergifteten. Viele Tausende fielen als Opfer.

das Feuer noch weiter anzuſchüren, von verſchiedenen Seiten her die Geißelfahrten in den deutſchen Landen auf. In der Oſterwoche des Jahres 1349 bewegte ſich ein Zug von Pirna in Sachſen her gen Magdeburg, ein zweiter geht im Mai von Würzburg aus, ein dritter thut ſich im Juni im Schwabenland zuſammen, der ſich nach Speier hin bewegt, und um dieſelbe Zeit finden wir die Geißler auch in Straßburg und bald darauf in Baſel, wenige Jahre vor dem großen Erdbeben. Sie kamen in größern und kleinern Truppen, zu Hunderten und ſelbſt zu Tauſenden. Wo ſie hinkamen, wurden ſie mit Begeiſterung empfangen; denn man glaubte ihnen, ſagt der Chroniſt Königshoven, mehr denn den Pfaffen. In Baſel ſchloſſen ſich ihnen über hundert der angeſehenſten Bürger an, um mit nach Avignon zu ziehen und dort dem päpſtlichen Hof Buße zu predigen. Wo ſie einer Stadt ſich nahten, da zogen ſie, den Meiſter an der Spitze, in Prozeſſion mit Kreuz und Fahnen ein, unter dem Geläute der Glocken. Sie waren mit Mänteln bekleidet, welche, wie die Hüte oder Kapuzen, mit rothen Kreuzen bezeichnet waren. Sie ſtimmten einen gemeinſamen deutſchen Geſang (Leiſe) an, woher ſie auch die „Bußgäller“ genannt wurden. Aus der Kirche zogen ſie auf einen freien Platz und unter dem Geſange:

„Jeſus ward gelabt mit Gallen,
Deß ſollen wir an ein Krütze vallen,“

fielen ſie auf die Erde nieder „alſo, daß es klapperte.“ Dann ſtimmte der Vorſänger das Lied an:

„Nu hebend uf die üweren Hände,
Daß Gott dieß große Sterben wende.“

Dieß wiederholte ſich zu drei Malen und dauerte an drei Stunden. Dann nahmen die Bewohner der Stadt die ſeltſamen fremden Gäſte mit nach Hauſe und bewirtheten ſie.

Das Geißeln ſelbſt geſchah wenigſtens zwei Mal des Tages, Morgens und Abends in folgender Weiſe: Barfuß und mit entblößtem Oberleibe zogen ſie auf die „Geißelſtatt“. Dort legten ſie ſich zur Erde, jeder in beſonderer Weiſe und je nach der Sünde, der er ſich ſchuldig wußte. Der Meineidige mußte ſich

auf die Seite legen und drei Finger in die Höhe heben, der Trunkenbold mußte die Hand an den Mund legen, als tränke er, der Todtschläger mit der Faust die Erde schlagen, der Dieb die Hand auf und zu machen. Nun ging der Meister im Kreis herum und berührte einen der Daliegenden mit der Geißel, indem er sprach:

„Stand uf durch der reinen Martel Ehre
Und hüte dich vor Sünden mehre.“

Der Berührte stand auf und berührte einen Zweiten, dieser einen Dritten u. s. f., bis Alle aufgestanden waren. Nun ward abermals ein Gesang angestimmt und darauf ein Brief vorgelesen, von welchem man vorgab, ein Engel habe ihn vom Himmel gebracht.

Der Inhalt des Briefes Christi war im Wesentlichen dieser: „Menschenkinder! Ich habe mein Gebot euch wissen lassen, namentlich daß ihr die Sonntage halten sollt und die Freitage. Ich habe Wein, Korn und Oel die Fülle gegeben; aber ihr habt meine Gebote übertreten, und darum nehme ich diese Gaben von euch und gebiete den Saracenen und andern heidnischen Leuten, euer Blut zu vergießen und viele der Eurigen gefangen fortzuführen. Auch andere Uebel habe ich in wenigen Jahren gesandt, Erdbeben, Hunger, Feuer, Mäuse und Heuschrecken und Hagel, Reif und Frost und blutige Kriege, alles darum, weil ihr meinen Sonntag und Freitag (den Tag der Fasten) nicht gehalten habt. Ich hatte schon beschlossen, euch alle zu vertilgen, blutige Regen auf euch fallen, eure Kinder durch Wölfe fressen, euch durch die Rosse der Saracenen zerstampfen zu lassen, als meine liebe Mutter Maria um aller heiligen Engel, aller Seraphinen und Gläubigen willen, Fürbitte für euch that. Um dieser willen will ich euch eure Sünden vergeben. Wenn ihr euch bekehret von euren Sünden, so soll mein Segen über euch und eure Häuser kommen und im Gerichte will ich euch barmherzig sein. Wer aber nicht glaubt, der sei in die Acht meines Vaters gethan. Die Wucherer, die Frevler, die Schwörer und die meine h. Tage nicht halten, die wird der Zorn Gottes treffen, die aber meine Tage und der Heiligen Tage halten und Almosen geben den Armen, die erwerben sich das Erbarmen meines Vaters.“ — So weit der Brief. Wäh-

rend des Gesanges aber gingen die Brüder umher und geißelten sich bis aufs Blut. Dann warfen sie sich auf die Kniee und beteten:

„Nu hebend uf die üweren Hände,
Daß Gott dieß große Sterben wende,
Nu hebend uf die üweren Arme,
Daß Gott sich über uns erbarme.
Jesus durch diner Namen drye,
Du mach' uns Herr von Sünden frye,
Jesus durch dine Wunden roth
Behüt' uns vor dem jähen Tod."

Endlich gingen sie nochmals im Kreis herum, geißelten sich abermals und so zum dritten Mal. Das Alles machte auf die Menge einen mächtigen Eindruck und Viele wurden davon also hingerissen, daß sie sich dem Zuge anschlossen. Die Geißler beichteten fleißig, aber nicht ihrem Priester, sondern ihrem Meister. Sie übten auch Exorcismus, und vor allen Dingen hetzten sie das Volk gegen die Juden auf. Es ist ein schauerliches Zusammentreffen: das große Sterben, die Judenverfolgungen, die Geißler, dazu die noch weiter in jenem Brief erwähnten Gottesgerichte. Basel hat dieß alles in höchstem Maaße erfahren und dazu noch das große Erdbeben am St. Lucastage 1356.[1])

Wie schon angedeutet, konnte den Päpsten nicht wohl werden bei dem Heranwogen solcher Menschenfluthen, die immer gewaltiger auch an den Felsen Petri anschlugen. Waren es auch keine Irrlehren, keine eigentliche Häresien, die durch die Geißler zunächst verbreitet wurden, obgleich es auch nicht an häretischen Geißlern fehlte, so griff doch ihr Wesen und Walten störend in den ganzen Organismus der Kirche ein, und dieses praktische Eingreifen konnte der Kirche gefährlicher werden als die Irrlehre irgend eines müßigen Kopfes. Massenhaftes Auftreten exaltirter Parteien mußte an sich schon erschreckend wirken auf die Sorglosen, wie ein Orkan den Schläfer aus seinem sichern Schlummer

[1]) Basel im 14. Jahrhundert, Denkschrift, herausgegeben von der Basler historischen Gesellschaft 1856. Ueber die Geißler s. daselbst die Abhandlung von Theodor Meyer-Merian. S. 191, ff.

weckt. Aber dazu kommen auch noch Uebergriffe dieſer exaltirten Laienfrömmigkeit in die geiſtliche Gewalt. Schon daß ſie die Bluttaufe der Geißelung gleichſam als Ergänzung forderten für die bloße Waſſertaufe der Kirche, und jene für viel kräftiger achteten, als dieſe, war bedenklich genug. Dann aber waren ſie es ja auch eigentlich, welche der Kirche und ihren verordneten Prieſtern die Schlüſſelgewalt aus den Händen rangen, indem ſie Beichte hörten und Abſolution ertheilten. Nicht zu gedenken der Wunder, der ſie ſich rühmten und wodurch ſie der Kirche mit ihren Wundern eine gefährliche Concurrenz machten. Und ſo finden wir denn auch verſchiedene päpſtliche Erlaſſe wider ſie. So ſchleuderte Papſt Clemens VI bereits unter dem 20. Oktober 1349 von Avignon aus eine Bulle gegen die Geißler. Er bezeichnete ihr Treiben als ein unſinniges und abergläubiges, und auch ſpäter ſuchte die Kirche dem Unweſen entgegen zu treten, aber ſie erreichte ihre Abſicht nicht, vielmehr nahm es von Zeit zu Zeit wieder einen neuen Aufſchwung. Noch mit dem Ende des Jahrhunderts (1399) ſehen wir in Italien eine neue Geißelfahrt entſtehen, die der ſogenannten weißen Geißler, der Albati oder Bianchi. Sie waren von oben bis unten in weiße Gewänder mit weißen Capuzen gehüllt, blos die Augen ſchauten aus der Vermummung heraus. Edle Herren und Frauen Italiens, Fürſten, Biſchöfe, Kleriker, Mönche aus allen Orden ſchloſſen ſich dem Zuge an. Zwei und zwei zogen ſie in langer Prozeſſion durch Städte und Dörfer. Das Bild des Gekreuzigten wurde vorgetragen, von dem ſie behaupteten, es weine über die Sünden der Menſchen. Dabei ſangen ſie Bußpſalmen und das Stabat mater dolorosa. Es wird die Zahl der Glieder dieſer neuen Brüderſchaft auf 70,000 angegeben. Drei Monate lang wiederholte ſich das Schauſpiel, bis Bonifaz IX ihm dadurch ein Ende machte, daß er in Viterbo den Anführer gefangen nehmen und zuletzt in Rom verbrennen ließ.

Auch in Deutſchland (in Würzburg namentlich und Erfurt) wurde auf inquiſitoriſchem Wege gegen die Geißler eingeſchritten. Aber auch das hinderte nicht, daß nicht noch bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts ſich das Geißlerweſen forterſtreckte, ſo daß ſich die Synode von Conſtanz ernſtlich damit beſchäftigte. Hier war es der Kanzler Gerſon, der in beſonnener Weiſe den Schwär-

mern entgegentrat. In einem Gutachten, das er der Synode einreichte, sprach er sich so aus: Die christliche Religion ist eine Religion der Liebe, die mit wenigen Ceremonien sich begnügt; sie will keine drückenden Sklavendienste; sie verwirft vielmehr jene grausamen Gebräuche der Götzendiener, welche glauben durch Zerfleischung des Leibes die Gunst des Himmels sich erwerben zu müssen. Ihre vornehmste Kraft besteht in der Barmherzigkeit und Gnade, deren reine Gefäße die Sacramente sind. — Aber solche Stimmen verhallten wie das sanfte Lied des Sängers im Sturmwinde verhallt. Gerade um die Zeit des Constanzer Concils trat noch der letzte Held des Geißlerthums auf, der spanische Dominikaner Vincentius Ferrerius. Er hatte 1398 seine Stelle als Beichtvater des Papstes Benedict XIII niedergelegt und sich an die Spitze eines Geißlerzuges gestellt, der seinen Weg durch Frankreich, Italien und Spanien nahm und auch nach Schottland und Irland sich verzweigte. Vincentius trieb das Geißeln so weit, daß er oft entkräftet niedersank, und die Umstehenden um Christi Barmherzigkeit willen bat, recht unbarmherzig auf ihn zuzuschlagen. Er starb auf einer Geißelfahrt 1417. Wie jede leibliche Epidemie ihren Verlauf hat, so hatte es auch diese geistliche. Sie hörte zuletzt von selbst auf. Die Erinnerung daran erhielt sich in büßenden Brüderschaften, wie sie noch bis auf diesen Tag in der katholischen Kirche bestehen.

Zu diesen Geißlerzügen bilden die Tänzer einen merkwürdigen Gegensatz, oder vielmehr eine Ergänzung; denn auch dieses Tanzen war eine krankhafte epidemische, ja nach der Ansicht der Zeit eine dämonische Erscheinung, in jedem Falle eine unheimliche Raserei, wie sie nur in einer Zeit entstehen konnte, die alle Schranken des Anstandes durchbrach und an den Most erinnerte, der in wilder Gährung begriffen, die alten unheilbaren Schläuche durchbricht. [1]) Schon ums Jahr 1374 sah man in Aachen Schaaren von Männern und Frauen anlangen, Hand in Hand geschlungen, stundenlang im Kreis herumtanzen bis sie erschöpft zu Boden sanken. Während der kreisenden Bewegung des Tanzens behaupteten sie den Himmel offen

[1]) Hecker, die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter. Berlin 1832.

zu ſehen und mit deſſen Bewohnern im Verkehre zu ſtehen. Den Einen erſchien Chriſtus, den Andern die Jungfrau Maria. Auch war der Tanz mit epileptiſchen Zufällen begleitet. Dieſelbe Erſcheinung zeigte ſich bald darauf in Köln, in Straßburg und anderwärts. In Metz erfüllten 1100 Tänzer die Straßen. Landleute verließen den Pflug, Handwerker ihre Werkſtätte, um dem Reigen ſich anzuſchließen, der wie unter einem geheimen Banne lag. Da der heilige Veit, einer der vierzehn ſogenannten Nothhelfer der Kirche (vgl. 7. Vorl.) gegen die Krankheit angerufen wurde, ſo wurde dieſer Tanz ſpäter St. Veitstanz genannt und zuletzt einfach mediciniſch behandelt. [1]) Wir würden dieſer Erſcheinung, die eher eine phyſiologiſch-pathologiſche als eine kirchenhiſtoriſche genannt werden kann, an dieſem Orte gar nicht erwähnt haben, wenn nicht eben die Tänzer ſich darin als Zwillingsbrüder der Geißler erwieſen hätten, daß auch ſie allerlei gegen die beſtehende Kirche und Prieſterſchaft gepredigt und eine neue Kirche geweiſſagt hätten. [2])

Wie man nun übrigens über alle dieſe Erſcheinungen urtheilen, wie man ſie ſich kirchenhiſtoriſch und pſychologiſch zurechtlegen mag, alle weiſen darauf hin, daß man ſich durch das, was was die Kirche bot, nicht mehr befriedigt fand. Die Aeußerlichkeit des Cultus mit all ihrer Pracht ließ die Herzen kalt; man verlangte nach einem Feuer, das die Seelen erwärmt. Das Dogma, bis zur Spitze ausgebildet, blieb unfruchtbar für das Leben; man

---

[1]) Königshoven hat in ſeiner Straßburger-Chronik uns folgenden Reim aufbewahrt:

„Viel Hundert fingen in Straßburg an
Zu tanzen und ſpringen Frau und Mann
Am offnen Markt Gaſſen und Straßen,
Tag und Nacht ihrer nicht viel aßen,
Bis ihnen das Wüthen wieder gelag.
St. Vitstanz wird genannt die Plag.

[2]) Zum Andenken an die Veitstänzer des Mittelalters in der Umgegend von Echternach im Trierſchen wurde noch unlängſt am Pfingſtdienſtage 1861 die ſpringende Prozeſſion daſelbſt abgehalten, an welchem 9100 Springer ſich betheiligten (ſ. Beil. 157 der A. A. Z.). Daß die „Jumpers“ in der proteſtantiſchen Kirche Amerika's damit verwandt ſind, daran mag im Vorbeigehen erinnert werden.

ſehnte ſich nach der lebendigen, erfriſchenden Quelle des Wortes. Daß dieſes Gefühl auch bei Solchen ſich regte, die äußerlich mit der Kirche verbunden blieben und die weder mit den Secten, noch mit den Geißlern Gemeinſchaft hatten, obgleich eine Verwandtſchaft zu ihnen ſich nicht immer leugnen ließ, das beweist die Geſchichte der Myſtik, die mit der Geſchichte der Secten Hand in Hand geht, ja mit ihr oft zuſammenfällt. Dieſe Geſchichte ſoll uns in der nächſten Stunde, und zwar im Zuſammenhang mit der Geſchichte des Cultus und der Lehre, wie ſich ſolche im 14. Jahrhundert geſtaltet haben, beſchäftigen.

Zwölfte Vorlesung.

Das Innere der Kirche im 14. Jahrhundert. — Die Dome. — Cultus und Lehre. — Wilhelm Occam und die Sophistik. — Buridan's Esel. — Die Mystik. — Meister Eckart. — Nicolaus von Basel und die Gottesfreunde. Tauler. Suso. Ruysbroek. — Heilige Frauen. Katharina von Siena. Brigitta und Katharina von Schweden. — Der Brigittenorden.

Von der aufgeregten Stimmung, wie sie uns in den Häretikern des 13. und 14. Jahrhunderts und dann wieder in den Geißlern und Tänzern entgegen getreten ist, müssen wir nun wieder einen Blick thun in das Innere der Kirche selbst.

Ueber den Cultus bleibt uns nur wenig zu sagen. Wir haben ihn im 13. Jahrhundert auf seinem Höhenpunkte gefunden, und so sehen wir im 14. Jahrhundert nur einzelne Schlußsteine zum Ganzen hinzutreten. So gelangten mehrere der schon dort erwähnten Dome, wie der Straßburger (1365) und der Freiburger Münster zu ihrer Vollendung, und nach dem Erdbeben von 1356 wurde auch ein theilweiser Umbau des Basler Münsters und anderer Kirchen nothwendig. Was diesen Gebäuden bis auf unsre Tage noch einen ganz eigenthümlichen, der Bauart angemessenen Schmuck giebt, das ist das magische Helldunkel der Glasmalereien, deren Anfänge in das frühere Mittelalter zurückgehen und die bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts ihren rein kirchlichen Charakter bewahrt haben. Wir möchten sagen, wie zur Scholastik die Mystik vollendend hinzutrat, so trug das magische Licht, das durch die gemalten Scheiben in die Dome fiel, auch zum Verständniß jener Bauwerke das Seinige bei. Wie der Geist kühn emporgetragen wird nach oben, wenn das Auge die räumlichen Dimensionen des Domes durchmißt, so wird er dann wieder in

ſein Innerſtes hineingeführt, wenn die hohen Fenſter des Tempels kein anders Licht durchlaſſen, als jenes gedämpfte Licht, das den heiligen Bilderkreis der bibliſchen Geſchichte und der daran ſich reihenden Legenden in feuriger Verklärung uns zeigt. [1])

Was nun aber die einzelnen Elemente des Cultus betrifft, ſo erlangte, um nur das Hauptſächlichſte anzuführen, das Fronleichnamsfeſt ſeine kirchliche Beſtätigung auf der Synode in Vienne 1311. Zu den Marienfeſten kam unter Urban IV (1389) das der Heimſuchung hinzu (des Beſuchs der Maria bei Eliſabeth). Auch andere einzelne Gedenktage von Heiligen halfen die Zahl der Feſte vermehren (vgl. 7. Vorl.). Aber auch auf dem Gebiet des Cultus zeigt ſich gleichzeitig mit der gänzlichen Vollendung ſchon die beginnende Zerſetzung. Das Symbol verliert ſeine magiſche Wirkung, es artet in die leere Ceremonie aus, und ſo fehlt es auch dem Gottesdienſte häufig an der rechten Würde. Das Profane, das ſchon früher in das Heiligthum eingedrungen war, nimmt immer mehr überhand. Der Schalk verſteckt ſich auch wohl hinter die ernſte Baukunſt in wunderlichen Grimaſſen an den Poſtamenten, an den Kapitälen, an den Kirchenſtühlen der Chorherren u. ſ. w. Und wie dem Cultus, ſo ging es auch der Theologie. Noch immer ſtritten ſich, und nie heftiger als jetzt, die Schulen der Thomiſten und der Scotiſten, der Dominikaner und der Franziskaner über die Geheimniſſe des Glaubens; kein Dogma blieb unerörtert; aber indem man die Geheimniſſe zu ergründen ſuchte, zerſetzte man ſie und löste ſie auf; der Grübelgeiſt ſchlug in den Zweifelgeiſt, der Dogmatismus in bodenloſe Skepſis um, und oft weiß man nicht, iſt es Ernſt oder Scherz, wenn mit dem Anſehen des Ernſtes zwar, aber doch in wahrhaft poſſierlicher Weiſe über die heiligſten Dinge die frivolſten Fragen aufgeworfen und mit pedantiſch-gewiſſenhafter Erwägung aller Gründe und Gegengründe beantwortet werden. Ich erinnere an die ſchon in frühern Zeiten mit allem Aufwand von Scharfſinn erörterte und immer wieder vorgebrachte Frage, ob eine Kirchenmaus, die zufällig eine Hoſtie zernage, den Leib Chriſti genieße? ob ein Körper ſich in gleicher Zeit in zwei Richtungen

[1]) Wackernagel, die deutſche Glasmalerei. Leipzig 1855.

bewegen könne? Die Frage wurde, aller Physik des Aristoteles und aller Physik überhaupt zum Trotze, bejaht, da nämlich der Leib Christi, der nur einer ist, doch auf vielen Altären zugleich geopfert und zu gleicher Zeit von dem einen Priester in die Höhe gehoben, von dem andern gesenkt wird während der Feier des Hochamtes!

Schon früher hatten sich die beiden Schulen der Realisten und der Nominalisten auf Tod und Leben gestritten. Längere Zeit hatten die Realisten die Oberhand, d. h., die welche den allgemeinen Ideen Wirklichkeit zuschrieben; wir würden sie die Idealisten nennen. Aber jetzt, wo der rechte Glaube an die Macht der Idee nicht mehr vorhanden war, in der Zeit der beginnenden Ernüchterung, da mußte ein System weit mehr einleuchten, das die Dinge so zu nehmen befahl, wie sie unsern Sinnen sich darstellen, wie sie vorhanden sind, abgesehen von unserm Denken, in der Welt außer uns, und denen wir blos einen gemeinschaftlichen Namen geben, wenn wir sie einem allgemeinen Begriff unterordnen; das ist das System des Nominalismus, welches von nun an immer mehr Gönner erhielt. Als einer der wichtigsten Vertreter dieses Systems und als einer der berühmtesten Denker der Zeit tritt uns da neben dem Franzosen Dürand von St. Pourçain († 1333) der Engländer Wilhelm Occam entgegen. Ein kurzes Wort über ihn möge uns gestattet sein.

Von seinem Geburtsorte, dem Dorfe Occam in der englischen Grafschaft Surrey, hat er den Namen erhalten. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Nur so viel wissen wir, daß er seine Bildung bei den Franziskanern erhielt und daß er auch in ihren Orden eintrat. Seine weitern Studien setzte er in Paris fort unter Duns Scotus und wurde bald selbst gefeierter Lehrer. In den Streitigkeiten der Päpste mit der weltlichen Macht, soweit er sie erlebte, d. h. in der Streitigkeit Bonifaz VIII mit Philipp dem Schönen von Frankreich, und Johann XXII mit Ludwig dem Baiern trat er auf die Seite der Fürsten. Als Franziskaner war er ein Vertheidiger der Armuth Christi, welche er gerade gegen die Päpste vertheidigte, die von solcher Armuth am wenigsten wissen wollten. Er wurde seiner Ansicht wegen verfolgt. Erst zog er sich nach Frankreich zurück, wurde aber gefangen nach

Avignon gebracht. Er entkam der Haft und flüchtete nach Deutschland, wo er sich in Ludwig des Baiern Dienste begab. „Vertheidige du mich, soll er zu ihm gesagt haben, mit dem Schwert, ich will dich mit der Feder vertheidigen.“ (Tu me defendas gladio, ego te defendam calamo.) Nach verschiedenen Schicksalen starb er 1347. Ob er sich vom Fluch des Bannes wieder gelöst, der auf ihm lastete, ist nicht mit Gewißheit zu ermitteln. Wir hätten also hier in Occam auch einen jener Franziskaner, die durch ihre Freisinnigkeit dem päpstlichen Stuhl gefährlich wurden. Der katholischen Lehre wollte Occam nicht gefährlich werden; er betrachtete sich vielmehr als eine Stütze der Orthodoxie; aber daß die Stützen morsch geworden, daß sich ebensoviel wider die Dogmen der Kirche aufbringen, als für dieselben sagen ließ, und daß in letzter Linie nur noch die Zuflucht hinter die Autorität der Kirche blieb, der man sich unbedingt zu fügen habe, oder die Zuflucht zur Allmacht Gottes, der kein Wunder zu groß sei, war bedenklich genug. Die Zuversicht in die Vernünftigkeit des Dogma's, welche die alten Scholastiker, einen Anselm und noch einen Thomas von Aquino, geleitet hatte, war bedeutend geschwächt, und man war nun auf dem gefährlichen Wege angelangt, den man immer weiter verfolgte, zu unterscheiden zwischen theologischen Wahrheiten und philosophischen, wovon die einen auch möglicher Weise den andern widersprechen können. Dieser Zwiespalt des Denkens bildet ein merkwürdiges Seitenstück zum päpstlichen Schisma, aber genau betrachtet, war er noch gefährlicher als dieses. Durch ihn wurde auch die Autorität erschüttert, die der Mensch in seinem eigenen Bewußtsein trägt, das Gewissen wurde verwirrt, die edelsten Ueberzeugungen und Hoffnungen wurden ein Spiel und eine Beute des Zweifels. Ob sich Occam dieses Zweispaltes bewußt war, eines Zwiespaltes, der nicht in ihm als Einzelnem, sondern in der Zeit lag, wer will das entscheiden? Nur soviel ist gewiß, daß mit dem theologischen Autoritätsglauben des Nominalismus zugleich der philosophische Skepticismus mehr und mehr überhand nahm. Je äußerlicher man den Glauben faßte, als ein bloßes Fürwahrhalten des von der Kirche Gebotenen, wobei die Verdienstlichkeit des Glaubens mit der Unglaublichkeit des zu Glaubenden wuchs, desto ungescheuter ließ man

den Zweifel walten in den Dingen des natürlichen Erkennens. So im Leugnen der menschlichen Wahlfreiheit und des persönlichen sich Entscheidens. Ich führe zum Beweis nur einen der Anhänger Occams an, den Johann Buridan, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Paris lehrte. Sein Beispiel vom Esel, der zwischen zwei Heubündeln steht, und weil er nicht weiß, welchen er zuerst ergreifen soll, verhungert, ist sprüchwörtlich geworden und ist ein sprechendes Bild einer Philosophie, die an ihrem eigenen Vermögen verzweifelt, unter zwei sich entgegenstehenden Gedanken den rechten zu wählen. Wir haben nun schon bei einem frühern Anlaß gesehen, wie der Hohlheit und Unsicherheit einer bei aller Schulgerechtheit zuchtlos und haltlos gewordenen Denkweise gegenüber sich die einfache Beobachtung des wirklichen Lebens, die empirische Naturbeobachtung geltend gemacht hat, und als Vertreter dieser Richtung haben wir ebenfalls einen Engländer des Franziskanerordens, den Roger Baco kennen gelernt. Allein für das unabweisbare religiöse Bedürfniß war damit nicht gesorgt. Für die Dinge der sichtbaren Welt war jene nüchterne beobachtende Methode, die Methode der Empirie ganz vortrefflich; allein für die Wahrnehmung der unsichtbaren Dinge reichten die Gläser nicht hin, die Roger für seine Zwecke zu schleifen verstand. Hiefür mußte ein eigenes Organ geschaffen oder vielmehr es mußte das schon vorhandene neu zu Ehren gebracht, weiter ausgebildet und für die geistigen Bedürfnisse der Zeit zugerichtet werden. Wir haben dieses Organ, das man gewöhnlich mit dem eben nicht immer zureichenden Namen der Mystik bezeichnet, schon früher kennen gelernt. Wir konnten die Spuren der mystischen Theologie bis in die ersten Jahrhunderte zurück verfolgen; dann haben wir sie neben der Scholastik aufblühen sehen im 12. Jahrhundert in der Schule in St. Victor zu Paris, [1]) im 13. Jahrhundert in dem Franziskaner Bonaventura. Auch die Secten, die wir in der vorigen Stunde betrachtet haben, waren tief in die Mystik eingetaucht; ihre Mystik aber schlug, wie wir gesehen haben, ins Häretische um; sie war der Kirche gegenüber negativ. Nun aber sehen wir aus der noch

[1]) Siehe vorigen Band S. 327.

verworrenen, mit häretiſchen Elementen verſetzten, nach und nach eine reinere, poſitive, die Kirchenlehre wahrhaft vertiefende Myſtik ſich aufrichten, und auch dieſe kirchliche Myſtik hat wie die Scholaſtik ihre Repräſentanten vorzüglich in den Bettelorden. Ein Dominikaner iſt es, der tiefſinnige Meiſter Eckart, [1]) nach Görres Ausdruck „eine wunderbare, halb in Nebel gehüllte, beinahe chriſtlich-mythiſche Geſtalt, die ihren Reigen anführt.“ Er ſteht noch auf der Grenze zwiſchen der häretiſch-pantheiſtiſchen und der kirchlichen Myſtik. Wenn wir früherhin die Beobachtung gemacht haben, daß die Dominikaner in der Regel als die Wächter der kirchlichen Orthodoxie erſchienen, die Franziskaner dagegen leicht zur Oppoſition hingetrieben werden konnten, ſo leidet dieß wohl auch ſeine Ausnahme. Indeſſen iſt auch hier noch ein Unterſchied. Eckart wurde ſeiner Lehre wegen von Andern verdächtigt; nicht er erhob Widerſpruch gegen die Kirche von ſich aus, noch ſchloß er ſich Solchen an, die den herrſchenden Glauben bedrängten. Agitatoriſches lag in ſeinem Weſen nichts. Er war eine in ſich gekehrte Natur, und einzig der Durſt nach Erkenntniß, das Verlangen, die Tiefen der Gottheit zu ergründen, führte ihn weiter als er es ahnen mochte, bis an den Abgrund der Häreſie. [2]) Gleich andern chriſtlichen Denkern ſchloß er ſich an Plato an, den er den „großen Pfaffen“ (Prieſter) nannte; freilich war ſein Platonismus jener Neuplatonismus, wie er von Anfang an mit dem Chriſtenthume eine Verbindung einzugehen verſucht hat. In Folge dieſer idealiſtiſchen Philoſophie verfiel auch Eckart auf ähnliche Sätze wie Scotus Erigena im 9., wie Amalrich von Bena im 12. Jahrhundert vor ihm. Gott iſt ihm das alleinige Weſen und außer ihm iſt nichts. Gott iſt nicht, wie man es ſonſt ausdrückt, das höchſte Weſen, ſondern das Weſen ſchlechthin. Eckart unterſcheidet die Gottheit und Gott. Aus der Gottheit wird Gott herausgeboren. Das iſt ihm die Zeugung des Sohnes. Erſt in

[1]) Martenſen, Meiſter Eckart, eine theologiſche Studie. 1842. Steffenſen, in Gelzers Monatsblättern. 1858.

[2]) „Er ſtand, ſagt Haſe, mit ſeinem Gefühl der Gottesnähe und mit ſeiner heiligen Liebesgluth gleichſam ſchwindelnd auf einer Höhe, auf welcher der Unterſchied zwiſchen Gott und Menſch, zwiſchen Chriſtus und Geiſt, zwiſchen Gut und Bös ihm verſchwand.“

der Kreatur und durch die Kreatur kommt Gott zum Bewußtsein seiner selbst. Gott ist das All der Dinge. In dieses All sich zu versenken, seine Eigenheit aufzugeben und Eins zu werden mit Gott, das war überhaupt das Losungswort der Mystik. Und diese Forderung stellt denn auch Eckart an den Menschen. Wie im Sacrament des Abendmahls Brot und Wein in Gottes Wesen verwandelt werden, so soll eine ähnliche Verwandlung mit dem Menschen vor sich gehen. Wer kann leugnen, daß diese Forderung Eckarts zusammenkommt mit der Forderung des Christenthums selbst, dessen höchstes Ziel Gemeinschaft des Menschen mit Gott ist? Lehret doch auch die Schrift, daß wir göttlichen Geschlechts sind; denn in Gott leben, weben und sind wir, und Paulus weiß ja nichts Höheres von sich zu sagen, als hinfort lebe nicht er mehr, sondern Christus lebe in ihm. Und doch wird Jeder, der die kühne Sprache der Mystiker mit der Sprache der Schrift vergleicht, den Unterschied merken, wenn er sich auch nicht gleich darüber Rechenschaft zu geben weiß. Er wird merken, daß diese Gemeinschaft mit Gott, wie sie nach der Lehre der Schrift durch Christus vermittelt erscheint, gleichwohl die Schranke inne hält zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf, während eben diese Schranke von den Mystikern übersprungen wurde. Er wird merken, daß das Beseligende, das in der evangelischen Lehre liegt, hier umschlägt in ein Berauschendes, daß die Demuth des Glaubens umschlägt in den Hochmuth eines über alle die Hemmungen der Sünde und des Irrthums, womit auch der Frömmste behaftet ist, sich kühn hinwegsetzenden Idealismus. Mochten auch Eckart und ähnliche Geister für ihre Person in Demuth beharren, ja diese Demuth sogar über das Maaß des Christlichen hinaus bis zur Vernichtung ihres persönlichen Wesens treiben, so war doch der ganze Ton ihrer Lehre nur zu sehr geeignet, in dem Munde der weniger geweiheten Naturen zum schreienden Mißton zu werden. Aus der überspannten pantheistischen Theorie, die manchem unbefangenen Ohr sogar als Lästerung klingen mußte, folgten dann eben jene praktischen Sätze, die, je nachdem sie gefaßt wurden, höchst bedenklich werden konnten für das fromme Leben des Einzelnen und der ganzen Gemeinde. So heißt es z. B. bei Eckart: Wer Eins mit Gott geworden, der braucht

nicht mehr zu beten; er steht nicht mehr unter Gott und Gott über ihm, sondern er ist in ihm. Gottes Dasein ist so gut abhängig von dem meinigen, als mein Dasein von dem seinigen; wäre ich nicht, so wäre Gott nicht: er kann meiner so wenig entbehren, als ich seiner. Daraus folgen dann die praktischen Sätze, die wir schon bei den Brüdern und Schwestern des freien Geistes gefunden haben: „Alles ist recht und gut, was ein mit Gott Eins gewordener Mensch thut. Hast du Gott lieb, dann kannst du thun, was du willst; du willst ja nur das Ewige, das was Gottes ist.“ Dieser letzte Satz hat unstreitig seine Wahrheit, aber ohne nähere Verständigung hingeworfen, wie leicht konnte er da ein Funke werden, der in den Händen eines Leichtsinnigen statt zu einer heiligen Flamme angefacht, zum verderblichsten Brande sich entzünden konnte!

Bei allen dem wird das Geistreiche, das in der Mystik eines Meister Eckart liegt, geistige Naturen zu allen Zeiten anziehen, und ihnen auch wohl ein Licht werden, dem sie gerne folgen. Wie geistig und sinnreich weiß er z. B. den rohen Vorstellungen von der Hölle und dem hölliſchen Feuer gegenüber gerade diese Lehre zu fassen und sie auch dem denkenden Geiste gerecht zu machen. Das Böse ist ihm das Nichtige, die Verdammniß ein Nichthaben Gottes. Alle Gottlosigkeit trägt ihre Verdammniß in sich selbst. Das Feuer der göttlichen Liebe wird dem, der nicht von diesem Feuer entzündet ist, von selbst zu einem quälenden, zu einem verzehrenden Feuer. „Nimm eine feurige Kohle und lege sie auf deine Hand, so empfindest du Schmerz: du würdest diesen Schmerz aber nicht empfinden, wenn deine Hand selbst von Feuer wäre.“ Nur der also empfindet das Feuer des göttlichen Zornes, das Feuer der Hölle als ein strafendes und vernichtendes Feuer, der nicht das Feuer der göttlichen Liebe in sich trägt. Wer von diesem Liebesfeuer erfüllt ist, für den giebt es keine Qual der Hölle. Dasselbe Feuer, das für den Gottlosen ein verzehrendes Feuer ist, ist für den Frommen die belebende Flamme der Gottesliebe.

Diese und ähnliche Lehren trug Meister Eckart erst in Straßburg vor. Dort hatten auch die Brüder und Schwestern des freien Geistes sich eingefunden, gegen welche der Bischof von

Straßburg im Jahr 1317 ein Verdammungsurtheil gesprochen hatte. Nun wurde auch Eckart ihnen gleich gestellt. Er war von Straßburg nach Frankfurt am Main berufen worden als Prior der dortigen Dominikaner. Schon hier erhob sich Klage wider ihn. Als er darauf sich nach Köln begeben, so wurde ein Inquisitionsprozeß gegen ihn eingeleitet. Eckart sollte widerrufen; er appellirte an den Papst Johann XXII in Avignon. Auch dieser verdammte von den ihm vorgelesenen 28 Sätzen Eckarts 17 als ketzerisch, die übrigen aber als verdächtig und christlichen Ohren übelklingend. Die wider ihn erlassene Bulle von 27. März 1329 erlebte Eckart nicht mehr; er war unterdessen gestorben. Aber trotz der päpstlichen Verdammung blieb sein Name in hohem Ansehen und seine Predigten wurden in vielen Klöstern Deutschlands, der Schweiz und auch in Böhmen abgeschrieben und verbreitet. Die Innigkeit des religiösen Lebens hatte nun einmal doch für fromme Gemüther etwas Gewinnendes und Ergreifendes, und selbst die Beimischung von Unklarem hatte, wie wir schon das letzte Mal bemerkten, für Viele einen besondern Reiz. Wie weit die Neigung zur Mystik um diese Zeit verbreitet war, namentlich am linken Rheinufer, in der sogenannten „Pfaffengasse", von Straßburg abwärts bis Köln, aufwärts bis Basel, das zeigt uns jene weitgehende Verbindung der Gottesfreunde, [1]) die ihren Sitz in Basel hatten; denn hier lebte Nicolaus zum goldenen Ring, der große Gottesfreund im Oberlande, dem die Geister unterthan waren, wie nur immer einem Papste. Er war der unsichtbare Papst einer unsichtbaren Kirche.

Das Leben dieses Nicolaus hat in seinen ersten Anfängen viele Aehnlichkeit mit dem des Peter Waldus oder auch dem des heiligen Franciscus. Auch er ging, wie jene beiden aus dem Kaufmannsstande hervor. Dabei war er aber auch in Tournieren und Waffenspielen wohl bewandert. Er war mit einer reichen Braut verlobt; am Abend aber vor der Hochzeit, als er eben beim flackernden Kerzenlichte vor dem Crucifix betete, schien es ihm, als neige sich dasselbe gegen ihn; er glaubte die Stimme zu ver-

[1]) Wackernagel, in den „Beiträgen zur vaterländischen Geschichte." Basel 1843, und C. Schmidt, Basel im 14. Jahrhundert. S. 253 ff.

nehmen: stehe auf, entsage der Welt, nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach! — Am andern Tage erklärte er den Hochzeitsgästen, er habe eine andere Braut gewählt, der Königin des Himmels sei er verlobt; auch die bisherige Verlobte legte ihren Brautschmuck ab und zog sich in die Einsamkeit zurück, um Zeitlebens Gott zu dienen. Nun zog sich Nicolaus in die Nähe des Predigerklosters zurück und vertiefte sich immer mehr in die göttliche Contemplation. Auch er gelangte dahin, von Gott nichts mehr zu bitten, sondern sich lediglich an ihn hinzugeben in ungestörter Beschaulichkeit. In diesem Zustande hatte er Visionen, die er für göttliche Offenbarungen hielt. Er nannte sich nun mit besonderm Nachdruck einen „Freund Gottes" und suchte auch Andere für diese Freundschaft zu gewinnen. Bald traten auch vier Genossen zu ihm, unter ihnen ein ehmaliger Ritter, ein Domherr und ein bekehrter Jude, Abraham. Diese Gemeinschaft der „Gottesfreunde" übte nun im Stillen einen mächtigen Einfluß auf Geistliche und Laien, nicht in Basel allein, sondern weit umher in der Umgegend. Nicolaus selbst unternahm mehrere Reisen nach Ungarn hinein und stand mit einem großen Theil der abendländischen Christenheit im brieflichen Verkehr. Auf die Frauen wirkte die Schwester des Nicolaus, Margarethe zum goldenen Ring, die sich zu den Beginen hielt. Das Beispiel des Nicolaus fand auch anderwärts Nachahmung. So entsagte in Straßburg der reiche Kaufmann Rulman Merswin seinem bisherigen Berufe und trat gleichfalls in die Gemeinschaft der Gottesfreunde ein. Er ist der Verfasser des Werkes „von den neun Felsen," das bei den Mystikern in hohem Ansehen stand, und früher dem Suso zugeschrieben wurde.[1]) Nach dem großen Erdbeben richtete Nicolaus von Basel 1356 ein Sendschreiben an alle Christen, worin er sie zur Buße ermahnte. Achtzehn Jahre später aber (1374) entschloß er sich mit seinen vier Freunden, Basel zu verlassen. Die „fünf Mannen" überließen sich der Leitung eines schwarzen Hündleins, dem sie nachgingen, bis sie endlich auf einem Berge in der Nähe von Luzern, wie vermuthet wird auf dem „Herrgottswalde", sich niederließen. Ein späterer Aufenthalt derselben

[1]) Neulich herausgegeben von C. Schmidt. Leipzig 1859.

war ein in einen Felsen gehauenes Kirchlein, was auf das „Wildkirchlein“ im Kanton Appenzell schließen läßt. — Nicolaus hatte im Jahr 1377 in Begleit eines seiner Genossen eine Wallfahrt nach Rom unternommen, wohin Papst Gregor XI von Avignon wieder zurückgekehrt war. Die Pilger wollten den heiligen Vater um Abstellung der vielfachen Gebrechen der Kirche ersuchen. Dieser traute ihnen erst nicht: jedoch wurde er von ihrem Wesen eingenommen, und entließ sie freundlich. Als aber dann später die Gottesfreunde in Folge eines vom Himmel gefallenen Briefes (ganz ähnlich wie bei den Geißlern) noch ernster und eindringlicher die Christenheit zur Buße mahnten, da wurden sie als Häretiker verfolgt. In dem Brief war ihnen befohlen worden, drei Jahre sich eingeschlossen zu halten, dann aber, wenn die Welt sich nicht bekehrt habe, sich in die fünf Enden der Erde zu vertheilen. Von da an verlautet nichts Sicheres mehr über sie. Von Nicolaus selbst wird gemeldet, daß er zu Vienne in der Dauphiné sei gefangen und vor ein Inquisitionsgericht gestellt worden, das ihn zum Feuertod verurtheilte. Ein gleiches Schicksal traf auch andere Gottesfreunde. So wurde noch 1393 der Benedictiner Martin von Mainz aus der Abtei von Reichenau zu Köln als Ketzer verbrannt, weil er dem Nicolaus von Basel gehorsam gewesen.

Mit Nicolaus und den Gottesfreunden in Verbindung finden wir denn auch drei Männer, die wir als die Hauptrepräsentanten der Mystik des 14. Jahrhunderts betrachten können, den Johann Tauler in Straßburg, Heinrich Suso in Constanz und Johann Ruysbroek in den Niederlanden.

Johann Tauler,[1]) 1290 in Straßburg geboren, hatte seine Studien im Dominikanerorden gemacht. Das gewöhnliche Wissen befriedigte ihn nicht. „Die Weisheit, pflegte er zu sagen, studire man nicht in Paris: die rechte hohe Schule sei das Leiden unsres Herrn Jesu Christi.“ Was Tauler von einem Meister Eckart unterscheidet, ist, daß bei ihm die Mystik mehr einen praktischen als einen spekulativen Charakter annahm und eben darum auch der Kirche weniger Anstoß gab. Er suchte sich von allen

---

[1]) C. Schmidt, Johann Tauler, Hamburg 1841. Böhringer, in den Biographien 3r Bd.

pantheiſtiſchen Ausſchweifungen des Gedankens fern zu halten und ſich mit der ganzen Kraft des Gemüthes in Gott zu verſenken. Tauler hatte eine Reihe von Jahren als gewaltiger Prediger gewirkt, als er, in ſeinem fünfzigſten Jahre ſtehend, mit dem großen Gottesfreunde aus dem Oberlande, mit Nicolaus von Baſel bekannt wurde. Durch dieſen wurde er erſt recht gedemüthigt, erſt vollkommen bekehrt. Er unterwarf ſich gänzlich ſeiner Zucht und ließ ſich auch von ihm das Predigen auf zwei Jahre lang unterſagen. Als er nun nach dieſer Friſt wieder auftreten wollte, konnte er vor der dicht gedrängten Verſammlung kein Wort hervorbringen. Er ſprach blos ein kurzes Gebet; ſeine Augen floſſen von Thränen über; das Volk fing an unruhig zu werden; endlich entließ er die Verſammlung mit der Erklärung, es ſei ihm dieß Mal unmöglich zu reden. Die Leute verliefen ſich, und bald verbreitete ſich das Gerücht, der Mann ſei verrückt geworden. Der Orden der Dominikaner nahm dieß auf ſeine Ehre und verbot hinfort dem Tauler, wieder vor dem Volke aufzutreten; blos lateiniſch im Convent durfte er predigen. Nachdem ihm aber das Predigen vor dem Volke wieder war geſtattet worden, da war der Zudrang noch größer als zuvor und die Wirkung ſeiner Predigt außerordentlich. Einſt predigte er in einem Frauenkloſter über den Text Matth. 25, 6: „ſiehe der Bräutigam kommt, gehet aus, ihm entgegen!“ Er ſprach recht in myſtiſcher Weiſe davon, wie der himmliſche Bräutigam komme, die Seele zu ſuchen, und wie dieſe bereit ſein ſoll, ihn zu empfangen. Als er nun die Freude der Braut beſchrieb bei ihrer Begegnung mit dem Bräutigam, da rief Einer aus den Zuhörern: „es iſt wahr!“ und fiel bewußtlos zur Erde. Eine Frau, die ihn aufhob, bat laut den Prediger, er möge aufhören, damit der Mann nicht unter ihren Händen verſcheide. Tauler aber antwortete: „ach lieben Kinder, will der Bräutigam die Braut heimführen, ſo wollen wir ſie ihm gerne laſſen; doch will ich ein Ende machen.“ Er ſchloß die Predigt mit einigen Worten, las dann die Meſſe und beim Hinausgehen fand man noch zwölf Menſchen auf dem Kirchhof hingeſtreckt. Tauler predigte gewöhnlich entweder in der Dominikanerkirche ſelbſt oder in Frauenkirchen und Beginenhäuſern. „Sein Predigen, ſagt der Straßburger Chroniſt Specklin, war ein ſelt-

sam Ding; er trug weder bloße scholastische Grübeleien, noch unnütze Heiligengeschichten vor; sondern redete mit schlichten Worten, mit inniger Wärme und Herzlichkeit. Seine Hauptabsicht war, die Menschen von der Nichtigkeit des Irdischen zu überzeugen und sie zur Entsagung hinzuführen. Er strafte nicht nur die Laien, sondern auch die Geistlichen, und wurde deßhalb nicht selten angefeindet und verspottet; man nannte ihn einen Anhänger des freien Geistes." — Die Geistlichen hätten ihm gerne das Predigen verboten, aber der Magistrat schützte ihn. Ein Hauptinhalt der Predigten Taulers war die Armuth Christi.[1]) Er verstand dieß sowohl im leiblichen als im geistlichen Sinne. Eine rechte innige Liebe Gottes und ein Seckel voll Pfenninge, meinte er, gingen nicht wohl zusammen. Besonders aber hob er die geistliche Armuth hervor. Der Mensch muß sich selbst verleugnen, sich selbst ausziehen, in sein Nichts sich versenken; dann aber muß er wieder in sich eingehen, den „äußerlichen Menschen in den innerlichen bringen" und durch dieses Eingehen in sich selbst findet er auch den Eingang zu Gott. — Tauler ging in seinen Predigten auch wohl auf die Bibel zurück: aber eine ruhige, besonnene Schrifterklärung war seine, war überhaupt der Mystiker Sache nicht; sondern er gefiel sich mit allen Mystikern in allegorischen Deutungen. Das Geschichtliche sollte nur der Gegenwart dienen. Christus *für uns* trat zurück hinter den Christus *in uns*. Ohne die heilige Geschichte zu leugnen oder umzudeuten, legte Tauler doch auf die das Heil gründenden Thatsachen weniger Gewicht, als auf das sich im Gemüthe der Menschen sich verwirklichende Heil selbst. Daß Christus in *uns* geboren, daß der sündige Mensch in *uns* gekreuzigt, Christus geistig *im Herzen* auferstehe und wir durch den Eingang mit Gott *unsere* Himmelfahrt halten, das ist der immer wiederkehrende Inhalt seiner Festpredigten. Seine Sprache ist oft dunkel und überschwänglich. So redet er von einem „Ertrinken in dem grundlosen Meere der Gottheit", von einem „Verschmelzen in dem Feuer seiner Liebe", einem „Trunken werden in Gott" u. s. w. Daneben aber finden sich

[1]) Eine seiner Hauptschriften heißt: Nachfolgung des armen Lebens Christi.

auch wieder praktische Ermahnungen. Wir wiederholen es: Die fortgesetzte Richtung auf das Sittliche, auf die Besserung des Herzens und Lebens bewahrte ihn vor den Abgründen des Pantheismus, an die er wohl hie und da streifte, in die er aber nicht so weit sich verflechten ließ, als der mehr spekulative Meister Eckart. Er starb 1361 zu Straßburg.

Zehn Jahre jünger als Tauler war der im J. 1300 geborene Heinrich vom Berg, der Süß, (der Seuse, Suso) genannt.[1]) Das Geschlecht derer vom Berg war ein altes adliches Geschlecht im Hegau am Bodensee. Constanz war die Geburtsstadt unsres Heinrich und dort wurde er auch in einem Predigerkloster erzogen zur Freude der frommen Mutter, die ihre Frömmigkeit vor dem rauhen Gatten verbergen mußte und die sich dann nur um so inniger des gleichgesinnten Sohnes freute. Eine Zeit lang studirte Heinrich in Köln und schloß sich an den Meister Eckart an, aber erst nach dem Tode seiner Mutter gelangte er zur „rechten Einkehr", wie er's nannte. Jetzt verlobte er sich feierlich der göttlichen Weisheit, die er als seine Geliebte, als seine „Minnerin" erwählte. Von nun an erscheint ihm auch die Geliebte in Visionen; „sie schwebt hoch über ihm in einem Wolkenchor, sie erglänzt vor ihm als der Morgenstern; ihre Krone ist die Ewigkeit, ihr Gewand ist die Seligkeit, ihre Worte sind lauter Süßigkeit." Sie richtet an ihn die Worte der Schrift: „gieb mir, o Sohn! dein Herz," und um ihr dann wieder ein sichtbares Zeichen seiner Minne zu geben, gräbt sich Suso mit einem eisernen Schreibgriffel den Namen Jesus auf die Brust. (Jesus ist die ewige Weisheit, aber unter weiblicher Benennung.) Von der Geliebten empfängt er hinwiederum den Namen „Herzenstraut" (Amandus). Unter diesem lateinischen Namen ließ er dann auch seine Schriften ausgehen. Wie nur immer ein Ritter seiner Geliebten Proben seines Gehorsams geben konnte durch allerlei Abenteuer, die er bestand, so auferlegte sich nun Amandus alle ersinnlichen Kasteiungen, um seine „Minnerin", die himmlische Weisheit zu befriedigen.[2]) Kein

[1]) Diepenbrok, Heinrich Suso, Regensb. 1829. Schmidt, in den Studien und Kritiken 1843. Böhringer a. a. O.

[2]) „Er ist wie ein schwäbischer Minnesänger, aber seine Minne die ewige Weisheit; ihr huldigt er in dunkler Sehnsucht und jugendlicher Lust." Hase.

Kreuz ist ihm zu schwer, kein Holz zu hart, kein Eisen zu spitz, keine Geißel zu scharf, als daß er nicht gerne damit seinen Rücken belastet und zerfleischt hätte. Und bei all diesem selbsterwählten Leiden war er herzensvergnügt und schwelgte in dem süßen Gefühl seiner Liebestreue. Die Summe seiner Lehre geht in die Worte zusammen, daß ein „gelassener (d. h. ein völlig ergebener, willenloser) Mensch entbildet werden muß von der Kreatur und überbildet in die Gottheit." „Meine Menschheit, läßt er die Weisheit (Christum) sagen, ist der Weg, den man gehen und mein Leiden das Thor, durch das man dringen muß," wenn man zum Ziele gelangen will. Suso starb 1365 in einem Dominikanerkloster zu Ulm, in das er sich zurückgezogen hatte. — Sein Hauptwerk, das er hinterlassen, ist das von der „ewigen Weisheit".

Mit Tauler und Suso wird gewöhnlich zusammen genannt der niederländische Mystiker, Heinrich Ruysbroek;[1]) geboren zu Ende des 13. Jahrhunderts in einem Dorfe dieses Namens in der Nähe von Brüssel. Er heißt der ekstatische Lehrer (Doctor ecstaticus), und in der That ist die Ekstase, die Entzückung, das gänzliche Stillestehn des menschlichen Bewußtseins, die Geistesabwesenheit in Beziehung auf die äußern Dinge und das Verlorensein in göttliche Gedanken etwas Charakteristisches in seiner Erscheinung. Oft konnte er mitten auf der Straße stille stehen, ohne zu wissen, was um ihn her vorging, rein hingenommen von den Bildern der innern Welt, die seine Seele durchzogen. Vollends wenn er die Messe celebrirte, konnte er in eine Entzückung gerathen, die mit einer Ohnmacht endete. Darum liebte er die Einsamkeit, um dort sich ganz dem Zuge seines Wesens hinzugeben. Bis zu seinem sechzigsten Jahre war Ruysbroek Weltpriester geblieben und hatte die Geschäfte eines solchen besorgt. Nun aber zog er sich mit einigen Freunden nach dem Kloster Grünthal in Brabant zurück. Sein Ruf zog viele Leute dahin, besonders die Gottesfreunde; auch von Straßburg und

[1]) Engelhardt, Richard von St. Nicolaus und Joh. Ruysbrock. Erlangen 1838. Ullmann, Reformatoren vor der Reformation. I. S. 35. 61. Böhringer a. a. O. C. Schmidt in Herzogs Realencyklopädie XIII. S. 188.

Basel erhielt er Besuche. So auch von Tauler. Er starb den 2. Dezember 1381 in einem Alter von 88 Jahren. Er soll seinen Tod vorausgesagt haben. Auch bei ihm treffen wir dasselbe Streben, durch Aufgeben seiner selbst zur Ruhe in Gott zu gelangen. In der göttlichen Dreieinigkeit erblickt Ruysbroek den innern Prozeß, den auch der Mensch zu gehen hat durch Gott in Gott. Wie Gott sich in der Dreiheit der Personen offenbart, sich aber selbst wieder in sich zurücknimmt, so soll auch das aktive Leben des Menschen zurückkehren in das passive der ewigen Ruhe in Gott.

Ich kann die Geschichte der Mystiker nicht schließen, ohne auch noch zweier Frauen erwähnt zu haben, bei denen eine ähnliche Geistesrichtung sich kundgiebt, wie wir sie bei einem Nicolaus von Basel, einem Tauler, Suso und Ruysbroek erkannt haben. Gehört auch ihre Erscheinung mehr der Geschichte der Askese, als die der Mystik insbesondere an, so berechtigt uns doch wohl die nahe Verwandtschaft, in welcher die eine Richtung zur andern steht, ihrer hier zu gedenken. Ich meine die dem Süden Europa's angehörige h. Katharina von Siena und die nordische Heilige, die h. Brigitta; es sind eben die beiden Frauen, welche den Papst Gregor XI zur Rückkehr nach Rom bewogen hatten.

Die h. Katharina von Siena war die Tochter eines Färbers oder Tünchers jener Stadt, von der sie den Beinamen führt, um sie von andern heiligen Katharinen, deren es mehrere giebt, zu unterscheiden. Schon als Kind verrieth sie einen großen Hang zum Einsiedlerleben. Sie las die Geschichten der alten Anachoreten und suchte ihre Lebensweise nachzuahmen. Kaum war sie zwölf Jahre alt geworden, als ihre Eltern schon darauf dachten, sie zu verheirathen. Sie aber hatte in ihrem Herzen schon das Gelübde ewiger Jungfrauschaft abgelegt. Es gelang ihr, ihren Vater umzustimmen, der sie nun ihrem eigenen Wesen überließ. Nun gab sie sich von ihrem fünfzehnten Lebensjahr an der strengsten Askese hin; sie trug ein rauhes Bußgewand auf ihrem Leibe nebst einem eisernen mit Stacheln besetzten Gürtel, schlief auf bloßer Erde und schloß sich endlich dem dritten Orden der Dominikaner an, dessen Ordenskleid sie nun auch trug. Drei Jahre lang beobachtete sie ein ununterbrochenes Stillschweigen und ruhte nicht, bis ihre

Seele sich zu jenem innern Frieden hindurchgerungen hatte, der das Ziel aller Mystik und Askese war. Sie übte sich in der Geduld, in der Demuth und that den Armen Gutes. Hierin wurde sie durch Wunder unterstützt; denn die Gaben mehrten sich unter ihren Händen in dem Maaße, als sie aus denselben verschwanden. Als im Jahr 1374 die Pest in Italien wüthete, unterzog sie sich nicht nur dem Dienst der Kranken, sondern suchte auch durch vermehrte Bußübungen den Zorn des Himmels zu wenden. Sie hatte nicht nur zahlreiche Jüngerinnen unter ihrem Geschlechte; sondern auch Männer vornehmen Standes schlossen sich ihr an, wie der Senator Stephan von Siena, der ihr Leben beschrieben hat. „Dieses Leben, bezeugt er, schien ein ununterbrochenes Wunder zu sein; sie war so von der Welt losgerissen, daß ihre Seele stets auf die innigste Weise mit Gott vereinigt war." Als ihr der Herr einst in einer Vision erschien und ihr die Wahl ließ zwischen einer goldenen und einer Dornenkrone, griff sie nach der letztern und drückte sie auf ihr Haupt mit den Worten: „Herr, ich will immer so leben, daß ich an mir das Bild deines Kreuzes sehe und ich meinen Ruhm und meine Wonne in den Leiden und Drangsalen finde." — Bei all ihrer Zurückgezogenheit von der Welt blieb sie doch nicht unthätig, wo es galt, durch ihr Ansehn der Kirche zu nützen. Wie sie den Papst in Avignon bewog, nach Rom zurückzukehren, ist schon früher erwähnt, und auch während der Zeit der Spaltung arbeitete sie an der Heilung der kirchlichen Gebrechen und machte dem Papst Urban VI freimüthige Vorstellungen. Mitten unter diesen Bemühungen starb sie zu Rom den 29. April 1380 in einem Alter von 33 Jahren. Ihr Landsmann, Papst Pius II hat sie später heilig gesprochen im Jahr 1461 und Urban VIII hat ihr Fest auf den 30. April verlegt. Ihr Briefwechsel ist erst neulich veröffentlicht worden.[1])

Ein Gegenbild zu dieser Italienerin bildet ihre Namensverwandte, die h. Katharina von Schweden, die Tochter der h. Brigitta. Reden wir zunächst von der Mutter, Brigitta.

---

[1]) Von Tommaseo in Florenz. Vgl. Augsb. Allg. Zeitung, 1860. Nr. 354. Beilage.

Sie ſtammte, geboren 1302, aus einem edeln Geſchlechte, das ſeinen Stammbaum auf die alten Gothenkönige zurückführte. Auch ſie ſollte ſchon in früher Jugend in ihrem ſechszehnten Jahre verheirathet werden, und ſie wurde es wirklich. Ihr Gemahl war der königliche Rath Wulpho; allein Mann und Frau verſtanden ſich dazu, ein ſtrenges Leben der Enthaltſamkeit zu führen und ließen ſich beide in den Tertiarſerorden des h. Franciscus aufnehmen. Sie widmeten ſich Werken der Wohlthätigkeit, ſtifteten zuſammen ein Spital und verpflegten die Kranken. Dann unternahmen ſie eine gemeinſchaftliche Wallfahrt nach St. Jago di Compoſtella. Der Mann erkrankte unterwegs in Arras; er kehrte nach Schweden zurück und trat mit Bewilligung ſeiner Frau in den Ciſtercienſerorden. Er ſtarb 1344. Nun widmete ſich die Wittwe vollends einem ſtrengen Büßerleben. Zu Wadstena in der Diöceſe Lingköping gründete ſie ein Kloſter für 60 Nonnen. Für die Seelſorge wurden dem Orden 13 Mönche beigegeben, die in einem beſondern Gebäude wohnten, im Uebrigen aber der Ordensregel ſich unterwarfen. Brigitta wallfahrtete ſodann nach Rom und ſtiftete auch dort ein Haus für arme Studierende und Pilgrime. Sie glaubte beſondere göttliche Offenbarungen empfangen zu haben und ließ dieſelben ſorgfältig von ihren beiden Beichtvätern aufſchreiben. Später beſtätigte das Basler Concil die Wahrhaftigkeit und Göttlichkeit derſelben. Sie athmen den Geiſt des Franziskanerordens. Nachdem Brigitta noch eine Wallfahrt nach Jeruſalem unternommen, ſtarb ſie 1373. Die Leiche ward in das von ihr geſtiftete Kloſter Wadstena gebracht. Schon am 7. Oktober 1391 wurde Brigitta vom Papſt Bonifaz IX heilig geſprochen. Der von ihr geſtiftete Orden, der auch Orden des Erlöſers (San Salvatororden) hieß, ſtand, auch die männlichen Mitglieder deſſelben, unter der Leitung der Aebtiſſin, welche gleichſam in ihrer Perſon die h. Jungfrau Maria darſtellte, der der Orden geweiht war, ein ähnliches Verhältniß, wie in dem Orden von Fontevraud. Er breitete ſich zuerſt im Norden, aber auch in Deutſchland, Frankreich, ſelbſt in Italien aus. Für die Reformationsgeſchichte (Baſels) hat der Orden dadurch einige Bedeutung erlangt, daß Oekolampad eine Zeit lang in dem Brigittenkloſter Altenmünſter bei Augsburg zubrachte. Von den 8 Kindern,

welche Brigitta während ihrer Ehe geboren, ist eine die schon genannte Katharina von Schweden selbst wieder eine Heilige geworden. Sie hatte ein ähnliches Schicksal wie ihre Mutter. Sie war erst einem jungen Edelmann vermählt, begleitete aber dann nach dem Tode ihres Gatten ihre Mutter auf ihren Wallfahrten und stand nach deren Tod dem Kloster in Wadstena als Aebtissin vor. Sie starb 1381 und ward ebenfalls kanonisirt.

So hat sich uns neben der Auflösung, welcher das kirchliche Leben des Mittelalters mit dem 14. Jahrhundert verfallen war, eine kräftige Gegenwirkung, ein angestrengtes, fast möchten wir sagen forcirtes Streben nach Heiligung und eine damit einig gehende Vertiefung in die göttlichen Geheimnisse gezeigt, einerseits in den sectirischen Bewegungen und in den Geißelfahrten, die wir in den letzten Stunden betrachtet haben, andrerseits in der Mystik und Askese, die sich den Formen der katholischen Kirche und ihrer Orden anschloß. Unstreitig wurde in dieser uns so fremdartigen, vielleicht abstoßenden Form ein reicher Schatz des christlichen Lebens bewahrt. Aber auch diese Form mußte wieder untergehen. Sie konnte wohl einen Damm bilden gegen das einbrechende Verderben, aber keine Brücke, die aus den Zeiten der Verdunklung des Christenthums hinübergeführt hätte in die neue Zeit, in das Jahrhundert der Reformation. Dazu waren noch weitere Vorarbeiten nöthig.

Dreizehnte Vorleſung.

Die Vorläufer der Reformation. — Noch einmal die Waldenſer. — John Wikliffe und die Wikliffiten in England. — Die Lollarden. — John Oldcaſtle, Baron von Cobham.

Daß es dem 14. Jahrhundert bei allem Trüben und Unerfreulichen, was es mit ſich brachte, nicht an großen geiſtigen Kräften gefehlt hat, hat uns die letzte Stunde gezeigt. Die Myſtik gehört zu den wichtigſten Erſcheinungen auf dem geiſtigen Gebiete als Ergänzung zur Scholaſtik. Aber auch nur als Ergänzung hat ſie ihren vollen Werth. Nachdem die eine Hälfte des Ringes ſich abgenutzt, konnte auch die andere nicht mehr ihre Aufgabe erfüllen. Der reinen Veräußerlichung des Religiöſen gegenüber hatte die reine Verinnerlichung eine gewiſſe Berechtigung. Der auf die hiſtoriſchen Traditionen und auf das hiſtoriſche Recht ſich gründenden Hierarchie gegenüber mochte es wohl am Platze ſein, an die ewigen Rechte des Geiſtes zu erinnern, wie ſie ihm verbürgt ſind durch die Stimme Gottes im Inwendigen. Der Prieſterkirche, der Geſetzeskirche gegenüber eine Geiſteskirche aufzurichten, die ihr Allerheiligſtes nicht in Tempeln hatte mit Menſchenhänden gebaut, ſondern in der Bruſt des Menſchen war ein naheliegender Gedanke, mit deſſen Verwirklichung die Gottesfreunde allen Ernſt machten. Aber dieſer reine, von dem Grund und Boden der Geſchichte, von aller Ueberlieferung und Gewohnheit ſich losreißende Subjektiſmus konnte unmöglich auf die Dauer befriedigen, konnte noch viel weniger eine Religion des Volkes, eine Religion der Gemeinde oder gar eine Religion der Maſſen werden. Es galt auch hier das Wort: Niemand kann einen andern Grund legen, als der da gelegt iſt, welcher iſt Chriſtus der Gekreuzigte, d. h.

eben der hiſtoriſche Chriſtus, der die Welt erlöst, der die Kirche geſtiftet und ſie auf den Felſen gegründet hat, auf dem ſie ſtehen ſoll bis ans Ende der Tage. Daß nicht der Mann zu Rom, der ſich der Nachfolger Petri nannte, dieſer Fels ſei, darauf wurde vielfach hingewieſen, aber von dieſer negativen Erkenntniß war noch ein weiter Weg zur vollen und ganzen Erkenntniß des Evangeliums. Ich habe zum Schluſſe der letzten Stunde bemerkt, daß die Myſtik wohl einen Damm bilden konnte gegen das Verderben, aber daß ſie noch nicht die Brücke ſei, welche aus der Zeit des Verderbens hinübergeführt hätte in die einer Reformation. Heute thun wir einen Schritt dieſer Brücke entgegen.

Wir ſind nun bereits an einem Zeitpunkte angelangt, wo das mittelalterliche Leben ſich erſchöpft hat, wo eine neue Zeit ſich vorbereitet, ja ſchon im Anzuge iſt. Wie zu Ende des Winters ſchon einzelne Vorboten des Frühlings ſich melden, ſo ſehen wir auch mit dem Ende des 14. Jahrhunderts ſchon einzelne Vorboten der Richtung auftreten, die erſt im 16. Jahrhundert ihren vollen Ausdruck erhalten hat, die Vorboten der Reformation. An reformatoriſchen Geiſtern hat es zwar zu keiner Zeit gefehlt, aber entweder war ihr Wirken vereinzelt oder es war verflochten in jene ſchwärmeriſchen Bewegungen, wie wir ſie in der vorletzten Vorleſung kennen gelernt haben. Vorläufer der Reformation im engern Sinne können wir nur die nennen, welche ſich auf den Grund des Evangeliums, auf den Grund der Schrift ſtellten; welche auch bei einzelnen Irrthümern, die bei ihnen unterlaufen konnten, doch eben die Grundwahrheiten ſchon erfaßt hatten, welche die Reformatoren des 16. Jahrhunderts zur Geltung gebracht haben. Zu dieſen zählen wir die ſchon früher genannten Waldenſer. Auf ſie müſſen wir jetzt noch einmal zurückkommen. Wir haben ſchon früher erwähnt, wie ſie von den häretiſchen Katharen und Albigenſern ſich eben dadurch unterſchieden, daß ſie mit Vermeidung aller pantheiſtiſchen Auswüchſe, ſich rein an das Praktiſche des Chriſtenthums hielten, an Heiligung der Geſinnung und des Wandels auf Grundlage der Schriftlehre. Wir ſagen auf Grundlage der Lehre. Die ganze Lehre der Schrift nach ihrem vollen Inhalt lag ihnen nicht auf einmal klar vor Augen. Ihre Schrifterkenntniß war theilweiſe noch eine un-

vollkommene, ihre Schriftauslegung eine im Einzelnen verfehlte; daher theilten ſie auch noch manche Anſchauungen mit der alten Kirche, die ſie erſt ſpäter ablegten. So die Lehre von den Sacramenten und der Meſſe, die Verehrung der Heiligen, die Ueberſchätzung des jungfräulichen Standes u. a. m. Erſt nachdem ſie mit den Reformatoren des 16. Jahrhunderts waren bekannt worden, (denn es iſt unrichtig, die Waldenſer zu den Lehrern der Reformatoren machen zu wollen, deren Schüler ſie ſpäter wurden), erſt da ging auch mit ihnen eine Reformation vor. Aber im Ganzen muß ihre Richtung dennoch als eine evangeliſche, als eine ſolche bezeichnet werden, die nach Maßgabe ihrer Einſicht nichts anderes ſuchte und nichts anderes wollte als die Verwirklichung des einfachen apoſtoliſchen Chriſtenthums. Wie weit ſie ſich nach ihrer Vertreibung aus den romaniſchen Ländern auch in andere Länder verbreiteten, iſt ſchwer zu beſtimmen, da ihre Verwechslung mit andern Secten fortdauerte. Möglicherweiſe ſind viele von ihnen mit den früher genannten Gottesfreunden in Verbindung getreten. Schon im 13. Jahrhundert mußte ihnen der Dominikanermönch Rainer das Zeugniß geben: „Sie ſind ordentlich und beſcheiden in ihren Sitten, ſie tragen weder koſtbare, noch auch ganz armſelige Kleider; um Eid, Lüge und Betrug zu vermeiden, treiben ſie keinen Handel; ſie leben nur von ihrer Hände Arbeit als Handwerker; ſelbſt Schuſter ſind unter ihnen Lehrer. Sie ſammeln keine Reichthümer, ſondern ſind mit dem Nothwendigen zufrieden. Sie ſind keuſch, beſuchen keine Schenken, Tänze und andere Eitelkeiten. Sie enthalten ſich des Zornes, arbeiten, lernen und lehren, aber beten deſto weniger.“ (Natürlich dachte dabei der Dominikaner an das ſichtbar hervortretende Gebet der katholiſchen Kirche; über das Gebet, das kein Gegenſtand der äußern Wahrnehmung iſt, ſtand ihm auch kein Urtheil zu.)

Haben wir ſo an den Waldenſern die erſten Vorläufer der Reformation, ohne daß ſeit dem Stifter Peter Waldus eine hervorragende Perſönlichkeit unter ihnen ſich bemerklich gemacht hätte (und daher iſt auch eine gewiſſe Stagnation ihres Weſens zu erklären), ſo ſehen wir nun in England mit John Wikliffe[1])

[1]) Der Name wird verſchieden geſchrieben: eigentlich heißt er Wyth-

einen Mann auftreten, den wir als das erſte Glied in der Kette der Männer betrachten, welche wir als die eigentlichen Reformatoren vor der Reformation zu bezeichnen gewohnt ſind. Ganz unvermittelt und unvorbereitet ſteht freilich ſeine Erſcheinung auch nicht da. Schon unter dem Papſt Innocenz IV in der Mitte des 13. Jahrhunderts war ein Engländer, der Biſchof Groshead von Lincolm, am päpſtlichen Hofe zu Lyon gegen die Mißbräuche des Papſtthums aufgetreten, aber er hatte kein Gehör gefunden. Er ſoll nach ſeinem Tode dem Papſt im Traum erſchienen ſein und ihn mit ſeinem Biſchofsſtab in die Seite geſtochen haben zur Mahnung an ſeine Pflicht. Sodann war in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts Thomas Bradwardino aufgetreten als Lehrer an der Univerſität zu Oxford und Beichtvater König Eduards III, welcher die Lehre Auguſtins von der Gnadenwahl gegen die pelagianiſchen Entſtellungen vertheidigte (1344); alſo der Eine (Gerhard) mehr vom praktiſchen, der Andere (Bradwardino) mehr vom dogmatiſchen Standpunkt aus auf die Reformation hinarbeitend. So nennt auch Wikliffe ſelbſt außer dieſen beiden Männern den Erzbiſchof von Armagh, Richard Fitz-Ralph als einen ihm Gleichgeſinnten. Gleichwohl war es Wikliffe, der zuerſt mit vollem Bewußtſein und entſchiedener Conſequenz einer durchgreifenden Reform der Kirche zuſteuerte und zwar ohne an eine ſchon vorhandene Partei, wie etwa die Waldenſer, ſich anzuſchließen; wie denn überhaupt die von der Kirche anderwärts verfolgten Secten in England bis dahin keinen Boden gefunden hatten.

John Wikliffe wurde geboren in dem Dorfe Wikliffe, das ihm den Namen gegeben; es lag dieſes Dorf eilf engliſche Meilen nördlich von der Stadt Richmond in der Grafſchaft Yorkſhire. Möglicherweiſe war der Vater Wikliffes Grundherr der dortigen Gegend und Bewohner des dortigen Schloſſes. Wir wiſſen indeſſen wenig Sicheres über Wikliffes Jugendgeſchichte. Sein ver-

---

cliff. Außer den engliſchen Biographien von Lewis und Vaughan, vgl. Weber, Geſchichte der akatholiſchen Kirchen und Secten in England, Bd. I. Jäger, John Wycliffe und ſeine Bedeutung für die Reformation. Halle 1854. V. Lechler, Wikliffe als Vorläufer der Reformation. Leipz. 1858. Böhringer Biographien (Mittelalter II. 4. 1.).

muthliches Geburtsjahr 1324 fällt noch in die letzten Jahre der Regierung Eduards II. Er bezog 1341 die Universität Oxford und studirte dort Philosophie, Theologie und kanonisches Recht. Obgleich er den Schulstreitigkeiten, welche auch Oxford bewegten, nicht fern blieb und sich in der Disputirkunst vor Vielen auszeichnete (er schloß sich in Beziehung auf Philosophie den sogenannten „Realisten" an, d. h. denen, welche die allgemeinen Begriffe für wesenhaft hielten), so stand ihm doch die Bibel höher als die Systeme menschlicher Weisheit. Sie war schon jetzt sein Lieblingsbuch, in das er sich vertiefte. Von den Kirchenvätern studierte er hauptsächlich den h. Augustin, auch darin den Reformatoren des 16. Jahrhunderts ähnlich. Im Jahr 1356, als junger Mann von 32 Jahren, trat er zuerst mit einem Buche hervor, das schon durch seinen Titel Aufsehn erregte: „das letzte Zeitalter der Kirche." Er schrieb dieses Buch, das freilich von Einigen ihm abgesprochen wird, wahrscheinlich noch unter dem Eindruck jener großen Pest, die seit 1348 Europa verheerend durchzog und auch in England wüthete. Es herrscht in dem Buche jener apokalyptische Ton, wie er sich in den Reden der mystischen Secten, namentlich aber in den Weissagungen des Abt Joachim von Floris und einer h. Hildegard schon zwei Jahrhunderte vorher hatte vernehmen lassen. Schon in diesem Buche (wenn es anders ihn wirklich zum Verfasser hat) geißelte er das Verderben der Kirche, namentlich die Simonie und die weltliche Macht des Klerus. Um dieser Sünde willen, mahnte er, werde über Kurzem das Strafgericht Gottes hereinbrechen; die Bußfertigen aber tröstete er schon jetzt mit Hinweisung auf die in Christo geoffenbarte Güte Gottes. In einen persönlichen Streit wurde nun aber Wikliffe mit den Männern verwickelt, die, wie in der übrigen Kirche des Mittelalters, so auch in England großen Einfluß gewonnen hatten, mit den Bettelmönchen. Er bekämpfte sie in etlichen Schriften, die er seit 1360 gegen sie herausgab. Er hatte dazu den gerechtesten Anlaß; denn auch diese Orden des h. Dominicus und Franciscus, die nach ihrer Bestimmung ein Salz der Kirche hätten sein sollen, waren längst von ihrer Bestimmung abgewichen. An die Stelle der hingebenden Liebe war bei Vielen Trägheit, an die Stelle der Demuth ein hochfahren-

des, auf Kosten Anderer zehrendes Leben getreten. Wikliffe nannte es Mißbrauch der Armuth Christi, sich auf diese zu berufen und durch Müssiggang und Bettelei Andern zur Last zu fallen. Die Universität, deren das Treiben der Mönche längst zuwider war, belobte diese Schriften und ertheilte ihrem Verfasser die Magisterwürde. Die erbitterten Mönche aber fanden bald einen Anlaß, sich an ihrem Gegner zu rachen. Der Bischof Isleb von Canterbury hatte im Jahr 1361 ein Collegium (Canterbury-Hall) in Oxford gegründet, das nach der damaligen Sitte eine Anzahl von Lehrern und Studierenden in sich vereinigte, und hatte Wikliffe die Aufsicht über diese Anstalt übertragen. Allein nach dem Tode des Erzbischofs Isleb trat 1366 Simon Langham an dessen Stelle, und bei ihm wußten es die Bettelmönche dahin zu bringen, daß Wikliffe entsetzt und ihnen ausschließlich die Leitung der Anstalt übertragen wurde. Auch der Papst Urban V, an den der Streit gelangte, entschied gegen Wikliffe, weil dieser sich gegen die Entrichtung jenes Tributs ausgesprochen, den der unglückliche Johann ohne Land dem päpstlichen Stuhl einst hatte bewilligen müssen. Bald erhielt nun Wikliffe, den inzwischen die Universität Oxford mit dem theologischen Doctorgrad beehrt hatte, Gelegenheit, die Habsucht der päpstlichen Kurie von nahem kennen zu lernen. Er wurde im Jahre 1374 mit noch fünf Begleitern nach Avignon geschickt, um im Namen des Königs mit dem Papst selbst wegen Besetzung der Pfründen in England zu unterhandeln. Dieser hatte aber seine Legaten nach Brügge entgegengesandt und hier erhielt denn Wikliffe bereits den Eindruck, daß der Papst ein Beutelschneider und Gelderpresser *(clipper and purse-kerwer)* sei, der Berge von Gold aufhäufe, das er aus den Landen der Christenheit ziehe, denen er statt Segen Fluch bringe durch seine schändliche Simonie. Die Anhänger des Papstes, namentlich die Prälaten, nannte er Schüler und Söhne des Antichrists.

Nach dieser Mission zog sich Wikliffe auf seine Pfarrei Lutterworth in der Grafschaft Leicester zurück. Er predigte nicht nur fleißig in seiner Gemeinde, sondern bald überzeugte er sich von der Nothwendigkeit, durch Reiseprediger das in Unwissenheit versunkene Volk aus seiner Dumpfheit aufwecken zu lassen. Aehnlich jenem Peter Waldus im 12. Jahrhundert, ähnlich dem

Dominicus und Franciscus im 13. ſtiftete er einen Verein von Männern, welche je zwei und zwei, barfuß in langen rothen Gewändern im Land umhergingen und das Wort Gottes denen anboten, die es hören wollten. Die ganze Erſcheinung, das Auftreten dieſer Männer hatte in der Form noch etwas Mönchiſches. Die Form war es ja auch nicht, an der Wikliffe ſich geſtoßen, ſondern der Mißbrauch derſelben. Aber bald erhob ſich ein Sturm wider ihn. Aus ſeinen frühern Vorleſungen und aus ſeinen jetzigen Predigten zogen ſeine Feinde 19 Sätze, die ſie nach Rom ſchickten und die der Papſt Gregor XI in drei Bullen verdammte, wovon er die eine gegen die Univerſität Oxford, die zweite an den Erzbiſchof von Canterbury und den Biſchof von London, und die dritte an den König, jetzt Richard II, ſandte. Indeſſen blieben dieſe Bullen ohne Wirkung. König und Parlament, auch der Bruder des Königs, der Herzog von Lancaſter, (John von Gaunt) und der Marſchall Henry Percy waren auf Wikliffes Seite, und ſo mußten auch die geiſtlichen Herrn, der Erzbiſchof Suiburg von Canterbury und der Biſchof Courtney von London ſich zufrieden geben, als Wikliffe, ohne etwas von ſeinen frühern Behauptungen im Weſentlichen zurückzunehmen, ſeinen Sätzen eine mildernde Erklärung beifügte. Das Ende ſeiner Erklärung aber ging dahin: „Chriſti Geſetz unerſchrocken zu bekennen und zu vertheidigen, ſo lange noch ein Athemzug in ihm ſei.“ Ueberdem ſtarb Gregor XI in Rom, nachdem er ſeinen Sitz von Avignon wieder dahin verlegt hatte. Aber nun trat, wie wir früher geſehen, das päpſtliche Schisma ein zum großen Aergerniß der Kirche und dieſes gab Wikliffe neuen Anlaß, ſeine Stimme zu erheben.

Weiterhin bekämpfte er auch die in den Kultus eingeriſſene Weltlichkeit, die Kirchenmuſik, welche mehr zum Tanz als zur Andacht auffordere u. a. m. Schon jetzt drang er auf das Leſen der h. Schrift und um dieß den Laien zu erleichtern, machte er ſich ſelbſt eine Bibelüberſetzung. Wikliffe war freilich in den Grundſprachen des Hebräiſchen und Griechiſchen nicht unterrichtet, er verſtand nur das Lateiniſche und ſo war er genöthigt, an die lateiniſche Ueberſetzung der Vulgata ſich zu halten. Immerhin ein großer Mangel; doch war ſeine Leiſtung für ſeine Zeit bedeutend

genug. Die Hauptſache war, daß er die Bibel dem Volke zugänglich machte und für ſein Recht auf dieſelbe in die Schranken trat. Und das that er in männlicher Weiſe. Er erklärte es geradezu für eine Ketzerei, dem Volke die Bibel zu verbieten. Dagegen aber vertheidigten die Prieſter das Bibelverbot. Dem Volke die Bibel geben, hieße die Perlen vor die Säue werfen. Solche Urtheile begreift man, wenn man bedenkt, wie wenig ſelbſt die Geiſtlichen die Bibel kannten. War es doch nach einem Statut der Univerſität zu Oxford den Geiſtlichen erſt zehn Jahre, nachdem ſie die Weihe erhalten, geſtattet, die Bibel zu leſen. Bis dahin hatte Wikliffe kein einzelnes Dogma der Kirche angegriffen; er hatte das gethan, was Viele ſeiner Zeit auch thaten: er hatte die Trägheit und Anmaßungen der Mönche, die Uebergriffe des Papſtes in die weltliche Macht, die Ueppigkeit im Kultus angegriffen und das Leſen der Schrift empfohlen. So ungelegen dieß Vielen ſein mochte, ſo lag doch darin kein Grund, auf Ketzerei zu klagen, daher denn auch der erſte Verſuch, Wikliffe als Ketzer zu verdächtigen, trotz den päpſtlichen Bullen ohne Erfolg geblieben war. Allein eben durch das Studium der Schrift war Wikliffe auch auf andere Anſchauungen geführt worden, die von denen der herrſchenden Kirche bedeutend abwichen; namentlich zeigte ſich dieß in Beziehung auf die Vorſtellungen vom h. Abendmahl. Es war im Jahr 1381, als Wikliffe 12 Theſen (Concluſionen) gegen die herrſchende Verwandlungslehre herausgab. Er fand die Lehre weder in der Vernunft, noch in der Schrift gegründet. Vernunftwidrig ſchien ihm die Annahme, daß die Subſtanz des Brotes vernichtet werden ſoll um der Subſtanz des Leibes Chriſti zu weichen; Gott vernichte keines ſeiner Geſchöpfe, auch nicht einmal ein Bischen Brot. Chriſtus habe ſogar den unfruchtbaren Feigenbaum nicht vernichtet, ſondern nur ſeine Blätter verdorren gemacht. Aber auch in der Schrift fand Wikliffe die Verwandlungslehre nicht gegründet. Die Einſetzungsworte faßte er, wie ſpäter Zwingli, Oekolampad, Calvin ſinnbildlich. Wohl ließ er ſich eine Verwandlung des Brotes in den Leib Chriſti in dem Sinn gefallen, in welchem ſchon die alte Kirche es genommen, als eine Verwandlung des Profanen in ein Heiliges, des Niedern in ein Höheres. So heiße es von Johannes dem Täufer, er ſei

Elias. — Mit dieſer Schrift erregte Wikliffe einen neuen und einen gewaltigern Sturm gegen ſich als zuvor. Er machte ſich zwar anheiſchig, ſeine Sätze in einer öffentlichen Diſputation zu vertheidigen, aber die Univerſität hintertrieb die Diſputation und ſprach das Anathem über die Sätze aus. Selbſt manche der bisherigen Anhänger Wikliffes, unter ihnen auch ſein hoher Gönner, der Herzog von Lancaſter, fanden die Stellung, die er jetzt der herrſchenden Kirchenlehre gegenüber einnahm, eine unhaltbare, die ſie nicht geſonnen waren mit ihm zu theilen. Das Bedenklichſte war, daß gerade um dieſe Zeit (ähnlich wie ſpäter im Reformationszeitalter) ein Bauernaufruhr ausbrach, an dem Wikliffe durchaus unſchuldig war; nichts deſto weniger brachte man beides mit einander in Verbindung, und nun war auch der König Richard II gegen Wikliffe verſtimmt. Es erſchien ein Befehl, wonach alle Schriften Wikliffes verboten wurden; wo dergleichen gefunden würden, ſollten ſie dem Erzbiſchof von Canterbury ausgeliefert werden. Dieſer, der frühere Biſchof von London, Wilhelm Courtney, war ein erklärter Gegner Wikliffes. Er berief im Mai 1382 ein Concil nach London. Es fand im dortigen Franziskanerkloſter ſtatt. Kaum hatte es begonnen, als ein Erdſtoß ſich verſpüren ließ. Die Prälaten erſchraken. Sollte das ein Zeichen des Himmels zu Gunſten Wikliffes geweſen ſein? Der Biſchof deutete es ins Gegentheil: es ſei eine Mahnung, die Kirche zu reinigen von unlautern Dünſten. Von den Sätzen Wikliffes wurden zehn durch das Concil verdammt, freilich zum Theil in einer Form, die ihnen erſt die Gegner gaben. So wurde ſeine Lehre von der Prädeſtination dahin verdreht, als habe er gelehrt: Gott müſſe ſogar dem Teufel gehorchen.

Trotz allen Verdammungsurtheilen hatten ſich die Anhänger Wikliffes in England bedeutend gemehrt. „Kaum konnte man, bezeugt ein Geſchichtſchreiber der römiſchen Partei, mit zwei Menſchen reden, ohne daß Einer von beiden ein Wikliffite geweſen.“

Um weitere Ausbrüche der Leidenſchaften zu verhüten, zog ſich Wikliffe wiederum auf ſeine Pfarrei zurück. Auch in dem engen Kreiſe ſeiner pfarramtlichen Seelſorge wirkte er in großem Segen. Jeden Morgen verwandte er zur Armenpflege und zur Tröſtung

der Kranken und Sterbenden. Von ſeinen Predigten ſollen noch 300 Handſchriften vorliegen. Allein noch einmal ward er auf das Kampffeld gerufen durch die Bulle des Papſtes Urban VI, in welcher derſelbe zu einem Kreuzzug gegen den Gegenpapſt Clemens VII aufforderte und Ablaß denen verhieß, die ſich dabei betheiligten. Da fand ſich Wikliffe in ſeinem Gewiſſen aufgefordert, dem Papſt ſein Unrecht vorzuhalten; denn Unrecht ſei es, das Kreuz Chriſti, das Zeichen des Friedens zu mißbrauchen, um die Menſchen zum Blutvergießen aufzufordern. Als ihn Urban nach Rom citirte, vertheidigte er ſich ſchriftlich. Ohne Rückhalt geſtand er, daß er keine Autorität anerkenne, als die des Evangeliums und daher auch keinem Befehl ſich füge, der dieſer höchſten Richtſchnur nicht gemäß ſei. Ein Freund Wikliffes, Nicolaus Hereford, unternahm es für ihn nach Rom zu gehen. Gefangenſchaft wurde ſein Lohn; aber in einem Volksauflauf, der ſich in jenen Tagen wider Urban erhob, ward er befreit und kehrte wieder nach England zurück. Wikliffe aber überlebte dieſe Stürme nicht lange mehr. Am 28. Dec. (dem Tage der unſchuldigen Kindlein) des Jahres 1384 ward er in der Kirche, als er eben die Meſſe mit anhörte, vom Schlag gerührt und ſeine Zunge gelähmt, und der letzte Tag des genannten Jahres war auch der letzte ſeines Lebens. Er ſtarb den 31. Dec. 1384. Aber dreißig Jahre nach ſeinem Tode wurde ſeine Lehre auf dem Concil zu Coſtnitz feierlich verdammt und beſchloſſen, den Ueberreſt ſeiner Gebeine, ſoweit man deſſen noch habhaft werden könne, auszugraben und dem Feuer zu übergeben. Dieſer Befehl ward auch dreizehn Jahre ſpäter vollzogen. Im Jahr 1428 ließ der Biſchof Fleming von Lincolm die Gebeine in der Marienkirche zu Lutterworth ausgraben, verbrennen und die Aſche in den an der Stadt vorbeifließenden Fluß ſtreuen.

Und welches war nun die Lehre Wikliffes? Wir haben ſie theilweiſe kennen gelernt. Zuſammengeſtellt findet ſie ſich in ſeinem Hauptwerke, das unter dem Titel: Dreigeſpräch (trialogus) erſchienen iſt. Die Form iſt die damals beliebte der Allegorie. Drei Perſonen, die Wahrheit, die Lüge und die Einſicht werden darin redend aufgeführt, das Ganze aber in vier Bücher eingetheilt. Wir heben bloß die Hauptſätze heraus; es ſind etwa

folgende: Alle Wahrheit ist entweder ausdrücklich oder mittelbar in der heiligen Schrift enthalten. Was mit ihr nicht übereinstimmt und wäre es auch eine kirchliche Ueberlieferung, hat keinen Anspruch auf Autorität. Die Seele der Schrift aber ist Christus, von dem sie zeuget. Der Tod Christi ist die einzige Bedingung unsrer Sündenvergebung. Demnach verwirft Wikliffe alle Verdienstlichkeit der guten Werke, namentlich auch jene Werke besonderer Heiligkeit, deren sich die Mönche rühmten. Wie man den Orden der Tempelherren aufgehoben, so solle man auch die Bettelorden aufheben. Christus ist der einige Mittler zwischen Gott und den Menschen; durch ihn gelangen wir zum Vater; daher ist die Vermittlung der Heiligen zu verwerfen. Die Heiligen verdienen unser Lob, insofern sie Christus nachgefolgt sind. In diesem Sinn mag ihr Andenken immerhin von der Kirche gefeiert werden, um auch die Gläubigen zur Nachahmung zu bewegen, auch ihre Bilder in den Kirchen stehen bleiben, vorausgesetzt daß man sie nicht anbete. Die guten Werke sind nur dann gute Werke, wenn sie nicht neben dem Glauben hergehen, sondern aus dem Glauben stammen; Unglaube und Sünde sind ein und dasselbe. Der rechte Glaube ist durch die Liebe thätig. Die Kirche ist die Gemeinschaft der Heiligen, die Sammlung der Gerechten, für welche Christus sein Blut vergossen hat. Er ist allein das Haupt der Kirche; es kann nicht mehrere Häupter derselben geben, ohne daß man sie zu einem Monstrum mache; daher verwirft Wikliffe die Hierarchie, in so weit sie der Alleinherrschaft Christi im Wege steht. Die Sacramente sind Hülfsmittel für unsere Schwachheit. Da wir hienieden noch auf der Wanderschaft uns befinden, so können wir der Führung durch Zeichen nicht entbehren. Allein das rechte Sacrament der Sacramente ist Christus selbst. Wikliffe bestritt auch bereits die Siebenzahl der Sacramente; namentlich fand er die Firmung und die letzte Oelung nicht in der Schrift gegründet. In der Taufe ist zu unterscheiden das Taufwasser und die Taufgnade. Das Taufwasser spendet der Priester, die Taufgnade aber können Menschen nicht ertheilen; sie kommt vom Herrn. Rücksichtlich der ungetauften Kinder enthielt sich Wikliffe eines bestimmten Urtheils; Gott werde schon thun was recht ist. Wikliffes Lehre vom Abendmahl kennen wir bereits. Sollen wir sie mit der spätern der

Reformation vergleichen, ſo hat ſie am meiſten Aehnlichkeit mit der Calvins. Auch in ſeiner Prädeſtinationslehre trifft er mit dieſem Lehrer, aber auch mit Luther zuſammen nach deſſen frühern Aeußerungen. So ſpricht er z. B. dem natürlichen unwiedergebornen Menſchen die Freiheit ab; was er beſitzt oder zu beſitzen glaubt, iſt nur eine Scheinfreiheit, ähnlich dem Kind am Gängelbande, das zu gehen meint, während es gegängelt und geführt wird von fremder Hand. Aber ſo wenig Luther und Calvin darum dem Menſchen das Ringen nach ſittlicher Vollkommenheit erſparen wollten, ebenſowenig Wikliffe. Ueberall in ſeinen Reden und Schriften drang er auf Selbſtüberwindung, auf Heiligung. So ſagt er in einer von ihm verfaßten kurzen Lebensregel: „Wenn du ein Prieſter biſt, ein Pfarrer heißeſt, ſo lebe ein heiliges Leben, auf daß du Andere übertreffeſt in heiligem Gebet, in heiligem Verlangen, in heiligen Reden, darin, daß du durch Lehre und Rath das Wahre vortrageſt. Halte immer die Gebote Gottes und laß ſein Evangelium und ſeine Lobpreiſung immer in deinem Munde ſein. Laß dein öffentliches Leben ein wahres Buch ſein, aus welchem Soldaten und Laien lernen mögen, wie ſie Gott zu dienen und ſeine Gebote zu beobachten haben; denn das Beiſpiel eines guten Lebens, wenn es offen daliegt und fortgeſetzt wird, macht auf rohe Menſchen einen weit größern Eindruck, als die öffentliche Predigt durch das Wort allein.“ — Aber um ſo nachdrücklicher bekämpfte er die bloße äußere Werkheiligkeit. „Ich ſage dir, ſpricht er an einem andern Orte, wenn du auch Prieſter und Ordensbrüder haſt, die für dich ſingen, und wenn du auch an einem Tage viele Meſſen höreſt und Cantoreien und Collegien gründeſt, dein ganzes Leben hindurch auf Wallfahrten geheſt und alle deine Güter den Ablaßkrämern giebſt, ſo werden dieſe Dinge alle deine Seele nicht zum Himmel bringen. Wenn Einer hingegen die göttlichen Gebote bis zu ſeinem Ende beobachtet, wird er, obgleich er keinen Pfennig oder halben Pfennig beſitzt, immerwährend Sündenvergebung und die Seligkeit des Himmels erhalten.“

Jedenfalls weht uns aus Wikliffes Lehren ein Geiſt an, den wir nicht nur von dem der herrſchenden Kirche, ſondern auch von dem der Häretiker, ſelbſt von dem der Myſtiker wohl unterſcheiden.

Es iſt bereits die evangeliſche Nüchternheit und Klarheit, die uns hier entgegentritt mit einer Sicherheit und Entſchiedenheit, wie bisdahin noch nie. Die beiden Hauptprincipien der Reformation, die man als das formale und das materiale Prinzip bezeichnet hat, nämlich das Princip der Schriftautorität und das der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben, finden ſich hier zum erſtenmal in dieſer Schärfe ausgeſprochen mit beſtimmter Abweiſung des Gegentheils. Mit Recht bezeichnet daher ſchon die Kirche ſeiner Zeit den Wikliffe nicht nur als den „gründlichen“ und „unüberwindlichen,“ ſondern vor Allem als den evangeliſchen Lehrer.

Das eben Geſagte hindert jedoch nicht, daß wir nicht auch an Wikliffe noch das Eine und Andere finden, das an die Fehler und Verirrungen jener Zeit erinnerte. Die ſcholaſtiſchen Fragen, und oft die Fragen der ſeltſamſten Art, beſchäftigten auch ihn zu Zeiten. Sollte man es glauben, daß ein Wikliffe ſich auch mit der abſtruſen Frage beſchäftigte, ob Gott nicht auch in einem andern Geſchöpf als in einem Menſchen die Welt hätte erlöſen können. Luther hat ihn den „ſpitzen Wikliffe“ genannt; er ſtieß ſich beſonders an deſſen nüchternen Auffaſſung der Abendmahlslehre. Wie man nun aber auch über das Einzelne in Wikliffes Lehre urtheilen mag, es war damit ein gewaltiger Schritt vorwärts gethan. Und dieſer Schritt blieb nicht ohne Folgen. Zunächſt in England ſelbſt! Hier hatten ſich aus den höhern Ständen manche für Wikliffe erklärt. So auch die Gemahlin Richards II, Anna, die Tochter Kaiſer Karls IV. Auch mehrere Lords waren auf Wikliffes Seite. Unter den Predigern ragten Nicolaus Hereford, Johann Aſhton, Johann Purney, Johann Parker u. A. hervor. Aber auch im Volke waren Viele Wikliffitiſch geſinnt. Beſonders ließen es die Reiſeprediger an Bearbeitung des Volkes nicht ermangeln. Daß auch manches unterlief, was Wikliffe nicht gebilligt hätte, daß namentlich die Lehre vom allgemeinen Prieſterthum aus Mißverſtand viel weiter ausgedehnt wurde, als Wikliffe es wollte, daß nicht nur gemeine Leute und Soldaten, ſondern auch Weiber zum Predigen ſich herbei ließen, gehörte zu den Auswüchſen, die auch bei den edelſten Gewächſen nicht fehlen. Und ſo ließen ſich auch manche im Eifer

wider die Prieſterſchaft und alles von ihr Geordnete zu unbeſonnenen Eifer hinreißen. Es fehlte nicht viel, ſo wäre es zu einem Bilderſturm gekommen. Dieſe unvermeidliche Einmiſchung unreiner Elemente in die Bewegung, benützte dann die Prieſterſchaft, um die Wikliffiten als unruhige Köpfe, als ſtaatsgefährliche Leute zu verſchreien. Wie einſt die Waldenſer mit den Albigenſern, ſo wurden jetzt die Wikliffiten mit den Lollarden zuſammengeworfen. Wer ſind die Lollarden? Der Name iſt nicht in England, ſondern in den Niederlanden aufgekommen. Man bezeichnete mit demſelben, ähnlich wie mit dem Namen Begharden und Beginen, Vereine von Bethrüdern, die ſich zugleich auch der Kranken annahmen und die Todten beſtatteten. Den Namen Lollarden (Lollbrüder) hatten ſie wahrſcheinlich von den leiſen murmelnden Gebeten und Geſängen, die ſie von ſich hören ließen. Wie die Begharden, ſo mögen auch einige der Lollarden Häretiſches unter der Larve mönchiſcher Heiligkeit gehegt und verbreitet haben. Wie aber zu allen Zeiten, ſo wurde nun auch hier ein ſchon vorhandener und übel berüchtigter Secten-Name, nachdem er auch in England bekannt geworden, auf die verhaßten Anhänger Wikliffes angewendet. Ein Ciſtercienſermönch, der in Oxford gegen Wikliffe predigte, ſoll ihn zuerſt (1382) einen Lollarden geſcholten haben. Von da an wurde der Name die volksthümliche und ſogar auch die amtlich gebrauchte Bezeichnung des Wikliffitiſchen Anhanges. Und nun begannen mit Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts die Verfolgungen gegen die verhaßte Secte. Aus dieſen Verfolgungen hebt ſich ein Mann hervor, den wir mit vollem Rechte unter die Märtyrer des evangeliſchen Glaubens zählen dürfen; es iſt dieß einer der Hauptſtimmführer der Wikliffitiſchen Partei in England, Sir John Oldcaſtle, Baron von Cobham.[1]) Er diente als Feldherr unter König Heinrich IV und ſtand hoch in deſſen Gunſt. Durch Wikliffes Lehre, ſo bekannte er ſelbſt, war er aus dem Sündenſchlafe erweckt, zu einem ernſtern Leben geführt worden; jetzt wußte er erſt, was Sünde und was Gnade ſei; jetzt lernte er die Sünde haſſen und alles dran ſetzen, um der Wahrheit des Evangeliums

[1]) Vgl. Lechler in Pipers evang. Kalender 1861.

willen. Cobham sandte, ähnlich wie Wikliffe, Reiseprediger aus; als solcher wirkte unter andern sein eigener Kaplan Johannes. So lange König Heinrich IV lebte, blieb er unangetastet; aber unter Heinrich V durfte die Priesterschaft es wagen, gegen den verhaßten Mann aufzutreten. Der Erzbischof von Canterbury, Thomas Arundel, lud ihn vor das geistliche Gericht, und als der Lord nicht erschien, traf ihn die Excommunication. Cobham war bereit, sich dem Könige zu stellen: dieser suchte ihn erst auf andere Gedanken zu bringen; aber als er auf seinen Grundsätzen beharrte, gedachte er seinen „Eigensinn" zu strafen, er ließ ihn gefangen nehmen und in den Tower setzen. Den 18. Sept. 1413 fand in dem Kapitelsaal der Paulskirche das Verhör vor dem Erzbischof statt. Cobham legte hier ein freimüthiges Bekenntniß ab. Der Erzbischof selbst mußte erkennen, daß sich viel Gutes und Rechtgläubiges darin finde, verlangte aber eine nähere Erklärung über die ihm anstößigen Sätze. Diese betrafen hauptsächlich die Wandlung im Abendmahl und die Ohrenbeichte. Als Cobham sich in keine weitere Erläuterung einlassen wollte, wurde er in das Gefängniß zurückgeführt. Vergebens versuchte man ihn zu einem Widerruf zu bewegen unter Anerbietung der Verzeihung. In einem zweiten Verhör (den 20. Sept.) verweigerte er solches aufs bestimmteste. Er fiel auf seine Kniee und rief Gott zum Zeugen an, daß er wohl oft und viel gegen ihn gesündigt habe und darum seiner Gnade bedürfe; aber die Gnade und Vergebung der Menschen bedürfe er nicht, weil er sich nicht bewußt sei, sich an ihnen versündigt zu haben. Und dann wandte er sich zu den Zuhörern mit den Worten: „Seht, guten Leute, wegen Uebertretung von Gottes Gesetz haben sie mich nicht verflucht, aber wegen ihrer eigenen Gesetze und Ueberlieferungen handeln sie aufs grausamste mit mir und andern Leuten; deßhalb aber werden sie sammt ihren Gesetzen, kraft der göttlichen Verheißung, zu Grunde gehn. Noch einmal über seinen Glauben befragt, trat er jetzt mit seinem Bekenntniß noch bestimmter hervor als das erste Mal. Er nannte den Papst geradezu den Antichrist und legte für Wikliffe, sowohl für dessen Lehre als für dessen Wandel ein schönes Zeugniß ab. Die übrigen an ihn gerichteten Fragen beantwortete er mit Ruhe, Klarheit und Würde. Als er sich durchaus zu keinem

Widerruf verstehen wollte, wurde er mit allen denen, welche sich zu seiner Lehre bekannten, von dem versammelten Gerichte als Ketzer und Schismatiker in den Bann gethan. Zugleich wurde er dem weltlichen Richter zur Bestrafung an Leib und Leben überwiesen. Nachdem dieser Spruch des Gerichts verlesen war, ergriff der Verurtheilte noch einmal das Wort: „Obwohl ihr meinen Leib richtet, sprach er, der nur ein elendes Ding ist, so bin ich doch dessen sicher und gewiß, daß ihr meiner Seele kein Leid anthun könnt, so wenig als Satan der Seele Hiobs. Der, welcher sie geschaffen hat, wird aus unendlicher Barmherzigkeit, nach seiner Verheißung sie auch selig machen; deß habe ich nicht den geringsten Zweifel. Was aber die Artikel betrifft, die ich vorgetragen habe, so werde ich durch die Gnade meines ewigen Gottes zu ihnen stehen bis zum Tode.“ Sodann breitete er seine Arme gegen das Volk aus und sprach zu demselben mit lauter Stimme: „Gute, christliche Leute, um Gottes Willen nehmt euch wohl in Acht vor diesen Menschen, sonst werden sie euch verführen und euch blindlings in die Hölle führen sammt sich selbst; denn Christus sagt deutlich: Wenn ein Blinder den andern leitet, so werden sie beide in die Grube fallen.“ Darauf fiel er auf die Kniee und betete: „Herr, ewiger Gott, ich bitte dich um deiner großen Barmherzigkeit willen, vergieb meinen Verfolgern, wenn es dein heiliger Wille ist.“

Mit der Aussicht, vom weltlichen Richter zum Tode verurtheilt zu werden, trat Cobham den Rückweg zum Tower an. Noch sollte aber das Endurtheil nicht gefällt werden: noch wurde ihm eine fünfzigtägige Bedenkzeit gestattet. Cobham aber hatte nichts mehr zu bedenken. Fest stand sein Wille, nicht zu widerrufen. Wohl aber benützte er eine Gelegenheit, dem Tower zu entkommen und sich den Händen seiner Verfolger zu entziehen. Er flüchtete sich nach Wales. Nun aber benützten die Feinde seine Flucht, ihn hochverrätherischer Pläne zu beschuldigen. Er beabsichtige, hieß es, nichts Geringeres, als in Verbindung mit den Lollarden, einen Aufruhr zu erregen und den König und dessen Bruder in London zu überfallen. In der That wurden mehrere Lollarden eingezogen. Cobham wußte sich drei Jahre lang verborgen zu halten, obgleich auf seinen Kopf ein Preis ausgesetzt war. Aber endlich

wurde er in Wales ergriffen, nach London gebracht und noch einmal im Tower gefangen gesetzt. Und nun wurde er als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Er sollte in Ketten gehangen und von unten auf verbrannt werden, und dieses grausame Urtheil wurde im Jahr 1417 vollzogen. Wie ein gemeiner Verbrecher wurde der früher so hochgestellte Mann mit auf den Rücken gebundenen Händen auf einer Schleife nach St. Giles-Field geschleppt. Vor der Hinrichtung betete er für seine Feinde und ermahnte das Volk, den Gesetzen Gottes zu folgen, wie solche in der h. Schrift niedergelegt seien; dann befahl er seine Seele in Gottes Hände, während er den Leib den Martern preisgab. Er soll seine Todesart voraus verkündet haben, indem er sich einmal äußerte, er werde wie Elias enden, d. h. das Feuer werde ihm der Weg werden zu den ewigen Wohnungen Gottes.

So endete 1417 der edle Lord Cobham in England; aber schon zwei Jahre zuvor war Hus (1415), ein Jahr zuvor Hieronymus von Prag (1416) denselben Zeugentod gestorben auf dem Scheiterhaufen, den das Constanzer Concil ihnen errichtete. Es führt uns dieß aus England hinüber nach Böhmen zu den Anfängen der Hussitischen Bewegung, die mit der Wikliffitischen in genauester Verbindung steht.

Vierzehnte Vorlesung.

Reformatorische Bewegung in Böhmen. — Die Vorläufer von Hus: Milic' von Kremsier. Konrad Waldhausen. Matthias Janow. — Johannes Hus und Hieronymus von Prag.

Wikliffes Lehre, mit der wir uns in der letzten Stunde beschäftigt haben, hatte frühzeitig in Böhmen Eingang gefunden. Wie weit schon früher die Waldenser dort Fuß gefaßt, ob sie zusammenhingen mit der Secte, die nachmals unter dem Namen der Pikarden[1]) auftrat, ob, wie Einige angeben, Petrus Waldus selbst seine letzten Jahre in Böhmen zugebracht und dort gestorben sei, lassen wir auf sich beruhen. So viel ist gewiß, daß auch ohne diese Einflüsse von außen, in Böhmen selbst Zündstoff genug war zu einer Auflehnung gegen die Satzungen Roms. Wir haben in den Vorlesungen des letzten Winters gesehen, wie das Volk der Böhmen sein Christenthum aus den Händen der griechischen Kirche empfangen hatte, und von diesem Ursprung zeugte, als sich die böhmische Kirche der abendländischen angeschlossen, noch das Eine und Andere. So das Beibehalten der Predigt in der Muttersprache, das Beibehalten der Priesterehe und des Kelchgenusses im Abendmahl bis in die Anfänge des 14. Jahrhunderts hinein. Um diese Zeit aber wurde Böhmen noch enger an die römische Kirche angeschlossen. Schon vom 10. Jahrhundert an war Prag der Sitz eines Bischofs gewesen; bei der Einordnung in die römische Hierarchie wurde es als zum Bisthum Regensburg gehörig betrachtet und unter dem Erzbischof von Mainz

[1]) Wahrscheinlich verdorben aus „Beghарden". Andere leiten den Namen von einem Pikhardus, noch Andere aus der Picardie ab.

ſtehend. Erſt unter Karl IV (1343) wurde Prag zum Erzſtift erhoben, dem auch Mähren, Galizien, Schleſien und die Slowakei unterſtellt wurden. Fünf Jahre darauf (1348) ward die Landesuniverſität Prag gegründet, die erſte deutſche Univerſität überhaupt. Von dieſer Zeit an that Rom alles, um die böhmiſche Kirche ſich geneigt und eben dadurch unterwürfig zu machen. So wurden auch die erſten Bekenner des Chriſtenthums in Böhmen, Ludmilla, die Gemahlin Borziwoi's, ſammt ihrem Enkel Wenzislaus (St. Wenzel) und dem erſten Biſchof Woytech (Adalbert) vom römiſchen Stuhl aus heilig geſprochen. Weltlicher Seits förderte dagegen Karl IV, ſo viel an ihm war, das römiſche Weſen durch Kirchenbauten und Kloſterſtiftungen. Aber demungeachtet fehlte es auch im 14. Jahrhundert nicht an Stimmen, die ſich wider die um ſich greifenden Mißbräuche kräftig erhoben. Dieſe Stimmführer, die Vorläufer von Hus ſind es, von denen wir allererſt zu reden haben, ein Milic', ein Konrad von Waldhauſen, ein Matthias Janow u. A. m.[1]) Wir beſchränken uns auf die drei eben genannten Männer. Reden wir zuerſt von Milic'. Er ſtammte aus Kremſier in Mähren, der Sohn unvermöglicher Eltern, und trat zu der Zeit der Päpſte in Avignon in ſeinem Vaterlande als Reiſeprediger auf, nachdem er eine einträgliche Stelle als Archidiacon in Prag ausgeſchlagen und die Predigt des Evangeliums an die Armen vorgezogen hatte. Er eiferte gegen das ſittliche Verderben und ſuchte unter anderm auch die Gefallenen des weiblichen Geſchlechts zu bekehren, für die er an der Stelle eines berüchtigten Hauſes, das „kleine Venedig" (Benatki) genannt, ein eigenes Aſyl errichtete, das „kleine Jeruſalem". Seine Predigten wurden von vielen Heilsbegierigen beſucht, die ſich dann noch weiter bei ihm Raths erholten über den Weg des Heils, den ſie zu gehen hätten. Oft wurde er von ganzen Schaaren ſolcher Hülfe Suchenden nach Hauſe begleitet. Gelehrte und vielgeltende Männer bezeugten, er habe in einer Stunde geleiſtet, was ihnen zu leiſten in Monaten nicht gelungen

[1]) Jordan, J. P., die Vorläufer des Huſſitenthums in Böhmen. Leipzig 1846. Böhringer, II. 4. 2. Neanders Kirchengeſchichte II. S. 767 ff. Palacky, Geſchichte von Böhmen.

ſei. Um ſich auch dem deutſchen Theil der Bewohner Prags nützlich zu machen, lernte er, obwohl ſchon im Alter vorgerückt, das Deutſche und predigte auch in dieſer Sprache. Aber bald drängte es ihn, das Verderben an der Wurzel anzugreifen und nach Rom zu gehen, wohin um dieſe Zeit auch der Papſt Urban V von Avignon aus zurückkehren ſollte. Er ging dahin im Jahr 1367 in Begleit eines Mönches Theodorich und eines ſeiner Schüler, eines Klerikers. Dort angelangt, zog er ſich einen Monat lang in die Stille zurück, um durch Gebet und Bibelleſen ſich auf den Kampf vorzubereiten, den er zu beſtehen Willens war. Dann machte er durch einen öffentlichen Anſchlag an der Peterskirche bekannt, daß er vor Geiſtlichen und Laien einen öffentlichen Vortrag halten wolle. Sein Thema lautete kurz dahin, daß der Antichriſt gekommen ſei. Die Bettelmönche aber hintertrieben ſolches; ja, ſie ſuchten es dahin zu bringen, daß Milic' mit ſeinen Begleitern vor ein Inquiſitionsgericht geſtellt wurden. Milic' ward bei den Franziskanern, ſein Begleiter Theodorich bei den Dominikanern eingeſperrt. Nun wurde er verhört. Man fragte ihn, was er denn habe predigen wollen. Milic' verlangte erſt ſeine Bibel zurück, die man ihm abgenommen, und nun predigte er vor einer glänzenden Verſammlung von Prälaten und Gelehrten ſo gewaltig und eindringlich, daß ſeine Richter ſelbſt im Innerſten ergriffen wurden. Er wurde ins Gefängniß zurückgeführt, aber mit Achtung und Schonung behandelt. Endlich kam der erwartete Papſt ſelbſt nach Rom. Milic' wurde aus dem Kerker befreit, fand bei dem Papſte geneigtes Gehör und durfte ungehindert nach Prag zurückkehren. Der Cardinal von Albano hatte ihm zuvor noch in ſeinem Hauſe Gaſtfreundſchaft erwieſen. Große Freude erregte dieſer unerwartet glückliche Ausgang der Sache bei den zahlreichen Freunden Milic's. Dieſer ging nun damit um, gute Prediger für ganz Böhmen heranzubilden. Zwei- bis dreihundert junge Männer bekannten ſich zu ſeiner Schule. Mit einigen derſelben lebte er kloſterartig zuſammen in einem Convict. Sie wurden als Begharden verſchrieen. Dieß ſchreckte Milic' nicht ab, ſeine reformatoriſchen Predigten fortzuſetzen. Beim Volke machte er ſich aber auch durch Wohlthaten beliebt. Er verkaufte unter Anderm ſeine Bibliothek, um aus dem Erlöſe Almoſen zu ſpenden. Allein

die Gegner ruhten auch ihrer Seits nicht. Sie zogen aus seinen Predigten zwölf Sätze aus, die sie dem nunmehrigen Papst Gregor XI zur Verdammung vorlegten. Der Papst richtete ein Schreiben an die sämmtlichen Prälaten der slavischen Kirche, die Erzbischöfe von Gnesen und Prag und den Bischof von Breslau und machte ihnen, wie auch dem König Karl IV Vorwürfe, daß sie die Ketzerei in ihrem Lande so sehr überhand nehmen ließen. Den Milic' verdammte er jedoch nur bedingungsweise, falls er wirklich die ihm zur Last gelegten Irrthümer sich zu Schulden kommen lasse. Milic' wählte das Einfachste, sich persönlich dem Papste vorzustellen; er ging in der Fastenzeit 1374 nach Avignon und fand gute Aufnahme am päpstlichen Hof. Der Cardinal von Albano zog ihn zur Tafel. Er wußte seine Sache so gut zu führen, daß keine Ketzerei auf ihn herauskam. Er starb während seines Aufenthalts in Avignon am Tage des h. Petrus (24. Juni oder 1. August) 1374.

Der Zweite in der Reihe der genannten Vorläufer ist ein Deutscher (aus Oesterreich) Konrad von Waldhausen.[1]) Er gehörte zu dem Orden der Augustiner und machte erst in Wien durch seine freimüthigen Predigten Aufsehen seit 1345. Unter Anderm erhob er seine Stimme gegen das von Clemens VI ausgeschriebene Jubeljahr und den Ablaß.

Kaiser Karl IV berief ihn im Jahr 1360 nach Leitmeritz; bald darauf aber finden wir ihn in Prag an der Kirche zu St. Galli. Die Menge seiner Zuhörer war so groß, daß er auf dem Markte predigen mußte. Konrad von Waldhausen griff weniger das Dogma der Kirche, als das sittliche Verderben an. Er sprach gegen die Kleiderpracht der Frauen, gegen den Wucher der Reichen, gegen den Leichtsinn der Jugend, schonte aber auch nicht die Simonie der Geistlichen und die Scheinheiligkeit der Mönche. Mit

---

[1]) Früher wurde er unter dem Namen Konrad Stiekna (ab Austria) aufgeführt. Ein Johann Sczekna lebte um 1400 und war auch ein freimüthiger Prediger. Ihn nennt Andreas von Böhmisch Brot (de Proda) in einem Briefe an Hus neben Milic' und Konrad (Miliczius, Conradus, Sczekna). Man las nun fälschlich Conradus Sezekna als einen Namen zusammen; vgl. Jordan a. a. O. S. 2 und S. 82.

diesen, besonders mit den Bettelmönchen gerieth er aber auch bald in Kampf. Er bestritt, hierin dem Wikliffe ähnlich, ihr Lieblingsdogma von der Armuth Christi, indem er zu beweisen suchte, daß Christus zwar nicht reich, aber auch nicht arm gewesen sei in dem Grade, wie die Bettelmönche es darstellten. Er erbot sich, einem Jeden 60 Groschen zu einer neuen Kapuze zu geben, der ihm beweisen könne, daß Jesus je einmal gebettelt habe. Nun gehörte Konrad freilich selbst einem Bettelorden an (dem der Augustiner), aber er bereute es, je in einen solchen getreten zu sein. Nur um so grimmiger fielen die übrigen Bettelmönche, Franziskaner und Dominikaner, über ihn her. Konrad verglich diese Allianz der sonst einander feindlich gesinnten Orden der des Herodes und Pilatus, als es galt, Christum zu verderben. Als im Jahr 1364 der General des Dominikanerordens, der zugleich päpstlicher Legat war, nach Prag kam, benützten die Bettelmönche diese Gelegenheit, um 29 aus Konrads Predigten gezogene Sätze dem Erzbischof von Prag zu übergeben, damit er eine Verdammung derselben einleite. Der Erzbischof setzte eine Commission nieder; Konrad aber gab eine Vertheidigung ein; zu einer Verdammung kam es nicht. Konrad starb als Pfarrer an der Teynkirche in der Altstadt in Prag 1369 (8. Dezember).

Der Dritte und wohl der Bedeutendste unter Hus Vorläufern, Matthias von Janow, war der Sohn eines böhmischen Ritters, Wenzel von Janow. Er hatte längere Zeit in Paris studiert (daher Magister Parisiensis) und mehrere Reisen durch Deutschland und Italien gemacht. Von Milic war er zu einem lebendigen Christenthum erweckt worden. Die h. Schrift war ihm sein Lieblingsbuch; er nannte sie seine Freundin und Braut, ja die Mutter aller christlichen Tugenden. Sie blieb seine Begleiterin durchs ganze Leben, sein Halt und Trost in allen Anfechtungen. „Wie Andere (so sagt er von sich selbst) Reliquien bei sich getragen und Gebeine der Heiligen, so habe ich meine Bibel mit mir getragen auf allen Wegen und Stegen.“ [1]) Im Jahr 1381 ward Janow Domherr bei St. Veit in Prag und Beichtvater Kaiser Karls IV. Er suchte ihn von der Nothwendigkeit einer Kirchen-

[1]) In der Vorrede zu seinem Werke; bei Jordan S. 60.

reform zu überzeugen. Seine eigenen reformatorischen Ideen legte er in Schriften nieder.[1]) Er vertheidigte das geistliche Priesterthum aller Christen. „Jeder Christ ist ein Priester, insofern er mit dem h. Geiste gesalbt ist. — Dient der Priester dem Herrn mit Singen und Beten, so kann ihm auch der Bauer dienen mit Pflügen und dem Weiden der Heerde. — Das Wort heilig kommt allen Christen zu, die wahre Christen sind; aber freilich giebt es auch Namenchristen, die nur die Taufgnade erhalten haben, aber der wahren Gnade Gottes entbehren.“ Solche verglich Janow einem Wirthshause mit einem Aushängschilde, während es im Innern an Wein gebricht. Als „Antichrist“ erschien ihm alles, was nicht aus dem Geiste Christi stammt, nicht von ihm lebendiges Zeugniß giebt. Die von Menschen eingeführten Ceremonien müssen dem Gottesdienst im Geist und der Wahrheit weichen; jegliche Pflanze, die nicht von Gott gepflanzt ist, muß ausgerottet werden. Janow eiferte besonders auch gegen den Bilderdienst.[2]) Um so gewissenhafter aber hielt er auf die von Christo eingesetzten Sacramente und ermahnte zu fleißigem Gebrauch derselben.[3]) Wie weit er in der Lehre vom h. Abendmahl sich von der Kirche entfernt, ist nicht leicht zu ermitteln. Er mußte sich allerdings auf einer Synode in Prag 1389 seiner Lehre wegen verantworten; doch entging auch er einer förmlichen Verfolgung. Er starb 1394 am h. Andreastage.

---

[1]) Als die vorzüglichste ist zu nennen: de regulis Veteris et Novi Testamenti, oder, wie man es übersetzen könnte: „Die Bücher vom wahren und falschen Christenthum.“ Die Schrift entstand zwischen den Jahren 1388 und 1392.

[2]) Deberet ejici omne illud in templo positum, ad quod vulgus plebejum habet respectum alicujus reverentiæ et stuporis, prout sunt imagines, quæ venerantur per Dei ecclesiam. Als Zierden wollte er indessen die Bilder lassen, sobald kein Götzendienst mit ihnen getrieben wird; vgl. bei Jordan S. 78—80.

[3]) Gerade dieß aber, nämlich die Forderung, daß auch die Laien täglich communiciren sollen, wurde ihm übel genommen. Ob er bereits die Communion unter beiderlei Gestalt auch für die Laien verlangt habe, läßt sich aus den vorhandenen Quellen nicht ermitteln. Er spricht wohl von einem Genusse des Leibes und Blutes, aber unter der Voraussetzung der Concomitanz konnte auch ein streng orthodoxer Katholik sich also ausdrücken.

Während so diese Männer, jeder nach der ihm von Gott verliehenen Gabe, in Böhmen den Samen einer bessern Lehre ausstreuten, wurden in demselben Lande auch Wiklisses Lehren von England her bekannt. Als 1382 die Prinzeß Anna, Tochter Karls IV, an Richard II von England vermählt wurde, da knüpfte sich zwischen beiden Ländern ein lebhafter Verkehr. Junge Böhmen studierten namentlich in Oxford und brachten von dort Wiklissitische Ideen in ihr Heimathland und besonders nach Prag zurück.

In diese Zeit fällt nun das Jugendleben von Johann Hus.[1] Er wurde im Todesjahre Konrad Waldhausens, 1369, den 6. Juli geboren in dem zur königlichen Burg Hus gehörigen Marktflecken Hussinec' im Prachiner Kreise an der bairischen Grenze. Seine Eltern waren nicht ganz unbemittelte Landleute. Von seiner Jugend ist wenig auf uns gekommen; doch weiß er, wie die meisten großen Männer, die erweckend auf ihre Zeitgenossen gewirkt haben, von einer Zeit zu reden, da er seinen Herrn und Heiland noch nicht gefunden hatte. Grober Sünden wußte er sich zwar keiner anzuklagen. Was er sich vorwirft, ist Eitelkeit, die Lust am zeitraubenden Schachspiel und an schönen Kleidern.[2] Auch wird von ihm erzählt, daß er schon als Jüngling, gleich als hätte er sein künftiges Schicksal geahnt, öfters glühende Kohlen aus dem Kamin genommen und an seinen Leib gehalten habe, um zu sehen, wie weit er das Feuer aushalten könne. Seine wissenschaftliche Bildung erlangte er auf der Landesuniversität Prag, welche damals schon in höchster Blüthe stand und mit den hohen Schulen in Paris und Oxford wetteiferte. Im Sept. 1398 wurde

---

[1] So heißt man uns jetzt schreiben statt Huß, weil Huß im böhmischen Husch lauten würde. Für deutsche Leser mag dieß ziemlich gleichgültig sein. Ueber Hus zu vergleichen außer Palacky, Geschichte von Böhmen: Neander, Kirchengeschichte und dessen Züge aus dem Leben des heiligen Johann Hus (Gelegenheitsschriften S. 65 ff.) Böhringer, II. 4. 2. Pressel, in Herzogs Realencyklopädie.

[2] Wie strenge jene frommen Männer es nahmen mit allem was in das Gebiet des Genusses gehört, beweist uns auch das Beispiel von Milic', der sogar die Freude an einem schönen Pfarrgarten sich zur Sünde anrechnete oder doch als Versuchung zur Sünde ansah. Jordan, S. 20.

er Baccalaureus der freien Künſte, das Jahr darauf Baccalaureus der Theologie, und im Jahr 1396 Magiſter der freien Künſte. Im Jahr 1398 aber trat er zuerſt als öffentlicher Lehrer an der Univerſität auf. Mit der Stelle eines akademiſchen Lehrers verband er zugleich ſeit dem Jahr 1401 auch die eines Predigers, und zwar die eines Predigers für das Volk. Wir haben es früher vernommen, wie in dem römiſchen Kultus die Predigt in der Landesſprache zurücktrat, und wie deßhalb auch das Inſtitut der Reiſeprediger in Gang kam. Auch in Böhmen, wo ſich, wie wir vorhin bemerkten, das Predigen in der Mutterſprache länger erhalten hatte, war es in Abnahme gekommen. Um daſſelbe aber aufs Neue zu befördern, hatte ein Prager Bürger, der königliche Rath Jakob von Milheim, in Verbindung mit einem frommen Kaufmann Namens Kreuz, eine Kapelle gegründet, der er den Namen Bethlehem gab damit in dieſem „Brothauſe“, wie der Stiftungsbrief ſich ausdrückt, die Gläubigen mit dem Brot der heiligen Predigt möchten erquickt werden. An dieſer Kapelle predigte nun Hus unter großem Zulaufe und mit ſichtbarem Segen. Vor Allem drang er auf ein lebendiges Chriſtenthum. So lange er die herrſchenden Sünden der Laien beſtrafte, ſo lange galt er auch bei den Geiſtlichen als ein geſegnetes Werkzeug Gottes; allein ſo wie er nun auch den Klerus angriff und ſelbſt den Papſt nicht ſchonte, da ſtand die Prieſterſchaft wider ihn auf, und dieſelben, die früher geſprochen, es rede aus ihm der Geiſt Gottes die ſagten jetzt, „er hat den Teufel im Leibe und iſt ein Ketzer.“ Darum ſprach auch König Wenzel zu den Geiſtlichen, als ſie ſich über Hus beklagten: „So lange der Magiſter wider uns Lügen geprebigt, hattet ihr eure Freude daran; jetzt wo die Reihe an euch kommt, ſchlagt ihr Lärm.“ Nicht von ſeiner Wirkſamkeit als Prediger ging jedoch der erſte Kampf aus, ſondern von ſeiner Lehrthätigkeit an der Univerſität. Die Lehre Wikliffes gab den erſten Anſtoß. Ein gewiſſer M. Hübner hatte 45 Sätze aus Wikliffes Schriften herausgehoben und dieſelben als ketzeriſch bezeichnet. Den 25. Mai 1403 fand deßhalb eine Verſammlung in dem Karolingebäude der Univerſität ſtatt. Hübner wurde beſchuldigt, die Sätze Wikliffes verfälſcht zu haben. Gegen eine ſolche Verfälſchung erhob Hus in gerechter Entrüſtung ſeine Stimme.

Man hatte kurz zuvor zwei Betrüger in Prag verbrannt, welche den Safran verfälscht hatten. „Wie viel strafbarer, rief Hus, ist ein Mensch, der sich erfrecht, die Lehre eines Andern zu verfälschen.“ Ueber den Inhalt der Sätze Wikliffes sprach Hus sich mit der größten Vorsicht aus; viele derselben seien wahr, wenn man sie recht zu prüfen verstehe, aber damit sage er nicht, daß alle wahr seien. Weit entschiedener als er erklärte sich schon jetzt sein Freund Stanislaus von Znaim für Wikliffes Lehre. Die Versammlung aber verdammte die ihr von Hübner vorgelegten Sätze, oder vielmehr verbot, dieselben in einem ketzerischen Sinn zu erklären. So ging der erste Sturm vorüber. Hus aber stieg zusehends in der öffentlichen Achtung. Schon jetzt galt er Vielen als ein Heiliger. Besonders stand er auch in Gunsten bei der Königin Sophia, der Gemahlin Wenzels, die ihn zu ihrem Beichtvater wählte. Damals lebte er auch noch im besten Vernehmen mit dem Erzbischof von Prag, Zbynek (Sbinko) von Hasenburg. Ja, dieser Prälat, dem es ernstlich um eine Reform der Kirche und um Abstellung abergläubischer Gebräuche zu thun war, schenkte vor Allen dem Hus sein Vertrauen in einer für ihn wichtigen Angelegenheit. Es betraf die Reliquienverehrung. Zu Wilsnack im Brandenburgischen sollte sich eine blutige Hostie befinden, welche das wahre Blut Christi enthalte.[1]) Dahin strömte die Masse der Gläubigen aus allen Landen und rühmte die Wunderwirkungen der Reliquie. Auch viele Böhmen pilgerten dahin. Da beschloß der Erzbischof, die Sache genauer untersuchen zu lassen und übertrug Hus und noch zwei andern Magistern der Universität diese Untersuchung. Sie fiel keineswegs günstig für die Reliquie aus. Hus hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß alles auf Betrug beruhte. Der Erzbischof erließ darauf ein Verbot gegen die Wallfahrt nach Wilsnack, und Hus verfaßte überdieß einen Traktat über die „Verherrlichung des Blutes Christi“. Schon in dieser Schrift spricht sich die reformatorische Gesinnung des Mannes aus. Je höher er das für die sündige Welt vergossene Blut Christi schätzte (denn jeder Blutstropfen, der zur Erlösung der Welt geflossen, sei von unendlichem Werthe), desto entschiedener

[1]) Nach Andern waren es drei solcher Hostien.

Hus erhobenen Klagen der Geistlichen an, die dahin lauteten, der Magister reize das Volk auf, er predige Nichtachtung der Kirche und des Klerus, er habe Rom den Sitz des Antichrists genannt, er habe jeden Geistlichen für einen Ketzer erklärt, der sich für Spendung der Sacramente bezahlen lasse, habe Wikliffe öffentlich belobt und den Wunsch geäußert, seine Seele möge auch einmal dahin gelangen, wo Wikliffes Seele sei. — Der Erzbischof übergab diese Klagen seinem Inquisitor und zugleich verbot er durch einen Machtspruch das Predigen in den Kapellen und befahl aufs Neue die Auslieferung Wikliffitischer Schriften.

Inzwischen war nach längeren Streitigkeiten Alexander V Papst geworden. An ihn gelangte die Klage des Erzbischofs wider Hus und zugleich eine Appellation von Hus und seinen Freunden gegen den erzbischöflichen Spruch. Der Papst entschied zu Gunsten des Erzbischofs. Dieser erhielt den Auftrag: unter Zuziehung von vier Doktoren der Theologie und zwei Doktoren der Rechte alle Ketzereien und Irrthümer in seiner Diöcese auszurotten, die Verbreitung der Wikliffitischen Lehre bei Strafe des Bannes zu verbieten, die Schriften Wikliffes sich ausliefern zu lassen und alles Predigen außerhalb der Collegial-, Pfarr- und Klosterkirchen zu untersagen, mithin auch das Predigen in der Kapelle Bethlehem. Und darauf war es abgesehen. Als die Bulle am 9. März 1410 in Prag publizirt wurde, erregte sie allgemeines Aufsehen. Man nannte sie erschlichen und erkauft. Die in der Bethlehems-Kapelle versammelte Gemeinde, der Hus die Bulle mittheilte, brach in volle Entrüstung aus. „Sie lügen, hieß es, die solches wider uns aussagen.“ Hus blieb nichts übrig, als nach damaliger Sitte von dem übel unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden zu appellieren. Aber der Erzbischof fuhr auf dem einmal betretenen und nun vom Papste gebilligten Wege fort. An 200 Bände Wikliffitischer Schriften, darunter sehr kostbare in schönem Einbande wurden ausgeliefert und den 16. Juli trotz der Einsprache und förmlichen Protestation der Universität unter dem Gesange des Te Deum laudamus und unter Glockengeläute öffentlich verbrannt. Zwei Tage darauf ward über Hus und seine Freunde der Kirchenbann ausgesprochen. Ein großer Theil des Volkes aber zeigte sich erbittert. Man sang Spottlieder auf den

Erzbiſchof; er wurde ein ABC-Schütze genannt, der Bücher verbrenne, ohne zu wiſſen, was darin ſtehe. Es kam ſogar zu blutigen Schlägereien zwiſchen den Anhängern des Hus und ſeinen Gegnern.

König Wenzel, obgleich er den Schritt des Erzbiſchofs mißbilligte, verbot das Singen der Spottlieder bei Todesſtrafe, andrerſeits aber verurtheilte er den Erzbiſchof, die Eigenthümer der Wikliffitiſchen Schriften für deren Verbrennung zu entſchädigen. Als ſich der Erzbiſchof weigerte, legte der König auf deſſen Einkünfte Beſchlag. Auch den über Hus und ſeine Freunde geſprochenen Bann war er ebenſowenig geneigt anzuerkennen, als das Verbot des Predigens in den Privatkirchen. Ja, er wandte ſich im Sept. 1410 an den Papſt (jetzt Johann XXIII) mit der Bitte, den ergangenen Spruch aufzuheben; „auf daß, wie es heißt, das Wort Gottes frei gepredigt, die Ehre unſeres Reichs gewahrt und die treuloſen Gegner, die das Reich verketzern, wofern ſie es nicht beweiſen können, nach Verdienen beſtraft werden.“ Die Königin Sophia verwandte ſich noch beſonders für ihren Beichtvater und deſſen geſegnete Predigt in Bethlehem. Auch viele böhmiſche Große legten Fürſprache ein. Alles umſonſt. Weder die früher eingereichte Appellation Huſſens, noch dieſe Bittſchriften wurden beachtet. Das erzbiſchöfliche Urtheil wurde vielmehr beſtätigt und Hus zur Verantwortung nach Bologna beſchieden, wo der Cardinal Colonna, der nachmalige Papſt Martin V als Bevollmächtigter des Papſtes die Unterſuchung leiten ſollte. Allein Huſſens Freunde widerriethen ihm die Reiſe nach Italien aus guten Gründen und drangen darauf, daß die Sache in Böhmen entſchieden werde. Colonna verfällte dennoch Hus in contumaciam. Der Prozeß zog ſich in die Länge. Der Erzbiſchof wurde der Sache müde; er ſuchte eine Verſöhnung mit Hus einzuleiten und ſetzte daher im Juli 1411 einen Ausſchuß von zehn Männern weltlichen und geiſtlichen Standes nieder, welche ſich dahin vereinigten, es möge der König in Verbindung mit dem Erzbiſchof an den Papſt ſchreiben und ihn verſichern, es herrſche keine Ketzerei im Reiche, und wenn ſolche herrſche, ſo werde man ſie beſtrafen. Hus ſelbſt legte nun vor der Prager Univerſität im Jahr 1411 ein Bekenntniß ab, in welchem er ſich zu

den Grundlehren der chriſt-katholiſchen Kirche bekannte: „Ich glaube von Herzen, daß Jeſus Chriſtus iſt wahrer Gott und wahrer Menſch, daß ſein ganzes Geſetz von ſo großer Wahrheit iſt, daß kein Jota und kein Tütelchen deſſelben trügen kann; ich glaube, daß ſeine Kirche ſo feſt auf den Felſen gegründet iſt, daß die Pforten der Hölle auf keine Weiſe etwas gegen ſie vermögen, und ich bin in der Hoffnung auf meinen Herrn Jeſum Chriſtum bereit, eher die Strafe eines ſchrecklichen Todes zu erdulden, als mit Bewußtſein etwas zu ſagen, das dem Willen Chriſti und ſeiner Kirche entgegen wäre.“ Die ihm vorgeworfenen Ketzereien, beſonders in Beziehung auf das Abendmahl wies er aufs Beſtimmteſte zurück, und wir haben keinen Grund, einen Zweifel in die Aufrichtigkeit ſeines Bekenntniſſes zu ſetzen. So hoch er auch Wikliffe ſchätzte, ſo wenig folgte er ihm blindlings; überhaupt traten bei Hus die dogmatiſchen Differenzen in den Hintergrund; er war eine durchaus praktiſche Natur, und ſo war auch ſeine Oppoſition von jeher mehr gegen die praktiſchen Mißbräuche der Kirche, als gegen deren Dogmen gerichtet. Wie er ſich zu dieſen geſtellt, iſt ſchwer genau zu ermitteln, da ſcharfe Beſtimmungen von ſeiner Seite gar nicht vorliegen, wie bei Wikliffe, der ihm als Theologe unſtreitig überlegen war. Dieß iſt wohl zu beachten, wenn man Huſſens Stellung in dieſer Hinſicht richtig begreifen will. Aber auch in Beziehung auf die praktiſchen Dinge hatte man ihm Behauptungen untergeſchoben, die er als unbegründet zurückwies. Er leugnete, je gelehrt zu haben, daß man den Zehnten verweigern, daß man das weltliche Schwert gegen die geiſtliche Obrigkeit richten ſoll und anderes der Art, das ihm Schuld gegeben wurde. Auch dagegen verwahrte er ſich, daß er die Urſache ſei jenes Auszuges der Deutſchen aus Prag. Der Erzbiſchof, dem der ganze Handel verdrießlich geworden, ging damit um, ſeine Stelle niederzulegen und ſich nach Ofen zurückzuziehn, wo der Bruder des Königs Wenzel, Siegismund, ſich aufhielt; allein den 28. Sept. 1411 übereilte ihn zu Preßburg der Tod. An ſeine Stelle trat des Königs Leibarzt, Albicus, ein wohlgeſinnter, ſchon bejahrter Mann. Es war auch nicht die Perſönlichkeit des Mannes, ſondern das, was bei ſeiner Beſtallung vorging, was Hus aufs Neue auf den Kampfplatz rief. Der

päpſtliche Legat, der dem neuen Prälaten das Pallium überbrachte, machte zugleich eine päpſtliche Bannbulle im Lande bekannt, welche zu einem Kreuzzuge gegen den König Ladislaus von Neapel aufrief, weil dieſer ſich für den Gegenpapſt Gregor XII erklärt hatte; zugleich wurde allen denen, die an dieſem Kreuzzug theilnehmen oder ihn mit Geld unterſtützen würden, Ablaß von ihren Sünden verheißen, ſo ſie dieſelben von Herzen bereuten. Der ſchwachmüthige König geſtattete die Bekanntmachung der Bulle. Unter Trompetenſchall ward dieſelbe öffentlich verleſen und in den Kirchen Becken aufgeſtellt, um das Geld für den Ablaß in Empfang zu nehmen. Dieß empörte Hus im Innerſten. Wie Luther ein Jahrhundert ſpäter, ſo ſah ſich ſchon jetzt Hus in ſeinem Gewiſſen aufgefordert, gegen den Greuel des Ablaſſes aufzutreten. Er bezeugt es ſelbſt, daß dieſer Handel es war, der ihn von ſeinen frühern Freunden trennte. Hier kannte er keine Schonung. Ganz ähnlich wie Luther nach ihm, ſo trat er mit Theſen hervor, die er in einer öffentlichen Diſputation am 7. Juni des Jahres 1412 zu vertheidigen ſich erbot. Ungeſcheut nannte er den päpſtlichen Ablaß Lug und Trug und zeigte, wie er den klaren Worten der Schrift widerſpreche. „Keine andere Bedingung der Sündenvergebung ſei zuläßlich als die, welche der Apoſtel Petrus am erſten chriſtlichen Pfingſtfeſte ausgeſprochen: Thut Buße und laſſe ſich ein Jeglicher von euch taufen auf den Namen Jeſu Chriſti zur Vergebung der Sünden, ſo werdet ihr die Gnade des h. Geiſtes empfangen.“ — Es blieb indeſſen nicht bei bloßen Reden. Die Aufregung war ſo groß, daß ſie ſich auch durch Thaten kundgab. Waren einige der bisherigen Freunde Huſſens, ſein Lehrer Stanislaus von Znaim und ſein Gefährte Palec zurückgetreten, ſo trat dagegen jetzt ein Anderer in den Vordergrund, deſſen Namen wir noch nicht genannt haben, deſſen Schickſal aber von da an mit dem Schickſal Huſſens aufs Innigſte verbunden erſcheint, Hieronymus, gewöhnlich Hieronymus von Prag genannt. Ob er ein und dieſelbe Perſon geweſen mit einem Hieronymus von Faulfiſch, der ebenfalls unter Huſſens Freunden erſcheint, oder von ihm verſchieden, mag dahin geſtellt bleiben. Hieronymus war ein entſchiedener Anhänger Wikliffes und in ſeinem Thun und Laſſen ſtürmiſcher als Hus. In der erſten

Wikliffitischen Bewegung hatte er sich nach Ungarn geflüchtet; in Wien hatte er bereits seines Glaubens wegen Gefangenschaft ausgestanden, war aber auf Betrieb seiner Prager Freunde wieder befreit und nach Prag zurückgekehrt. Er hatte bei verschiedenen Anläßen seinen reformatorischen Eifer mit Ungestüm kundgethan. Nun vollends führte er in Verbindung mit einigen jungen Leuten eine That aus, der Hus in seiner Besonnenheit fern blieb, die aber auch für ihn bedenkliche Folgen hatte. Die verschiedenen päpstlichen Bullen wurden berüchtigten ehrlosen Weibern an den Hals gehängt, und diese in einem Wagen durch die Stadt gefahren. Der Wagen war von Bewaffneten umringt, welche ausriefen: „Hier führen wir die Briefe eines Ketzers und Schurken zum Scheiterhaufen.“ Unter großem Zulauf des Volkes bewegte sich der Wagen nach der Neustadt, wo der Pranger stand. Dort wurden die Bullen verbrannt. Daraufhin erfolgte ein königliches Edikt, welches jede Schmähung der päpstlichen Würde mit dem Tode bedrohte. Nur zu bald sollte diese Drohung in Erfüllung gehen. Als am 10. Juli die Bulle in den Pfarrkirchen von der Kanzel verlesen wurde, traten in drei verschiedenen Kirchen (wahrscheinlich nach einer vorher geschehenen Verabredung) drei junge Männer aus dem Handwerksstande zusammen und unterbrachen den Prediger mit den Worten: „Du lügst! von dem Magister Hus haben wir ganz Anderes gehört.“ — Dieß führte zu ärgerlichen Auftritten. Die Jünglinge wurden ergriffen, als Schänder des Heiligen mißhandelt und aufs Rathhaus geschleppt. Als sie nicht widerrufen wollten, wurden sie zum Tode verurtheilt. Die ganze Gemeinde sollte der Hinrichtung beiwohnen. Hus, obgleich an diesen Vorgängen unschuldig, hielt es gleichwohl in seiner Pflicht, auch auf Gefahr seines eigenen Lebens hin, ein Wort für die Verurtheilten einzulegen. Von einer großen Zahl von Magistern und Studenten begleitet, verfügte er sich nach dem Rathhause und bat um Schonung für die Verirrten. Ja, er nahm ihre Schuld auf sich; denn für seine Sache hätten sie gestritten und dieser Gefahr sich ausgesetzt; er wolle für sie die Strafe leiden. Hus wurde mit Achtung angehört, aus Furcht vor der wachsenden Aufregung des Volkes. Die Richter gaben ihm gute Worte und baten ihn, er möge das Volk beschwichtigen,

das sich vor dem Rathhause gesammelt hatte. Er gehorchte und es gelang ihm, die Menge zu zerstreuen: aber einige Stunden nachher wurden die Verurtheilten zum Tode abgeführt. Sie konnten wegen des andringenden Volkes nicht einmal zur ordentlichen Richtstätte in der Neustadt gebracht werden, sondern wurden schon am Eingange „vom Brückel zum Graben" enthauptet. Als der Scharfrichter nach der Hinrichtung ausrief: „wer ein Gleiches thut, wie diese, hat gleiche Strafe zu gewärtigen," riefen sogleich Mehrere aus der Menge: „Wir Alle sind bereit, dasselbe zu thun und zu leiden." Ohne Widerstand ließen sie sich verhaften. Die Hingerichteten wurden als Märtyrer betrachtet. Fromme Weiber, die als Beginen bezeichnet werden, tauchten ihre Tücher in das vergossene Blut. Die Leichen wurden nach der Bethlehemskapelle gebracht und feierlich daselbst bestattet. Die Kapelle, die ursprünglich den „unschuldigen Kindlein" geweiht war, welche die alte Kirche als die ersten Märtyrer verehrte, erhielt dadurch eine neue Bedeutung als Märtyrerkirche; man nannte sie die Kirche zu den drei Heiligen. Hus gab den Gefallenen das Zeugniß, sie seien gefallen, weil sie den lügenhaften Anhängern des Antichrists zu widersprechen gewagt hätten. Indessen traf ihn aufs Neue der Bann; über Prag und die Umgegend ward das Interdikt verhängt. Wenzel befahl den Geistlichen nichts destoweniger den Gottesdienst zu halten. Hus appellirte an den unsichtbaren untrüglichen und unbestechlichen Richter Jesus Christus und machte seine Appellation von der Kanzel her bekannt. Um weitern Unruhen in der Stadt vorzubeugen, folgte er dem Wink des Königs, dieselbe zu verlassen; er zog sich auf die Burgen seiner Freunde zurück, wo er vor Verfolgung sicher war. Dort verfaßte er auch mehrere seiner Schriften, unter anderm die Schrift von der Kirche.

Lassen Sie uns zum Schluß der heutigen Stunde nur noch einige Hauptideen aus dieser Schrift hervorheben; es sind zum Theil Ideen, wie wir sie schon bei Wikliffe und bei Matthias Janow getroffen haben, aber doch wieder eigenthümlich bearbeitet. Hus unterscheidet die wahre Kirche von der mit ihr verbundenen falschen. Die wahre Kirche ist der mystische Leib Christi. Sie ist die Gemeinschaft der Auserwählten. Die Nichterwählten (die

bloßen præsciti) ſind zwar äußerlich mit der Kirche verbunden, aber gehören nicht zu ihr; von dieſen gilt das Wort: ſie ſind von uns ausgegangen, aber ſie gehören nicht zu uns. Dieſen Gegenſatz bezeichnet Hus auch noch auf anderer Weiſe, indem er von einer Kirche der Schafe und der Böcke, von einer Kirche Chriſti und des Antichriſts, einer Kirche der Heiligen und der Verworfenen redet; in der einen befinden ſich die rechten, in der andern die bloßen Namenchriſten. — Haupt der Kirche iſt Chriſtus; die Apoſtel ſind ſeine Knechte: er iſt der Fels, zu dem Petrus ſich bekannt hat. Chriſtus iſt ſeiner Gemeinde allezeit nahe, während der Papſt mehr als zweihundert Meilen von den Böhmen entfernt wohnt. In einem gewiſſen Sinn kann der Papſt indeſſen gleichwohl Chriſti Statthalter ſein, wenn er wirklich die Sache Chriſti auf Erden vertritt, wirklich in ſeinem Namen und in ſeinem Geiſt die Kirche leitet. Im entgegengeſetzten Fall aber iſt er ein Statthalter des Antichriſts, ein Gegner des h. Petrus, ein Statthalter des Judas Iſchariot. Auf Chriſtum ſollen wir ſchauen als auf unſer Vorbild, und wenn der Papſt etwas befiehlt, das wider das Geſetz Chriſti iſt, ſo haben wir ihm nicht zu gehorchen. Auch den Ausſprüchen der Heiligen hat der Menſch nur dann zu folgen, wenn ſie den Ausſprüchen der h. Schrift gemäß ſind. Dieſen Glauben an die Schrift hebt Hus beſonders hervor;[1]) erſt in zweiter Linie ſtehen ihm die Lehrer der Kirche, und auch ihre Lehren beurtheilt er nach der Schrift. Damit hat er das eine Princip der Reformation, das ſogenannte „Formalprincip" wohl erkannt; weniger iſt es ihm gelungen, das ſogenannte „Materialprincip", die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben zu voller Klarheit zu erheben. Dieß hängt mit ſeiner geringern dogmatiſchen Begabung zuſammen.

Aus ſeiner Einſamkeit richtete Hus verſchiedene Briefe an ſeine Freunde. In einem derſelben ſchreibt er, mit Anſpielung auf ſeinen Namen, der im Böhmiſchen eine Gans bedeutet: „Die Gans iſt ein zahmes Thier, das ſich nicht hoch aufſchwingen kann;

---

1) Dieß wird freilich von römiſch-katholiſcher Seite ganz naiv als „das Alpha und Omega ſeines Irrthums" bezeichnet. Helfert, Hus und Hieronymus, eine Studie. Prag 1853.

aber nach mir werden edlere Vögel kommen, Falken und Adler, die werden sich höher in den Himmel schwingen." — Hie und da besuchte er auch aus seinem Verstecke die Gemeinde Prag und stärkte sie. Inzwischen hatte Siegismund den Papst Johann XXIII bewogen, ein Concil nach Costnitz auszuschreiben, um den Wirren der Kirche ein Ziel zu setzen, und auf diesem Concil sollte auch Hus erscheinen. Der Kaiser stellte ihm dazu freies Geleit aus. Ehe wir nun aber Hus nach dem Concil begleiten und seinen Prozeß weiter verfolgen, wird es nöthig sein, noch einmal einen Blick in jene Wirren überhaupt zu werfen und zu sehen, welche Anstrengungen die Kirche von sich aus machte, die auch von ihr gewünschte Form an Haupt und Gliedern vorzunehmen; dann erst können wir zu Hussens endlichem Schicksal zurückkehren.

Fünfzehnte Vorlesung.

Das Constanzer Concil. — Der Prozeß gegen den Papst Johann XXIII. — Prozeß und Hinrichtung von Hus und Hieronymus. — Die Reformversuche des Concils. — Wahl Martins V. — Auflösung des Concils. — Jean Charlier Gerson.

Nachdem wir in den beiden letzten Vorlesungen die reformatorischen Bewegungen in England und sodann die in Böhmen betrachtet haben, nehmen wir jetzt wieder unsre Stellung auf dem uns näher liegenden heimischen Boden ein. Wir versetzen uns an die Ufer des Bodensee's, wo wir schon im 6. und 7. Jahrhundert die christlichen Glaubensboten Columban und Gallus gefunden haben. Die alte bischöfliche Stadt Constanz ist es, auf die unsre Blicke gerichtet sind. Dorthin sehen wir aus allen Landen der Christenheit die Elite der ganzen Hierarchie, Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten des höchsten Ranges, dorthin die Gelehrtesten der Zeit und mit ihnen auch die Abgeordneten der Großen und Mächtigen dieser Welt sich begeben, um einen hohen Rath zu halten, wie der Kirche zu helfen, wie der noch immer andauernden Spaltung ein Ende zu machen und eben dadurch auch der immer drohender sich erhebenden Ketzerei der Vorwand zu entziehen sei, unter dem sie ihr verderbliches Werk treibe.[1])

Wir erinnern uns, wie bereits auf Anregung der Pariser Universität im Jahr 1409 in Pisa die erste der großen reforma-

[1]) Von der Hardt (Magn. œcum. Constant. Concil.). — Wessenberg, J. v., die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts, 1840. IV. — Raumer, historisches Taschenbuch 1849. Chastel, trois conciles reformateurs au XV siècle (Semaine religieuse 1860). Voigt, in Herzogs Realencyklopädie III.

torischen Synoden gehalten worden war, aber ohne den gewünschten Erfolg. Die dort vollzogene Wahl Alexanders V hatte, statt der Kirche einen Papst zu geben, jenes dreiköpfige Ungeheuer hervorgebracht, das noch ärger war, als der an sich schon arge Zwiespalt. Auf Alexander V haben wir Johann XXIII folgen sehen, der in seinem Wesen mit nichten die gewünschten Garantien bot. Auch nach seiner Wahl dauerte daher das Schisma fort. Noch wehrten sich die beiden entsetzten Päpste Gregor XII und Benedict XIII ihrer Existenz. Gregor, der sich in Rimini aufhielt, hatte einen Theil der Italiener auf seiner Seite; zu Benedict hielten Spanien und Schottland. Abermals sollte nun ein allgemeines Concil den Ausschlag geben. Johann hatte bereits im Jahr 1412 eine Synode nach Rom berufen, die aber nur von wenigen Vätern besucht war. Man kann sich einen Begriff von der frivolen Stimmung machen, die da herrschte, wenn man vernimmt, wie die zufällige Anwesenheit einer Eule in der Kirche die Väter zu dem schlechten Witze führte: Sieh da den h. Geist unter der Gestalt einer Eule.[1]) Es lag in dem Witz übrigens eine bittere Wahrheit; denn derer, welche die Finsterniß mehr liebten als das Licht, waren Viele, und besser als die Taube ohne Falsch paßte die Eule zu unserm Papste, der von seinem frühern Leben als Seeräuber her die Gewohnheit beibehalten haben soll, am Tage zu schlafen und Nachts zu wachen.

Der deutsche König Sigismund, der von allen Seiten angegangen wurde, als oberster Schirmherr der Christenheit ein allgemeines Concil zu veranstalten, nöthigte Johann zu dessen Berufung, nachdem er sich lange gesträubt und alle Mittel angewandt hatte, die Vertheidiger einer solchen Maßnahme zum Schweigen zu bringen. Auch jetzt noch machte der Papst allerlei Einwendungen gegen die Wahl des Ortes; lieber als auf deutschem Boden hätte er das Concil in Italien gehabt; aber der König bestand darauf, daß das Concil in Constanz stattfinde und daß es auf den 1. November 1414 eröffnet werde. Es war eines der zahlreichsten, die je gehalten wurden. Wenn wir auch die Zahl von 100,000 auf die Hälfte

[1]) Ecce Spiritus Sanctus sub specie bubonis.

ermäßigen und mit den besonnenen Geschichtschreibern nur von 50,000 Anwesenden reden, so sind es schon genug. Man zählte unter dieser Menge als hervorragende Größen 29 Cardinäle, 3 Patriarchen, 33 Erzbischöfe, gegen 150 Bischöfe, über 100 Aebte und über 500 Mönche verschiedener Orden, dazu an 300 Doktoren der Theologie und des geistlichen Rechtes, nebst den Gesandten weltlicher Fürsten und Stände mit unzähligem Gefolge. Dabei fehlte es auch nicht an allerlei unnützem und beschwerlichem Volke, das die h. Synode einem Jahrmarkte ähnlich machte; an Gauklern und Spielleuten[1]), die zur Kurzweil der geistlichen Herren hergewandert, selbst nicht an feilen Dirnen in wahrhaft erschreckender Zahl.[2]) Der Papst begab sich dahin mit zahlreichem Gefolge; man zählte allein 1600 Pferde. Ihm pochte das Herz gewaltig in der Vorahnung des Schicksals, das seiner wartete. Als er auf der Anhöhe bei Feldkirch das Rheinthal hinaufschaute, da rief er aus: „Das sieht ja aus wie eine Grube, in der man Füchse fängt." Den 18. Oktober hielt er seinen prachtvollen Einzug in der Stadt des Concils. Die Stadt schenkte ihm einen silbervergoldeten Becher und verschiedene Weine, nebst 40 Malter Haser; wogegen er dem Bürgermeister der Stadt ein seidenes Kleid verehrte.[3]) Johann eröffnete das Concil den 5. November unter großen Feierlichkeiten. König Sigismund langte etwas später an, in der heil. Christnacht. Auch ihn umgab ein prunkvolles Gefolge. Unter den Theologen Frankreichs ragten Peter d'Ailly und Charlier Gerson, unter denen Italiens der Cardinal Zabarella hervor. Das Programm des Concils war in drei Punkten befaßt: 1) Beseitigung des päpstlichen Schisma; 2) Prüfung der neuen Lehren, der eines Wikliffe und Hus, und 3) die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Wichtig war auch die Bestimmung, die von vorneherein über die Stimmgebung gemacht wurde. Wäre es nach dem Princip der Kopfzahl gegangen,

---

[1]) Joculatores et fistulatores.

[2]) Als ein Hofbeamter Herzog Rudolfs von Sachsen ihrer 700 gezählt hatte, „mochte er ihrer nicht mehr suchen." Nach andern Berichten war von Tausenden die Rede. Raumer, histor. Taschenbuch S. 49.

[3]) Von der Hardt IV. 9. 16. 17. Raumer, S. 47.

so hätten die Italiener, die am zahlreichsten vertreten waren, das Uebergewicht gehabt und dann wären alle Reformversuche illusorisch geworden. Man stimmte daher nicht nach Köpfen, sondern nach Nationen. Es wurden ihrer vier angenommen: 1) die deutsche, welche auch die Ungarn, Polen und Skandinaven in sich begriff; 2) die französische; 3) die englische und 4) die italienische. Später kam noch die fünfte, die spanische hinzu. Jede Nation wählte sich ihren Vorstand, der monatlich wechselte. — Wir folgen der Ordnung des Programms. Also zuerst die Beseitigung des Schisma's. Hier wurde der Antrag gestellt, alle drei Päpste zur freiwilligen Abdankung zu bewegen. Das war im Grunde ein Rückschritt gegen die Synode von Pisa, denn diese hatte ja schon die Absetzung von Benedict und Gregor beschlossen, und so war eigentlich Johann XXIII der allein rechtmäßige Papst. Dieß machten er und seine Partei auch geltend: sie wollten in dem Concil von Constanz nur eine Fortsetzung der Synode von Pisa erblicken; allein gerade die unwürdige Persönlichkeit des Papstes war es, deren Entfernung von Männern, wie d'Ailly und Gerson beabsichtigt wurde, und so begannen die Arbeiten der Synode mit einem Prozeß gegen den Papst. Schon im Februar 1415 ward eine Klageschrift gegen Johann eingegeben, worin ihm eine Menge von Lastern und Verbrechen Schuld gegeben wurden. Man unterdrückte dieselbe um des allgemeinen Aergernisses willen, schritt aber gleichwohl im Prozesse voran. Siegmund suchte den Papst zu freiwilliger Abdankung zu bewegen, und es schien sein Versuch nicht vergeblich. In einer großen Versammlung, die den 1. März 1415 auf der bischöflichen Pfalz gehalten wurde, ward Johann die Abdankungsformel überreicht, die er mit unterdrücktem Aerger ablas. Darauf beugte er die Kniee gegen den Altar und legte die Hände über die Brust zum Zeichen, daß es ihm Ernst sei. Nachdem dieß geschehen, brach alles Volk in Jubel aus. Ein Te Deum ward angestimmt, aber zu frühe. Zwar wiederholte der Papst die Abdankung am folgenden Tage in öffentlicher Sitzung und beschwor sie feierlich. Der König erhob sich in sichtbarer Bewegung, nahm seine Krone vom Haupt und legte sie zu den Füßen des Papstes, eine Huldigung, die er der Selbstüberwindung des Mannes, als die letzte

Huldigung, die er ihm als Papſt brachte, ſchuldig zu ſein glaubte; auch der Patriarch von Antiochien ſprach ſeinen Dank aus. Allein nur zu bald zeigte ſichs, daß Johann mit Siegmund und dem ganzen Concil ein unwürdiges Spiel getrieben. Seine Partei proteſtirte gegen alles Geſchehene und drohte das Concil zu verlaſſen, wenn man Johann nicht fernerhin als Papſt wolle anerkennen. In dieſem Sinne ſprach unter Anderm der Erzbiſchof von Mainz. Um ſo kräftiger proteſtirten die Engländer. Der Biſchof von Salisbury erklärte die Anhänger des Papſtes des Scheiterhaufens würdig. Man ſprach von Verhaftung des Papſtes; ein Gerücht verbreitete ſich, er wolle ſich ſeinem Schickſal durch die Flucht entziehen. Siegmund ließ die Thore der Stadt beſetzen. Gleichwohl entkam der Papſt in der Verkleidung eines Reitknechts den 21. März 1415. Der Herzog Friedrich von Oeſtreich, der, um die Aufmerkſamkeit der Stadt und des Concils wo anders hin zu lenken, ein öffentliches Turnier veranſtaltete, war ihm zu dieſer Flucht behülflich geweſen. Zur Strafe dafür ward Friedrich vom Kaiſer in die Acht erklärt und das Concil belegte ihn mit dem Judasfluch des hohen Bannes. Allgemeine Beſtürzung ergriff nicht nur die Väter des Concils, ſondern auch die Einwohner der Stadt bei der Nachricht von dieſer Flucht. Alle Läden und Wirthshäuſer wurden geſchloſſen; man befürchtete das Aergſte. König Siegmund ritt in eigener Perſon durch die Stadt und ließ unter Trompetenſchall die Bürger zur Ruhe ermahnen, indem er verſprach, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Die dem Papſt anhängigen Cardinäle verließen die Stadt gleichfalls und begaben ſich nach Schaffhauſen, wo der Papſt einſtweilen Fuß gefaßt. Von da erließ er eine Proteſtation. Auf der Synode ſelbſt aber ſuchte Gerſon die Gemüther, die etwa hätten zweifelhaft und ſchwankend werden können, im Glauben an die Rechtmäßigkeit des Geſchehenen durch eine längere Rede zu befeſtigen. „Die Kirche, zeigte er, iſt an Chriſtus gebunden, als an ihren Bräutigam, aber nicht an den Papſt. Ohne die Kirche kann zwar niemand ſelig werden, wohl aber ohne den Papſt. Der Papſt hat ſeine Gewalt von der Kirche empfangen; handelt er gegen ſie, ſo iſt er nicht anders zu achten, denn ein Zöllner und Sünder.“ Zu dieſen Grundſätzen Gerſons bekannte ſich dann auch das Con-

cil am 16. April 1415. Es wurde der Grundsatz feierlich ausgesprochen, daß ein im h. Geist rechtmäßig versammeltes Concil seine Gewalt unmittelbar von Christo habe und daß jeder, weß Standes er auch sei, mithin auch der Papst, ihm in Sachen des Glaubens verpflichtet sei. Dagegen suchte Johann das Concil zu sprengen und hoffte dabei auf den Schutz Frankreichs. Von Schaffhausen hatte er sich nach Laufenburg begeben, von wo aus er die Protestation erließ, in welcher er seine Abdankung als eine ihm abgenöthigte erklärte; dann floh er über über den Schwarzwald nach Freiburg im Breisgau. Im dortigen Dominikanerkloster ward er mit großen Ehren empfangen; sodann ging er über Breisach nach Neuburg am Rhein; er hoffte mit Hülfe des Herzogs von Burgund nach Avignon zu entkommen. Allein in Freiburg, wohin er sich wiederum zurückgezogen, ward er durch den Burggrafen von Brandenburg gefangen genommen, nach Radolfzell gebracht und dort in Haft gesetzt. Es erschienen drei Bischöfe und zwei Doktoren der Theologie als Abgeordnete des Concils, welche ihm die geistlichen Insignien abnahmen. Den 29. Mai (es war die zwölfte Sitzung) wurde sodann die förmliche Absetzung über ihn gesprochen, als über einen Simonisten und Schismatiker, ja als über einen gemeinen Verbrecher; denn sogar die Vergiftung seiner Vorfahren war ihm nebst vielen andern Greueln Schuld gegeben worden. Das päpstliche Siegel ward zerbrochen, das Wappen vernichtet. Eine Zeitlang ward Johann in dem Schlosse Gottlieben gefangen gehalten, demselben Kerker, in dem wir auch Hus begegnen werden. Dann ließ ihn der Churfürst von der Pfalz, dem er als Gefangener übergeben ward, nach Mannheim, von dort nach Heidelberg bringen, wo er in anständiger und milder Haft gehalten wurde. Nun galt es auch die beiden Gegenpäpste zu entfernen. Gregor XII hatte unterdessen sein neunzigstes Jahr erreicht. Er legte den 4. Juli 1415 sein Amt freiwillig nieder, am Rand des Grabes. Benedict aber mußte gewaltsam entsetzt werden; es geschah diese Entsetzung durch das Concil den 1. April 1417, nachdem noch mehrere Verhandlungen mit ihm stattgefunden hatten; er hielt sich in Perpignan auf und protestirte von da gegen das Concil bis an seinen Tod, der im Jahr 1423 erfolgte.

So war nach langen Kämpfen das Schisma beseitigt. Zwischen diesen langwierigen Prozeß, der gegen die Päpste, namentlich gegen Johann XXIII geführt wurde, und die Wahl seines Nachfolgers tritt nun aber ein merkwürdiges Seitenstück, ein Prozeß ganz anderer Art, der Ketzerprozeß gegen die beiden Wahrheitszeugen Hus und Hieronymus von Prag. Dieselben Männer des Concils, die mit dem äußersten Freimuthe die Rechte und die Freiheit der Kirche gegen den Papst vertheidigt, die überhaupt als Reformatoren der Kirche sich angekündigt und auch nach dieser Seite hin als Reformatoren der Kirche sich bewiesen hatten, wie ein d'Ailly, ein Gerson, werden wir nun unter den Richtern erblicken, welche über Hus das Todesurtheil fällten und mit allen Gründen es als ein gerechtes Urtheil billigten.

Wir haben in der letzten Stunde gesehen, wie König Sigismund den Wunsch ausgesprochen hatte, daß Hus seine Sache auf dem Concil möchte entscheiden lassen. Er hatte ihm freies Geleit zugesichert, und zwar nicht nur für den Hinweg, wie in neuerer Zeit von päpstlicher Seite behauptet worden ist, sondern auch für den Rückweg[1]). Aber schon damals trauten die Freunde Hussens dem königlichen Worte nicht; sie warnten ihn. Hus aber, mehr im Vertrauen auf den göttlichen Beistand, als auf das königliche Wort, entschloß sich dem Rufe zu folgen. In seinem Abschiedsbrief an seine Freunde äußerte er sich dahin: es sei unmöglich, daß der zu Grunde gehe, der Gott vertraue und in seiner Wahrheit verharre. Er ersuchte die Freunde, sie möchten Gott bitten, daß er ihn durch seinen Geist in der Wahrheit befestigen, ja daß er selbst seinen Tod befördern möge, wenn dieser zur Ehre Gottes gereiche. Nur dann wünsche er seine Rückkehr, wenn sie ohne Verletzung seines Gewissens geschehen könne. Unterdessen hatten die Gegner Hussens sich nach Constanz aufgemacht, um dort den Prozeß gegen ihn einzuleiten; es waren Stephan Palec', sein ehmaliger Freund und mit ihm Michael de Causis und Andreas Broda. Michael de Causis übernahm das Amt des Anklägers. Hus reiste den 11. Oktober 1414 von Prag ab und zwar in vollem geistlichen Ornate. In jeder bedeuten-

[1]) Ut ei transire, stare, morari, redire libere permittatis.

dern Stadt, durch die sein Weg ihn führte, ließ er durch öffentliche Anschläge bekannt machen, daß er in der Absicht nach dem Concil reise, um sich gegen die ihm Schuld gegebenen Irrthümer zu vertheidigen. An verschiedenen Orten predigte er. In Nürnberg traf er viele „Gottesfreunde"; der dortige Pfarrer an der St. Sebalduskirche hielt mit ihm eine Unterredung. In dem Städtchen Biberach ordnete er sogar eine Disputation an, bei welcher auch sein ritterlicher Freund und Geleitsmann, Johann von Chlum sich betheiligte; er benahm sich dabei so gut, daß ihn manche für einen Doktor der Theologie hielten. Am 3. November (also zwei Tage vor Eröffnung des Concils) langte Hus in Constanz an und nahm seine Wohnung in der St. Paulsgasse. Gleich nach dem Tage seiner Ankunft ließ Michael de Causis einen öffentlichen Anschlag an allen Kirchthüren machen, worin Hus als Ketzer bezeichnet war. Der Papst Johann, damals noch in Thätigkeit, ordnete an ihn den Bischof von Constanz ab, begleitet von seinem Official und dem Auditor sacri Palatii; sie sollten ihm eröffnen, daß der über ihn verhängte Bann einstweilen suspendirt sei; jedoch möge er sich von der Messe und den kirchlichen Feierlichkeiten fern halten, um nicht Aergerniß zu geben. Im Uebrigen wurde ihm volle Freiheit zugesichert. Aber nur zu bald sah er sich derselben beraubt. Es war den 28. November 1414 gegen Mittag, als eine Gesandtschaft des Papstes abermals bei ihm erschien, die ihm ankündigte, daß ihm auch von Seiten des Concils freies Geleit zugesichert sei und ihn einlud, in die päpstliche Kurie zu kommen. Chlum, der eben anwesend war, widerrieth ihm zu gehen, und als Hus dennoch sich dahin verfügte, begleitete er ihn. In der Kurie waren die Cardinäle versammelt. Der Präsident des Collegiums eröffnete ihm, daß er der Ketzerei beschuldigt sei. Hus vertheidigte sich vorläufig und schien einen befriedigenden Eindruck zu machen. Inzwischen wurde er unter militärischer Bewachung mit seinem Freunde zurückgelassen. Um 4 Uhr Nachmittags versammelte sich das Collegium von Neuem; Chlum ward verabschiedet, Hus blieb als Gefangener zurück. „Nun haben wir dich, hieß es; nun sollst du uns nicht entkommen, bevor du den letzten Heller wirst bezahlt haben." Vergebens verfügte sich Chlum zum Papst, um wider dieses Verfahren zu pro-

teſtiren. Der Papſt, auch hier ausweichend und zweideutig, entſchuldigte ſich, er habe es nicht zu verantworten, ſondern die Cardinäle. Noch in derſelben Nacht ward Hus aus der Kurie in das Haus des Domkantors gebracht. Aber ſchon den 6. Dezember ſah er ſich in einem ſcheußlichen Kerker des Dominikanerkloſters. Vergebens proteſtirte Chlum abermals und drohte den Kerker mit Gewalt aufbrechen zu laſſen. Den 24. Dezember (der Tag, an welchem der König anlangte) ließ Chlum im Namen deſſelben eine Proteſtation anſchlagen; aber das Concil verbeutete dem König im Januar 1415, er habe ſich in die Verhandlungen des Concils nicht zu miſchen, und der König fügte ſich.

Schon den 1. Dezember war eine Voruntersuchung angeordnet worden. Hus verlangte einen Anwalt; er wurde ihm verweigert. „So ſei denn, ſprach er, Jeſus Chriſtus mein Anwalt, vor deſſen Gericht ihr einſt erſcheinen werdet.“ Dieſe Berufung auf Chriſtus wurde ihm als Blasphemie angerechnet. Die ungeſunde Beſchaffenheit des Kerkers zog Hus eine Krankheit zu, ſo daß er in eine mildere Haft in demſelben Kloſter gebracht werden mußte. Hier verfaßte er auch noch mehrere Schriften. In der Folge ward ſein Kerker noch einige Mal gewechſelt. Noch vor der Flucht des Papſtes Johann wurde er in das Schloß Gottlieben gebracht, in das nachher der Papſt geſperrt wurde. (Er ſaß da vom 14. März bis zum 3. Juni.) Zuletzt ward er im Franziskanerkloſter gefangen gehalten.

Nachdem er ſchon einige Mal im Kerker verhört worden war, wurde er zu drei Malen, den 5., den 7. und 8. Juli vor dem verſammelten Concil verhört. Er bekannte ſich zu mehreren der ihm vorgehaltenen Lehren, andere wies er als ihm nicht zugehörend ab: ſo die Läugnung der Brotverwandlung im Abendmahl. Uebrigens erklärte er ſich, wie ſpäter Luther, bereit, jeden Irrthum zurückzunehmen, deſſen er aus der h. Schrift überführt werden könnte. Das Verhalten der Väter war ein verſchiedenes; es mochte ſich auch die Stimmung verſchieden auf ihren Geſichtern ausgedrückt haben, wie das die Meiſterhand Leſſings in dem berühmten Gemälde darzuſtellen verſucht hat. Die Einen ſpotteten ſein, die Andern bemitleideten ihn. Noch Andere ſtimmten ihm wohl im Herzen bei, aber bedauerten ſeine Kühnheit. Es wurden auch

mehr als ein Mal Verſuche gemacht, ihm das Leben zu retten; man muthete ihm zu, auch gegen ſeine Ueberzeugung zu widerrufen. Ein Doktor der Theologie ſoll zu ihm geſagt haben: wenn das Concil behauptet, du habeſt nur ein Auge, ſo ſollſt du das bekennen, auch wenn du deren zwei haſt. Die Verantwortung vor dem eigenen Gewiſſen ſuchten Andere wieder dadurch zu beſchwichtigen, daß ſie Hus bemerkten, durch das Unterſchreiben der Widerrufsformel verdamme er nicht perſönlich die von ihm gelehrten Sätze, ſondern das Concil verdamme ſie, und er erkläre blos ſeinen Gehorſam gegen das Concil. Auch das, meinte man, ſolle Eindruck auf ihn machen, daß ſo viele gelehrte und fromme Männer die Meinungen des Concils theilten; man ſtellte es als Hochmuth von ſeiner Seite dar, klüger ſein zu wollen, als dieſe. Aber alle dieſe Scheingründe fanden keinen Eingang in der einfachen Seele des zum Aeußerſten entſchloſſenen Mannes. „Mein Freund, antwortete er, iſt Palec', meine Freundin die Wahrheit; ihr gebühret der Vorzug. Als Palec' ihn ermunterte, er möge doch die Schande des Widerrufes nicht ſcheuen, antwortete er: öffentlich verbrannt zu werden, ſei noch größere Schande. — Selbſt der treue Beiſtand, Ritter Chlum, ſchloß ſich den 5. Juli einer Geſandtſchaft an, die ihn zum Widerruf bewegen ſollte, aber vergebens. Tags darauf, den 6. Juli, ward Hus nochmals vor das geſammte Concil gefordert. Es war dieß die 15. Sitzung. Sie wurde mit beſonderer Feierlichkeit im Beiſein des Königs gehalten. Als Hus in ſeiner Vertheidigungsrede des ihm vom König zugeſicherten Geleits erwähnte, ſchaute er dieſen mit durchbohrendem Blicke an; Sigmund erröthete.[1]) — Auf einem erhöhten Tiſch in der Mitte waren prieſterliche Gewänder für Hus. Er fiel auf die Kniee und befahl ſeine Sache Gott. Das Verdammungsurtheil, das über ihn als verſtockten Ketzer gefällt wurde, hörte er mit Ruhe an. Dann kniete er nochmals nieder und ſprach: „Herr Chriſtus, verzeihe meinen Feinden; du weißt, daß ſie mich fälſchlich angeklagt und gegen mich falſche Zeugniſſe und Verleumdungen gebraucht haben; vergieb ihnen um deiner großen Barmherzigkeit willen."

1) Hæc cum loqueretur, oculos ad Imperatorem defixos habuit, ille vero statim erubuit.

die Asche aber in den Rhein geworfen. — Mehrere Sagen haben sich auch an den Tod dieses Märtyrers geknüpft. Erst in der Reformationszeit verbreitete sich jenes bekannte Wort, das er soll gesprochen haben: jetzt bratet ihr eine Gans (hus), aber nach mir kommt ein Schwan, den werdet ihr müssen leben lan. Aehnliches hatte er allerdings schon in Böhmen in einem Briefe an seine Freunde ausgesprochen[1]). — Auch soll er während seiner Gefangenschaft ein merkwürdiges Traumgesicht gehabt haben. In der Bethlehemskapelle zu Prag, seiner Lieblingskapelle, sah er, wie die Christusbilder von den Händen der Bischöfe seiner Zeit zerstört, dann aber von bessern Malern wieder hergestellt wurden. In solchen Geschichten, seien sie wahr oder nicht, spiegelt sich wenigstens die Stimmung der Zeit ab, die in Hus einen Vorläufer der Reformation gesehen.

Bald folgte nun auch Hieronymus von Prag seinem Freunde. Während noch der Prozeß gegen Hus im Gang war, hatte er sich heimlich in Constanz eingefunden, aber auf den Rath seiner Freunde, Chlum und Duba, verließ er die Stadt wieder und begab sich nach Ueberlingen. Von da aus erließ er ein Schreiben, das er an die Kathedrale und das Rathhaus in Constanz anschlagen ließ, worin er sich erbot, vor dem Concil sich zu verantworten, wenn ihm freies Geleit zugesichert werde. Das Concil stellte ihm aber einen sehr zweideutigen Sicherheitsbrief aus. „Da es der Kirchenversammlung daran liege, die kleinen Füchse kennen zu lernen, welche den Weinberg des Herrn verwüsten (eine Anspielung auf das Hohelied), so fordere sie ihn auf, innerhalb vierzehn Tagen vor ihr zu erscheinen und sich zu verantworten.“ Das freie Geleit wurde ihm unter der Klausel zugesichert: „So weit es an uns liegt und der orthodoxe Glaube es erfordert.“ Grund genug für Hieronymus, nicht zu erscheinen. Er trat seine Rückreise nach Böhmen an; allein bei Hirschau in der Oberpfalz ward er eingeholt, festgenommen und in Ketten nach Constanz geschleppt. Seine Gefangennehmung fällt kurze Zeit vor Hussens Hinrichtung. Keiner sah den Andern; aber

[1]) Vgl. den Schluß der vorigen Vorlesung.

Hus hatte von Hieronymus und seinem Schicksal gehört. Er schrieb von seinem Kerker aus nach Prag: Von M. Hieronymus, meinem geliebten Genossen, vernehme ich nichts, als daß er in strengem Gefängniß ist, den Tod erwartend gleich mir. — Auch den Hieronymus suchte man von Seiten des Concils auf alle mögliche Weise zum Widerruf zu bewegen. Und siehe da, den 10. September 1415 (also zwei Monate nach Hussens Hinrichtung) erklärte er sich dazu bereit und stellte unterm 23. desselben Monats eine ihm vorgeschriebene Widerrufsformel aus, in welcher er die Lehren Wikliffes und Hussens verdammte und das an Hus vollzogene Todesurtheil billigte. Darauf wollte man ihm die Freiheit schenken. Allein Prager Mönche, die befürchteten, daß Hieronymus, nach Böhmen zurückgekehrt, die alte Lehre wieder vortragen würde, widersetzten sich der Freilassung. Während nun der Cardinal d'Ailly und noch ein Theil der übrigen Cardinäle auf der Freilassung bestanden, indem ja Gott nicht den Tod des Sünders wolle, sondern daß er sich bekehre und lebe, muß es uns um so mehr auffallen, daß der fromme Gerson sich der Partei anschloß, welche den Prozeß fortzusetzen rieth. Mit richtigem Blick erkannte er allerdings, daß man sich in Sachen des Glaubens, der innigsten Ueberzeugung, nicht auf einen Widerruf verlassen könne, und dieß führte er in einem besondern Traktat aus; aber wie stimmte zu einer solchen Ueberzeugung, die den Glauben nicht in die Willkühr des Menschen setzte, das Verbrennen der Ketzer? Sollte Gerson, wie ihm Einige Schuld geben, nur aus Parteihaß wider Hus und Hieronymus gestimmt haben, weil sie in der Philosophie Realisten waren, er Nominalist? Kaum können wir dieß glauben. Wir müssen ihm zutrauen, daß er nach Gewissen und nicht nach den Eingebungen der Leidenschaft gehandelt. Aber sein Gewissen war gefangen in seiner theologischen Anschauungsweise. Gerson nämlich war bei all seiner freien Stellung gegen den Papst ein Mann der Kirche. Er schwärmte für die höchste Autorität des Concils, die ihm über die Autorität des Papstes ging, und so verlangte er ganz folgerichtig auch in Glaubenssachen unbedingte Unterwerfung unter das Concil und hielt eine dessen Bestimmungen sich entgegensetzende Richtung für eine unheilvolle, welche die Kirche auch mit

Gewalt zu unterdrücken das Recht und die Pflicht habe[1]). — Und so wurde denn der Prozeß gegen Hieronymus, nachdem er schon so viel als niedergeschlagen war, wieder aufgenommen. Hieronymus drang auf ein öffentliches Verhör. Es ward ihm bewilligt und fand den 25. und 26. Mai 1416 statt. Er vertheidigte sich in einer langen Rede, die von 7 Uhr Morgens bis 1 Uhr Mittags dauerte, gegen die ihm gemachten Beschuldigungen; die Rede war auch mit Humor und Satyre untermischt, so daß bald ein lautes Lachen in der Versammlung erscholl, bald wieder ein tiefer Ernst die Gemüther ergriff. Jedermann erwartete, daß er zuletzt mit dem schon früher geleisteten Widerruf seine Rede schließen werde, und auf diesen Widerruf hin wäre ihm auch wohl von der großen Mehrheit Leben und Freiheit geschenkt worden. Aber wie erstaunt waren die Väter, als die Rede auf einmal eine andere Wendung nahm. Nichts mehr von den alten Scherzen und Sarcasmen; ein feierlicher Ernst trat an deren Stelle. Im Gebete wandte sich der Redner zu Gott und bat ihn, er möge ihn mit seinem Geiste erleuchten, daß er nichts sage, was dem Heil seiner Seele könnte gefährlich sein. Dann sprach er von den Zeugen der Wahrheit aller Zeiten, die als Opfer ihrer Ueberzeugung gefallen seien, und unter diesen nannte er zuletzt seinen Freund Hus. Er bezeugte, daß er ihn immer als einen frommen Mann, als einen Mann von unsträflichem Wandel erkannt habe; keine Sünde reue ihn mehr als die, daß er aus Todesfurcht sich habe bewegen lassen, diesen seinen Freund und die von ihm verkündigte Wahrheit zu verleugnen. Nun nahm er den geleisteten Widerruf feierlich zurück und fällte damit sein eigenes Todesurtheil. Noch waren indessen mehrere Mitglieder des Concils, unter ihnen der Cardinal Zabarella (von Florenz) beflissen, ihn zur Wiederaufnahme des Widerrufes zu bewegen. Hieronymus aber berief sich auf die Zeugnisse der h. Schrift, denen er nicht widersprechen könne. Und so ward denn auch er zum Feuertode verurtheilt. Der alte Humor kehrte ihm wieder; er setzte

[1]) Aehnliche Gesichtspunkte in Beziehung auf das Recht, Ketzer am Leben zu strafen, finden wir ja auch noch später bei den Reformatoren. Man denke an Calvin und Servet.

mund und der Churfürst von Brandenburg (rechts und links) das Pferd, das den Papst trug, am Zügel, die Herzoge von Baiern und Oestreich hielten die Zipfel der Schabracke, vier Grafen trugen den goldenen Thronhimmel. Fünf Tage darauf verließ König Sigmund in aller Stille die Stadt, ohne seine eigenen und seiner Leute Schulden bezahlt zu haben. Die Väter des Concils zerstreuten sich nach allen Seiten.

Einem dieser Väter, der mit schwerem Herzen schied, folgen wir noch mit unsern Blicken nach, dem Manne, der als die Seele der reformatorischen Concilien von Pisa und Costnitz uns erschienen ist, dem Kanzler Jean Charlier Gerson.[1]) Er war freilich keine energische, heroische Natur wie Hus und Hieronymus. Unsre Zeit würde ihn einen Doktrinär nennen. Aber seine Erscheinung ist uns ein Beweis, daß auch am trüben Kirchenhimmel jener Zeit milde Sterne leuchten konnten, von denen zwar kein Feuerstrom ausging, der zündete, die aber nichtsdestoweniger zeugten von dem himmlischen Lichte, das sie in sich aufgenommen und so weit sie's vermochten, auch auf ihre Umgebung zurückstrahlten.

Der Sohn armer Landleute, geboren 1363 in dem Dorfe Gerson, woher er seinen Geschlechtsnamen führt, hatte er von einer frommen Mutter, die er seine Monica nennt, die ersten Eindrücke jener Frömmigkeit erlangt, die ihm Zeitlebens inwohnte und deren Kraft und Wesen zu erforschen ihm die schönste Aufgabe seines edlen, gebildeten Geistes war. Aeußerlich ist er vom Bauernknaben bis zum Kanzler der berühmten Pariser Universität aufgestiegen. Was er in dieser Stellung zur Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern versucht, wie er besonders den Grundsatz, das Concil sei über dem Papst, zeitlebens vertheidigte, das haben wir früher gesehen. Hier sei uns noch ein Blick in sein inneres Leben und in seine letzten Schicksale gestattet. Man hat Gerson zu den Mystikern gezählt und wohl nicht ganz mit Unrecht, indem er sich in seiner theologischen Richtung an Männer

[1]) Schmidt, Essai sur Jean Gerson, Strassburg 1839. Ueber dessen Theologie: Hundeshagen (Zeitschrift für histor. Theologie. Bd. IV). Liebner (Stud. und Krit. 1835). Jourdain Par. 1888.

wie Bonaventura anſchloß. Aber einestheils bewahrte ihn ſein ſtreng kirchlicher Sinn, der ihn ja ſogar bis zur Verdammung eines Hus forttrieb, vor jeder häretiſchen Abſchweifung der Myſtik, andrerſeits war er auch zu ſehr zur philoſophiſchen Reflexion geneigt, als daß er ſich einfach an den Zug der religiöſen Gefühle hingegeben und dieſe etwa nur in phantaſtiſchen Bildern ausgeſprochen hätte. Er fühlte in ſich das Bedürfniß, ſich Rechenſchaft über dieſe Gefühle zu geben, die Thatſachen des Glaubens auch für den Gedanken zu vermitteln; und ſo legte er den Grund zu dem, was wir Religionsphiloſophie nennen, oder auch zu einer religiöſen Pſychologie. Er ſuchte Wiſſen und Glauben ins rechte Verhältniß zu einander zu ſetzen. Er zeigte wie im Menſchen ſowohl das Erkenntniß- als das Gefühlsvermögen ihre Befriedigung wollen und wie ſie zu derſelben gelangen im innerſten Bewußtſein; er unterſchied genau das bloße Denken (cogitatio) von dem Nachdenken (meditatio), welches das Erkannte innerlich verarbeitet zum Eigenthum des Menſchen, und ſtieg dann von da weiter auf zu der Contemplation, zu jener unmittelbaren Anſchauung der göttlichen Dinge, wie ſie dem als der höchſte Preis gewährt wird, der redlich nach der Wahrheit ringt. „Auf der Höhe der Contemplation, da wird der rechte Menſch Gottes nicht mehr berührt von Wind und Wolken; frei erhebt er ſeinen Blick zum Sonnenlichte, zum Berge der Verklärung.“ Wie allen Männern tieferer Geſinnung, einem Bernhard von Clairvaux, einem Anſelm, einem Hugo von St. Victor, einem Bonaventura, ſo iſt auch ihm die Theologie nicht nur eine ſpekulative, theoretiſche Wiſſenſchaft, ſondern eine praktiſche; ſie iſt ihm nicht nur Wiſſenſchaft, ſondern Weisheit. Aber zu dieſer Weisheit gelangt der Menſch nicht nur durch Studien, durch Zerbrechen des Kopfes, ſondern durch freie Hingabe des Herzens an Gott, durch ernſten Kampf und reine Liebe. In thatſächlicher Gemeinſchaft des Menſchen mit Gott, die er aber nicht als eine pantheiſtiſche Vermiſchung, ſondern als perſönliche Gemeinſchaft faßt, ſieht auch Gerſon das Ziel aller wahren Weisheit und Frömmigkeit.

Daß dieſe edle Perſönlichkeit ſo wenig auszurichten vermochte, ja daß ſie in zeitweiſer Verblendung und Befangenheit mitwirken mußte zum Untergang der über ihren Standpunkt hinausgeſchrittenen

Wahrheitszeugen, das gehört eben mit zu dem Tragischen der Geschichte, in das wir so manche Männer von großen Gaben verflochten sehen. Gerson starb nicht wie Hus als Märtyrer; aber unangefochten blieb er auch nicht. Den Römlingen war er stets ein Dorn im Auge. Wie er in die Verdammung eines Hus gestimmt, so war er es auch gewesen, der die Verdammung und Verbrennung eines schändlichen Buches betrieben, das aus hierarchischen Gründen den Königsmord guthieß, die Schrift eines gewissen Jean Petit. Damit aber hatte er sich namentlich den Haß des Herzogs von Burgund zugezogen.[1]) Nach dem Schlusse des Concils durfte er es nicht wagen, nach Frankreich zurückzukehren. In Pilgertracht verließ er Constanz, niedergeschlagen über den geringen Erfolg seiner Bemühungen. Er irrte im Tyrol und in Baiern umher. Sein Trost war die Wissenschaft, war die christliche Philosophie, war die Beschäftigung mit den göttlichen Dingen und mit der innern Welt, in der er auch als freiwillig Verbannter seine wahre Heimath gefunden; er verfaßte mehrere trostreiche Schriften im Geiste der reinsten Mystik. Einen Ruf des Herzogs von Oestreich nach Wien nahm er nicht an. Erst nachdem sein Gegner, der Herzog von Burgund (1419) durch Mörderhand gefallen, kehrte Gerson wieder in sein Vaterland zurück, aber nicht nach Paris. Er ging nach Lyon und war auch da als theologischer Schriftsteller thätig. So sehr er auch es sich mußte gefallen lassen, einem Schiffbrüchigen verglichen zu werden mit Bezug auf die in Constanz gescheiterten Hoffnungen der Reform, so wenig legte er die Hände müßig in den Schooß. Noch bekämpfte

---

[1]) Johann ohne Furcht, Herzog von Burgund, hatte nämlich im Jahr 1407 den Herzog von Orleans aus dem Weg räumen lassen. Jean Petit, nach den Einen ein Weltpriester, nach Andern ein Barfüßer, bezog vom Herzog von Burgund ein Gnadengehalt, und diesem zu Gefallen führte er den Beweis, daß es nicht nur erlaubt, sondern tugendhaft und verdienstlich sei, einen Tyrannen mit Gewalt oder List umzubringen, auch wenn man ihm Treue zugeschworen. Auf Betrieb Gerson's verdammte die Sorbonne 1413 diese Grundsätze, und nun wurde die Sache auch wieder auf der Synode angeregt. Martin V wollte sich auf eine Verdammung des Buches nicht einlassen. Es blieb der königlichen Gewalt Karls VI vorbehalten, das Buch des Jean Petit zu verdammen; s. Wessenberg II. S. 258.

er, so weit ihm Gott dazu Gnade gab, den Aberglauben, die Gottlosigkeit und die Unsittlichkeit seines Zeitalters im Reden und Schriften. In dem St. Paulskloster der Stadt sammelte der fromme Mann die Jugend der Stadt um sich und hielt ihr Kinderlehre, wie er denn auch in einem besondern Traktate, „wie man die Kindlein zu Christo führen müsse“ [1]), der Priesterschaft diese Pflicht ans Herz gelegt hatte. Als er sein Ende herannahen fühlte, berief er diese seine lieben Kinder noch einmal um sich, damit sie für ihn und mit ihm beteten: Herr des Erbarmens, habe Mitleid mit deinem armen Diener. — Gerson starb den 29. Juli 1429, 66 Jahre alt. Seine Anhänger haben ihn als allerchristlichsten Lehrer (Doctor christianissimus) bezeichnet. Bei den Ultramontanen dagegen blieb Gersons Name geächtet, so gut als der eines Hus und Hieronymus. Welchen Eindruck nun aber die Hinrichtung eines Hus und Hieronymus in Böhmen hervorrief, welche neue Verlegenheiten daraus dem Staat und der Kirche erwuchsen, und wie dann endlich ein drittes allgemeines Concil der Christenheit in unsrer Vaterstadt sich versammelte, welches diese und andere Verlegenheiten schlichten und die noch immer weiter in Aussicht gestellte Reformation an Haupt und Gliedern vollziehen sollte, davon in der nächsten Stunde.

---

[1]) De parvulis ad Christum trahendis.

Sechszehnte Vorleſung.

Bewegung in Böhmen. — Jacobus von Mies. — Der Huſſitenkrieg. — Taboriten und Calixtiner. — Das Basler Concil. — Eugen IV. — Die Huſſiten auf dem Concil. — Felix V als Gegenpapſt. — Sieg der Eugenianer. — Basler Compaktaten. — Unionsverſuch mit den Griechen. — Synode von Florenz.

Der Weg von Conſtanz nach Baſel, d. h. der Weg von dem einen allgemeinen Concil zu dem andern führt uns nicht in gerader Linie; die dreizehn Jahre, die zwiſchen dem Schluß des einen und der Eröffnung des andern Concils liegen, ſind höchſt bewegte, unruhvolle Jahre; unſer Weg führt über Schlachtfelder und Brandſtätten; es iſt ein rauher, ſteiler, blutiger Weg. Wandten wir uns das letzte Mal von den Ufern der Moldau weg nach dem Rhein und dem Bodenſee, ſo ſind wir nun genöthigt, von den Grenzen unſres jetzigen ſchweizeriſchen Heimathlandes noch einmal nach dem Heimathlande eines Hus und Hieronymus, noch einmal nach Böhmen zurückzukehren. Wir finden das Land in der höchſten Aufregung, in ſchlagfertiger Stellung, und bald darauf in vollem Krieg und Aufruhr begriffen. Und es kann uns das nicht wundern, wenn wir bedenken, welchen mächtigen Anhang Hus in Böhmen und dem benachbarten Mähren hatte. Weitaus der größte Theil des Volkes, Bürger und Bauern, aber auch viele Herren und Ritter auf ihren Schlöſſern gehörten der Huſſitenpartei an. „Böhme“ und „Huſſit“ waren ſo zu ſagen ſynonyme Benennungen geworden. Die orthodoxen, dem Papſt ergebenen Katholiken bildeten die Minderheit im Lande. Auf ihrer Seite ſtanden die Prälaten, ein Theil des Adels und die deutſche Bevölkerung. Auch König Wenzel, der lange eine ſchwankende

Stellung eingenommen, war durch seinen Bruder Sigmund bewogen worden, der Hussitischen Sache sich gänzlich zu entschlagen, ja gegen sie aufzutreten. Aber eben dieß brachte ihn ins Unglück.

Zwanzig Tage nach Hussens Hinrichtung hatte das Concil ein Schreiben an den Erzbischof und den Klerus von Prag erlassen und ihnen mitgetheilt, was mit Hus geschehen war; es hatte sie zugleich zur Wachsamkeit gegen die Ketzerei aufgefordert. Aber eine allgemeine Erbitterung gegen das Concil griff in allen Schichten des Volkes um sich. Hussens Anhänger versammelten sich in der Bethlehemskapelle und erklärten den Hingerichteten für einen Märtyrer. Ungefähr 60 böhmische und mährische Große thaten sich zusammen und machten in einem Schreiben vom 14. Dec. 1415 dem Concil die lebhaftesten Vorwürfe. Noch saß damals Hieronymus gefangen. Das Schreiben beschwerte sich auch über dessen harte Behandlung. Nachdem nun auch er zum Tode geführt worden, kannte die Erbitterung keine Grenzen mehr und trat überall zu Tage. Dazu kam noch etwas, dessen wir bis dahin nicht erwähnt haben, die nachdrückliche Rückforderung des Kelches im Abendmahl für die Laien. Hus hatte von sich aus weniger Gewicht auf diesen Umstand gelegt; desto entschiedener hatte sich einer seiner Anhänger, Jacobus von Mies (Jacobellus), gerade über diesen Punkt ausgesprochen. Als Hus schon nach Constanz abgegangen war, vertheidigte er gegen Ende des Jahres 1414 in öffentlicher Disputation zu Prag den Satz, daß das Sacrament des Altars unter beiderlei Gestalt, d. h. sowohl unter der Gestalt des Brotes, als des Kelches müsse gereicht werden. Auch der in frühern Zeiten üblichen Kindercommunion redete er das Wort. Seine Rede fand Beifall; die Folge davon war, daß sofort in einigen Kirchen Prags das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt wurde. Auch Hus erhielt Kunde von diesen Vorgängen. Ueber seine Meinung befragt, konnte er nicht umhin, sich dahin zu äußern, daß allerdings nach den Worten der Einsetzung und nach den alten Gebräuchen der Kirche den Laien auch der Kelch im Abendmahl zustehe; doch rieth er zur Mäßigung. Das Concil nahm dann auch diese Frage zur Hand und entschied sie in negativem Sinne. Es blieb bei der einmal festgesetzten Lehre der Concomitanz, wonach unter jeder Gestalt des Abendmahls der

ganze Christus vorhanden ist, und damit sollte auch der bisherige Gebrauch gerechtfertigt sein. Auch hier finden wir Gerson auf konservativer Seite. Desto nachdrücklicher hob nun Hus hervor, daß nicht die Gewohnheit der Kirche das höchste Gesetz sei, sondern Christi Beispiel und seine Lehre. — In Prag hatte unterdessen der Erzbischof ein strenges Verbot gegen den Gebrauch des Laienkelches erlassen. Jakob von Mies wurde in den Bann gethan; aber die Mehrzahl seiner Landsleute kehrte sich nicht daran. Vergebens suchte die Prager Universität im März 1417 zu vermitteln. Das Volk schritt voran, ohne sich durch weitere Autoritäten bestimmen zu lassen. In Austi, einem Städtchen an der Luznik, unweit dem Schlosse Kozic Hradek, wo Hus seine Schrift „über die Kirche" verfaßt hatte, nahm die Bewegung ihren Anfang. Ein Tuchmacher dieses Städtchens stellte sich an die Spitze derselben. Bald aber traten angesehene Männer in die vordersten Reihen der Kämpfer für den Kelch, unter ihnen zwei Edelleute, Nicolaus von Hussinec' und Johann Ziska von Troknow, erst Hofleute und Räthe des Königs, jetzt aber Männer des Volkes, Männer der Opposition. Den 22. Juli des Jahres 1419 geschah der große Aufbruch von 40,000 Männern, welche die Stadt Prag verließen und auf einer Hochebene im Bechinerkreise unweit jenes Städtchens Austi, ihr Lager aufschlugen. Den Berg nannten sie Tabor. Hier feierten sie ihren Gottesdienst und genossen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt an langen Tischen. Ziska, der Einäugige, trat als Hauptmann von der Hoffnung Gottes, wie er sich nannte, als Anführer der Taboriten auf. Der Kelch war von nun an das Symbol, um das sie sich schaarten, das Feldgeschrei und Losungswort, das überall ertönte. Am 30. Juli rückte Ziska an der Spitze einer bewaffneten Schaar in Prag ein. Sie stellten sich vor dem Rathhause der Neustadt auf und begehrten die Loslassung einiger ihrer Brüder, die um des Kelches willen gefangen saßen. Als ihnen dieß abgeschlagen wurde, als sogar ein Stein nach ihrem Priester geworfen wurde, der den Kelch trug, so war dieß Herausforderung genug. Die Bewaffneten drangen in das Rathhaus ein, bemächtigten sich des Bürgermeisters und der Rathsherren, die dort versammelt waren und stürzten sie zum Fenster hinaus. Die Herabgestürzten wur-

den vom unten harrenden Volke erſchlagen und geſpießt. Nun ging es auch hinter die Kirchen und Klöſter; ein allgemeiner Sturm war heraufbeſchworen, die Revolution war im Gang. Wohl ſtiegen anfänglich in Einigen Zweifel auf, ob es erlaubt ſei, auf dieſem Wege dem Evangelium zum Siege zu verhelfen und ob nicht Dulden und Tragen der beſſere, Gott wohlgefälligere Weg ſei. Es fanden darüber ſogar mannigfache gelehrte Verhandlungen der Prager Magiſter und Theologen ſtatt. Eine Schrift des Jacobellus von Mies äußerte ſich dahin, allerdings zieme es dem wahren Gläubigen, ſeine Gegner mit Geduld und Liebe zu überwinden, aber wo ein grauſamer Feind mit offener Gewalt die Gläubigen zu vertilgen drohe, da bleibe kein andres Mittel, als Gewalt mit Gewalt abzutreiben zum Schutze der Unſchuldigen, ja, da ſei es nicht nur geſtattet, ſondern geboten, zum Schwert zu greifen. Dieß der Anfang des ſchauerlichen Huſſitenkrieges, deſſen Einzelheiten zu beſchreiben hier nicht unſres Ortes iſt.[1] Nur ſo viel ſei in Erinnerung gebracht: Zur rechten Zeit war der ſchwache König Wenzel den 1. Auguſt des Jahres 1419 geſtorben. Da ſuchte die gemäßigtere Partei ſich mit dem deutſchen König Sigismund und der herrſchenden Kirche auf dem Landtage zu Brünn zu vereinigen. Nicht alſo die Strengen. Hiemit trat eine Spaltung ein oder vielmehr die ſchon vorhandene Entzweiung trat offen zu Tage. Die Strengen unter Ziska nannten ſich nach wie vor Taboriten; die milder Geſinnten, zur Verſöhnung Geneigten, hießen, weil ſie hauptſächlich auf die Geſtattung des Kelches drangen, die Calixtiner oder die Utraquiſten.[2] Außer dem Abendmahlskelche verlangten ſie dann auch noch freie Verkündigung des göttlichen Wortes in der Landesſprache, Beſchränkung der unmäßigen Reichthümer der Kirche und Einführung einer ſtrengen Kirchenzucht. Das waren die vier Artikel, welche die

[1] Vgl. außer Aeneas Silvius (Hist. Bohem.) und Palacky: Lenfant, Histoire du Concile de Bâle et de la guerre des Hussites. Amst. 1731, und Supplém. von Beausobre.

[2] Calixtiner von calix (Kelch); Utraquiſten, weil ſie das Abendmahl sub utraque forma verlangten. „Nach heutigen Begriffen repräſentiren die Calixtiner die Ariſtokratie, die Taboriten die Demokratie des Huſſitenthums.“ (S. „modernes Huſſitenthum“ in der Beil. zur A. A. Z. 1861, Nr. 171.)

Basis eines Friedensschlusses bilden sollten. Die Taboriten dagegen gingen in ihren Forderungen viel weiter. Sie wollten überhaupt nichts dulden in Kirche und Staat, was sich nicht buchstäblich aus der Schrift beweisen lasse. Mit puritanischer Strenge verbannten sie allen Schmuck aus den Kirchen und kündigten selbst der Kunst und Wissenschaft den Krieg an. Bei dieser aufgeregten Stimmung fehlte es auch nicht an Weissagungen der hereinbrechenden Gerichte Gottes. Ein junger Priester, Martin Loquis (Hauska) aus Mähren, eine schroffe, exaltirte Natur, verkündigte das nahe Bevorstehen des Weltuntergangs. Prag, das neue Babylon, wird vor allem die Heimsuchung Gottes erfahren. Nur fünf auserwählte böhmische Städte werden bei der allgemeinen Zerstörung übrig bleiben, unter ihnen namentlich Pilsen, die „Sonnenstadt".

Neben diesen beiden Hauptparteien der Taboriten und Calixtiner machten sich dann noch kleinere Fraktionen geltend; so die Horebiten, so genannt von einem Berge Horeb, auf dem sie sich versammelten, und die der Waisen. Nach dem Tod des von ihnen hochverehrten, von den Feinden gefürchteten Ziska (im Okt. 1424), wollten sie von keinem andern Führer wissen; sie blieben vaterlos, daher ihr Name. An Ziska's Stelle aber war Procopius Rasus getreten und dieser führte die Mehrzahl der Taboriten an. Als nun der Hussitenkrieg von Böhmen aus über ganz Oestreich und über das ganze östliche und mittlere Deutschland, Franken, Sachsen, die Lausitz, Schlesien sich verbreitet und überall die gräulichsten Spuren der Verwüstung hinterlassen hatte, (viele hundert Städten, Flecken, Burgen, Klöster, viele tausend Dörfer waren verwüstet, an 100,000 Menschen getödtet), da wurde endlich, wenn auch nicht an einen förmlichen Friedensschluß, so doch einstweilen an den Abschluß eines Waffenstillstandes gedacht. Nach mehrfachen Verhandlungen gelang es, auf einem Tage zu Eger im April 1432 einen Beschluß hervorzurufen, wonach die Hussiten sich bereit erklärten, mit der Kirche zu unterhandeln, und zwar durch das Organ der seither zusammengetretenen Kirchenversammlung von Basel. Dort sollten sie durch eine Deputation sich einfinden, und dort sollte mit ihnen das Weitere verhandelt werden. Wir müssen hier einen Augenblick

die Hussiten verlassen und im Anschluß an das Constanzer Concil die allgemeinen Verhältnisse der Kirche betrachten, wie sie seit jenem Concil sich weiter gestaltet hatten.

Wir haben gesehen, wie Martin V in Constanz nur geringe Lust gezeigt hatte, mit rechtem Eifer in die Idee der Kirchenreform einzugehen. Er hatte diese auf ein künftiges Concil verschoben. Aber bereits hatte er in einer Bulle alle die für gebannt erklärt, welche es darauf anlegten, den Ruhm und Glanz der Kurie zu verdunkeln. Diese aufrecht zu halten, war denn auch fernerhin sein Streben. Er zögerte daher so lang als möglich mit der Zusammenberufung eines neuen Concils. Endlich schrieb er ein solches nach Pavia, dann nach Siena und zuletzt — wider seinen Willen — nach Basel aus. Er selbst aber starb über den Vorbereitungen dazu im Februar 1431. Ihm folgte auf dem päpstlichen Stuhl der Cardinalbischof von Siena, Gabriel Condolmieri, ein geborner Venetianer, als Papst Eugen IV. Verglichen mit Johann XXIII war Eugen ein Muster von Tugend. Wenigstens ist die Schilderung, die Aeneas Sylvius von ihm macht, eine sehr vortheilhafte. Er rühmt seine edle Gestalt, seine fromme Gesinnung, seine Liberalität gegen die Gelehrten wie gegen die Armen und seine Geneigtheit zur Verbesserung der Kirche. Gleichwohl kam die Synode von Basel mit ihm in dieselben Conflikte, wie die Synode von Constanz mit Johann. Nur gezwungen schrieb er das Concil aus, das denn auch unter dem Vorsitz des edlen und wohlgesinnten Cardinals Julian Cäsarini den 27. August 1431 eröffnet wurde. Nur wenige Väter hatten sich eingefunden, 30—40, meist Spanier und Italiener, und erst allmählig wuchs die Zahl derselben und brachte großes Leben in die Stadt. Als das Concil auf der höchsten Blüthe stand (im Jahr 1434) wurden 800 Personen gezählt, die demselben angehörten, worunter aber nur die Hälfte mögen zu den eigentlichen Concilvätern gezählt werden.[1]) Unter diesen ragten hervor 7 bis 11 Cardinäle und gegen 100 Bischöfe und Aebte, das Uebrige Doktoren und niedere Kleriker, einfache Pfarrer und Mönche, auch Juristen und ihre Schreiber. Gerade aber den Männern niedern

[1]) Ueber diese Zahlenverhältnisse vgl. Voigt, Pius II. S. 59. 66.

Ranges wurde das Stimmrecht in umfassenderer Weise eingeräumt, als dieß früher der Fall war. Die Basler Synode nahm unverkennbar, im Vergleich mit frühern, einen demokratischen Charakter an, was freilich den Gegnern, unter die später Aeneas Sylvius selbst gehörte, zu der Uebertreibung Anlaß gab, es hätten sogar auch Köche und Stallmeister Sitz und Stimme beim Concil gehabt.

Dießmal sollte nicht wie in Constanz nach Nationen, aber auch nicht nach der Kopfzahl, sondern nach Deputationen gestimmt werden, d. h. die ganze Versammlung theilte sich in vier Kammern, deren jede eine besondere Aufgabe übernahm. Die Einen hatten über den Glauben, die Zweiten über den Frieden der Kirche, die Dritten über die Reform, die Vierten über allgemeine Dinge in gesonderten Sitzungen zu verhandeln. In den Plenarsitzungen wurde dann über dasjenige abgestimmt, was in jenen Kammern vorberathen war. Dabei hatte noch eine besondere Commission von Zwölfen die Oberleitung. Kaum hatte das Concil seine Arbeit begonnen, als der Papst in einer Bulle vom 7. Dez. 1431, die er durch einen Legaten dem Cardinal Cäsarini zustellen ließ, die Auflösung der Synode gebot. Als Vorwand gebrauchte er die Unsicherheit der Lage Basels während des Hussitenkrieges. Cäsarini selbst aber protestirte gegen die Auflösung und mit ihm die Mehrzahl der Väter. Auch König Sigismund drang auf den Fortbestand des Concils. Die Verhandlungen mit dem Papst zogen sich in die Länge, bis er im Oktober 1433 seine Einwilligung ertheilte; obgleich er im Geheimen alles versuchte, dessen Auflösung herbeizuführen. Hatte er doch früher schon den Vätern, die sich aus Rom weg nach Basel begeben wollten, auflauern lassen, so daß mehrere von den Ueberfallenen getödtet, andere mit Stockschlägen mißhandelt oder zur Flucht genöthigt wurden.[1])

In diese Zwischenzeit fällt der Besuch der Hussiten auf dem Concil. Den 4. Januar 1433 zur Vesperzeit langten sie drei-

[1]) Voigt a. a. O. (S. 64) nach den Berichten eines Deutschordens-Procurators: Spoliati sunt circa curiam prope civitatem castellanum et bene baculati, et aliquibus interfectis reliqui fugierunt.

hundert Mann hoch zu Schiffe in Basel an, Procopius Rasus, den Große genannt, an ihrer Spitze; mit ihm der hussitische Theologe Johann Rokykzana, ein Schüler des Jakobus von Mies, der bei den Seinen im Rufe hoher Frömmigkeit stand. Die fremde Tracht der Ankömmlinge, ihr trotziger Blick, der Ruf, der vor ihnen herging (in einem Einzigen sollten ja hundert Teufel stecken), zog die Aufmerksamkeit der Menge und auch die der Väter auf sich, die mit ihnen verhandeln sollten. Cäsarini kam ihnen mit Offenheit und Freundlichkeit entgegen. Dieß wurde auch von den trotzigen Männern empfunden; einige wurden zu Thränen gerührt.[1]) Für die Unterhandlungen, die in dem Predigerkloster geführt wurden, ward ein besondrer Ausschuß erwählt. Es waren die früher genannten vier Artikel, um welche sich das Gespräch bewegen sollte: der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, die Trennung der weltlichen von der geistlichen Macht, die freie Verkündigung des Wortes Gottes und die Kirchenzucht. Das Concil hatte den Hussiten zum Voraus freies Geleit und freie Uebung des Gottesdienstes zusichern müssen. Da einige ihrer Predigten auch in deutscher Sprache gehalten wurden, so reizte dieß die Neugierde; doch, wie es scheint, nur auf kurze Zeit. Um den ernsten Männern keinen Anstoß zu geben, verbot der Rath von Basel während der Zeit ihres Aufenthaltes alle öffentlichen Tänze und Lustbarkeiten. Auch was sonst zur Aergerniß dienen und den sittlichen Ruf des Conzils trüben konnte, ward aus dem Wege geräumt. Verdächtige Weiber durften sich auf der Straße nicht blicken lassen. Fast- und Bettage wurden angestellt, um einen günstigen Ausgang des Gespräches zu erflehen. Drei Monate dauerten die Verhandlungen; führten aber zu keinem Ziel. Hie und da scheint es zu heftigen Auftritten gekommen zu sein. Unter anderm wurde den Hussiten eine Neuerung vorgehalten, die sie über die Bettelmönche sollen gethan haben, als seien sie eine Erfindung des Teufels. Procopius stand zu diesen Worten; denn da weder Moses, noch die Propheten, noch Christus die Mönche eingesetzt hätten, so müßten sie ja wohl des Teufels sein. Dagegen bemerkte Julian Cäsarini,

---

1) Voigt a. a. O. S. 213. Palacky, Geschichte von Böhmen, Band 3. Ochs, Geschichte von Basel. III. S. 260 ff.

(und gewiß mit Recht), es gebe noch vieles, das nicht gerade ausdrücklich in der Bibel geboten, darum aber noch nicht vom Uebel sei. Man sieht, schon jetzt war es schwer, sich nur über die Norm der christlichen Erkenntniß zu verständigen. Schon hier die Autorität der Kirche auf der einen, die Autorität der Schrift auf der andern Seite; aber über die Tragweite und den Umfang dieser Autorität herrschte auf beiden Seiten noch viel Unklarheit.

Die Hussiten verließen den 14. April unverrichteter Sache die Stadt. Es wurde ihnen aber noch eine Gesandtschaft vom Concil nachgesandt, und so gingen in Prag die Verhandlungen von Neuem an. Endlich kam den 30. November 1433 ein Vergleich zu Stande, die sogenannten Basler Compaktaten, in welchem die vier von den Hussiten gestellten Artikel, jedoch unter bedeutenden Modifikationen angenommen wurden. So wurde ihnen denn auch von der Synode ausnahmsweise der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt gestattet, aber unter der Bedingung, daß der Priester das Volk im Sinne der Kirche belehre, wie unter jeder Gestalt der ganze Christus vorhanden sei. Mit andern Worten, die Kirche wollte durch die den Böhmen gemachte Concession sich nichts vergeben, wollte nicht den Schein auf sich laden, als sei ihr Gebrauch der unrechte. Sie behielt sich das Recht vor, den Kelch zu geben oder zu entziehen nach ihrem Gutfinden. Wie das Concil von Constanz aus guten Gründen den Kelch verboten, so konnte ihn das Concil von Basel aus guten Gründen gestatten, und die Consequenz der Concilien blieb gerettet.

Indessen hatten nur die Calixtiner den Vergleich eingegangen. Die Taboriten behaupteten fortwährend eine gegnerische Stellung gegen die Kirche. Ja, es kam so weit, daß nun Calixtiner und Taboriten selbst sich feindselig und in Waffen gegenüber standen. Den 30. Mai 1434 kam es zwischen ihnen zu der Schlacht bei Böhmisch-Brod (Lipan), einige Meilen von Prag. Procopius führte die mit den Waisen verbundenen Taboriten an; er verlor in der Schlacht das Leben. Nun wurden neue Verhandlungen mit dem Kaiser gepflogen, und auch der Rest der Taboriten fügte sich zuletzt in den Vergleich, der zu Iglau in Mähren (1436) abgeschlossen ward. Aber auch jetzt noch kam es zu neuen Verwicklungen, die jedoch mehr für die böhmische Landesgeschichte, als

für die Geſchichte der Kirche von Bedeutung ſind.[1]) Nur daran ſei erinnert, wie aus den Reſten der Huſſitiſchen Partei jene Gemeinde der böhmiſchen und der mähriſchen Brüder hervorging, die an einem einfachen bibliſchen Chriſtenthum feſthielt, ähnlich den Waldenſern, und wie dann abermals dieſe Gemeinde, nachdem neue Verfolgungen über ſie ergangen, im 18. Jahrhundert ihre Zuflucht in der Niederlauſitz fand, wo ſie durch Zinzendorf zu einer ſtillen und friedlichen Brüdergemeinde auf deutſchem Boden vereinigt wurde.

Wir kehren zu der Kirchen-Verſammlung in Baſel zurück. Wenn ſchöne Reden ſchon Thaten wären, ſo würde es ihr nicht an ſiegreichen Erfolgen gefehlt haben. Männer von glänzenden Geiſtesgaben, wie ein Nicolaus von Cus, der ſich von einem Fiſcherknaben in der Gegend von Trier zu einem großen Gelehrten und Mann der Kirche aufgeſchwungen, entwickelten eine glänzende Beredſamkeit und boten allen Scharfſinn auf, die Lehre zu vertheidigen, wonach das Concil über dem Papſte ſteht. Nur Schade, daß Cuſanus ſelbſt ſeinen Grundſätzen ſpäter untreu wurde, und wie ihm, ſo ging es noch Andern. Mit mancherlei Nebenfragen, wie ſie die doctorinäre Reform auf die Bahn brachte,[2]) während das Haus in Flammen ſtand, wurde ein großer Theil der Zeit hingebracht. Weitaus den größten Theil aber nahm der fortwährende Streit mit dem Papſt Eugen in Anſpruch. Den unaufhörlichen Intriguen deſſelben ſetzte das Concil ebenſo viele Beſtimmungen entgegen, die ihm mißfallen mußten; Leidenſchaft trat gegen Leidenſchaft, Kränkung gegen Kränkung; ſo daß mit Recht bemerkt worden iſt, „der Haß gegen die Kurie habe an den Basler Beſchlüſſen wenigſtens ebenſo vielen Antheil gehabt, als die Begeiſterung für das Wohl der Kirche.“[3]) Je leidenſchaftlicher aber die Einen ihr Ziel verfolgten (und in der That kam es zu rohen und wilden Auftritten, ſo daß durch bewaffnete Bürger Ruhe geſchafft werden mußte), deſto bedenklicher wurden die gemäßigten Gemüther, denen es ernſtlich um den Frieden zu thun war; ja,

[1]) Hierüber das Weitere in Jordan, das Königthum Georgs von Podiebrad. Leipzig 1861.

[2]) So eine von Cuſanus angeregte Frage über Kalender-Verbeſſerung!

[3]) Voigt, in Herzogs Realcyklopädie, Bd. I. S. 706.

deſto zugänglicher wurden ſie den Einflüſterungen Eugens. Selbſt der Präſident der Synode, Cäſarini, ließ ſich umſtimmen; er verließ zuletzt Baſel, mit ihm noch andere Väter.

König Sigmund war ſchon im Jahr 1432 durch die Erlangung der Kaiſerkrone, die er dem Papſte abnöthigte, für die Zwecke Eugens gewonnen worden. Den 11. October 1433 traf er in Baſel ein; er kam unerwartet; er wohnte blos einer der öffentlichen Sitzungen bei (der 14., welche am 7. Nov. ſtattfand) und verließ die Stadt wieder 1434. Er ſuchte den Frieden zwiſchen Papſt und Concil zu vermitteln; als ihm aber dieß nicht gelang, trat er immer ſichtbarer auf des Papſtes Seite und ging nun auch in deſſen Forderung ein, das Concil nach einer italieniſchen Stadt zu verlegen. Und ſolches geſchah auch in der That. Eugen, der die Verſammlung zu Baſel für eine Synagoge des Satans erklärte, (ſchon früher hatte ſein Abgeordneter Traverſari die Väter deſſelben „wilde Thiere“ geſcholten), verlegte 1437 den Sitz des Conſils nach Ferrara und dann nach Florenz. Es geſchah unter dem Vorwand, von einer Stadt in Italien aus deſto beſſer mit den Griechen verhandeln zu können, welche um dieſelbe Zeit, wie die Huſſiten in Böhmen, eine Verſöhnung mit der lateiniſchen Kirche anſtrebten. Nun ſtand, wie früher ein Papſt dem andern, ſo jetzt ein Concil dem andern gegenüber, jedes mit dem Anſpruch, ein rechtmäßiges im heiligen Geiſte verſammeltes Concil zu ſein; und eines verdammte das andere. Dadurch aber wurde im Bewußtſein des Volkes der Glaube an die höchſte Autorität der Concilien ebenſo geſchwächt und zuletzt erſchüttert, wie zur Zeit des päpſtlichen Schisma's der Glaube an die höchſte Autorität von Rom.

Der von der Hand des Papſtes zum Kaiſer gekrönte König Sigmund war unterdeſſen geſtorben. An die Stelle des abgetretenen Präſidenten Cäſarini war der Erzbiſchof von Arles, der Franzoſe, Cardinal Louis d'Allemand getreten, der mit aller Entſchiedenheit die Grundſätze der Kirchenfreiheit vertheidigte, wie vor ihm ein d'Ailly und Gerſon, und der, auch wenn die Wellen hochgingen, mit unverzagtem Muthe den päpſtlichen Intriguen die Spitze bot. Er hatte freilich einen ſchweren Stand. Die Sympathien für das Basler Concil ſchwanden mit jedem Tage, auch bei ſolchen, die es darum eben ſo wenig mit dem

Papſte Eugen hielten. Die Zahl der Schwankenden, der Zuwartenden, der Neutralen, der Grauen, wie man ſie auch nannte, wurde immer größer. Zu dieſem Neutralitätsprincip bekannten ſich auch die in Frankfurt verſammelten Kurfürſten und der neue Kaiſer Albrecht II. Heinrich VI von England dagegen erklärte ſich offen für das päpſtliche Concil in Florenz. Frankreich nahm eine beſondere Stellung ein; es ſorgte für ſich und ſeine Nationalkirche aus eigenem Vermögen. König Karl VII berief im Jahr 1438 eine Verſammlung ſeiner Landesbiſchöfe nach Bourges unter dem Vorſitz des Erzbiſchofs von Tours. Auf dieſer Verſammlung erſchienen ſowohl Abgeordnete des Basler Concils als des Papſtes, und hier wurden die Freiheiten der gallicaniſchen Kirche in der pragmatiſchen Sanction feſtgeſtellt; Freiheiten, wonach die königliche Macht und die weltliche Gerichtsbarkeit dem römiſchen Stuhl ſicher geſtellt wurden, und wozu der Papſt wohl eine ſaure Miene machte, ohne etwas dagegen zu vermögen. Weniger glücklich war Deutſchland. Wohl wurden im Hinblick auf das, was in Frankreich geſchehen, auf einem Fürſtentag in Mainz 1439 in einer ſogenannten Acceptationsurkunde die Grundſätze des Basler Concils gutgeheißen; aber die Partei der Neutralen, denen auch Albrechts Nachfolger, Kaiſer Friedrich III (oder wie ihn Andere nennen IV),[1]) (ſeit 1440) ſich zuwandte, hinderten jede kräftige Durchführung dieſer Grundſätze. So ſtand das Concil mehr und mehr iſolirt da, auf ſich allein angewieſen. Und doch ſollte gerade jetzt ein Hauptſchlag ausgeführt und der Welt gezeigt werden, daß es der Synode mit ihren Grundſätzen Ernſt ſei und daß ſie es auf's Aeußerſte ankommen laſſe; es handelte ſich um nichts Geringeres als um die Entſetzung des bisherigen und um die Wahl eines neuen Papſtes. Zu dieſem äußerſten Schritte waren jedoch nicht Alle gleichmäßig entſchloſſen; es fanden neue Debatten ſtatt. Gegen Eugen's ſittlichen Charakter lagen nicht dieſelben Beſchwerden vor, wie gegen den eines Johann XXIII in Conſtanz. Seine Vergehen waren ausſchließlich kirchlicher Natur. Und da erhob ſich vor allen Dingen die Frage: ob der Papſt ein Häretiker ſei. „Nicht nur Häretiker," lautete die Antwort der äußerſten Linken,

[1]) Chmel, Geſchichte Friedrichs IV.

ſondern ein „Rückfälliger“. Er hatte ja früher die Synode anerkannt und dann ſie wieder verworfen. „Es ſei eine Feigheit, ſagte der Erzbiſchof von Lyon, einen Menſchen wie Eugen länger auf dem päpſtlichen Stuhl zu dulden.“ In ausführlicher Rede ließ ſich dann ein Doktor der Theologie und des kanoniſchen Rechtes vernehmen, Thomas de Corcellis. Er war einer von den Leuten, denen man den Redner nicht anſieht, die aber dann, wenn ſie reden, nur um ſo gewaltigern Eindruck machen. Er ſaß immer mit verſchloſſenen Augen da. Nun aber öffnete er den Mund und ließ ſich alſo vernehmen: Der Papſt ſei ohne Zweifel der Oberſte in der Chriſtenheit, höher geſtellt als alle andern Prieſter, aber dennoch ſtehe er unter der geſetzlich zuſammengetretenen Geſammtheit der Prieſter, mithin unter dem Concil. Nur niederträchtige Schmeichler können ſolches bezweifeln. Wie der König an die Geſetze des Landes gebunden, ſo der Papſt an die Geſetze der Kirche. Könne jener abgeſetzt werden, wenn er die Geſetze breche, ſo auch dieſer. Jenes Wort des Herrn: du biſt Petrus, und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche gründen, gehe nicht allein auf den Papſt, es gehe auf die ganze Kirche. Die Geſchichte lehre genugſam, daß es auch ſchlechte, nichtswürdige Päpſte gegeben. Der Papſt nenne ſich den Vater der Kirche; er ſei aber ihr Sohn, wie jeder Andere. Von ihm heiße es ſo gut, wie von Allen: wer die Kirche nicht zur Mutter hat, der kann Gott nicht zum Vater haben. Er, der Papſt, ſei ſchuldig auf das Wort der Kirche zu hören, wie ein Sohn auf das Wort der Mutter; wo nicht, ſo ſei er ein ungerathener Sohn. Chriſtus ſagt, wer die Kirche nicht hört, der iſt als ein Heide und Zöllner zu achten. „Aber wie? wenn das Haupt vom Leibe getrennt wird, folgt dann nicht der Tod? wie dürfen wir den Papſt entfernen, ohne einen Mord an der Kirche zu begehen?“ — Auf dieſe Frage, die wohl der Eine oder Andere erheben mochte, hatte der Redner die Antwort: „Es iſt ein Unterſchied zwiſchen dem myſtiſchen Leib der Kirche und dem phyſiſchen Leibe. Dieſer ſtirbt, wenn das ſichtbare Haupt ihm genommen wird; nicht ſo der Leib der Kirche. Das eigentliche Haupt der Kirche iſt nicht der Papſt, ſondern Chriſtus: der Papſt iſt auch nur ein Glied der Kirche; oft aber muß ein Glied des Leibes amputirt werden, um den ganzen Leib

vom ſichern Tode zu retten. In dieſem Falle befinden wir uns jetzt.“ — Gegen dieſe Rede erhoben ſich dann wieder andere Stimmen, die nicht jetzt ſchon zum Aeußerſten ſchreiten, die noch zuwarten wollten, bis die Verſammlung vollſtändig ſei (denn noch waren die nach Mainz abgegangenen Deputirten nicht zurück). Aber nun drängte der Präſident Allemand zum Endentſcheid hin. Die Sache ſei nun reichlich erwogen, auf die Anweſenheit einiger Biſchöfe komme es nicht an; die äußere Würde, Stab und Inful, thun es überhaupt nicht; alles hängt an der Tüchtigkeit der Geſinnung. Der große Athanaſius, der auf dem Concil zu Nicäa den Ausſchlag gegeben, ſei damals nur ein Diaconus geweſen; Aufſchub könne Gefahr bringen; man ſoll ſich nicht fürchten vor denen, die den Leib tödten; lieber ſein Blut als Märtyrer vergießen, denn die Wahrheit verlaſſen. Der Redner unterließ nicht an die klaſſiſchen Beiſpiele eines Curtius, Codrus, Leonidas, Sokrates zu erinnern, die einen rühmlichen Tod einem ſchmählichen Verleugnen ihrer Grundſätze vorgezogen hätten. Seine Rede hatte einen gewaltigen Eindruck gemacht; es kam zu neuen Gegenreden, ſogar zu heftigen Tumulten. Dieſe erneuerten ſich auch den folgenden Tag. Der Biſchof von Palermo, der zu der Minderheit gehörte, wollte die Sitzung verlaſſen, wurde aber mit Gewalt zurückgehalten. Als es den 17. Juni in öffentlicher Sitzung zum Entſcheid kommen ſollte, blieben mehrere aus. Nur 400 Glieder waren anweſend. Nun wurden, um dem Akte die gehörige Feierlichkeit zu geben, die Reliquien herbeigeholt und der Beiſtand des heiligen Geiſtes angerufen. Nachdem ſodann der Biſchof von Marſeille das Abſetzungsdekret verleſen, erſcholl ein Te Deum laudamus. Die öffentliche Bekanntmachung geſchah erſt einige Wochen nachher, den 7. Juli, nachdem der ganze Prozeß 25 Monate gedauert hatte. Und nun wurde Eugen als ein Meineidiger, als ein Simoniſt, als ein Schismatiker ſeiner Stelle verluſtig erklärt; allen Chriſten, weß Standes ſie ſeien, wurde unter Androhung der kanoniſchen Strafen verboten, den Abgeſetzten ferner als Papſt anzuerkennen oder ihm Folge zu leiſten. Dieſes Urtheil wurde nach allen Seiten hin veröffentlicht. Eugen erließ, wie ſich erwarten läßt, eine wüthende Proteſtation: „Die Teufel der ganzen Welt ſeien in der Räuberhöhle zu Baſel zuſammen getroffen, um

ſich wider ihn zu verſchwören.“ Das Concil erwiederte: auch die Juden hätten dem Heiland vorgeworfen, er treibe die Teufel aus durch den oberſten der Teufel. —

Nun aber ſollte ſogleich ein neuer Papſt durch das Concil gewählt werden. Eben graſſirte die Peſt; mehrere der angeſehenſten Väter des Concils wurden vor den Augen ihrer Collegen zu Grabe getragen, Andere waren dem Grabe nahe. Allein die Väter waren entſchloſſen auszuhalten. Sechzig Tage wurden als Friſt gegeben, die neue Wahl einzuleiten. Zwei und dreißig Wähler wurden aus dem Schooße des Concils gewählt: 11 Biſchöfe, 7 Aebte, 5 Theologen, 9 Doktoren unter dem Vorſitz des Präſidenten, der der einzige Cardinal war. Im Haus „zur Mücke“ fand das Conclave ſtatt, das nach dem Muſter des römiſchen eingerichtet wurde. Die Wähler nahmen zuvor das heilige Abendmahl. — Nach fünf Scrutinien fiel die Wahl den 4. November 1439 auf einen Mann, der bisher mit einigen alten Freunden in einſiedleriſcher Zurückgezogenheit am Genferſee im Schloſſe Ripaille unweit Tonon ein einförmiges, mönchartiges Leben geführt, [1]) dabei aber doch die Augen auch auf das gerichtet hatte, was in der Welt und Kirche vorging. Dieſer Mann war Herzog Amadeus VIII von Savoyen. Einigen Anſtoß mußte es allerdings erregen, daß dieſer herzogliche Einſiedler früher als weltlicher Herr verehelicht war, ja daß er lebende Kinder, erwachſene Söhne hatte; allein auch dieſer Zweifel ward überwunden. Eine Geſandtſchaft ging nach Ripaille und kündete dem neuen Papſte ſeine Würde an; er ſelbſt kam erſt Ende Juni 1440 nach Baſel. Den 24. Juli vollzog der Cardinal von Arles die Krönung auf dem Münſterplatz, wobei die Söhne des Herzogs aſſiſtirten. Die Zahl der Mitfeiernden und Zuſchauer wird in unſinniger Uebertreibung auf 50,000 angegeben. Von allen Seiten erſcholl der Ruf: es lebe Felix V; denn ſo nannte ſich Amadeus nach ſeiner Wahl. Sein Papſtthum war jedoch ein kümmerliches. Nur von wenigen Seiten ward er anerkannt. Selbſt Frankreich ließ ihn im Stiche. Der König nannte ihn nur den „Herrn von Savoyen“. — Der deutſche König Friedrich III küßte ihm zwar bei ſeiner Durchreiſe

[1]) Ueber dieſe Lebensweiſe vergl. Voigt, Pius II, S. 86.

durch Baſel die Hand (das galt dem Fürſten), aber nicht den Fuß, wie es doch bei'm Papſte üblich war. Blos der Herzog Albrecht von Baiern-München, der Pfalzgraf Stephan von Simmern und Zweibrücken, Herzog Albrecht von Oeſtreich, die verwittwete Königin Eliſabeth von Ungarn und einige Fürſten zweiten Ranges nebſt einigen Städten erklärten ſich für Felix, deßgleichen die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft. Eugen ſchleuderte, wie ſich erwarten ließ, wider ſeinen Nebenbuhler den Bann; er ſchalt ihn einen Heuchler, einen Wolf im Schafspelz, einen Moloch, einen Cerberus, ein goldenes Kalb, einen zweiten Mahomet, den Antichriſt! — Im Herbſt 1442 kamen ſodann die deutſchen Fürſten in Frankfurt am Main zuſammen. Hier führte Nicolaus von Cuſa, früher ein Anhänger der Synode, die Sache Eugens. Man ſprach bereits von einem neuen Concil, das über dem von Baſel und Florenz hätte ſtehen ſollen; eine Maßregel, wodurch die Verwirrung nur wäre vermehrt worden, wie zur Zeit der drei Päpſte. Das Princip der Neutralität ſiegte auch hier, und als dann im Jahr 1446 die Fürſten noch einmal ſich in Frankfurt verſammelten, gelang es dem gewandten Aeneas Sylvius, der eine ähnliche Rolle ſpielte wie ſein Freund Cuſa, trotz der Einrede des deutſchen Mannes, Gregor von Heimburg, die deutſchen Fürſten vollends zu Gunſten Eugens umzuſtimmen. Und ſo erlebte dieſer zuletzt noch die Befriedigung, daß ihm auf ſeinem Todbette die deutſchen Fürſten durch eine Geſandtſchaft, die nach Rom abging, Obedienz leiſteten.

Der Papſt äußerte, nun ſterbe er vergnügt, indem er die Kirche wieder in ihren alten Stand hergeſtellt ſehe. In Rom wurden Freudenfeſte angeſtellt, Feuerwerke losgebrannt und unter Glocken- und Trompetenſchall der errungene Sieg verkündet. Vierzehn Tage darauf war Eugen eine Leiche. Er ſtarb den 23. Februar 1447. Sofort ward zu einer neuen Papſtwahl geſchritten. Es wurde ein Mann von wiſſenſchaftlichem Geiſt und ehrenhaftem Charakter gewählt: Thomas von Sarzana (Parentucelli), Biſchof von Bologna, Nicolaus V. Dieſer ſchloß, durch die diplomatiſchen Künſte des Aeneas dazu bewogen, mit dem Kaiſer Friedrich einen Traktat ab, die ſogenannten Wienerkonkordaten, in welchen ziemlich wieder alles auf den alten Fuß ge-

ſtellt und die Beſtrebungen des Basler Concils entkräftet wurden. Selbſt die Jahrgelder, deren Abſchaffung das Concil durchgeſetzt hatte, wurden wieder eingeſetzt, wenn auch unter gewiſſen Reſtrictionen. Das Concil war ſchon ſeit längerer Zeit zu einem Schattenbilde herabgeſunken. Die Väter verließen einer nach dem andern die Stadt. Nur ein ſchwacher Reſt zog ſich nach Lauſanne zurück, wo Felix V ſeinen Sitz aufgeſchlagen hatte. Es löste ſich den 7. Mai 1449 gänzlich auf und ſein Papſt ließ ſich durch den König von Frankreich zum Rücktritt bewegen. Er behielt den Titel eines Cardinals von Sabina und bezog gewiſſe Einkünfte bis an ſeinen Tod, der im Januar 1451 erfolgte. Nach dieſem unſeligen Felix iſt kein Gegenpapſt und auch kein Papſt dieſes Namens mehr in der Geſchichte aufgeſtanden. Baſel hat die Ehre, der Kirche zweimal einen Gegenpapſt geliefert zu haben, das eine Mal im Jahr 1061, das andere Mal im Jahr 1440. Der Reſt des Concils hatte noch die Anerkennung des Nicolaus ausgeſprochen. Ehe wir mit dieſem Manne die Papſtgeſchichte wieder aufnehmen, um ſie bis auf die Zeit der Reformation fortzuſetzen, werden wir noch zu reden haben von den Bemühungen, welche noch unter Eugens Pontificat auf der Synode von Florenz gemacht wurden, um die ſeit dem 9. Jahrhundert von der lateiniſchen Kirche getrennten Griechen wieder mit ihr zu vereinigen. Darüber nur ein Paar Worte.

Wir haben über die Fülle der Erſcheinungen, welche die Kirche des Abendlandes uns bot, die griechiſche Kirche ſo ziemlich aus den Augen verloren. Es iſt auch nicht viel über ſie zu ſagen, obgleich es ihr an tüchtigen Kräften, an ſcharfen und tiefen Denkern auch in der Zeit des Mittelalters nicht gefehlt hat; aber doch bieten ſolche Erſcheinungen zu wenig allgemeines Intereſſe dar.[1]) Blos wo die griechiſche Kirche in den Strom des kirch-

[1]) Es genüge die Bemerkung, daß ſowohl die Scholaſtik als die Myſtik des Mittelalters auch in der griechiſchen Kirche ihre Repräſentanten hatte. Dieß beweiſen die Namen eines Euthymius Zigabenus, Nicolaus von Methone, Nicetas Choniates, welche die Dogmatik der Kirche ausgebildet haben. Eine eigenthümliche Myſtik hatte im 14. Jahrhundert auf dem Berge Athos in Macedonien ihren Sitz, die Heſychaſten (Quietiſten) mit ihrer Lehre vom unerſchaffenen Lichte, worüber weitläufige Streitigkeiten geführt wurden. Im

lichen Lebens, deſſen Bett nun einmal das Abendland war, zeitweiſe hingeleitet wird, wo ſie es verſucht, mit der abendländiſchen Kirche ſich zu vereinigen, oder wo die römiſche es verſucht, ſie an ſich zu ziehen, da finden wir uns veranlaßt, auch ihr unſre Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Solche Verſuche ſind auch durch das ganze Mittelalter gemacht worden. [1]) Wir haben gehört, wie die vierte lateranenſiſche Synode unter Innocenz III auch von griechiſchen Patriarchen beſucht war. Freilich übte auch da die römiſche Kirche Gewalt, wie ſie es Andersgläubigen gegenüber gewohnt war und für Recht hielt. So kam es auf der Inſel Cypern zu ernſten Auftritten. Weitere Vereinigungsverſuche wurden unter Gregor IX gegenüber dem Patriarchen Germanus (1233) gemacht, die zu keinem Reſultat führten. Als dann im Jahr 1261 der Kaiſer Michael Paläologus den Thron von Conſtantinopel wieder eingenommen und dem lateiniſchen Kaiſerthum ein Ende gemacht hatte, da traten neue Spannungen zwiſchen beiden Kirchen ein, und doch war es Michael, der eine neue Union zu erzwingen ſuchte und ſeine eigenen Geiſtlichen mißhandelte, als ſie ſich derſelben abgeneigt zeigten. Der Patriarch Michael Beccus (Vekkas) mußte ſeinen Widerſtand mit Entſetzung und Gefängniß büßen. Nun aber ſollte, nachdem alle bisherigen Verhandlungen zu nichts geführt, zur Zeit des Basler Concils auch der Friede mit den Griechen aufs Neue an die Tagesordnung kommen, und da Eugen das Concil eben unter dem Vorwande nach Italien verlegt hatte, ſo begannen die Verhandlungen in Florenz. Der Paläologe Johann VII erſchien ſelbſt in Begleit ſeiner Theologen. Unter dieſen führten das Wort Marcus Eugenicus, Biſchof von Epheſus, und der gelehrte Beſſarion, Erzbiſchof von Nicäa. Die Verhandlungen wurden den 6. Juli 1439 geſchloſſen; man vereinigte ſich über folgende drei Punkte: 1) bekennt ſich die griechiſche

15. Jahrhundert endlich repräſentiren Gennadius und Pletho die beiden philoſophiſchen Richtungen der platoniſchen und ariſtoteliſchen Schule. — Vrgl. die dieſes Gebiet erleuchtenden Schriften von Gaß.

[1]) So zu Ende des 11. Jahrhunderts auf dem Concil zu Bari in Apulien (1098), dann zu Anfang des 12. Jahrhunderts unter Alexius Comnenus zu Conſtantinopel (Anſelm von Havelberg diſputirte mit Nicolas von Nicomedien). Schon da war auf ein allgemeines Concil angetragen worden.

Kirche nun auch zu der Lehre des Abendlandes über den Ausgang des heiligen Geistes vom Vater und vom Sohne, 2) nimmt sie mit ihr die Lehre vom Fegfeuer an, die sie bis dahin bestritten hatte und 3) (das war die Hauptsache) unterwirft sie sich dem Papste. Dagegen wurde den Griechen in liturgischer Hinsicht der Genuß des gesäuerten Brotes im Abendmahl fernerhin gestattet.

So hoffte man nun das 600jährige Schisma zwischen den beiden Kirchen beseitigt zu haben. Bessarion wurde zur Belohnung seiner Dienste mit dem Cardinalshute geschmückt und verharrete bis ans Ende seines Lebens in Italien. Er starb 1472 zu Ravenna. Ueberhaupt wurde für die unirten, Lateinisirten Griechen Italien das zweite Vaterland. Im griechischen Reiche selbst, in Constantinopel aber wollte man von der Union nichts wissen. Kaiser Johann und seine Begleiter wurden bei ihrer Rückkehr nach Constantinopel als Verräther der heiligen Sache empfangen, und vom Pöbel beschimpft. Die griechischen Prälaten wagten es nicht von einer Union zu sprechen. Aber freilich dauerte die byzantinische Herrlichkeit überhaupt nicht lange mehr. Dem christlichen Constantinopel, dem zweiten Rom schlug die Stunde seines Untergangs mit der Eroberung durch die Türken im Jahre 1453. Nun fanden auch die nichtunirten Griechenflüchtlinge in Italien Zuflucht. Die römische Kirche unterließ nicht, durch Missionare sie zu bearbeiten. Wie aber durch diese griechischen Flüchtlinge ein neues geistiges Leben angebahnt wurde durch die Verbreitung der alten griechischen Literatur, davon werden wir später Gelegenheit finden, uns zu überzeugen.

Blicken wir für jetzt noch einmal zurück auf die drei großen Concilien von Pisa, Costnitz und Basel, die nahezu ein halbes Jahrhundert die Gemüthen der Christenheit erfüllt, die zeitweise große Erwartungen erregt, die zu neuen Theorien des Kirchenrechtes geführt und einzelne Talente geweckt und ihnen Gelegenheit gegeben haben, sich in freiem Sinn auszusprechen, und fragen wir: welche Frucht haben sie geschafft? so ist diese Frucht sehr gering, und wir gelangen zu dem Resultat, daß es der Kirche des Mittelalters, so lange sie auf der alten Grundlage ihres Baues stehen bleiben wollte, unmöglich geworden war, sich selbst aus eigenen Mitteln zu helfen. Der schwerfällige Körper, dem es bei vielen abgestorbenen Gliedern

nicht an edlen Organen fehlte, mochte wohl etwas von dem Wehen des Geiſtes verſpüren, deſſen Leib zu ſein er behauptete; aber zu einem Durchdrungenwerden von dieſem Geiſte, zu einer neuen Belebung kam es nicht. Es bedurfte neuer Grundlagen für das tiefererſchütterte Gebäude, neuer Kräfte für den ſiechen Köper, neuer Anſchauungen im Großen und Ganzen, die nicht nur von den päpſtlichen, ſondern von den hierarchiſchen Anſchauungen des Mittelalters verſchieden waren; es bedurfte, um es kurz zu ſagen, einer Wiedergeburt, von der die Meiſter in Iſrael, die Stimmführer der Zeit, kaum eine Ahnung hatten. Oder war es eine ſolche Ahnung, wenn ein Schüler Gerſons, Nicolaus von Clemanges, das Wort ſprach, daß, wenn auch die ganze Kirche unterginge und es bliebe nur der ſchlichte Glaube eines Weibleins, aus dieſem Glauben heraus auch wieder eine neue Kirche ſich erzeugen könne? Ja, aus dem perſönlichen, einfältigen und lautern Glauben mußte die Wiedergeburt der Kirche hervorgehen, nachdem die Inſtitute mit ihren Satzungen und Ordnungen ſich erſchöpft hatten. Aber auch der Einzelne mit ſeinem Glauben wird wieder getragen und gefördert von ſeiner Zeit. Wo dieß nicht geſchieht, da wird der von der Zeit nicht verſtandene und verſchmähte Glaubenszeuge zum Märtyrer. Das haben wir an Hus und Hieronymus geſehen. Aber jedes ächte Märtyrerthum ſchließt auch die Weiſſagung einer Zeit in ſich, da das in der Gegenwart Unterliegende durchdringen wird zum Siege.

Wie nun, nachdem mit den drei großen Concilien das eigentliche Mittelalter zu ſeinem Abſchluß gelangt war, eine neue Zeit ſich vorbereitete in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die wir als Uebergangsperiode bezeichnen mögen, das werden wir in den drei letzten Vorleſungen noch zu betrachten haben.

Siebenzehnte Vorleſung.

Die Uebergangsperiode aus dem Mittelalter in die neue Zeit. Zeitrichtungen in Cultus und Lehre. — Raimund von Sabunde. — Nicolaus Lyra. — Laurentius Valla. — Papſt Nicolaus V. — Eroberung Conſtantinopels. — Anregung neuer Kreuzzüge. — Capiſtrano. — Die Päpſte Calixt III, Pius II, Paul II, Sixtus IV. — Andreas von Crain. — Innocenz VIII und die Hexenprozeſſe. — Alexander VI. — Pius III. — Widerſprechende Urtheile über das Papſtthum.

Mit dem Schluſſe des Basler Concils und dem Regierungsantritte des Papſtes Nicolaus V, mit andern Worten, mit dem Ende der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts treten wir, wie ich ſchon in der letzten Stunde angedeutet habe, aus dem eigentlichen Mittelalter hinaus in eine Zeit des Ueberganges, für die ſich ſchwer eine allgemein genügende Bezeichnung finden läßt. Je nachdem wir das Abblühen und Abſterben des Alten oder das Aufkeimen des Neuen ins Auge faſſen, kann uns die Zeit als Spätſommer der mittelalterlichen Herrlichkeit oder als Vorfrühling der Reformation erſcheinen. So viel haben wir aus den bisherigen Betrachtungen abnehmen können, die alten Autoritäten der Kirche hatten bei all dem Glanze, womit ſie auch jetzt noch ſich umgaben, durch den Gang der Ereigniſſe einen empfindlichen Stoß erlitten, von dem ſie ſich nie mehr erholten. Das Papſtthum, das in Innocenz III zu ſeiner vollen Blüthe gekommen, in der es ſich, wenn auch unter mannigfachen Kämpfen, bis auf Bonifaz VIII zu erhalten wußte, hatte ſeit dem Abſterben dieſes letztern nacheinander an Anſehen verloren, erſt durch Verlegung des Stuhles nach Avignon, dann durch das 40jährige Schisma und endlich durch die unwürdige Haltung, durch den Egoismus und die Leidenſchaft vieler Päpſte ſelbſt. Aber auch die Autorität der

allgemeinen Concilien, unter welche ſich zu beugen man auch den Päpſten zumuthete und denen man das Recht beilegte, Päpſte ab- und einzuſetzen, auch dieſe Autorität, in welche die Freunde der kirchlichen Reform, ein Gerſon, d'Ailly, anfänglich auch Cäſarini, und nach ihm Allemand ein ſo großes Vertrauen geſetzt hatten, auch ſie war ſeit der in Baſel 1437 eingetretenen Spaltung bedeutend geſchwächt. Daſſelbe Schauſpiel, das man an den Päpſten erlebt hatte, hatte ſich auch in den Concilien wiederholt, daß Stuhl gegen Stuhl, Altar gegen Altar aufgerichtet, daß ein Bannſtrahl gegen den andern geſchleudert wurde. Nicht viel mehr fehlte dran, ſo hätte die Kirche das Schauſpiel von drei Concilien gehabt, wie früher das von drei Päpſten. Wo ſollte da noch ein unbedingtes Vertrauen in ſolche zwieſpaltige Autoritäten möglich ſein. Was ſollte das Volk dazu denken, wenn Männer wie Cäſarini, Nicolaus de Cuſa, Aeneas Sylvius von den Grundſätzen abfielen, die ſie früher ſelbſt als das einzige Rettungsmittel empfohlen hatten? wenn auch die Fürſten ſo wenig Vertrauen zeigten, daß ſie eine zuwartende, neutrale Stellung einnahmen? Aber auch was ſonſt die Größe des Mittelalters ausmachte, wollte nicht mehr zu rechtem Gedeihen kommen. Die Scholaſtik hatte ſich ausgelebt, ausdiſputirt; die Energie des ſchaffenden Gedankens hatte einer ſich ſelbſt auflöſenden Sophiſtik Platz gemacht; das Vertrauen in die Macht der Idee war geſchwunden. Die Naivetät des Volkes, wie ſie durchaus für den katholiſchen Kultus erforderlich iſt, wenn er das Herz erwärmen und erheben ſoll, war dahin; das ahnungsreiche Symbol war zur leeren Form, der Gottesdienſt zu einem Schauſpiel geworden. Die Profanation ſehen wir im 15. Jahrhundert den höchſten Grad erreichen. Sehen wir doch die Meſſe recht eigentlich zum Jahrmarkt werden, der ſogar von ihr die Benennung erhielt. Mochten auch immer die reformatoriſchen Concilien einige wohlgemeinte Verbeſſerungen eintreten laſſen, mochte das Conſtanzer Concil gegen die Narren- und Eſelsfeſte Verbote erlaſſen, das Basler Concil den Geiſtlichen eine würdige Haltung beim Gottesdienſt anempfehlen,[1]) oder

[1]) So ſoll das Brevierbeten geſchehen non in gutture vel inter dentes seu deglutiendo et sincopando dictiones.

mochten gar neue Feste zur Belebung der Kirchlichkeit eingeführt werden, wie das Fest der Heimsuchung Mariä im 14. Jahrhundert (1389) und wie das der Empfängniß im 15., das von der Basler Synode auf den 8. Dec. festgestellt ward [1]) — dem einreißenden Strom des Verderbens konnte nicht gewehrt werden. Man darf nur bei den Chronisten und den Satirikern der Zeit lesen, [2]) wie es noch kurz vor den Tagen der Reformation im Straßburger Münster zuging, wie da die Ritter ihre Falken steigen ließen, die Geistlichen plaudernd hin- und hergingen; wie das Gotteshaus zum öffentlichen Durchgang wurde für Käufer und Verkäufer, oder man darf nur an die zur Osterzeit üblichen geistlichen Possen denken, denen Priester und Kirchendiener sich unbedenklich hingaben (das sogenannte Ostergelächter), um sich zu überzeugen, daß alles nur Flickwerk war, was in dieser Hinsicht von oben herab geboten und geordnet wurde. — Aber auch das innere Leben, wie es die Gottesfreunde pflegten, konnte nicht den Weg finden in die gewaltigen leeren Räume der Massenkirche, um diese mit einem gotteswürdigen Inhalt zu erfüllen. Die Mystik war nicht Jedermanns Sache. Von rohen Händen erfaßt, mußte sie ausarten, mußte sich entweder in die Irrwege der Häresie oder in phantastischen Unsinn verlaufen. Und auch bei besser gesinnten Gemüthern mußte der Inhalt des Gefäßes sich ganz erschöpfen, und es blieb auch hier nur die todte Form. Was bei einem Tauler, Suso, Ruysbroeck, der Ausdruck der innersten Erfahrung, die Summe ihrer geistigen Errungenschaft war, das mußte nachgerade zur bloßen Redensart, zur hohlen Phrase werden, sobald der innere Trieb des Individuums fehlte, Neues zu gestalten. Gerade der Umstand, daß die Mystik anfing, über sich selbst zu reflectiren, sich selbst zum Gegenstand der Beobachtung zu machen, wie wir das in der vorletzten Stunde bei einem Gerson gefunden haben, gerade das zeigt, daß ihre productive Zeit vorüber war: der Verdeutlichung des Geheimnisses folgte die Verflachung auf dem Fuße.

Der menschliche Geist hatte sich schon seit Roger Bacon

[1]) Vgl. Vorl. 7.

[2]) Bei Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß I. 51.

von der überſinnlichen Welt wieder der ſinnlichen Welt, der Naturbeobachtung und Naturforſchung, zugewendet und dieſer Richtung, die wir nicht mehr als eine mittelalterliche, ſondern bereits als eine moderne zu betrachten haben, ſehen wir nun auch Andere folgen. So trat zu der Zeit des Basler Concils ein Spanier, auf, Raymund von Sabunde, mit einem Werke, dem er den Titel einer natürlichen Theologie gab.[1]) Das Wort iſt nicht in dem Sinne zu nehmen, in welchem es ſpäter zur Zeit des Philoſophen Wolf genommen wurde: von einer Theologie der natürlichen Vernunft ohne Beihülfe der Offenbarung, oder wie Kant es nannte, von „einer Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft.“ Nicht in formellem, ſondern in materiellem Sinne redet Raymund von einer natürlichen Religion. Er ſieht in der Natur, in der Schöpfung Gottes ein aufgeſchlagenes Buch, aus dem wir Gottes Weſen erforſchen und erkennen ſollen und dieſem ſtellt er dann das Bibelbuch gleichſam als Ergänzung zur Seite. Nicht die Ausſtattung des Menſchen mit einer unmittelbaren Gotteserkenntniß, ſondern die erſt zu gewinnende Erkenntniß Gottes aus der Natur, die Erkenntniß eines göttlichen Waltens in der Natur, das iſt es, wohin Raymund abzielte, und dieſe natürliche Theologie ſollte ihm dann der ſolide Unterbau werden zur poſitiven, zur bibliſchen, zur Offenbarungstheologie. Die einzelnen Creaturen ſind ihm die Buchſtaben, aus denen das Buch der Natur beſteht, und unter dieſen Buchſtaben iſt der erſte und vornehmſte der Menſch. Mit ſinnigem Geiſte verfolgt Raymund die Stufenfolge der Natur vom unorganiſchen zum organiſchen Leben und ſteigt von da weiter auf zum Menſchen und vom Menſchen zu Gott. Alle Weſen, ſo zeigt er, ſind entweder ohne Empfindung, wie das Geſtirn des Himmels und das Geſtein der Erde, oder ſie ſind und leben, wie die Pflanze, oder ſie ſind, leben und empfinden wie das Thier, oder endlich, ſie ſind, leben, empfinden und denken (ſind ſich bewußt) wie der Menſch, das vernünftige Geſchöpf. Auf dieſe vernünftige, ſittliche Natur des Menſchen gründete er den moraliſchen Beweis für das Daſein Gottes und für die Unſterblichkeit der Seele, ähnlich wie ſpäter

1) Matzke, die natürl. Theologie des Raymund v. Sabunde. Bresl. 1846.

Kant. Dabei ſchloß ſich Raymund denn allerdings noch in vielen Stücken an die Scholaſtik an und theilte auch noch manche Gebrechen und Spielereien derſelben; ja er ſuchte, wie man geſagt hat, die Scholaſtik zu populariſiren, ſie aus der Schule ins Leben zu führen. Nichtsdeſtoweniger iſt es als ein Fortſchritt zu erkennen, daß er Natur und Bibel in ihrer Zuſammengehörigkeit und in ihrer Beziehung aufeinander in den Vordergrund ſtellte, und ſo dem Denken über irdiſche und himmliſche, über göttliche und menſchliche Dinge einen ſoliden Boden unterbreitete. Naturforſchung! Bibelforſchung! damit waren zwei Aufgaben ausgeſprochen, an denen die folgenden Jahrhunderte Arbeit in Fülle fanden.

Mit einer wiſſenſchaftlichen Erforſchung und Beobachtung der Natur, mit der Aufſtellung einer eigentlichen Naturwiſſenſchaft hatte es freilich noch längern Verzug. Waren doch Raymunds eigene Kenntniſſe hierin ſehr mangelhaft. Deſto erfreulicher waren dagegen die Fortſchritte, welche das Bibelſtudium um dieſe Zeit zu machen begann. Nicht als ob nicht ſchon früher die Bibel von vielen frommen Denkern des Mittelalters wäre erforſcht und ausgelegt worden, theils in wiſſenſchaftlich-theologiſchem, theils in praktiſchem Intereſſe. Allein es fehlte doch bis dahin den Meiſten ein Studium der Bibel in ihren Grundſprachen. Auch die tiefern Denker, die ihre Theologie aus der h. Schrift ſchöpften (und an ſolchen hat es durch das ganze Mittelalter hindurch nicht gefehlt), behalfen ſich mit der herkömmlichen lateiniſchen Ueberſetzung der Vulgata. Selbſt ein Wikliffe hatte ſich noch genöthigt geſehen, aus dieſer zu überſetzen. Nun bedenke man, daß nicht nur die Vulgata ſelbſt an vielen Stücken unrichtig überſetzt war, ſondern daß auch wieder aus dem lateiniſchen Texte heraus die ſeltſamſten Folgerungen gemacht wurden, die, wenn man den hebräiſchen oder griechiſchen Text vergleichen konnte, in ihr Nichts zerrannen. Das Griechiſche wurde nur von Wenigen verſtanden; das Hebräiſche war faſt ganz in den Händen der jüdiſchen Gelehrten, der Rabbinen, die in ihrer Weiſe Großes leiſteten. Von ihnen mußten dann die Chriſten wieder lernen. Nun war auch die Auslegung der Schrift großentheils eine herkömmliche, traditionelle, im Sinn der Kirche, oder ſie erging ſich in willkürlichen Allegorien und Spielereien,

wie dieß auch bei den beſſen Myſtikern nicht ſelten der Fall war. Eine ganz neue Periode mußte nun aber begreiflicher Weiſe für das Studium der Bibel eintreten, wenn einmal wieder die Grundſprachen ordentlich ſtudiert und wenn die geſunden Principien der Auslegung wieder auf die Schrift angewendet wurden, wie auf jedes andere geſchichtliche Denkmal des Alterthums. Das konnte nur geſchehen im Zuſammenhang mit dem Studium der klaſſiſchen Litteratur überhaupt. Ein ganz neues Gebiet des Wiſſens that ſich nun auf mit der Wiederherſtellung dieſes Studiums und eben dieſe Wiederherſtellung der klaſſiſchen Studien iſt es, welche in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts und den Anfang des 16. fällt. Schon in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts war der Franziskanermönch Nicolaus Lyra († zu Paris 1340) mit einem gründlichern ſprachgelehrten Studium der Bibel vorangegangen; ja, er hatte die Bahn gebrochen, ſo daß ſpäter die Rede ging, daß wenn Lyra nicht geleiert, auch Luther nicht geſungen und nicht getanzt hätte. [1]) Indeſſen blieb es längere Zeit noch beim Alten. Nun aber trat gerade im Zeitalter Papſt Nicolaus V, wenige Jahre nach Raymund von Sabunde, ein Mann auf, der überhaupt mit ſcharfer Kritik die Scholaſtik bekämpfte, der dem barbariſchen Latein der Schule eine elegante, den klaſſiſchen Muſtern nachgebildete Sprache entgegenſetzte und der, was die Bibel betrifft, ohne Scheu die Fehler der Vulgata aufdeckte. Dieſer Mann war ein geborner Römer, Laurentius Valla. Freilich erregte er durch ſeine kühne Kritik, die er auch an die Kirchengeſchichte wendete, und womit er unter anderm die Sage von einer Schenkung Conſtantin's an den römiſchen Stuhl als eine unbegründete bekämpfte, den Zorn der Kleriker, ja er ſah ſich genöthigt, um den Verfolgungen ſeiner Feinde zu entgehen, Rom zu verlaſſen und ſich dem Schutze Alfons, des Königs von Neapel, anzubefehlen, der noch in einem Alter von 50 Jahren den Entſchluß faßte, bei Valla das Lateiniſche zu lernen. Allein auch dieſer mächtige Gönner vermochte es nicht, ſeinen Lehrer gegen weitere Verfolgungen ſeiner Gegner zu ſchützen. Da er überhaupt

[1]) Si Lyra non lyrasset,
Lutherus non cantasset (saltasset).

durch unvorſichtige und herausfordernde Reden nach allen Seiten hin, oft mehr als nöthig war, Anſtoß gab, ſo wurde ihm ein förmlicher Ketzerprozeß gemacht. Nur das Todesurtheil konnte Alfons von ſeinem gelehrten Freunde abwenden, nicht aber die ſchimpfliche Strafe der Auspeitſchung, die ihm gleich einem gemeinen Verbrecher zu Theil wurde. In dieſem kläglichen Zuſtande der Entehrung kehrte Valla wieder nach ſeiner Vaterſtadt Rom zurück. Aber hier gerade fand er an dem aufgeklärten Papſte Nicolaus V einen Beſchützer. Dieſer ertheilte ihm die Erlaubniß, frei zu lehren, und ſetzte ihm einen Jahrgehalt aus. Valla ſtarb zu Rom 1457. Nun war es eben der genannte Papſt Nicolaus V, der ſeine Zeit darin begriff, daß er, ſo weit ſeine hohe Stellung ihn dazu befähigte, alles that, das Aufkommen der Wiſſenſchaft zu fördern. In die Zeit ſeines Pontificats fiel die Eroberung Conſtantinopels unter dem letzten der Conſtantine durch die Türken im Jahr 1453. Sultan Muhamed II zog in die chriſtliche Reſidenz ein, wandelte die Sophienkirche in eine Moſchee und pflanzte ſtatt des Kreuzes den Halbmond auf. Dieß war ein empfindlicher Schlag für die Chriſtenheit und ſo dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn die alte Idee der Kreuzzüge wieder auftauchte. Schon im Jahr 1450 (alſo 3 Jahre vor der Kataſtrophe) hatte Nicolaus den beredten Franziskaner Johann von Capiſtrano, einen ſtrengen Asketen, nach Deutſchland geſendet, um das Kreuz predigen zu laſſen. Capiſtrano war wie ein Heiliger aufgenommen worden; leider trat aber auch ſein Fanatismus gegen die Huſſiten und die Juden in ſchauderhafter Weiſe zu Tage. Es gelang ihm wirklich, mit einem Heer, an deſſen Spitze er ſich ſtellte, in Verbindung mit dem heldenmüthigen Hunyades Belgrad zu entſetzen und einen Sturm des Sultans auf dieſe Stadt abzuſchlagen; doch unterlag er zuletzt den Anſtrengungen des Krieges. — Gelang es auch Nicolaus V nicht, mit dem Schwerte der Macht der Türken, die immer weiter um ſich griff, Serbien und die Walachei ſich unterwarf, die Moldau zinspflichtig machte und überhaupt die Donauländer bedrängte, ein Ziel zu ſetzen, ſo zog er aus dem Unglück den Gewinn, daß er die aus Conſtantinopel geflüchteten Griechen freundlich aufnahm und ihnen Gelegenheit verſchaffte, die Schätze ihres Wiſſens in

Italien zu verbreiten. Aber auch für seine eigene Person war er thätig für die Wissenschaft. An 5000 Handschriften hat er gesammelt und den Grund zur Vatikanischen Bibliothek gelegt. Seine Politik war freilich die päpstliche. Als ein gescheuter Mann gab er zwar zu, die Päpste hätten in früherer Zeit die Hände zu weit ausgestreckt; nun aber, behauptete er, seien sie ihnen auch wieder zu sehr gebunden worden, und so that er zur Hebung der päpstlichen Selbstständigkeit so viel er konnte. Nicht umsonst ward von ihm im Jahr 1450 das päpstliche Jubeljahr gefeiert, und als er zwei Jahre darauf Friedrich III zum Kaiser von Deutschland krönte, mußte ihm dieser den Eid leisten, die römische Kirche bei ihren Rechten zu schützen. Seine innere Regierung wird als eine gerechte gerühmt. Manchmal freilich übereilte ihn der Jähzorn, zumal wenn er von übermäßigem Genuß des Weines aufgeregt war. So befahl er einmal, einen Menschen, der ihm widerwärtig war, hinzurichten, und konnte sich des andern Tages der Sache nicht mehr erinnern[1]). Nicolaus starb 57 Jahre alt; der Kummer über das Schicksal Constantinopels soll seinen Tod beschleunigt haben und ihm folgte der greise Alfons Borgia, der als Papst Calixt III nur 3 Jahre regierte, von 1455—1458 und vergebens an Betreibung eines neuen Kreuzzuges arbeitete. Auch er sandte zwar Prediger nach allen Seiten hin; er selbst rüstete eine Flotte von etlichen Galeeren aus und zog den Rhodisern, die sich bedrängt sahen, zu Hülfe; aber dabei blieb es. Die Fürsten sahen dem Kampfe müßig zu, und das Volk ward sowohl durch die Erhebung des für den Kreuzzug bestimmten Zehntens, als durch den Nepotismus, den der Papst aufs Höchste trieb, erbittert. Als er am 6. August 1458 starb, zeigte sich kein großes Leid; er ward ohne allen Prunk beerdigt. Und nun ward an dessen Stelle der Mann gewählt, der durch seinen Aufenthalt auf dem Concil zu Basel und durch die Aufmerksamkeit, die er den Sitten unsrer Vaterstadt geschenkt hat, sowie später durch die Stiftungsbulle zu Gunsten unsrer Universität, wohl unter allen Päpsten (den Gegenpapst Felix V ausgenommen) mit der Geschichte Basels in der nächsten Berührung steht, Aeneas Syl-

[1]) Voigt, Pius II. S. 407 (nach Infessura und Platina).

vius, als Papst Pius II.[1]) Sein Leben vor seiner Erhebung zum Papste ist eher geneigt, Interesse an ihm zu wecken, als sein päpstliche Regierung selbst. Und so möge ein Rückblick auf sein früheres Leben an diesem Orte gerechtfertigt erscheinen.

Aeneas Sylvius, mit dem Familiennamen Piccolomini, wurde als der älteste von 18 Geschwistern den 18. Oktober 1405 zu Corsignano geboren, einem Städtchen, welches nachmals ihm zu Ehren den Namen Piacenza erhielt. Die Familie der Piccolomini stammte aus Siena, war aber heruntergekommen, so daß der junge Aeneas, der in Siena studirte, sich kümmerlich durchhelfen mußte. Auch er ward von dem wieder erwachenden Geiste der klassischen Studien ergriffen, er schrieb ein elegantes Latein und zeichnete sich als Dichter aus. Cicero, Virgil, Livius waren seine täglichen Begleiter und Freunde und auch des Nachts trennte er sich nur auf wenige Stunden von ihnen. Als Berufsfach wählte er das Studium der Rechte und trat dann als Secretär in die Dienste des Bischofs von Fermo, Domenico da Capranica. Diesen begleitete er nach Basel. Capranica war ein Freund der Colonna's und gehörte schon darum zu den entschiedensten Gegnern Eugens IV, der ihn auch persönlich beleidigt hatte, und wie der Herr, so der Diener. Aeneas gehörte damals entschieden zu der liberalen Partei des Concils, zu den Männern der Opposition. Er wechselte jedoch in der Folge verschiedene Male seinen Herrn und so auch seine Farbe. Im Dienste des Cardinals Nicolo d'Albergati fand er Gelegenheit, als Gesandter an den Hof von Edinburg, das damals den Meisten noch unbekannte Schottland zu bereisen, wobei er allerlei Fährlichkeiten und Abenteuer bestand. Auf der Kirchenversammlung in Basel aber zog er durch seine glänzende, in Cicero's Schule erlernte Beredsamkeit die Aufmerksamkeit der Väter auf sich, und so wurde er denn auch von der Synode anfänglich zu Schreiberdiensten, dann zum Beisitzer an verschiedenen Commissionen, oder auch zu Gesandtschaften verwendet. Ein paar Mal führte er auch bei der Deputation über

[1]) Voigt, G. Enea Sylvio di Piccolomini, als Papst Pius II und sein Zeitalter. Berlin 1856. — (Vgl. meine „Erinnerungen an Aeneas Sylvius Piccolomini." Basel 1840).

den Glauben den Vorsitz, wenn ihn eben die Reihe traf; endlich gelangte er zu der Würde eines der Zwölferherren, denen die Oberaufsicht des Concils vertraut war. Er diente mit einem Wort von unten auf und zeigte sich an allen Lagen gewandt, witzig, ein Freund der Geselligkeit und der Scherze. Auch als geistlicher Redner glänzte der Laie und Dichter, als er einmal im Auftrage des Erzbischofs von Mailand am h. Ambrosiusfeste die Festrede hielt, wobei er nicht unterließ, die obligaten Klagen über den Verfall der Kirchenzucht zu erheben. Er hatte dazu wenig Grund; denn seine eigene Aufführung war nichts weniger als musterhaft.[1]) Zur Zeit der Pest ward auch er von ihr ergriffen. Schon hatte er die letzte Oelung erhalten, als er gegen alles Vermuthen wieder genas. Nach der Absetzung Eugens und der Wahl Felix V, bei der Aeneas als Ceremonienmeister mitgewirkt und dem er mit Andern nach Ripaille die Kunde seiner Erwählung überbracht hatte, trat er in dessen Dienste als Secretär. Im Jahr 1442 schloß er sich der schon erwähnten Gesandtschaft nach Frankfurt an. Er gewann die Gunst des Kaisers Friedrichs III, der ihn zum kaiserlich gekrönten Poeten machte und unter der Leitung des Kanzlers Schlick in seiner Kanzlei arbeiten ließ. Die deutschen Sitten seiner Collegen, roh und übermüthig, sprachen ihn wenig an, und oft empfand er Heimweh nach der italienischen Luft. Ihm konnte vor dem Gedanken bangen, in deutscher Erde begraben zu werden. Er bereute es bitter, den deutschen Boden je betreten zu haben und wünschte, er hätte Basel nie gesehen, an das er später als Papst sich doch wieder freundlich erinnerte. Um sich den Unmuth zu vertreiben, setzte er seine poetischen Arbeiten fort, indem er einen Roman verfaßte, Euryalus und Lucretia. Um eben diese Zeit trat aber auch eine Wendung in seiner politischen und kirchlichen Gesinnung ein. Er hatte sich erst auf die Seite der Neutralen geschlagen, zuletzt ging er ganz in das päpstliche Lager über und wußte auch den Kaiser und die deutschen Fürsten dahin zu bringen, daß sie, wie wir bereits erwähnt hatten,

---

[1]) Man denke an den schamlosen Brief, den er an seinen Vater schrieb, um seine Liederlichkeit zu entschuldigen, abgedruckt bei Voigt, S. 287 ff. Anderer frivoler Briefe an Freunde nicht zu gedenken.

dem Papſt Eugen noch auf dem Todbette ihren Gehorſam erklärten. Ebenſo ging er im Auftrag des Kaiſers nach Rom, um in gleicher Weiſe Calixt III zu huldigen. Schon unter Nicolaus V war er, obgleich er bis zum 40. Jahr noch keine geiſtliche Weihe erhalten, noch viel weniger ein geiſtliches Amt bekleidet hatte, zum Biſchof von Trieſt, dann zum Biſchof von Siena und endlich unter Calixt zum Cardinal gewählt worden, und nun ſah er ſich nach deſſen Tod auf dem päpſtlichen Stuhle. Sein Erſtes war nun, daß er in einer Bulle (bulla execrabilis), die er 1459 aus Mantua erließ, die Grundſätze des Basler Concils, zu denen er ſich früher bekannt, aufs Feierlichſte verdammte. Alle Appellationen vom Papſt an ein allgemeines Concil erklärte er nunmehr für unſtatthaft und ketzeriſch und ſprach über Alle, die auf ſolche Grundſätze ſich berufen würden, den Bann aus. Dieſer traf auch ſeinen ehmaligen Freund, Gregor von Heimburg, der den alten Grundſätzen treu geblieben war. Der Welſche und der Deutſche gingen nicht mehr zuſammen, ſie waren für immer geſchiedene Leute.[1]) Einige Jahre drauf (1463) erließ Pius eine förmliche Retractationsbulle an die Univerſität zu Köln, in welcher er, mit Berufung auf den h. Auguſtin, der ſich auch nicht geſchämt habe, Vieles von ſeinen frühern Behauptungen zurückzunehmen, das Verdammungsurtheil über ſein früheres Syſtem ſprach. So weit freilich trieb er die Verdammung nicht, zu geſtehen, daß er früher mit Wiſſen dem Irrthum gehuldigt habe; er habe (ſo wußte er die Sache einzukleiden) in guten Treuen vertheidigt, was er damals für gut und heilſam gehalten; aber er ſei ſtufenweiſe von dem Irrthum, dem er unſchuldig gefolgt, zur Wahrheit geführt worden, und irren ſei menſchlich. Allerdings ſei ſein Irrthum groß geweſen; er habe ſich abgewandt von dem Schooße der Mutter und ſei gewandelt auf den Wegen der Finſterniß. Nun aber möge man den Pius nicht entgelten laſſen, was Aeneas geſündigt. An ſchönen Bildern und Floskeln fehlte es nun vollends dem gewandten Dichter nicht, um die

[1]) Dieſem Gegenſatz hat Guſtav Pfizer einen poetiſchen Ausdruck gegeben: „Der Welſche und der Deutſche, Aeneas Sylvius Piccolomini und Gregor vom Heimburg.“ Stuttg. 1844.

Einheit des päpſtlichen Regimentes als eine in der Natur gegründete, mithin von Gott gewollte, darzuſtellen. „Die Kraniche folgen nur einem Führer, die Bienen haben nur eine Königin. So muß auch die ſtreitende Kirche Chriſti hinieden nur Einem folgen.“ — Dem erfahrenen Greiſe (er war 58 Jahre alt) ſei mehr zu glauben, als dem unerfahrenen Jüngling; dem Statthalter Chriſti mehr als dem einfachen Privatmann; darum „verwerfet den Aeneas und nehmet den Pius auf.“

Wie nun der Papſt auch dieſen Grundſätzen gemäß regierte, liegt geſchichtlich vor uns.

Nicht nur in Worten, ſondern auch mit der That ſtrebte Pius II dahin, alles frühere, im Sinn der Kirchenfreiheit Begonnene und Geſchehene wieder rückgängig zu machen. So arbeitete er namentlich an der Beſeitigung der pragmatiſchen Sanction für Frankreich; anderer Eingriffe nicht zu gedenken, wodurch er auch in Deutſchland ſich keinen guten Namen machte. Wir erinnern an ſeinen Streit mit dem Erzherzog Sigmund und an ſein Vorgehen gegen Diethelm von Iſenburg, Erzbiſchof von Mainz, gegen den er den Bann ſchleuderte und dem er den Adolf von Naſſau entgegen ſetzte. Ein blutiger Krieg war die Folge davon. Es iſt wohl nicht zu hart geurtheilt, wenn ein Schriftſteller der katholiſchen Kirche, Weſſenberg, von Pius ſagt: „nur äußere Verſtärkung und Ausbreitung der Kirche, nicht ihre innere Reinigung und Erbauung ſei das Ziel geweſen, dem er nachgeſtrebt. “Und doch beſeelten auch wieder höhere, ja heroiſche Gedanken den Papſt noch in ſeinem Alter. Dahin zählen wir die Unternehmungen und mit aller Energie getriebenen Vorkehrungen zu einem Kreuzzuge. Obgleich durch Krankheit geſchwächt, war er entſchloſſen, ſich ſelbſt an die Spitze eines ſolchen Zuges zu ſtellen. Einſtweilen aber richtete er einen wohl geſchriebenen Brief an den Sultan Muhamed, um ihn zum Uebertritt zum Chriſtenthum zu bewegen. Nun machte er ſich ſelbſt auf den Weg. Krank ließ er ſich von Rom nach Ancona bringen, um eine venetianiſche Flotte zu beſteigen; allein mitten in dieſer Aufregung ſtarb er den 15. Auguſt 1464. Daß Aeneas Sylvius bei all ſeinen ſittlichen Gebrechen, bei ſeinem Hange zur Wolluſt auf der einen, bei ſeiner Charakterloſigkeit auf der andern Seite, ein

viel begabter Mann war, ist darum nicht zu leugnen. Mit Recht ist an ihm von den Geschichtschreibern unsrer Zeit hervorgehoben worden sein ästhetischer Sinn und sein Geschick in topographischer und ethnographischer Beobachtung und Beschreibung. „Man könnte, sagt der neueste Verfasser der Cultur der Renaissance in Italien, man könnte den Menschen Aeneas völlig Preis geben und müßte gleichwohl dabei gestehen, daß in wenigen Andern das Bild der Zeit und ihre Geisteskultur sich so vollständig und lebendig spiegelte.“ [1])

Auf Pius II folgte den 30. August 1464 Paul II, ein Venetianer (Peter Barbo), der Schwestersohn Eugens IV. Er regierte gewaltthätig und grausam bis zum Jahr 1471 und hinterließ in jeder Hinsicht einen schlechten Ruf. Nicht besser machten es die Päpste nach ihm, Sixtus IV, Innocenz VIII und vollends das sittliche Ungeheuer Rodrigo Borgia, Alexander VI. Sie erlassen mir eine ausführliche Schilderung des Pontificats dieser Päpste. An schon Bekanntes will ich nur mit wenigen Worten erinnern. Sixtus VI (della Rovere) war der Sohn eines Fischers; er trat in den Franziskanerorden und stieg bis zur Würde des Generals empor. Er war ein gelehrter Mann, aber ohne allen sittlichen Gehalt, ohne Gottesfurcht, ohne Liebe zum christlichen Volke, schnödester Wollust, dem Geiz und der Eitelkeit ergeben. Er kleidete sich in goldene Stoffe und ließ sich auf einer Inschrift als Gott bezeichnen. Dabei unternahm er dann freilich auch kostbare Bauten zur Verschönerung Roms und brachte die literarischen Schätze, die Nicolaus V gesammelt, in der Vaticanischen Bibliothek unter. Aber durch seinen Nepotismus und seinen Wucher machte er sich beim Volke verhaßt. In der Geschichte Italiens hat er durch seinen Antheil an der Verschwörung der Pazzi zu Venedig gegen die Medici in Florenz einen blutigen Flecken hinterlassen. Es war am 26. April 1478 als Juliano von Medici in Florenz während der Feier des Hochamtes an den Stufen des Altars der Kirche St. Reparata ermordet wurde. Sein Bruder Lorenzo entkam noch zu rechter Zeit. Das Volk darüber empört, machte sich

[1]) J. Burckhardt, die Cultur der Renaissance in Italien. S. 298. Vrgl. Voigt, S. 93.

über die Verschwornen her; unter anderm wurde an dem Erzbischof von Pisa blutige Rache genommen. Sixtus aber schleuderte den Bann und das Interdikt gegen Stadt und Gebiet von Florenz den 1. Juni 1478. Die Florentiner appellirten an ein allgemeines Concil, und die Signoria machten in einem Schreiben vom 21. Juli dem Papste die bittersten Vorwürfe. Erst die Drohungen Ludwigs XI von Frankreich und die Eroberung von Otranto durch die Türken (im August 1480) nöthigten ihn, die Hand zum Frieden zu bieten. Allein schon zwei Jahre nachher ließ sich Sixtus in ein neues Bündniß mit Venedig ein gegen das Haus Este in Ferrara, sprang aber treulos zur Gegenpartei über, und schleuderte nun den Bann gegen seine frühere Bundesgenossin, die Republik. Kurz vor seinem Tode schloß er Frieden; er starb den 12. August 1484. Noch ist zu erwähnen, daß auch unsre Vaterstadt mit diesem Papst in einen eigenthümlichen Conflikt kam. Es war zu Ende seiner Regierungszeit, im Jahr 1482, als in Basel ein seltsamer Mann auftrat, ein Slavonier von Geburt und Mitglied des Dominikanerordens, Andreas von Crain, Cardinal von San Sisto. Er hatte sich als kaiserlicher Geschäftsträger in Rom aufgehalten und sich dort von der Ruchlosigkeit des päpstlichen Hofes mit eigenen Augen überzeugt. Da wachte in ihm der Gedanke auf, ein neues allgemeines Concil nach Basel zu berufen. Er begab sich dorthin und schlug den 13. Juli des genannten Jahres am Münster zu Basel eine Invective gegen den Papst an. Sie lautete: „O Franciscus von Savona vom Barfüßerorden, du Sohn des Teufels, der zu deiner Würde nicht durch die Thüre, sondern durch das Fenster der Simonie hineingestiegen, du bist von deinem Vater, dem Teufel, und deines Vaters Willen begehrst du zu thun.“ Und auf diese Anrede folgte dann ein langes Sündenregister. Der Papst sandte dagegen eine Excommunicationsbulle nach Basel und verlangte, daß der Rath den frevelhaften Menschen einsperre und ihn auf Wasser und Brod setze, bis er zu bessern Gedanken zurückkehre. Als Basel nicht sofort dem Papste zu Willen lebte, drohte dieser mit dem Interdikt. Es kam zu weitläufigen Verhandlungen, bis endlich Basel den Mann wirklich einsperren ließ, der dann eines Morgens, den 13. November 1484 in seinem Gefängniß auf dem ehemaligen

Spahlenthurm erhängt gefunden wurde, ob von eigener Hand oder von fremder, darüber ſchwebt ein Dunkel. Nach neueren Forſchungen iſt wohl das Erſtere wahrſcheinlich [1])

Auf Sixtus IV folgte Innocenz VIII, einer der ausſchweifendſten und ruchloſeſten Päpſte, welche die Geſchichte kennt.[2]) In ſeinem Krieg, den er mit König Ferdinand von Neapel führte, indem er ihm den Nanatur von Lothringen entgegenſetzte, iſt hier nicht näher einzugehen. Wir betrachten ſein Verhalten als Papſt. Als ſolcher trieb er den Ablaßkram aufs Unverſchämteſte. Dabei ſammelte auch er Steuern für den Türkenkrieg. In demſelben Augenblick aber ſchloß er mit dem Sultan Bajazeth II einen Vertrag, wodurch er ſich gegen eine Summe von 40,000 Dukaten und Ueberlaſſung einer koſtbaren Reliquie (der Lanzenſpitze, womit Chriſtus am Kreuze durchbohrt worden) verbindlich machte, den Bruder des Sultans, Dſchem (Zizin), der deſſen Nebenbuhler geworden war, als Gefangener bei ſich zu haben, während früher die Rhodiſer ihn bewacht hatten. Der heilige Vater gedungener Kerkermeiſter des Sultans, des Erzfeindes der Chriſtenheit! Zu welchen Monſtroſitäten hatte ſich die Geſchichte der Zeit verirrt! Am meiſten aber hat Innocenz VIII durch die in Deutſchland aufgeregten Hexenprozeſſe ſich einen Namen gemacht. Das Hexenweſen ſtand mit der Häreſie in Verbindung. Sehr häufig wurde den Ketzern, deren Lehre man als vom Teufel ſtammend dachte, auch ein Bund mit dem Teufel Schuld gegeben. Wie die Inquiſition im Namen der Kirche die Ketzerei verfolgte, ſo verfolgte ſie auch die Zauberei und konnte ſich um ſo mehr damit beruhigen, dieß in göttlichem Auftrag zu thun, als ja ſchon in der heiligen Schrift gegen die finſtern Künſte des Aberglaubens die ſchärfſten Strafen ausgeſprochen waren. Ein trauriges Opfer dieſer Art von Inquiſition war im Jahr 1430 in Frankreich gefallen, da in dem Kriege zwiſchen Frankreich und England auf die Inſtigation der

---

[1]) J. Burckhardt, in den (Basler) Beiträgen zur vaterländiſchen Geſchichte. Bd. V.

[2]) Man hat auf ihn das Epigramm gemacht:

Octo Nocens pueros genuit totidemque puellas.
Hunc merito poterit dicere Roma patrem.

Engländer hin, die Jungfrau von Orleans, Jeanne d'Arc, durch welche Karl VII den Sieg errungen, als Hexe war verbrannt worden. [1]) Innocenz aber gab in einer eigenen Bulle im Jahr 1484 die nähere Anweisung zu den Hexenprozessen. [2]) Er sandte zwei Dominikanermönche, Jakob Sprenger und Heinrich Institor (Krämer), nach Deutschland mit der Vollmacht, alle die der Hexerei verdächtigen Personen einzuziehen und ihnen den Prozeß zu machen. Diese Beiden faßten eine 1487 eine Schrift ab, den „Hexenhammer", in welchem die verschiedenen Arten und Klassen der Hexerei und Zauberei näher beschrieben wurden. Gerade aber diese schauderhaften Beschreibungen reizten die Phantasie, und je peinlicher die Verhöre, desto größer das Gelüst nach der verbotenen Frucht. Waren in den frühern Zeiten des Mittelalters, die man sonst als die dunkeln zu bezeichnen gewohnt ist, die Hexenprozesse nur vereinzelt aufgetreten, so wurden sie von nun an immer häufiger. Eine eigentliche Hexenepidemie zog sich weit über die Reformation hinaus bis ins 17., ja bis ins 18. Jahrhundert hinein, und so bilden die Hexenprozesse gleichsam das letzte Glied in der schauerlichen Kette fanatischer Verirrungen, wozu die Albigenserkriege, Ketzer- und Judenverfolgungen, dann die Geißlerzüge und der Veitstanz im 13. und 14. Jahrhundert ihren Beitrag gegeben.

An der Grenze des 15. und 16. Jahrhunderts steht die unheimliche Gestalt Papst Alexander VI. Seine Familienname ist Borgia; diesen hatte er von mütterlicher Seite; sein Vater hieß Lanzolo. Rodrigo Borgia, geb. zu Valenzia 1430, wurde von seinem Oheim Calixt III von dem Boden Spaniens auf den von Italien versetzt. An Talenten fehlte es ihm nicht. Er schwang sich zum Erzbischof von Porto und zum Vicekanzler auf, und am 4. August 1492 gelangte er durch Bestechung auf den päpstlichen Stuhl, um diesen mit den gräulichsten Lastern zu beflecken. Schon als Cardinal hatte er im Ehebruch mit einer schönen Römerin

---

[1]) Hase, neue Propheten (Jungfrau von Orleans. 2. Aufl.)

[2]) Die Bulle beginnt mit den Worten: Summis desiderantes affectibus. Vrgl. das Weitere bei J. Burckhardt, Cultur der Renaissance, S. 535 ff.

Rosa Vanozza gelebt und hatte fünf Kinder von ihr: Ludwig, Cäsar, Johann, Gottfried und Lucretia. [1]) Diese mit einträglichen Stellen zu versorgen und sie vortheilhaft zu verheirathen, war sein ganzes Bestreben. Dazu war ihm alles feil. Die Schlüssel des Himmelreichs, die Altäre, Christum selbst verkaufte er, sagt von ihm ein lateinisches Epigramm; und wie hätte er sie nicht verkaufen sollen, da er sie auch gekauft? [2]) Unter seinen Söhnen war der schändlichste Cäsar Borgia, ihm der liebste; ihn machte er zum Cardinal, aber Cäsar gab den Purpurmantel zurück, um desto ungescheuter seinen Lüsten fröhnen und seine weltlichen Intriguen verfolgen zu können. Was Alexanders Politik betrifft, so ging sie darauf aus, den Glanz seines Hauses auf den Ruin der italienischen Aristokratie zu bauen. Und dazu hielt er jedes Mittel für erlaubt. Daß er sich auch auf das Giftmischen verstand, ist nicht abzustreiten. Besonnene Historiker, wie Ranke, finden es glaubwürdig, daß er an dem Gifte gestorben, das er einem seiner Cardinäle bereitete; er starb den 18. August 1503 in einem Alter von 74 Jahren. Daß unter diesem Papste der vierte Welttheil entdeckt wurde, und daß er das neuentdeckte Land den katholischen Königen Spaniens und Portugals zuwendete, indem er 1494 eine Demarcationslinie 360 Meilen westlich von den Azoren durch das Weltmeer zog, daran sei hier nur im Vorbeigehen erinnert. [3])

Wie ein Lamm unter den Wölfen erscheint sein Nachfolger Pius III, ein Schwestersohn Pius II. Er hatte die besten Absichten, aber er starb, nachdem er kaum sein Amt angetreten, wahrscheinlich an Gift. Der Berner Chronist Anshelm aus dem 16. Jahrhundert, rühmt von ihm, er sei gewesen „ein alter, gelehrter, weiser, frommer, friedsamer Mann, zu dem männiglich gute Hoffnung hatte; endet inner einem Monat mit argwöhnischem Tode.“

---

[1]) Daß er sogar mit Letzterer Blutschande getrieben, wird von Einigen behauptet, von Andern aber in Abrede gestellt.

[2]) Vendit Alexander claves, altaria, Christum:
Emerat ille prius, vendere nonne potest?

[3]) Zur Entdeckungsgeschichte Amerika's, in den Münchner historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland. 47r Bd., 10s Heft.

Einen neuen Aufschwung nahm das Papstthum unstreitig in den beiden Päpsten, die dem Reformationszeitalter vorangehen. Julius II und Leo X. Wir gedenken auf sie später zurückzukommen. Für jetzt werfen wir zum Schlusse nur noch einen Blick auf die päpstliche Kirche und ihre Umgebungen. So stark sich auch die Opposition hatte vernehmen lassen, so fehlte es auch nicht an Vertheidigern des päpstlichen Systems. Ja, diese traten nur um so kühner hervor, je mehr sich die Opposition als unzulänglich gezeigt hatte. So wagte es um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein Dominikaner, Johann Turrecremata, den Satz aufzustellen, die päpstliche Würde sei so hoch, daß kein Mensch sie begreifen oder nur ahnend in Gedanken erreichen könne. Der Papst ist ein Herr über die Engel, ein Richter über Lebendige und Todte. — Wagte man es doch, die Stellen der heiligen Schrift des Alten Testamentes, welche die Kirche auf den Messias bezog, auf den Papst und dessen Herrschaft zu beziehen. Und ein gewisser Christophorus Marcellus redete noch in Jahr 1512 Papst Julius II also an: „Du bist Hirte, Arzt, Regent und Pfleger der Kirche, ja ein zweiter Gott auf Erden!“

Diesen schamlosen Schmeichelreden gegenüber nimmt sich dann aber wieder seltsam genug aus, wenn ein Gesandter des Deutschordens schon im Jahr 1429 des päpstlichen Bannes sich so wenig achtete, daß er nach Deutschland schrieb: „Fürchtet euch nur nicht vor dem Banne. Der Teufel ist so häßlich nicht, als man ihn oft malt, auch der Bann ist nicht so groß, als ihn uns die Päpste machen. In Welschland fürchten auch Herren und Fürsten und Städte, die doch unter dem Papste gelegen sind, den Bann außer Recht gar nichts weiter, und man hält in Welschland nichts mehr vom Papste, als insofern er es mit ihnen wohl will, und anders nicht. Nur wir armen Deutschen lassen uns noch dünken, daß er ein irdischer Gott sei; besser wir ließen uns dünken, daß er ein irdischer Teufel wäre, als er fürwahr auch ist.“ [1])

[1]) Gieseler, Kirchengeschichte, II, 4. S. 239. Raumer, hist. Taschenb. 1833. S. 175.

Achtzehnte Vorlesung.

Die Reformatoren vor der Reformation. — Thomas a Kempis. — Gerhard Groot und Florentius Radewin. — Die Brüder des gemeinsamen Lebens. — Johann Wessel und Johann von Wesel. — Geiler von Kaisersberg.

Die Päpste der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, mit denen wir uns in der letzten Stunde beschäftigt haben, haben uns den besten Beweis geleistet, wie tief das Papstthum von seiner idealen Höhe herabgesunken war. Höchstens in den verderbtesten Zeiten des 10. Jahrhunderts, in den Zeiten des berüchtigten Weiberregimentes der Theodora und Marozzia finden wir Päpste, die einem Innocenz VIII oder Alexander VI an die Seite gestellt werden könnten. Und zu diesem Verderben der Päpste gesellte sich nun das Verderben eines großen Theils der Kirche und ihrer Diener, das Verderben der hohen wie der niedern Geistlichkeit, der Mönche, wie der Laienwelt. Darüber wurde laute und bittere Klage geführt. Ganze Bücher wurden mit diesen Klagen erfüllt, über Kauf und Verkauf der geistlichen Stellen, über den Geiz der Kurie, über das sittliche Aergerniß, das von oben herab gegeben wurde, über die schlechte Bildung des niedern Klerus, über den Mangel an gewissenhaften Hirten und fähigen Predigern, über den Verfall der Kirchenzucht, über die Fäulniß des Mönchsthums. Auch solche erhoben ihre Stimmen, die mit den Dogmen und Einrichtungen der Kirche vollkommen einverstanden, die in Allem gut katholisch und auch insoweit päpstlich gesinnt waren, als sie den Papst in allen Ehren hielten, sobald er dem entsprach, was von seinem hohen Amte gefordert wurde. Gegen solche allgemeine Klagen konnte auch die Kirche nichts einwenden. Sie waren nur zu gegründet, waren das Echo von dem, was auf den Concilien

laut gesagt und oft und viel war wiederholt worden. Aber es ist noch ein weiter Schritt von den ins Allgemeine erhobenen Klagen zu dem Namhaftmachen der Gebrechen im Einzelnen und zu dem ernsten Willen, sie abzustellen. Das Beispiel eines Hus und eines Hieronymus von Prag hat uns gezeigt, wie gefährlich es war, das Kind beim Namen zu nennen, dem von Allen eingestandenen Uebel auch wirklich auf den Grund zu gehen, an der Wurzel es anzugreifen, selbst mit der größten Schonung dessen, was als Glaube der Kirche feststand. — So tief auch die vorhandenen Autoritäten des Papstes und der Concilien erschüttert waren, so groß war doch immer noch die Furcht, mit der Autorität der Kirche selbst, mit ihrer Tradition zu brechen und der gesammten Kirche gegenüber als ein Häretiker zu erscheinen. Wir können uns in unsern Zeiten der Gewissens- und Lehrfreiheit kaum einen Begriff davon machen. In der That, der Blick auf die Gefängnisse und die Scheiterhaufen, welche die Kirche bereit hatte, um jeden Widerspruch zum Schweigen zu bringen, können uns diese Furcht erklären. Allein auch abgesehen von allen äußern Schreckmitteln, über welche am Ende der physische Muth der stärkern Naturen siegen konnte, gehörte ein noch größerer moralischer Muth dazu, mit der Autorität zu brechen, die Vorurtheile des eigenen, in dieser Autorität befangenen Gewissens zu überwinden und im reinen edlen Vertrauen auf die Wahrheit auch den bösen Schein auf sich zu laden, als beabsichtige man die Kirche zu untergraben, wenn man ihrem Einsturz wehrte. — Es bedurfte indessen nicht immer stürmischer, aggressiver Naturen, um die unausweichliche Reformation vorzubereiten, es bedurfte auch solcher, die im Stillen, und oft ohne zu wissen, wie weit ihr Wirken führte, das ausführten, wozu Gott sie bestellt hatte. Zwischen der Zeit eines Hus und eines Luther, zwischen den Reformatoren der ersten Hälfte des 15. und den Reformatoren der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts finden wir eine ganze Reihe von Männern, welche die Brücke von dem einen Ufer zum andern bildeten. Es sind vielleicht nicht Männer ersten Ranges, nicht solche, die durch die Größe ihres Geistes und durch das Auffallende ihrer Schicksale hervorragen, aber die in aller Treue ihr Licht leuchten ließen, sei es durch die Lauterkeit und Frömmigkeit ihrer

Gesinnung, sei es durch die Verbreitung hellerer Ideen. Am gedeihlichsten wirkten diese Männer, wo beide Faktoren zusammentrafen und in glücklicher Harmonie sich vereinigten. Die bloße Frömmigkeit, wenn ihr das Licht der Wissenschaft mangelt, mag immerhin durch lebendiges Zeugniß die Herzen der Frommen für sich gewinnen und auch den Gottlosen Achtung abnöthigen; aber in Zeiten der Aufklärung, wie nun gerade eine solche anbrach, einer vielseitigen Gelehrsamkeit, einem blendenden Witze und einer scharfen Kritik gegenüber wird sie oft verstummen und in ihr Inneres sich zurückziehen müssen, ohne daß es ihr gelänge, die Widersacher zu überwinden. Wiederum wird die bloße Gelehrsamkeit, die Aufklärung eines Jahrhunderts zwar manches Dunkel vertreiben, den falschen Autoritätsglauben erschüttern, die Gespenster des Aberglaubens zeitweise verscheuchen; aber ein nachhaltiges Leben wecken, die Gemüther begeistern, die schlaffen Gewissen erfassen und die beängstigten Gemüther beruhigen, die sittlichen Zustände gründlich reformiren, das vermag sie nicht. Wie soll sie, wenn sie selbst ohne Herz ist, dem Volk ein neues Herz geben? wie soll sie, selbst unwiedergeboren, eine Wiedergeburt des Glaubens herbeiführen? Nur wo beides zu einem Geistesleben sich zusammenschließt und in würdigen Personen einen würdigen Ausdruck findet, Bildung des Geistes und Frömmigkeit des Herzens, Gründlichkeit des Wissens und Gediegenheit der Gesinnung, nur da sind die Bedingungen zu gesunder Reform vorhanden.

Nun besteht eben das Eigenthümliche der Männer, von denen wir heute zu reden haben, darin, daß sie entweder eine einfache lautere Frömmigkeit, oder ein solides, am Studium der Alten wie am Studium der Bibel gekräftigtes Wissen, oder auch beides vereinigt, der verderbten Zeit gegenüber in den Vordergrund treten lassen und eben dadurch als Reformatoren vor der Reformation sich darstellen. Und mit diesen Reformatoren vor der Reformation (im engern Sinn) haben wir uns heute zu beschäftigen. Den Uebergang zu ihnen mag uns die Erscheinung eines Mannes bilden, der noch ganz der alten Kirche angehört, aber sein Angesicht insofern der neuen Zeit zuwendet, als er, ohne mit seiner Kirche zu brechen, auf die Herstellung eines reinen Christenthums im Innern einer jeden Seele hinarbeitete. Es ist

der Mann, deſſen Name Ihnen Allen bekannt, deſſen Schrift in Ihrer Aller Händen iſt, der Verfaſſer des Büchleins von der Nachfolge Chriſti, Thomas von Kempen; denn daß er wirklich der Verfaſſer des Büchleins iſt und nicht etwa der Kanzler Gerſon, wie man längere Zeit geglaubt hat, oder auch ein Abt Gerſen, das iſt durch die gründlichſten Unterſuchungen deutſcher Gelehrſamkeit zur Evidenz gebracht.[1]) Wer war nun dieſer Thomas a Kempis? Ehe wir dieſe Frage beantworten, müſſen wir auf die Geſchichte des Mönchsthums und zugleich auf die Geſchichte der niederländiſchen Myſtik, als deren Repräſentanten wir bereits im 14. Jahrhunderts jenen Ruysbroek kennen gelernt haben, zurückgehen. Schon in Ruysbroek hatte ſich neben dem myſtiſchen Element auch das praktiſch-erbauliche, ja in gewiſſer Beziehung auch das reformatoriſche Element hervorgethan. Schon er hatte die Gebrechen der Kirche und die herrſchenden Sünden und Laſter ſeiner Zeit mit großem Freimuth beſtritten, und ſo blieb auch ſein gepredigtes Wort nicht ohne Frucht. Unter dem Einfluſſe ſeines Geiſtes bildete ſich in den Niederlanden eine Gemeinſchaft von Männern, die in aller Stille ein gottſeliges Leben zu führen und guten Samen auf den Boden der Kirche auszuſtreuen ſich befliſſen: es waren dieß die Brüder des gemeinſamen Lebens, wie ſie ſich nannten. Als Stifter dieſer frommen Gemeinſchaft wird uns genannt Gerhard de Groot,[2]) ein Mann von ſchwächlichem Körper, aber von feuriger Frömmigkeit, von hohem Eifer im Guten, ein kräftiger Volksredner und theilnehmender Freund der Jugend. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts ſchon hatte Groot ſeine Studien in Paris gemacht. Nach Hauſe zurückgekehrt, hatte er mehrere anſehnliche Präbenden erhalten; er war Kanonikus von Utrecht und Aachen geworden; allein die Nichtigkeit alles Irdiſchen erkennend, entſagte er der Welt und ihren Ehren. Er verbrannte einen Theil ſeiner Bücher, mied alle Vergnügungen und trug ein einfaches graues Gewand. Dann verweilte er drei Jahre unter den Karthäuſern in Monich-

---

[1]) Ullmann, Reformatoren vor der Reformation. 2. Bd. (Beilage.) J. Mooren, Nachrichten über Thomas a Kempis. Crefeld 1855.

[2]) Ullmann, Bd. II. S. 62 ff.

hausen und unterzog sich den strengsten Uebungen. Priester wollte er nicht werden, weil er die hohe Verantwortlichkeit der ihm anvertrauten Seelen nicht auf sich nehmen wollte. Er begnügte sich mit der Weihe eines Diaconus und trat in dieser Eigenschaft als gewaltiger Bußprediger auf. Er predigte plattdeutsch; alles Volk, Vornehme und Geringe, drängten sich zu seinen Vorträgen hin, die er öfters aus Mangel an Platz in den Kirchen, im Freien halten mußte. Er predigte nicht selten zwei Mal des Tags, bisweilen drei Stunden lang. Seine Predigten blieben nicht ohne nachhaltigen Erfolg. Viele, die von ihnen ergriffen wurden, entsagten dem Weltleben oder doch — was noch besser war — dem Leben der Sünde. — Im Jahr 1378 hatte Gerhard de Groot das Kloster Grünthal besucht und dort Ruysbroek kennen gelernt, der damals in seinem Greisenalter stand. Nicht nur die Person dieses im geistlichen Leben weit geförderten Mannes, sondern das ganze Zusammenleben der Kanoniker in Grünthal machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Es war nicht jenes entartete Mönchsleben, gegen das ein Wykliffe, ein Ruysbroek selbst und Andere mit Recht eiferten. Es war ein Muster von dem, was das Mönchsleben seiner Idee nach sein sollte, eine Vereinigung frommer Männer im Geist brüderlicher, apostolischer Liebe und so entschloß sich de Groot, etwas Aehnliches zu stiften. Er machte dazu den Anfang gemeinschaftlich mit seinem jungen Freunde Florentius Radewin. Sie sammelten junge Geistliche um sich, die sie nützlich beschäftigten, besonders durch Bücherabschreiben. So entstanden die sogenannten Bruderhäuser, die sich dadurch von den Klöstern unterschieden, daß das Gelübde nicht bindend war. Gemeinschaftliches Studium und Schulhalten war ihre vorzügliche Beschäftigung. Nach Gerhard's Tode traten diese Bruderhäuser in Verbindung mit den regulirten Chorherrn, namentlich mit denen auf dem Agnetenberge bei Zwoll. Und in diesem Kloster auf dem Agnetenberge finden wir den vorhin genannten Thomas vom Kempen. Sein eigentlicher Name ist Thomas Hamerken (Hemerken s. v. a. Hämmerlein, Malleolus). Er war ums Jahr 1380 in der kleinen Stadt Kempen bei Crefeld im damaligen Erzstifte Köln geboren, der Sohn schlichter Bürgersleute. Seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht verdankt er eben

jenen Brüdern des gemeinsamen Lebens in Deventer. Sein Stuben- und Studiengenosse, Arnold von Schönhofen, ein fleißiger, frommer Jüngling, machte einen wohlthätigen Eindruck auf ihn. Aber besonders war es der Vorsteher der Anstalt, Florentius, der ihm einen hohen Grad von Achtung einflößte. „So oft ich, erzählt unter anderm Thomas, meinen Herrn Florentius im Chor stehen sah, wenn er auch nicht umherblickte, so scheute ich doch seine Gegenwart wegen seiner ehrwürdigen Erscheinung so sehr, daß ich nie zu sprechen wagte. Einmal stand ich in seiner Nähe im Chor und er wendete sich zu mir, um mit mir aus einem Buch zu singen. Da er nun seine Hände auf meine Schultern legte, stand ich wie eingewurzelt und wagte nicht mich zu bewegen vor Erstaunen über die Ehre, die mir widerfuhr.“ Später wandelte sich dieses Verhältniß der Ehrfurcht in das der innigsten Vertraulichkeit und Herzensgemeinschaft zwischen dem ältern und jüngern Manne. Florentius war es denn auch, der ihn, nachdem er sich von dem Ernste seiner Lebensrichtung überzeugt hatte, den Brüdern auf dem Agnetenberge zur Aufnahme empfahl. Da führte Thomas bis an sein Ende ein klösterliches Stillleben, das getheilt war zwischen Bücherabschreiben, Andachtsübungen und frommer Betrachtung. Immer war er der Erste beim Beginn des Gottesdienstes, der Letzte beim Schluß: denn der Verkehr mit göttlichen Dingen, namentlich der Gesang der Psalmen ging ihm über alle andern Genüsse. Dieser einförmigen, aber seinem innern Leben zusagenden Lebensweise hingegeben, erreichte er ein hohes Alter von 91—92 Jahren. Er starb im Jahr 1471. Seiner Frömmigkeit haftete freilich noch manches an von der mittelalterlichen Weise. Der Jungfrau Maria sowohl, als der heiligen Agnes, der sein Kloster gewidmet war, zollte er aufrichtige Verehrung. Die Fasten hielt er aufs Strengste und unterließ auch nicht an gewissen Tagen der Woche unter Absingung eines Hymnus, sich zu geißeln. Sein Christenthum hat unstreitig noch den Charakter des Mönchischen, und es tritt ja dieß auch wohl in seiner „Nachfolge Christi“ mitunter in einer Weise hervor, wie der protestantische Christ sie sich nicht aneignen kann. Allein die eigentliche Seele seiner Frömmigkeit war die reine uneigennützige Liebe zu Gott. Ja, diese Liebe Gottes und der darauf gegründete

nichts Anmuthigeres, nichts Höheres und Würdigeres, nichts Vollkommeneres und Seligeres, als Gott aufs Innigſte lieben und aufs Höchſte preiſen. Das ſage ich hundertmal, das wiederhole ich tauſendmal. Dieß thue ſo lange du lebſt und fühlſt und denkſt; dieß übe durch Wort und That, bei Tag und bei Nacht, des Morgens, Mittags und Abends, zu jeder Stunde, in jedem Augenblick." — Es verſteht ſich, daß ohne dieſe Liebe die bloßen äußern guten Werke in Thomas Augen keinen Werth hatten. Er vergleicht ſie leeren Gefäßen ohne Oel, Lampen, die nicht leuchten in der Finſterniß. — Gleichwohl erwartete er die Förderung der Liebe von der Ausübung gewiſſer Mönchstugenden, in denen er aufgewachſen war und mit denen er es ſelbſt ſehr ſtrenge nahm. So empfiehlt er bekanntlich mit beſonderem Nachdruck die Einſamkeit, das Stillſchweigen, das Faſten, Beten, Bibelleſen und auch wohl das Abſchreiben der Bibel und guter Bücher; ſodann den Gehorſam unter die Obern, den regelmäßigen Beſuch des Gottesdienſtes, den fleißigen Genuß des heiligen Abendmahls und auch die Andachten zur heiligen Jungfrau. Das alles aber empfiehlt er nicht als ein verdienſtliches Werk, ſondern als Zucht- und Uebungsmittel der Frömmigkeit. — Das heuchleriſche Mönchthum, das ſich nur mit der Form begnügte, bekämpfte er mit reformatoriſchem Ernſte, ja nicht ohne Beimiſchung von Satire. „Nicht die Kapuze, ſagt er, macht den Mönch; die könnte auch ein Eſel tragen; Alles kommt auf das Innere an." Aehnlich urtheilte er von den Geiſtlichen überhaupt: „Ein Geiſtlicher ohne Schriften iſt ein Soldat ohne Waffen, ein Pferd ohne Flügel, ein Schiff ohne Ruder, ein Schreiber ohne Federn, ein Vogel ohne Flügel, und — vollends ein Kloſter ohne Schriften iſt eine Küche ohne Töpfe, ein Tiſch ohne Speiſen, ein Brunnen ohne Waſſer, ein Bach ohne Fiſche, ein Garten ohne Blumen, eine Börſe ohne Geld, ein Haus ohne Geräthe.

So weit Thomas von Kempen. Neben dieſer von ihm ſo kräftig und würdig vertretenen Richtung der praktiſchen Frömmigkeit ging aber aus derſelben Verbindung der Kleriker des gemeinſamen Lebens noch eine andere, ſie ergänzende Richtung hervor, bei der das Wiſſenſchaftliche, das Erforſchende und Erörternde

mehr in den Vordergrund trat, ohne sich darum von dem Boden der praktischen Frömmigkeit zu lösen.

Diese Richtung erscheint uns vertreten in Johann Wessel, geboren um 1419 oder 1420 in Gröningen.[1] Auch Wessel ging wie Thomas von Kempis aus dem mittlern Bürgerstand hervor, und da seine Eltern frühzeitig starben, so erhielt er seine Erziehung in der Anstalt der Kleriker vom gemeinsamen Leben zu Zwolle. Von Kempis, namentlich von dessen Buche: die Nachfolge Christi, erhielt er eine mächtige Anregung. Seine Lebensführung war aber eine von der des Kempis verschiedene. Schon sein äußeres Leben blieb nicht auf den mönchischen Kreis beschränkt und demgemäß gestaltete sich auch sein Inneres freier von mönchischen Formen, als dieß bei Kempis der Fall sein konnte. Bei aller Innigkeit des religiösen Gefühls hatte Wessel zugleich einen offenen Sinn für allgemeine menschliche Bildung und für das was draußen vorging in der Welt. Er machte sich in Köln mit der schon auf ihrer Neige begriffenen Scholastik bekannt. Auch die Mystiker blieben ihm nicht fremd; aber über Scholastik und Mystik hinaus führte ihn das Studium der Klassiker, das Studium der alten Griechen, zumal des Plato. Er machte verschiedene Reisen und verweilte längere Zeit zu Paris. Hier traf er (und auch später wieder in Basel) mit Reuchlin zusammen, den wir ja auch unter die Vorläufer der Reformation zählen. Auch Rom wurde von ihm besucht. Charakteristisch ist die Audienz, die er bei Sixtus IV hatte. Dieser erlaubte ihm, sich eine Gunst auszubitten. Sowohl der Papst als die Cardinäle erwarteten, Wessel werde um eine einträgliche Präbende bitten; allein der seltene Mann bat sich eine Bibel aus, die er in der Vaticanischen Bibliothek gesehen hatte, und männiglich verwunderte sich über diese bescheidene Bitte. Viele mochten denken, der Mann sei nicht gescheid. — In Heidelberg trat Wessel als öffentlicher Lehrer auf. Er machte sich mehr und mehr los von den herrschenden Autoritäten der Schule, und wurde darum der Meister der Widersprüche

[1] Ullmann, Johann Wessel, der Vorgänger Luthers. 1834. Die zweite, völlig umgearbeitete Auflage von 1842 bildet den zweiten Theil der oben angeführten Schrift: Reformatoren vor der Reformation.

nichts Anmuthigeres, nichts Höheres und Würdigeres, nichts Vollkommeneres und Seligeres, als Gott aufs Innigſte lieben und aufs Höchſte preiſen. Das ſage ich hundertmal, das wiederhole ich tauſendmal. Dieß thue ſo lange du lebſt und fühlſt und denkſt; dieß übe durch Wort und That, bei Tag und bei Nacht, des Morgens, Mittags und Abends, zu jeder Stunde, in jedem Augenblick." — Es verſteht ſich, daß ohne dieſe Liebe die bloßen äußern guten Werke in Thomas Augen keinen Werth hatten. Er vergleicht ſie leeren Gefäßen ohne Oel, Lampen, die nicht leuchten in der Finſterniß. — Gleichwohl erwartete er die Förderung der Liebe von der Ausübung gewiſſer Mönchstugenden, in denen er aufgewachſen war und mit denen er es ſelbſt ſehr ſtrenge nahm. So empfiehlt er bekanntlich mit beſonderem Nachdruck die Einſamkeit, das Stillſchweigen, das Faſten, Beten, Bibelleſen und auch wohl das Abſchreiben der Bibel und guter Bücher; ſodann den Gehorſam unter die Obern, den regelmäßigen Beſuch des Gottesdienſtes, den fleißigen Genuß des heiligen Abendmahls und auch die Andachten zur heiligen Jungfrau. Das alles aber empfiehlt er nicht als ein verdienſtliches Werk, ſondern als Zucht- und Uebungsmittel der Frömmigkeit. — Das heuchleriſche Mönchthum, das ſich nur mit der Form begnügte, bekämpfte er mit reformatoriſchem Ernſte, ja nicht ohne Beimiſchung von Satire. „Nicht die Kapuze, ſagt er, macht den Mönch; die könnte auch ein Eſel tragen; Alles kommt auf das Innere an." Aehnlich urtheilte er von den Geiſtlichen überhaupt: „Ein Geiſtlicher ohne Schriften iſt ein Soldat ohne Waffen, ein Pferd ohne Flügel, ein Schiff ohne Ruder, ein Schreiber ohne Federn, ein Vogel ohne Flügel, und — vollends ein Kloſter ohne Schriften iſt eine Küche ohne Töpfe, ein Tiſch ohne Speiſen, ein Brunnen ohne Waſſer, ein Bach ohne Fiſche, ein Garten ohne Blumen, eine Börſe ohne Geld, ein Haus ohne Geräthe."

So weit Thomas von Kempen. Neben dieſer von ihm ſo kräftig und würdig vertretenen Richtung der praktiſchen Frömmigkeit ging aber aus derſelben Verbindung der Kleriker des gemeinſamen Lebens noch eine andere, ſie ergänzende Richtung hervor, bei der das Wiſſenſchaftliche, das Erforſchende und Erörternde

mehr in den Vordergrund trat, ohne ſich darum von dem Boden der praktiſchen Frömmigkeit zu löſen.

Dieſe Richtung erſcheint uns vertreten in Johann Weſſel, geboren um 1419 oder 1420 in Gröningen.[1]) Auch Weſſel ging wie Thomas von Kempis aus dem mittlern Bürgerſtand hervor, und da ſeine Eltern frühzeitig ſtarben, ſo erhielt er ſeine Erziehung in der Anſtalt der Kleriker vom gemeinſamen Leben zu Zwolle. Von Kempis, namentlich von deſſen Buche: die Nachfolge Chriſti, erhielt er eine mächtige Anregung. Seine Lebensführung war aber eine von der des Kempis verſchiedene. Schon ſein äußeres Leben blieb nicht auf den mönchiſchen Kreis beſchränkt und demgemäß geſtaltete ſich auch ſein Inneres freier von mönchiſchen Formen, als dieß bei Kempis der Fall ſein konnte. Bei aller Innigkeit des religiöſen Gefühls hatte Weſſel zugleich einen offenen Sinn für allgemeine menſchliche Bildung und für das was draußen vorging in der Welt. Er machte ſich in Köln mit der ſchon auf ihrer Neige begriffenen Scholaſtik bekannt. Auch die Myſtiker blieben ihm nicht fremd; aber über Scholaſtik und Myſtik hinaus führte ihn das Studium der Klaſſiker, das Studium der alten Griechen, zumal des Plato. Er machte verſchiedene Reiſen und verweilte längere Zeit zu Paris. Hier traf er (und auch ſpäter wieder in Baſel) mit Reuchlin zuſammen, den wir ja auch unter die Vorläufer der Reformation zählen. Auch Rom wurde von ihm beſucht. Charakteriſtiſch iſt die Audienz, die er bei Sixtus IV hatte. Dieſer erlaubte ihm, ſich eine Gunſt auszubitten. Sowohl der Papſt als die Cardinäle erwarteten, Weſſel werde um eine einträgliche Präbende bitten; allein der ſeltene Mann bat ſich eine Bibel aus, die er in der Vaticaniſchen Bibliothek geſehen hatte, und männiglich verwunderte ſich über dieſe beſcheidene Bitte. Viele mochten denken, der Mann ſei nicht geſcheid. — In Heidelberg trat Weſſel als öffentlicher Lehrer auf. Er machte ſich mehr und mehr los von den herrſchenden Autoritäten der Schule, und wurde darum der Meiſter der Widerſprüche

[1]) Ullmann, Johann Weſſel, der Vorgänger Luthers. 1834. Die zweite, völlig umgearbeitete Auflage von 1842 bildet den zweiten Theil der oben angeführten Schrift: Reformatoren vor der Reformation.

(magister contradictionum) genannt; seine Schüler aber priesen ihn als ein Licht der Welt (lux mundi). Wessel schätzte die Wissenschaft hoch; er trieb sie selbst mit allem Eifer, aber er überschätzte sie nicht; die fromme Demuth stand ihm höher. „Ein Thor, sagte er, der nur weiß, damit er wisse; größere Thoren die, welche nur darum sich des Wissens befleißen, damit man wieder von ihnen wisse.“[1]) In dieser Grundanschung traf er mit Thomas a Kempis zusammen. Je kühner er die menschlichen Autoritäten verschmähte, desto entschiedener stellte er sich auf den Boden der Schrift, die ihm in göttlichen Dingen die einzige Autorität war. Und zwar zeigt er auch darin eine größere Nüchternheit als die Mystiker, daß er von allen willkürlichen allegorischen Erklärungen der Bibel absah und sich einfach an den grammatischen Sinn hielt. „Wer eine Schriftstelle auslegt, das war sein Grundsatz, der muß bei den Worten des Textes bleiben, und nichts Fremdartiges hineintragen, nicht gezwungene Erklärungen geben.“ Aber darin stimmte er wieder mit den Mystikern und allen frommen Bibelforschern überein, daß nach ihm nur der die Schrift recht liest, der sie mit heilsbegieriger Seele liest. „Wer bei der Lesung der Bibel, sagt er, nicht täglich geringer von sich denkt, sich nicht immer mehr mißfällt und gedemüthigt wird, der liest die heiligen Schriften nicht nur vergeblich, sondern auch nicht ohne Gefahr.“ Ebenso dringt er auf ein anhaltendes Gebet. Dieses ist ihm die Leiter, auf der wir zu Gott aufsteigen. Auch ihm ist, wie Kempis, die Liebe der Weg, auf dem wir zu Gott gelangen; sie ist der Anker der Seele. Darin aber schreitet Wessel über die Mystiker und auch über Thomas von Kempis hinaus, daß er die Rechtfertigung durch den Glauben schärfer betont, und obgleich auch er sie mit der Heiligung aufs Innigste verbindet, sie doch nicht mit ihr vermengt. Hiemit steht er schon ganz auf dem Boden der Reformation; er theilt mit ihr das Schriftprincip in Beziehung auf die Erkenntniß, und das Princip der Rechtfertigung durch den Glauben in Beziehung auf die Wirkung des Heils. Mit diesen positiven reformatorischen Grundsätzen mußte er dann natürlich

[1]) Qui scit, ut sciat, stultus est,
Qui sciunt ut sciantur stultiores.

auch die negative Seite verbinden, d. h. die bestimmte Opposition gegen Alles, was der Lehre des Evangeliums zuwider war oder die Vermittlung des Heils auf einem andern Wege suchte als auf dem des Glaubens. So bestritt er denn die Oberhoheit und Untrüglichkeit des Papstes. Viele Päpste haben verderbliche Irrthümer gehabt. Ja Petrus selbst war nicht ohne Fehle. Wir wissen, wie ihm Paulus ins Angesicht widerstand, als er wieder von der evangelischen Freiheit in die jüdische Gesetzlichkeit zurückfallen wollte. Aber nicht nur die Unfehlbarkeit des Papstes bestritt Wessel, sondern auch die der Concilien. „Die Kirche freilich kann nicht irren; aber wer ist die Kirche? Niemand anders, als die Gemeinschaft der Heiligen, zu der alle wahrhaft Gläubigen gehören, die durch einen Glauben, eine Hoffnung, eine Liebe mit Christo verbunden sind.“ Wir glauben Luther zu hören in diesen Worten, namentlich den Luther der frühern Zeit. In Beziehung auf die äußern Verhältnisse der Kirche beobachtete Wessel die größte Besonnenheit und unterschied sich darin vortheilhaft von den stürmenden Fanatikern, die alle Ordnung der Kirche umzustürzen sich bemühten. Den Papst als solchen griff Wessel nicht an; aber daß gerade unter dem römischen Bischof die abendländische Christenheit sich zu einer äußern Einheit zusammenschließe, das erschien ihm als etwas Zufälliges, etwas historisch Entstandenes, das auch wieder aufhören konnte, wie es entstanden, nicht als etwas göttlich Nothwendiges, mit dem Christenthum ewig Verbundenes. Er lehrte eben so wenig, die Kirche darf keinen Papst haben, als sie muß einen haben unter allen Umständen. Und so ließ er sich auch den Unterschied gefallen, den die Kirche zwischen Klerikern und Laien machte. Nur achtete er das allgemeine Priesterthum der Christen höher, als das bloße Standespriesterthum. Die Kirche ist nicht um des Klerus, sondern der Klerus um der Kirche willen da. Die Priester sind den Aerzten zu vergleichen, die um der Kranken willen da sind. Vernachlässigt ein Arzt seine Kranken, so wird er abgedankt: so soll es auch mit den Priestern gehalten werden. Wie aber die Genesung des Kranken nicht ein Werk des Arztes, sondern Gottes ist, so kommt auch die Sündenvergebung nicht vom Priester, sondern von Gott. — Die Sacramente schätzte Wessel als Gnadenmittel und unterschied

ſich auch hierin von den Schwärmern, welche ſolche verachteten. Aber er überſchätzte ſie auch nicht. So iſt ihm im heiligen Abendmahl die geiſtige Verbindung mit Chriſtus die Hauptſache, und ſo auch wieder bei der Buße die innere Herzensbeſſerung. — Mit Recht iſt Weſſel als ein Vorläufer Luthers betrachtet worden, inſofern er unter den vorreformatoriſchen Männern der Lehre nach ihm am nächſten ſteht. Dagegen waren ſeine Lebensſchickſale höchſt einfach. Weſſel war keine herausfordernde, keine ſchlag- und kampffertige, er war eine einfache, betrachtende Natur. Er ſah ſich auch nicht von außen her auf den Kampfplatz geſtellt, Unangefochten und ohne in Streitigkeiten verwickelt zu werden, brachte er ſein höheres Alter meiſt in ſeinem Vaterlande zu, in verſchiedenen Klöſtern. Er ſtarb 1489 zu Gröningen.

Nicht ſo unangefochten wie Joh. Weſſel blieb ſein Zeitgenoſſe, der wegen Aehnlichkeit des Namens nicht mit ihm verwechſelt werden darf, Johann von Weſel (de Vesalia), auch Ruchrath genannt.[1]) Auch er iſt, wie Weſſel, zu Anfang des 15. Jahrhunderts geboren und zwar zu Oberweſel zwiſchen Mainz und Coblenz, nicht zu Niederweſel im Cleviſchen, wie früher angenommen wurde. Er ſtudirte in Erfurt und wurde dort Profeſſor. Als ſolcher griff er bei Anlaß des Jubeljahres, das Urban VI im Jahr 1450 ausgeſchrieben, den Ablaßkram an; hierin alſo ein Vorgänger Luthers, und zwar ſtellte auch er ſich in dieſem Kampfe auf den Standpunkt der Schrift. Von dieſer aus erklärte er, ähnlich wie Weſſel, daß nur Gott Sünden vergeben könne. „Der Prieſter kann wohl abſolviren von den Disciplinarſtrafen, welche die Kirche über die Büßenden verhängt, nun und nimmermehr aber hat er Gewalt über die Gewiſſen.“ Vorübergehend war Johann von Weſel im Jahr 1460 Prediger in Mainz, und als ihn die Peſt von da vertrieb, wandte er ſich nach Worms, wo er als Domherr lebte. Um eben dieſe Zeit war die Univerſität Baſel durch Pius II geſtiftet worden; auf Weſel waren die Augen der Behörden gerichtet, um ihn hieher zu ziehen. Er kam auch wahrſcheinlich im Frühjahr 1461 nach Baſel, verließ aber

[1]) Ullmann, Reformatoren vor der Reformation. Bd. I.

die Stadt, an deren Universität er nur kurze Zeit gelehrt hat, [1] schon im Sommer 1462 wieder, um die Stelle eines Dompredigers in Worms anzutreten. In dieser Stellung wirkte er 17 Jahre. Er predigte gewaltig wider das herrschende Verderben und den Abfall vom apostolischen Christenthum und zwar in beständigem Anschluß an das Wort der Schrift. Ja auch bei ihm finden wir, wie bei Wessel, schon eine besondere Betonung der paulinischen Lehre, wie sie später von den Reformatoren des 16. Jahrhunderts hervorgehoben wurde. „Wen Gott, sagt er unter anderm, durch seine Gnade retten will, der wird gerettet und wenn alle Priester ihn verdammen und bannen; wen aber Gott verdammen will, der wird es, und wenn der Papst sammt allen Priestern ihn selig sprächen.“ — Nicht die sichtbare Kirche, nicht die Gesammtheit aller Getauften, war ihm die wahre, die heilige Kirche. Die sichtbare katholische Kirche besteht größtentheils aus Verworfenen, sie kann daher nicht die Gemeinschaft der Heiligen sein, zu der wir uns im apostolischen Glauben bekennen. Mit Freimuth, ja mit einem scharfen Sarcasmus bestritt Johann von Wesel auch die Ceremonien und Satzungen der Kirche. In der alten Zeit habe man sich bei der Feier des heiligen Abendmahls begnügt mit den Einsetzungsworten und dem Gebet des Herrn, jetzt müsse der Priester eine Stunde und darüber am Altar stehen. Von dem heiligen Oel sagte er: es ist nicht besser, als das, welches ihr zu Haus in euern Kuchen esset, und gegen das Fastengebot der Kirche bemerkte er: ein Christ dürfe auch an einem Charfreitag einen guten Kapaun essen. Ja Petrus, bemerkte er mit seiner Ironie, möge wohl darum die Fasten eingeführt haben, damit er als Fischer seine Waare desto besser an den Mann bringen könne. Freilich ging es Johann von Wesel, wie allen witzigen Leuten: es wurden auf seine Rechnung Anekdoten erfunden und manches von Freunden und Gegnern ihm aufgebürdet, das er gesagt haben sollte, das er aber aufs Bestimmteste in Abrede stellte. So sollte er in Wiesbaden in einer Predigt gesagt haben, wer das heilige Meßopfer sehe, der sehe den Teufel. Gewiß ist dagegen, daß er wider die Herrschsucht und Habsucht der Geist-

[1] W. Vischer, Geschichte der Universität Basel. Basel 1860. S. 69 ff.

innere Friede, die ſtille Seligkeit einer ununterbrochenen Gemeinſchaft mit Gott war der letzte, der einzige Zielpunkt all ſeines Strebens.[1]) Und dieß Alles in einer einfachen kindlichen Weiſe, der man es anmerkt, daß Alles ſelbſt erlebt und ſelbſt erfahren iſt. Das iſt es auch gewiß, was ſeinem Buche ſo große Verbreitung verſchafft hat, auch über die Kluft hinaus, welche ſpäter Katholiken und Proteſtanten trennte. Es ſind nicht geiſtreiche, überraſchende Gedanken, nicht ſcharfſinnige Combinationen oder tiefſinnige Speculationen, die uns in der „Nachfolge Chriſti“ begegnen, ſondern ein aufrichtiges Herz, das kein höheres Verlangen kennt, als des göttlichen Wohlgefallens inne zu werden und des höchſten Friedens ſich zu getröſten, zu dem ein Menſch gelangen kann. Darum preist Thomas überall die Einfalt und ſtellt ſie höher als alles Wiſſen. „Ein gutes Gewiſſen, ein tugendhaftes Leben“ ſteht ihm höher als alle Gelehrſamkeit. „Was nützt, ſo fragt er, das Wiſſen ohne Furcht Gottes? Beſſer ein einfacher Bauer, der Gott dient, als ein ſtolzer Philoſoph, der ſich ſelbſt vernachläßigend, den Lauf des Himmels betrachtet.“ „Was nützt es dir, fragt er weiter, hoch über die Dreieinigkeit zu diſputiren, wenn du der Demuth ermangelſt, um der Dreieinigkeit zu gefallen?“ Thomas von Kempen dogmatiſirt nicht und ſtreitet nicht über Glaubensſätze; er iſt durchaus katholiſch orthodox in ſeinem Glauben, aber mit dem Glauben verbindet ſich bei ihm ſo innig das Leben und das Thun, daß man dabei weniger an das erinnert wird, was etwa dogmatiſch könnte Anſtoß geben, als an das, was jeder Chriſt in ſich tragen muß, wenn er dieſes Namens werth ſein ſoll. Man hat in dem ſonſt ſo trefflichen Büchlein von der Nachfolge Chriſti jenen innerſten Kern des evangeliſchen Chriſtenthums vermißt, den erſt die Reformation des 16. Jahrhunderts mit voller Klarheit des Gedankens hervorhob; ich meine die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Man hat darauf hingewieſen, daß neben den herrlichſten Zeugniſſen eines innigen, den Reformatoren verwandten Glaubenslebens noch manche Reſte von Werkheiligkeit ſich finden, daß der Verf. auch weniger die Sünde des unwiedergeborenen Menſchen betont, die ihn von Gott ſcheidet, als die Mängel und

[1]) Ullmann a. a. O. S. 141.

Fehler, die auch den Frömmſten am vollen Genuſſe des höchſten Gutes hindern. Allein wir müſſen auch dieſen Mann nach ſeiner Zeit beurtheilen. Er ſteht noch ganz auf dem Boden, auf dem Luther ſtand in der erſten Zeit ſeines Kloſterlebens. Gleich den Gottesfreunden und Myſtikern ſucht Thomas von Kempen das einzig wahre, den Menſchen befriedigende Gut in der Gemeinſchaft mit Gott, in dem Einswerden mit ihm, und um dahin zu gelangen, fordert er eine fortgeſetzte Askeſe.[1]) Auf dem Wege der Entſagung, der Selbſtüberwindung, der Demüthigung, ja der Vernichtung des eigenen Willens und eigenen Sinnes ſtrebte er der Vollendung zu und ermunterte auch andere dieſen Weg zu gehen. „Alles, ſagt er, beſteht im Kreuze, alles liegt am Sterben; kein anderer Weg führt zum Leben und zum wahren Frieden, als der Weg des Kreuzes und des täglichen Sterbens. Je mehr jeder ſich ſtirbt, deſto mehr fängt er an, Gott zu leben. Gieb dich ſtets in das Niedrigſte, und es wird dir das Höchſte gegeben werden; du ſteigſt nicht in den Himmel, wenn du dich nicht erniedrigſt.“ Frei zu werden von aller Eigenheit, ſich ganz hinzugeben für das Ganze, das iſt nach Thomas die höchſte Aufgabe des Chriſten. Gewiß eine ſchwere Aufgabe! Das fühlt Thomas ſelbſt. „Herr, ſo ſpricht er, das iſt kein Kinderſpiel, das iſt nicht das Werk eines Tages.“ — Und ſo erwartet denn Thomas Alles von Gottes Gnade, die ſich liebend dem Menſchen mittheilt und ihre Liebe ausgießt in ſein Herz. — Und eben das, was Thomas als höchſtes Ziel ſetzt, das iſt ihm zugleich wieder der ſicherſte Weg, der zum Ziel führt, das Mittel zur Vollkommenheit zu gelangen. „Aus der Liebe und durch die Liebe zur Liebe, das iſt der Heilsweg, den er Andern vorzeichnete, und den er ſelbſt zu wandeln befliſſen war. Die Liebe iſt es, die uns antreibt, das Gute zu thun; nichts iſt höher, nichts ſüßer, nichts kräftiger, nichts liebreicher als ſie, im Himmel und auf Erden; denn die Liebe iſt aus Gott geboren und kann über alles Geſchaffene hinaus nur in Gott ruhen.“ „Es giebt für dich nichts Beſſeres, nichts Heilſameres,

[1]) Dieſe Askeſe war indeſſen bei ihm nicht die des äußerſten Rigorismus, die den Himmel gleichſam erſtürmen möchte. „Sein Begehren des Ewigen war eine ſtille Sehnſucht, kein ungeſtümes Drängen.“ Mooren a. a. O. S. 150.

in Betracht ſeiner Irrthümer um Gnade bitten. Weſel: Muß ich um Gnade bitten, da ich doch keiner Schuld überführt bin? Inquiſitor: Ihr müßt entweder um Gnade bitten, oder ein härteres Urtheil erwarten. Wenn ihr um Gnade bittet, ſo wird euch Verzeihung zu Theil werden. Weſel: Ihr zwingt mich ein Bekenntniß abzulegen und um Gnade zu flehen, und doch iſt mir meine Schuld nicht bewieſen! Inquiſitor: Ich zwinge euch nicht. Weſel: Ja, ihr treibt mich aber doch an. Inquiſitor: Ich thue weder das Eine, noch das Andere, ſondern ihr müßt aus freien Stücken um Gnade bitten, und ich proteſtire gegen das, was ihr mir aufbürdet. — Endlich ließ ſich der alſo in die Enge Getriebene bewegen, um Gnade zu bitten. Er wurde wieder ins Gefängniß geführt. Dorthin begab ſich eine Deputation von Theologen und Geiſtlichen, um ihn zu einem Widerruf zu bewegen. Er entgegnete: ſoll ich wider mein Gewiſſen handeln? Nein, ward ihm geantwortet; ihr ſollt nur den Irrthum abſchwören; ihr ſehet, daß eure Artikel falſch ſind. Weſel: Das ſagt ihr wohl, aber ihr beweiſet es nicht. Deputation: Es ſind hier keine Beweiſe nöthig, weil die Artikel von der Kirche verdammt ſind. Weſel: Eben darüber habe ich keine Gewißheit. — Und ſo ging das Hin- und Herreden weiter. Endlich wurde Weſel ungeduldig und ſprach: „Nach eurer Art mit mir zu verfahren, würde auch Chriſtus, wenn er da wäre, von euch als Ketzer verdammt werden; aber der würde (fügte er lächelnd hinzu) durch ſeinen Scharfſinn euch überwinden.“ — Endlich erklärte Weſel: ich will widerrufen, wenn ihr meinen Widerruf auf euer Gewiſſen nehmen wollt. „Das wollen wir,“ erwiederten die Deputirten, und alle Schuld tragen, die euer Gewiſſen beſchweren könnte.“ Und ſo leiſtete der von Krankheit Darniedergebeugte in folgenden Worten den Widerruf: „Ehrwürdiger Vater in Chriſto, Erzbiſchof dieſer hochberühmten Diöceſe, ehrwürdiger Vater Inquiſitor, und ihr Herren Doktoren, Magiſter und andere ehrwürdige Männer! Ich erkenne freiwillig, daß in meinen Schriften und Reden Irrthümliches gefunden worden ſei. Ich widerrufe dieſe Irrthümer und will ſie auch öffentlich widerrufen. Ich unterwerfe mich den Geboten der heiligen Mutter Kirche und

der Belehrung der Doktoren. Ich will die mir aufzulegende Buße ertragen und bitte um Vergebung und Gnade.“

Diesen Widerruf wiederholte er am darauf folgenden Sonntag Estomihi öffentlich. Allein dieß Alles rettete ihn nicht von der Strafe lebenslänglicher Einsperrung im Augustinerkloster. Seine Schriften wurden überdieß verbrannt. Als Wesel dieselben zum Holzstoß tragen sah, brach er in bittere Thränen und in die Worte aus: „O du frommer Gott, soll auch das Gute mit dem Schlimmen zu Grunde gehen? Muß das viele Gute, das ich geschrieben, büßen, was das wenige Schlimme verschuldet hat? Das ist nicht dein Urtheil, o Gott! der du bereit wareſt auf Abrahams Gebet hin, der unermeßlichen Menge um zehn Gerechter willen zu schonen, sondern das Urtheil der Menschen, die, ich weiß nicht von welchem Eifer gegen mich entflammt sind.“ — Die Gefangenschaft ward von ihm angetreten, aber nach Verlauf von nicht ganz zwei Jahren machte Gott seinem Leiden ein Ende. Er starb im Kerker 1481.

Der Ausgang Johann Weſels macht nun allerwärts mehr einen bekümmernden als einen erhebenden Eindruck. Er erreicht nicht die Höhe des Märtyerthums eines Hus und eines Hieronymus, und doch können wir dem Manne, den wir bemitleiden, unsre Achtung nicht versagen, während jene freilich uns zur Bewunderung hinreißen. Einen freimüthigen Zeugen der Wahrheit werden wir trotz des abgenöthigten Widerspruchs in ihm erblicken, auch wenn er sein Zeugniß nicht durch einen gewaltsamen Tod zu bekräftigen im Stande war. Noch könnten neben Weſel und Weſel eine Reihe anderer Wahrheitszeugen angeführt werden, wie ein Johann von Goch (Pupper), der, wie Weſſel, aus der Schule der Brüder des gemeinsamen Lebens hervorging, der besonders das klösterliche Leben zu reformiren suchte und als Prior eines Diaconiſſenhauſes in Mecheln starb (1475); ein Cornelius Graphäus, der Gochs Buch von der Freiheit herausgab, aber von der Inquiſition genöthigt wurde, die dazu geschriebene Vorrede zu widerrufen und ins Feuer zu werfen; ein Jakob von Jüterbok, der zuerst als Cistercienſermönch in Polen wirkte, dann, um strenger zu leben, zu den Karthäusern überging und im 80ſten Jahre als Prior eines Karthäuſerkloſters in Erfurt

1465 ſtarb. [1]) Auch der Schweizer Felix Hämmerlin, [2]) ſeit 1412 Chorherr in Zürich und ſeit 1421 Propſt des St. Urſusſtifts in Solothurn, zuletzt Propſt am großen Münſter in Zürich, verdiente wegen ſeiner Kämpfe mit den Mönchen und der Gefangenſchaften, die er zu Conſtanz und Luzern ausſtand (er ſtarb 1475 im Kerker des Franziskanerkloſters) erwähnt zu werden, obgleich er zu einem eigentlichen Reformator nicht angethan war und an chriſtlicher Erkenntniß hinter Weſſel und Weſel zurückſtand.

Weit bedeutender war für die innere Vorbereitung der Reformation ein anderer Mann, mit dem wir für heute die Reihe der reformatoriſchen Männer germaniſchen Stammes beſchließen können. Es iſt dieß Geiler von Kaiſersberg, geboren zu Schaffhauſen den 16. März 1445. [3]) Sein Vater ſtammte aus Kaiſersberg im Oberelſaß, daher der Name. Im Elſaß erhielt auch Johann Geiler die erſte Bildung. Dann beſuchte er die hohen Schulen von Freiburg und Baſel und trat auch in Baſel als Lehrer auf, wo er 1475 den Doktorgrad in der Theologie erhielt. Allein das Jahr darauf wurde er nach einem nochmaligen Aufenthalt in Freiburg als Dompredigter nach Straßburg berufen. Und da hat er ſeine Wirkſamkeit als Prediger in einer Weiſe entfaltet, die ihn in einer gewiſſen Weiſe berechtigt, unter die Reformatoren vor der Reformation gezählt zu werden. Seine reformatoriſche Thätigkeit war freilich mehr eine ſittlich-praktiſche, als eine dogmatiſche. Die Spuren, welche Tauler einſt in Straßburg hinterlaſſen, waren längſt verwiſcht. Die Bettelorden waren ausgeartet und lagen im Streit mit der Weltgeiſtlichkeit. Die Predigt wurde ſo gering geachtet, daß der Magiſtrat von Straßburg den Predigtſtuhl (die Kanzel) aus dem Münſter entfernen ließ, ſo daß gar nicht mehr geprebigt wurde. Da ſetzte der Ammeiſter Peter Schott eine Summe aus zum Unterhalt

---

[1]) Ueberall die Genannten, vgl. Ullmann a. a. O. im erſten Bande.

[2]) Reber, (Balth.) Felix Hemmerlin von Zürich. 1846.

[3]) Ammon, Geiler's Leben, Lehren und Predigten. Erlangen 1826. Stöber, Essai historique et littéraire sur la vie et les sermons de Geiler. 1834. C. Schmidt, in Herzogs Realencyklopädie. Bd. IV.

eines Predigers, der keinem Orden angehöre, aber Doktor der Theologie sein müsse. Und diese Stelle erhielt eben Geiler 1478. Er predigte erst ganz bescheiden in einer Seitenkapelle; nun aber wurde, da der Zudrang sich mehrte, eine reich verzierte Kanzel im Schiff der Kirche errichtet, und von dieser herab, sowie auch mitunter in den Frauenklöstern predigte er unter großem Beifall. Er ging in seinen Vorträgen, wie alle ächten reformatorischen Männer, auf die heilige Schrift zurück, als auf den Grund; aber dieß hinderte ihn nicht, beim Fortbauen auf diesen Grund auch Männer aus dem klassischen Alterthum anzuführen, wie Cicero und Plinius „den natürlichen Meister", Seneca „den frommen Heiden". Diesen reihte er dann auch die christlichen Lehrer an, namentlich den heiligen Bernhard und Gerson „den treuen tröstlichen Lehrer". Daß er auch Tauler's gedachte, ließ sich erwarten; doch ermahnte er, ihn „hübschlich" zu verstehen. Mehr als dieses kann uns auffallen, daß er es nicht verschmähte, über seines Basler Freundes Sebastian Brant's satirisches Buch, das Narrenschiff, zu predigen, um die Thorheit der Zeit zu geißeln. Auch die trivialsten Sprüchwörter, selbst Schwänke und Witze verschmähte er nicht in seine Predigten einzuflechten. Dieß nach dem Geschmacke der Zeit. In ähnlicher Weise predigten zu derselben Zeit ein Gabriel Barletta in Oberitalien, ein Olivier Maillard und ein Michel Menot († 1518) in Frankreich. Man würde Geiler Unrecht thun, wenn man daraus schließen wollte, es habe ihm am rechten Ernste gefehlt. Ernst und Humor mischten sich bei ihm ähnlich wie bei vielen andern tief angelegten Menschen, und diese Mischung gab sich nun auch auf der Kanzel kund, wo sie allerdings weniger an ihrem Orte war. Treffend und charakteristisch waren indessen seine Bilder allerdings. So wenn er den Menschen, der seine Schooßsünden hegt und pflegt, mit einem Bären vergleicht, der sein Junges leckt und immer mehr Gefallen an ihm gewinnt, je mehr er sichs zurecht leckt, oder wenn er vor der Berührung der Welt warnt, weil Einer, der auch nur durch die Mühle gehe, nicht herauskomme, ohne den Mehlstaub in den Kleidern zu tragen. Das reformatorische Element der Geilerschen Predigten beschränkte sich darauf, daß er die falsche Werkheiligkeit, den Mißbrauch des Ablasses,

die gesunkenen Sitten der Geistlichkeit ohne Schonung rügte. Dazu kam sein eigenes musterhaftes Beispiel. Der Ruf seiner Predigten war so groß, daß ihn der Magistrat von Augsburg einlud, eine Reihe von Gastpredigten in ihrer Stadt zu halten. Er folgte dem Rufe für einige Zeit im Jahr 1488. Auch unter der Kanzel war Geiler bemüht, die sittlichen Zustände Straßburgs zu heben: er wirkte mit zu Verbesserung der Schulen und zu humanerer Behandlung der Gefangenen und der Verbrecher. Unter anderem drang er auf Abschaffung der Folter. Geiler starb den 10. März 1510.

In der nächsten und letzten Stunde heben wir unsern Blick von dem Nieder- und Oberrhein über die Alpen hinaus nach Italien und zwar zunächst auf den Reformator der romanischen Bevölkerung, auf Girolamo Savonarola.

Neunzehnte Vorlesung.

Girolamo Savonarola. — Marsilius Ficinus. — Pico von Mirandola. — Die Renaissance. — Julius II. — Leo X. — Die Inquisition in Spanien. — Torquemada. — Das Christenthum in Amerika. — Bartolomeo Las Casas. — Rückblick auf Deutschland. — Schluß.

Die stille Reform, welche von den Brüdern des gemeinsamen Lebens in den Niederlanden ausgegangen, hatte, wie wir gesehen, nicht nur in den Niederlanden selbst, sondern auch in Deutschland einen fruchtbaren Boden gefunden; durch Thomas von Kempen auf der einen, durch Johann Wessel auf der andern Seite; aber wo diese oder eine ihr ähnliche Reform in kühnerer Gestalt auftrat, wie in einem Johann von Wesel, da fehlte es auch nicht an Widerspruch und an gewaltsamen Versuchen, die aufkeimende Wahrheit zu unterdrücken. War es auch nicht immer der Scheiterhaufen, der die Opfer verschlang, so schmachtete doch mehr als ein Wahrheitszeuge in Kerkern und Banden. Zu denen, die ihren Eifer im Flammentode büßten, zu einem Hus, Hieronymus von Prag, dem Wikliffiten Cobham (in England), lassen Sie mich noch einen hinzufügen, den ich nicht genannt habe, den Carmelitermönch Thomas Conecte, der zu Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts in Flandern aufgetreten war und gegen die Verdienstlichkeit der Fasten, gegen das Cölibat und andere Mißbräuche gepredigt hatte, und der 1432 (also während der Zeit des Basler Concils) zu Rom verbrannt wurde, nachdem er längere Zeit im Kerker geschmachtet. An diese vorangegangenen Märtyrer schließt sich jetzt noch einer, dessen Erscheinung ein um so höheres Interesse erweckt, je räthselhafter in mancher Beziehung sein Auftreten war. Nicht eine stille, in sich gekehrte Natur, wie ein

Thomas von Kempen, auch nicht eine nüchterne, beſonnen vorwärts ſchreitende, der Reformation der Kirche ausſchließlich zugewandte, von politiſchen Aufregungen ſich ferne haltende Weiſe, wie ſie uns bei Wikliffe, Hus, Hieronymus von Prag, Weſſel und Andern entgegentritt, ſondern eine feurige, vom Anfluge ſchwärmeriſcher Aufregung nicht ganz frei zu ſprechende, eine drängende, ſtürmende, mit prophetiſchem Anſehn ſich umgebende Geſtalt iſt die, mit der wir uns heute zu beſchäftigen haben, die Geſtalt des Hieronymus Savonarola. Der Schauplatz, auf dem wir dieſer Geſtalt begegnen, iſt freilich auch ein durchaus verſchiedener von dem Deutſchlands und vollends der Niederlande. Er iſt das von politiſchen Parteien aufgeregte, bei allem äußern Glanze in ſeinen ſittlichen Grundlagen erſchütterte Florenz, dem er warnend, drohend, ſtrafend, zürnend gegenüberſteht, in deſſen gähnenden Krater er ſich hineinſtürzt, bis endlich die aufwallenden Gluthen über ihm zuſammenſchlagen und der Mann in den Flammen endet, der ſelbſt für Viele ein verzehrendes Feuer geweſen.

Girolamo Savonarola [1]) iſt geboren zu Ferara den 21. September 1452. Er ſtammte aus einem alten Geſchlechte in Padua und erhielt eine ſorgfältige Erziehung. Er ſollte für die Welt erzogen werden, ſollte ſeinem Großvater Michael Savonarola nachfolgen, der als Naturforſcher ſich einen Ruf erworben; allein Girolamo ſuchte ſchon als Knabe (er hatte noch fünf Brüder und zwei Schweſtern) ſich ſeinen Geſpielen zu entziehen, indem er die Einſamkeit aufſuchte. Als ein Jüngling von 23 Jahren verließ er heimlich das elterliche Haus und trat um der Gottloſigkeit der Welt zu entfliehen und ſeine Seele zu retten, in ein Dominikanerkloſter in Bologna. Hier vertiefte er ſich in die Schriften eines Thomas von Aquino, zu dem er ſchon früher eine große Zuneigung gefaßt hatte. Daneben las er aber auch die Kirchenväter, inſon-

[1]) A. G. Rudelbach, Hieronymus Savonarola und ſeine Zeit. Hamb. 1835. F. A. Meier, Girolamo Savonarola. Berlin 1836. K. Haſe, Neue Propheten. Leipzig 1851. Böhringer, a. a. O. Perrens, Jérome Savonarola. Paris 1853. Ph. Schaff, in Herzogs Realencyclopädie. Bd. XIII. Madden, the life and mardyrdom of Savonarola. Lond. 1854. 2 Bde.

derheit Auguſtin und vor Allem die heilige Schrift, von der er bezeugt, daß ſie ihm alles das Licht und all den Troſt gewähre, nach dem ſeine Seele ſich geſehnt. Er lernte ſie faſt auswendig. Bezeichnend iſt es übrigens, wie ihn unter den heiligen Schriften am meiſten die Propheten des alten und die Apokalypſe des neuen Bundes anzogen. Sein Geiſt nahm von da aus eine entſchiedene, aber auch eine einſeitige Richtung. Verglich er jene Zeiten mit der ſeinigen, ſo lag ihm nahe genug, das in ſeinem eignen Innern nachzubilden und zu wiederholen, was jene Männer Gottes, die begeiſterten Seher des alten und neuen Bundes in ſich erfahren und erlebt hatten; ſeine Sprache nahm mehr und mehr das Colorit der ihrigen an. Das zeigte ſich ſchon in ſeinen erſten Predigten. Dieſe machten indeſſen nicht ſogleich den gewünſchten Eindruck. Es ſchien dem Redner bei aller Gluth der Phantaſie und aller Durchdrungenheit von ſeinem heiligen Gegenſtande, an der rhetoriſchen Begabung, an allen äußern Mitteln der Darſtellung zu fehlen. Seine Sprache war ſchwülſtig und unbeholfen, ſeine Stimme rauh, ſeine Geberden ungelenk. Allein während eines Aufenthaltes in Breſcia in den Jahren 1483 und 1484 fing er an als Prediger Aufſehn zu erregen, und während in Bologna die Zahl ſeiner Zuhörer auf 25 herabgeſchmolzen war, ſah er ſich hier von Hunderten und Tauſenden umringt. Schon jetzt trat er als gewaltiger Straf- und Bußprediger auf. Seine Wirkſamkeit wurde nun aber erſt eine weitgehende und umfaſſende, nachdem er im Jahr 1489 oder 1490 (er ſtand damals im 38ſten Jahre ſeines Lebens) von ſeinem Ordensvorſteher als Lector für die Novizen der Dominikaner nach Florenz berufen wurde, an das Kloſter San Marco daſelbſt. Damals ſtand die Republik gerade am Zenith ihres weltlichen Ruhmes. Coſimo bei Medici, der große Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaft, war im Jahr 1464 geſtorben. Jetzt war es ſein erleuchteter Enkel Lorenzo, der den Großvater noch an Ruhm überragte. Aber um eben dieſe Zeit ſaß auch zu Rom auf dem Stuhle Petri der nichtswürdige Innocenz VIII und bald darauf der Schändlichſte aller Schändlichen, Alexander VI. — Der Glanz der Mediceer feſſelte aber den nur auf das Eine gerichteten Sinn des gewaltigen Mannes nicht. Dem heitern Genuß der Kunſt ſetzte er den düſtern Ernſt

eines Propheten entgegen, der gewohnt war, den Werth der Dinge nur nach dem zu schätzen, was sie der Seele des Menschen für ihr ewiges Heil eintragen. Weder die politischen, noch die kirchlichen Verhältnisse konnten ihn befriedigen. Er sah sich auf einen unterhöhlten Boden gestellt und berufen, für die Freiheit des Volkes wie der Kirche sein Wort ertönen zu lassen. Erst hielt er seine Vorträge im Klostergarten unter einem Rosenbusche, dann aber, als die Zuhörer sich mehrten, in der großen Kirche des Klosters. Aber auch die Klosterkirche ward zu enge, und bald mußten auch im Dome, wohin er die Predigt verlegte, eigene Gerüste erbaut werden, um die Menge der Zuhörer zu fassen, die in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag von den Bergen herabkamen, um aus des Predigers Munde das Wort des Lebens zu hören. Er predigte über sein Lieblingsbuch, die Offenbarung Johannis. „Die Kirche muß erneuert werden; Gottes Gerichte werden über Italien kommen; das Schwert des Herrn [1]) über die ganze Erde, und das bald.“ Dieß war das immer wiederkehrende Grundthema seiner Predigten. „Das Wort, das aus Savonarola's Predigten sprach, glich, wie ein Geschichtschreiber [2]) sagt, nicht dem Thau des Himmels, der auf die Gemüther herabfiel; es war ein durchdringender Hagel, ein ausfegender Wirbelwind, ein zweischneidiges Schwert.“ Er geißelte die Ueppigkeit der Reichen und die Aeußerlichkeit des Gottesdienstes. „Sie beschäftigen sich, sagt er von den Priestern, mit äußern Ceremonien; den innern Gottesdienst kennen sie nicht. Selten lesen sie die heilige Schrift, und wenn sie sie lesen, so verstehen sie sie nicht, und wenn sie sie verstehen, so finden sie keinen Geschmack an ihr; uns ekelt, sagen sie, der losen Speise. Mehr Gefallen finden sie an Cicero, an Plato und Aristoteles, als am Worte Gottes.“ — „In der alten Kirche, sagte er in einer seiner Predigten, waren die Becher von Holz und die Prälaten von Gold; jetzt ist es umgekehrt: goldene Becher und hölzerne Priester!“ —

Girolamo war ein herber, unbeugsamer Charakter. — Be-

[1]) Ecce gladius Domini super terram cito et velociter. In einer Vision hatte er das gezückte Schwert gesehen.

[2]) Roscoe im Leben Lorenzo's von Medici.

ſtechungen war er unzugänglich. „Ein guter Hund, ſagte er, bellt immer, um das Haus ſeines Herrn zu vertheidigen. Wirft ihm ein Räuber einen Knochen hin, ſo ſchiebt er ihn bei Seite und unterläßt das Bellen nicht.“ Dabei ſetzte er ſich über alle Formen weg; auch über die der Höflichkeit und des Anſtandes. Im Jahr 1491 war er zum Prior von San Marco erwählt worden. Die Sitte forderte, dem erſten Bürger von Florenz (und das war Lorenzo von Medici) einen Beſuch zu machen. Lorenzo durfte dieß um ſo mehr erwarten, als ſein Großvater Coſimo und er dem Kloſter viele Gunſt bewieſen und es mit Geſchenken bedacht hatten. Savonarola aber vermied abſichtlich jedes Zuſammentreffen mit dem Bürgerfürſten. Erſt als Lorenzo ihn an ſein Todbett rufen ließ, im April 1492, da erſchien er. Lorenzo verlangte von ihm Abſolution. Savonarola zeigte ſich bereit, ſie zu ertheilen, aber, wie man erzählt, unter drei Bedingungen. Dieſe waren erſtens der Glaube, zweitens Wiedererſtattung alles unrecht erworbenen Gutes und drittens Wiederherſtellung der Freiheit der Republik. Lorenzo ſoll die beiden erſten Bedingungen zugegeben, auf die letzte aber ſoll er geſchwiegen haben, worauf der Prior von San Marco ſich entfernte. Die neuere Kritik hat indeſſen die Scene in das Gebiet der Dichtung verwieſen.

Bald nach Lorenzo's Tode traten Verwicklungen ein, die Savonarola mit prophetiſchem Geiſte ſoll vorausgeſagt haben. So namentlich der Zug Karls VIII, des Königs von Frankreich, (den Savonarola als den „Kores“ der Bibel bezeichnete) über die Alpen. Freilich kam Karl nicht, wie Savonarola hoffte, als Retter, ſondern einfach um von Neapel Beſitz zu nehmen. Dazu ſollte nun Piedro von Medici, des verſtorbenen Lorenzo's Sohn, der bisherige Verbündete Neapels, durch Verrath ihm behülflich ſein. Piedro lieferte in der That dem eindringenden Sieger alle feſten Plätze aus. Dieß erregte den Unwillen der Florentiner; die Mediceer wurden aus der Stadt vertrieben, ein Preis auf ihren Kopf geſetzt, und nun trat Savonarola mit der Autorität eines Propheten an die Spitze der conſtituirenden Verſammlung. Als Ideal der Republik ſchwebte ihm das Volk Gottes im alten Bunde vor. „Gott allein will dein König ſein, o Florenz! wie er der König Israels war.“ Das war ſein Programm. — „Liebe zu Gott

und Liebe des Nächsten" — das erklärte er als obersten Grundsatz des neuen Staates. „Je näher an Gott, desto geistiger und stärker ist ein Reich; niemand kann aber Gemeinschaft mit Gott haben, der nicht Frieden mit seinem Nächsten hat." Das Volk stimmte mit einem lebhaften Viva Christo, viva Firenze! bei und stellte den Prior von San Marco an die Spitze der Republik, auf daß er sie regiere nach der Weise der Richter in Israel. Die Idee der Theokratie schien nun wirklich ins Leben treten zu wollen. Was über der Kanzel Savonarola's in großen Buchstaben geschrieben stand: Jesus Christus, König von Florenz, das sollte buchstäblich in Erfüllung gehen. Eine allgemeine Begeisterung ergriff die Bürger des Freistaates. Todfeinde fielen sich versöhnt in die Arme. Aller Hader sollte aufhören, Alles in Liebe sich zusammenschließen zu einem Brudervolke. Aufhören sollte aber auch alles Weltliche, alles was der Augenlust und Sinnenlust schmeichelte. Oeffentliche Vergnügungen, Schauspiele, Pferderennen u. dgl. wurden eingestellt, aller Luxus verbannt. Selbst die Kunst ward als sündlich gemieden. Der berühmte Maler Fra Bartolomeo (auch ein Dominikaner von San Marco) war auf dem Punkte, seinem Beruf auf immer zu entsagen. Einstweilen verbrannte er alle die Bilder, die nicht vor dem strengsten sittlichen Gerichte bestehen konnten. Nicht nur Traumbücher und schlechte Romane, auch klassische Dichterwerke, wie die eines Ovid, Boccacio und Petrarca sollten nebst den Spielkarten, dem Flitterstaate, den Guitarren und Musikalien eine Beute der Flammen werden. Der Dienstag, womit der Carneval von 1497 schloß, war zu einem großartigen Schauspiel ausersehen, zu einem Schauspiel, das, indem es aller Lustbarkeit ein Ende machen sollte, selbst wieder zu einem Volksfeste wurde, lustiger in seiner Art als alle frühern, schon seiner Neuheit wegen; denn da ward Alles was Florenz an Gegenständen des Luxus besaß, erst von Kindern eingesammelt und dann zu einer großen Pyramide aufgethürmt und im Triumph verbrannt. Manche schöne Bildwerke der berühmtesten Maler Italiens wurden ein Raub der Flammen. Während dieses Schauspiels wurden Lieder von Savonarola gesungen, und eine Schaar weiß gekleideter Mädchen, welche die Pyramide angezündet hatten, schlang um sie einen

Reigen zu allgemeinem Jubel der Signoria und des Volkes. Aber bald ſchlug dieſe faſt bacchantiſche Begeiſterung in ihr Gegentheil um, und Savonarola, der von einer Seite war vergöttert worden, wurde nur zu bald der Gegenſtand des Haſſes der andern. Die vornehme Ariſtokratie und beſonders die des jüngern Geſchlechts wurden des ſtrengen Regiments bald überdrüſſig. Sie thaten ſich zuſammen als die Partei der Arrabiati (die Tollköpfe, Wühler). Die Anhänger Savonarola's hießen die Piagnoni (die Heuler). So in Florenz. Aber in Rom? Wie verhielt ſich der Papſt zu dem Allem? Wie konnte er dem Treiben eines Mannes ruhig zuſehen, der ſich zu ſeinem Nebenbuhler aufgeworfen, der bei der Strenge ſeiner Sitten in jedem Falle eine höhere Achtung bei dem chriſtlichen Volke genoß, als ein Alexander bei ſeiner ſittlichen Verworfenheit ſie anſprechen durfte, und deſſen Ruf ſchon weit über Italien hinausgedrungen war? Schon zwei Jahre vor jenem Carneval, in einem Breve 1495 war dem Savonarola das Predigen für die bevorſtehende Faſtenzeit unterſagt, aber das Breve wieder zurückgenommen worden. Der Papſt wollte erſt einen andern Weg verſuchen. Er glaubte den Prior von San Marco für ſich gewinnen zu können, wenn er ihm den Cardinalshut anböte. Allein die Antwort Savonarola's lautete: Ich begehre keinen andern rothen Hut, als den des Märtyrerthums mit meinem eigenen Blute gefärbt. — Der Papſt wußte nun, mit wem er es zu thun habe. Er befahl, niemand ſoll ihm wieder weder im Guten noch im Böſen von dieſem Manne etwas ſagen. Nach einer nicht verbürgten Sage ſoll er ſich auch über Savonarola mit den Worten geäußert haben: Sit divus dum non sit vivus. Ihn heilig zu ſprechen hätte den Papſt keine Ueberwindung gekoſtet, wenn er die Beruhigung hätte haben können, daß er ihm auf Erden nicht mehr im Wege ſtehe. Von da an verfolgte er ihn unabläſſig. Ein zweites Breve vom October 1496 unterſagte dem Prior von San Marco alles Predigen, bei Strafe der Excommunication. Auch die Franziskaner, von jeher eiferſüchtig auf die Dominikaner, und ſo am meiſten auf den, der dem Orden neuen Glanz verlieh, ſchürten das Feuer. Sie machten dem Prior ſeine Einmiſchung in die Politik zum Vorwurf. „Ein Kriegsmann Gottes, hieß es, ſoll ſich nicht in weltliche Händel miſchen.“ Auch daß Savona-

vola ſich den Propheten gleichſtellte, ward ihm zum Verbrechen gemacht. Savonarola erklärte ſich darüber in einer ſeiner Predigten: „Ich bin kein Prophet, ſagte er, bin auch keines Propheten Sohn; denn das iſt ein gefährlicher Name, der den Menſchen ſehr beunruhigt; wohl aber bin ich gewiß, daß das was ich geſagt habe, wahr iſt. Ewre Sünden haben mich zum Propheten gemacht.“ Sein Prophetenthum verglich er mit dem des Jonas, der den Niniviten Buße predigte; leicht könnte es aber geſchehen, daß er ein Jeremias würde, den Untergang des Staates zu prophezeien.

Auf das päpſtliche Breve hin hatte Savonarola eine Zeitlang das Predigen eingeſtellt; aber bald betrat er wieder die Kanzel. Er rechtfertigte dieſen Schritt damit, daß der Papſt übel unterrichtet ſei, auch müſſe er predigen, weil er von Gott zu predigen geſandt ſei.

Nun aber zog ſich das Gewitter immer drohender über Savonarolas Haupt zuſammen. Karl VIII mußte ſich aus Italien zurückziehen; der Haß der Nation gegen ihn, den falſchen Befreier Italiens, entlud ſich zum Theil auf Savonarola, der ihm anfänglich als Retter geprieſen, ſpäter freilich ihm ohne Scheu die Sünden vorgehalten hatte. Dazu kam eine Hungersnoth. Der Prophet, hoffte man, ſollte Wunder thun; er ſollte nicht nur das geiſtliche, er ſollte auch das leibliche Brot ſchaffen, und als er dieß nicht vermochte, ſo mußte er Schuld ſein an der Noth, die das Volk drückte. Dieſes fieng an zu murren. Die Ueberreſte der mediceiſchen Partei und die Arrabiati verſchworen ſich gleichfalls wider den Propheten. Am Himmelfahrtsfeſte 1497, alſo nur wenige Monate nach jener Carnevalsbegeiſterung, kam es in dem Dom zu Florenz zu ſtürmiſchen Auftritten. Ueber Nacht hatten die Arrabiati das Aas eines Eſels in der Kirche umhergeſtreut, um die Luft zu verpeſten und die Zuhörer zu vertreiben; den Kopf des Eſels ſtellten ſie über derſelben Kanzel auf, über welcher die Worte geſchrieben ſtanden: Jeſus Chriſtus, König von Florenz. Savonarola achtete aber die Sache nicht. Er beſtieg die Kanzel und predigte furchtlos nach gewohnter Weiſe. Endlich wuchs der Tumult; die Schwerter wurden gezogen, einige wollten die Kanzel ſtürmen. Nur mit Mühe konnte ſich Savonarola in ſein Kloſter

flüchten. Nun aber blieb auch der päpstliche Bann nicht lange aus, der schon längst über ihm geschwebt hatte; denn er galt nun als Anstifter all' dieser wüsten Dinge. Allein auch unter dem Bannfluche fuhr er fort zu predigen. Bis dahin immer noch von der Signoria unterstützt, durfte er es wagen, dem Papste zu trotzen. Er appellirte an das unsichtbare Oberhaupt der Kirche, an Christus. Ja, er scheute sich nicht, den Papst Alexander einen Atheisten zu nennen, und forderte in öffentlichen Schreiben die Fürsten Europa's auf, ein allgemeines Concil zu veranstalten, das dessen Entsetzung ausspreche. Zu Ende März des Jahres 1498 bestieg Savonarola zum letztenmal die Kanzel. „Fragt ihr mich, so sagte er unter anderm, nach dem Ausgang dieses Kampfes, so antworte ich: Sieg; fragt ihr mich aber nach dem was zunächst bevorsteht, so antworte ich: Tod; denn der Meister, der den Hammer führt, wirft ihn weg, nachdem er ihn gebraucht hat. — Rom wird dieses Feuer nicht löschen, und wird es gelöscht, so wird Gott ein anderes anzünden; ja, es ist schon angezündet aller Orten, nur daß sie es nicht wissen." —

Mit diesem Vertrauen in den Sieg der Wahrheit verband dann freilich der in den Anschauungen des Mittelalters stehende Mann auch den Glauben an die Macht der Gottesurtheile. Er zeigte sich (obwohl erst nach einigem Bedenken) bereit, ein solches zu bestehen, und die Franziskaner, seine Feinde, nicht minder bereit, den Kampf mit ihm aufzunehmen. Von Seiten der Dominikaner aber bot sich Fra Domenico da Peseka, Prior des Klosters Fiesole, an, für seinen Freund im eigentlichen Sinn des Wortes durchs Feuer zu gehen. Den 7. April in der Mittagsstunde 1498 sollte Florenz das seltene Schauspiel eines Gottesgerichts genießen. Zwei Scheiterhaufen waren auf dem Marktplatze aufgerichtet, mit Oel und Pech getränkt, zwischen 40 Fuß lang; zwischen beiden nur ein Weg, breit genug, einen Menschen durchzulassen. Diesen Weg sollten die Kämpfenden zurücklegen. Bewaffnete umgaben den Kreis der Zuschauer. Die Signoria hatte schon auf ihren Stühlen Platz genommen. Alles war in voller Spannung und Erwartung. Noch erhob sich die Frage, ob Domenico das Crucifix oder gar die Monstranz mit dem Leibe des Herrn mit in die Flammen nehmen dürfe; die Gegner sahen

darin eine Entweihung. Während darüber hin und her disputirt wurde, kam ein Platzregen. Die Signoria gebot, daß sich jedermann nach Hause begebe. Der Eifer war damit nicht gekühlt. Das Volk, das sich um ein Schauspiel betrogen sah, brach in Verwünschungen aus. Nun wich auch ein großer Theil der bisherigen Anhänger Savonarola's von ihm ab. Sein prophetischer Geist, hieß es, habe ihn verlassen. Man schalt ihn einen falschen Propheten, einen Heuchler und Betrüger. Um so kühner erhoben die Arrabiati ihr Haupt. Am Palmtage (wenige Tage nach jenem Vorfalle) kam es zu einem förmlichen Sturm auf das Kloster San Marco. Es sollte seinen Prior herausgeben. Dieser, nachdem er sich im Gebete gestärkt, lieferte sich freiwillig seinen Feinden und Verfolgern aus. Mitten in der heiligen Woche begann der Inquisitionsprozeß gegen Savonarola. Die Signoria hatte ihn einer besondern Untersuchungscommission übergeben. Siebenmal ward der Angeklagte auf die Folter gelegt. „Es ist genug, Herr! seufzte er, so nimm meine Seele.“ Noch im Gefängniß schrieb er seine Auslegung des 51. Psalms. Er klagte sich selbst des Ehrgeizes und Hochmuths an und suchte seinen einzigen Trost in Gottes Erbarmen und in dem Versöhnungstode Christi. Der Papst, der von sich aus eine eigene Commission zur Untersuchung niedersetzte, soll sich geäußert haben: „Sterben muß er und wenn er Johannes der Täufer wäre.“ — So also verband sich zuletzt geistliche und weltliche Macht wider ihn. — Savonarola ward zum Feuertode verurtheilt, mit ihm zwei seiner treusten Anhänger, der schon erwähnte Domenico da Pescia und ein gewisser Fra Sylvestro Maruffi. Savonarola genoß noch zuvor mit diesen beiden Freunden das heilige Abendmahl. Auf dem Richtplatze sprach zu ihm der Bischof, indem er mit der Hand eine Gebärde machte: hiemit scheide ich dich von der streitenden und triumphirenden Kirche. — „Von der streitenden wohl, verbesserte Savonarola, nicht aber von der triumphirenden; denn das vermagst du nicht.“ Beim Abnehmen der Mönchskutte brach er in Thränen aus. Als er neben seinen beiden Leidensgenossen an den Pfahl gebunden wurde, da riefen ihm einige der Gegner spottend zu: „Jetzt Mönchlein ist es Zeit, ein Wunder zu thun.“ Savonarola aber erhob noch seine Hand zum Segnen, als der

Arm schon vom Feuer ergriffen war. So starb er am 23. Mai, am Tage vor dem Himmelfahrtsfeste 1498. Seine Asche ward in den Arno geworfen. Den „Triumph des Kreuzes“ hatte er ein Jahr zuvor in einer Schrift, die diesen Titel führt [1]) in großartigem Style beschrieben und darin die Einwürfe des Unglaubens zurückgewiesen.

Wie ich zuvor schon angedeutet, ist Savonarola sehr verschieden beurtheilt worden. Obgleich unter dem Bann des Papstes gestorben, den Tod des Ketzers erleidend, hat er dennoch selbst in der römisch-katholischen Kirche und namentlich bei seinen Ordensbrüdern, den Dominikanern, sich in gutem Andenken erhalten. Wie die Franziskaner sich darin gefielen, Aehnlichkeiten zwischen dem Leben Christi und dem ihres Heiligen aufzusuchen, so haben dieß auch die Freunde Savonarola's mit ihrem Heiligen gethan. Nur den Unterschied hoben sie hervor, daß dieser nicht, wie sein Herr und Meister zwischen zwei Schächern, sondern zwischen zwei Freunden und Mitkämpfern seinen Geist aufgegeben habe. Fra Bartolomeo, der das Bild Savonarola's bei dessen Lebzeiten gemalt hatte, versah dasselbe nach dem Tode mit einem Heiligenschein. So soll es noch in seiner Zelle zu San Marco hängen. Der Dominikanerorden suchte sogar bei Julius II die Kanonisation Savonarola's zu erwirken. Diese erfolgte freilich nicht. Aber Paul III erklärte den für einen Ketzer, der es wagen würde, Savonarola's Person anzutasten, und Benedict XIV führte sogar den Namen Savonarola's unter denen der heiligen Diener Gottes an. [2]) Andererseits hat Luther sehr vortheilhaft über Savonarola sich ausgesprochen, und bis auf diesen Tag sehen viele Protestanten in ihm einen Vorläufer der Reformation. Ein deutscher Dichter, derselbe, der den Albigenserkrieg besungen, hat ihn in idealisirter Gestalt der Gegenwart vorgeführt, und in neuerer Zeit haben Deutsche, Italiener, Franzosen und Engländer gewetteifert, sein

---

[1]) Triumphus crucis, zum erstenmal 1497 lateinisch herausgegeben. Auszüge daraus bei Rudelbach. S. 375 ff.

[2]) Perrens. S. 297, der von einer »béatification officieuse« durch den römischen Stuhl redet, wenn es auch zu keiner offiziellen Kanonisation kam.

Bild hiſtoriſch zu beleuchten. Auch wir wollen ſeinen Ruhm ihm nicht ſtreitig machen, obgleich eine unbefangene Geſchichte geſtehen muß, daß ſeine Reformation, wie er ſie erſtrebte, noch ſehr verſchieden war von der eines Luthers, Zwingli und Calvin. Nicht nur theilte Savonarola den Glauben der mittelalterlichen katholiſchen Kirche in den weſentlichſten Stücken (ſo verehrte er unter anderm in der Madonna von Florenz ſeine Schutzheilige), ſondern er war überhaupt nicht dazu angethan, in eine ruhige Prüfung der Dogmen ſich einzulaſſen. War ihm auch die Grundlehre des Proteſtantismus, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, keineswegs fremd geblieben, ſo hat ſie doch in keiner Weiſe ſo den Mittelpunkt ſeines Weſens gebildet, ſo ſein ganzes Reformationswerk getragen, wie ſpäter bei Luther. Sodann iſt unſtreitig in ſeinem Weſen etwas Unruhiges, Maaßloſes, Gewaltſames, etwas von dem, was an einen Arnold von Brescia erinnert oder auch an die Propheten und Inſpirirten der neuern Zeit,[1]) obgleich ſich nicht leugnen läßt, daß ſeine Gedanken an die Aufrichtung einer Theokratie ſich mit denen eines Calvin begegnen, und daß überhaupt große reformatoriſche Ideen in ſeinen Schriften niedergelegt ſind. Bei allem Räthſelhaften ſeines Weſens wird daher ſeine Erſcheinung immer eine höchſt bedeutende bleiben, wäre es auch nur als ein großes geſchichtliches Problem, das gerade in unſrer Zeit zu manchen weitern Combinationen führen mag, wo die Evangeliſirung Italiens zu einer Tagesfrage geworden iſt, wo aber zugleich die Vermiſchung des Politiſchen und des Kirchlichen wie damals das ruhige Urtheil nicht ſelten erſchwert.

Wir nähern uns dem Ende unſrer Aufgabe. Ehe wir den Boden Italiens verlaſſen, ſchauen wir noch einmal zurück auf die Glanzzeit der Mediceer, auf jenes Leben der Kunſt und der Wiſſenſchaft, auf das Savonarola mit einer gewiſſen Verachtung herabgeſehen, und das doch auch mit beitragen mußte, eine neue Zeit und mit ihr zugleich eine Geiſtesbildung herbeizuführen, die

[1]) Zu weit gehen die allerdings, welche ihn mit einem Thomas Münzer und Johann von Leiden zuſammenſtellen.

für die Reformation empfänglich machte. Da finden wir, gleichzeitig mit Savonarola, edle Geister, die an den klassischen Studien herangebildet, die platonische Philosophie mit dem Christenthum zu verbinden und die Unsterblichkeit der Seele wissenschaftlich zu begründen suchten. So einen Marsilius Ficinus, der als Kanonikus in Florenz lebte und 1499 daselbst starb. Er war der Lehrer der Söhne des Cosimo von Medicis gewesen und stand mit Lorenzo in freundschaftlichem Verkehr. Ihm verdankte die abendländische Welt die Uebersetzung der Werke Plato's ins Lateinische. So hoch hielt Ficinus diesen Weisen des Alterthums, daß er ihn den Heiligen der christlichen Kirche gleichachtete, wenn er ihn nicht im Stillen denselben sogar vorzog. In seinem Studierzimmer brannte vor Plato's Bild eine ewige Lampe; ein Heiligenbild fand sich sonst nicht darin. In Socrates sah er einen Vorläufer Christi und seine Genossen redete er an als „Geliebte in Plato". Marsilius Ficinus fühlte etwas von dem, was der moderne Geist sich in den folgenden Jahrhunderten als Aufgabe gestellt hat; er fühlte das Bedürfniß, den hellenischen Humanismus mit der christlichen Religion zu vermitteln. An die kirchliche Lehre, wie sie einmal war und wie sie volksmäßig aufgefaßt wurde, konnte er sich nicht mehr mit der Naivetät anschließen, die dem frühern Mittelalter eigen war; er war zu aufgeklärt, zu gebildet, und doch wollte er nicht zu den Ungläubigen sich wenden, wollte nicht den Trost der Religion an die Philosophie dahingeben; daher war sein Wahlspruch der: man müsse vermöge der Philosophie die Religion der Unwissenheit, und vermöge der Religion die Philosophie der Gottseligkeit entreißen. Sein Streben ging also dahin, aber in anderer Weise als bei den Scholastikern, und wieder in anderer Weise als bei den Mystikern, und selbst wieder in anderer als bei den einfachen Männern, die in der Bibel tieferen Fuß gefaßt, Philosophie und Theologie, Glauben und Wissen, Vernunft und Offenbarung, Bildung und praktische Frömmigkeit in ihrer höhern Einheit darzustellen. Seine Religion war freilich mehr eine Religion des Kabinetes als des Volkes. Ganz das Gegentheil zu Savonarola. Es sah in den Zeiten unmittelbar vor der Reformation des 16. Jahrhunderts und namentlich in Italien ähnlich

aus, wie im Heidenthum vor dem Auftreten des Chriſtenthums. [1]) Die Volksreligion war heruntergekommen, die Maſſe hing noch an den alten Ueberlieferungen und Gewohnheiten, aber auch nicht mehr mit dem rechten vollen kindlichen Glauben der frühern Zeit, die Gebildeten aber flüchteten ſich von der Volksreligion in die Sonderreligion eines philoſophiſchen Syſtems, oder ſie gaben aller Religion den Abſchied. Und das Letztere geſchah nun auch in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Ein neues Heidenthum, aber im alten klaſſiſchen Gewande, war im Anzuge. Gab es doch ſelbſt unter den Prieſtern, unter den Päpſten und Cardinälen ſolche, von denen auch wieder jenes Wort gelten mochte, daß nicht zwei Auguren ſich begegnen konnten, ohne heimlich zu lachen. Sprach man doch ohne Scheu am päpſtlichen Hofe davon, wie die Fabel von Chriſto der Kaſſe gut eingetragen habe. Solcher frivolen Geſinnung gegenüber machten die edlern Männer unter den Gebildeten, wozu ein Ficin gehörte, alle Anſtrengungen, das Weſentliche der Religion und des Chriſtenthums zu retten, und zu dieſem Weſentlichen zählten ſie die Unſterblichkeit der Seele, die um eben dieſe Zeit von anderer Seite her angegriffen wurde. — Schon die Scholaſtiker hatten darüber geſtritten, ob man die Unſterblichkeit der Seele beweiſen könne, oder ob man ſie blos als einen poſitiven Glaubensartikel hinnehmen müſſe? Nun trat ein Lehrer der Philoſophie zu Padua und Bologna, Pater Pomponnatius (geb. zu Mantua 1462) mit der Behauptung auf, daß ſich die Unſterblichkeit der Seele nicht beweiſen laſſe. Das war für Viele ein Grund zum Leugnen derſelben. Solchem zweifelſüchtigen, dem Unglauben in die Hände arbeitenden Philoſophiren traten dann die Platoniker, zu denen Ficinus gehörte, aufs Entſchiedenſte entgegen. Zu dieſen edlern Philoſophen gehörte auch Picus (Pico), Fürſt von Mirandula (geb. 1463), [2]) ein Mann von ausgezeichneten Geiſtesgaben und von vortheilhaftem, impoſantem Aeußern zugleich. Von unauslöſchlichem Wiſſensdurſt getrieben,

---

1) Ueber den Unglauben in Italien vgl. J. Burckhardt, Cultur der Renaiſſance. S. 550 ff.

2) Meiners, Lebensbeſchreibung berühmter Männer. II. Bd. Ritter, Geſchichte der Philoſophie, Bd. 9. Sigwart, Ulrich Zwingli, S. 14 ff. und in Herzogs Realencyklopädie.

hatte er sieben Jahre lang Italien und Frankreich durchwandert und die berühmtesten Schulen besucht. Er hatte die scholastische Philosophie kennen gelernt und sich mit den Vätern der alten Philosophie, mit Plato und Aristoteles vertraut gemacht, die er beide zu vereinigen suchte. Um aber den rechten Standpunkt des Philosophirens zu gewinnen, hielt er es für nothwendig, auch in die alte Weisheit des Morgenlandes sich zu vertiefen, und namentlich hoffte er von der jüdischen Philosophie der Kabbala Aufschlüsse über die Geheimnisse des Geistes und der Natur zu erhalten. Mit aller Macht warf er sich nun auf das Studium des Hebräischen und Chaldäischen und vertiefte sich immer mehr in der Zahlenmystik und der Magie. Im Jahr 1486 ließ er in Rom 900 Thesen anschlagen, über die er zu disputiren sich anheischig machte. Es war ein wunderliches Gemisch von theosophischen, philosophischen, kabbalistischen, mystischen Ideen, wie solches in Zeiten der Auflösung oder des Uebergangs nichts Befremdendes an sich hat. Die Disputation kam indessen nicht zu Stande. Der Verfasser der Thesen entging nur mit Mühe der Verdammung als Ketzer. Sowohl Ficinus als Picus theilten übrigens mit den Mystikern die Ueberzeugung, daß nur der zur Erkenntniß der göttlichen Dinge gelange, der sein eigenes Herz bewache, der redlich an der Veredlung seines eigenen Innern arbeite, und daß Gott lieben die erste Bedingung sei, um Gott zu erkennen. Wie trefflich ist sein Ausspruch: die Philosophie sucht die Wahrheit, die Theologie findet sie, die Religion hat sie inne. [1]) Ja, gegen das Ende seines Lebens sehen wir den einst von der Welt gefeierten Grafen der strengsten Askese des Mittelalters zugethan. Er verzichtete auf seinen Antheil an den Herrschaften Mirandula und Concordia zu Gunsten seines Neffen Johann Franz; er schenkte seine Habe großentheils den Armen, auferlegte sich Selbstpeinigungen und ging ernstlich mit dem Gedanken um, seine Tage in einem Dominikanerkloster zu beschließen, oder noch besser, barfuß als Bußprediger umherzuwandern. Aber er konnte sich doch nicht ganz von seinen gelehrten Arbeiten losmachen.

[1]) Philosophia veritatem quærit, Theologia invenit, Religio possidet.

Savonarola konnte ihm dieß nicht verzeihen; er bezüchtigte ihn der Halbheit und Unentschiedenheit und wies ihm seine Stelle im Fegefeuer an.[1]) Mirandula starb 1494 und wurde in einer Dominikanerkutte begraben. Nicht unwichtig ist es übrigens, daß Picus durch persönlichen Umgang auf Reuchlin, durch seine Schriften aber auf Zwingli gewirkt hat. Mit dem Erstern war er 1490 in Florenz zusammengetroffen und hatte ihn zum Studium des Hebräischen ermuntert. Italien reichte überhaupt Deutschland die Hand in Beziehung auf Geistesbildung, auf Kunst und Wissenschaft. Die tiefere religiöse Einwirkung freilich konnte von da nicht ausgehen. Die Renaissance im künstlich-literarischen, nicht aber die Wiedergeburt im sittlich-religiösen Sinn ging von Italien aus. Savonarola hatte letztere versucht, aber sein Versuch blieb vereinzelt. Bekanntlich erreichte die „Renaissance" ihre höchste Blüthe unter den Päpsten Julius II und Leo X.[2])

Julius II (della Rovere, ein Neffe Sixtus IV) war als unmittelbarer Nachfolger des ruchlosen Alexander VI immerhin ein Achtung gebietender Mann, ein Mann von männlichem Charakter und Energie. Als weltlicher Fürst, als Politiker, als Protektor der Kunst hat er in der Geschichte einen glorreichen Namen; aber weltlich war er in all seinem Thun. Selbst sein äußerliches Auftreten verrieth mehr den römischen Imperator als den Statthalter Christi. Er war der erste Papst, der sich den Bart wachsen ließ, und den Namen Julius soll er weniger mit Rücksicht auf seinen Vorgänger Julius I im vierten Jahrhundert, als zum Andenken an Julius Cäsar gewählt haben.[3]) Gleich nach seiner Thronbesteigung (31. October 1503) traf er Anstalten, die Romagna gegen Venedig zu vertheidigen, und als die Republik seinen Forderungen wegen Herausgabe der östlichen Grenzfestungen nicht entsprach, belegte er sie im April 1509 mit Bann und Interdikt. Mit Frankreichs König Ludwig XII und mit dem deutschen Kaiser Maximilian I hatte er schon zuvor (Dec. 1508) die Ligue von Cambrai geschlossen, die er aber,

---

[1]) Burckhardt a. a. O. S. 478.
[2]) Burckhardt a. a. O. S. 120—122, 185 ff.
[3]) Iselin, histor. Lexikon.

nachdem Venedig unter seinen Willen sich gebeugt, wieder löste, wodurch er dann mit Frankreich selbst in Krieg verwickelt wurde. Wie er dann weiterhin die Eidgenossen sich zu Bundesgenossen machte und mit schönen Bannern sie beschenkte, und was er überhaupt noch zu Begründung seiner weltlichen Macht gethan, ist hier nicht weiter auszuführen. Das politische Zerwürfniß mit Frankreich wirkte indeß auch auf das Kirchliche zurück. König Ludwig XII drang auf Anstellung eines allgemeinen Concils. Auch der deutsche König Maximilian I, der sich, ohne des Papstes Krönung, auf eigene Hand hin Kaiser nannte, war um ein Concil angegangen worden. Ludwig berief ein solches 1511 nach Pisa. Es wurde den 5. November eröffnet, aber es brachte nichts zu Stande. Der Papst dagegen hielt im Jahr 1512 eine lateranensische Synode, die in allen Theilen seinen Wünschen und Ansichten entgegenkam. Es übereilte ihn jedoch der Tod. Er starb den 21. Februar 1513. Michel Angelo hat ihm ein herrliches Grabmahl errichtet. Und nun folgte der jüngere Sohn des berühmten Lorenzo von Medici, Giovanni, als Papst Leo X. Als ein Mann des Friedens bildete er zu seinem kriegerischen Vorgänger einen merkwürdigen Contrast; aber gleich diesem war er ein Freund der Gelehrsamkeit und der schönen Künste. Erasmus wünschte der Kirche Glück zu diesem Papste, weil mit ihm das goldene Zeitalter angetreten sei. Er ahnte nicht, daß es nach Gottes Rathschluß das Zeitalter eben jenes gewaltigen Kampfes sein sollte, dem weder er, noch Leo gewachsen waren. Zwei Jahre vor dem Ausbruche dieses großen Kampfes starb in Frankreich Ludwig XII und es folgte Franz I. Mit ihm schloß der Papst ein Concordat, wonach das Bollwerk der gallicanischen Kirchenfreiheit, die pragmatische Sanktion aufgehoben und also der Zaun niedergerissen wurde, der zwischen der päpstlichen und weltlichen Macht sich aufgethan.

Lassen Sie uns zum Schlusse noch unsre Rundschau über die Zustände der Kirche am Vorabende der Reformation vollenden, indem wir uns nach dem äußersten Westen Europa's, nach Spanien versetzen, und von da weiter blicken nach dem Westen der neuentdeckten Welt. In Spanien finden wir noch die ganze mittelalterliche Katholicität in ihren strengsten Formen ausgeprägt. Durch

die Vermählung Ferdinands des Katholischen mit Isabella war der Grund gelegt worden zur Vereinigung der beiden Königreiche Arragonien und Kastilien. Von diesen katholischen Majestäten wurde nun auch die Inquisition im ganzen Reiche eingeführt und zu einer Höhe der Entwicklung gebracht, die sie zuvor nie erreicht hatte, so daß mit der Nennung Spaniens auch der Begriff der Inquisition historisch sich verbindet. [1]) Um die frühere Entwicklung des Institutes nachzuholen, dem Spanien im 15. Jahrhundert seine Vollendung gab, müssen wir für einen Augenblick in frühere Jahrhunderte zurückgreifen. Die ersten Anfänge der Inquisition finden wir im südlichen Frankreich gleich nach dem Albigenserkrieg. In Toulouse war es, also schon da wenigstens an den Grenzen Spaniens, da im Jahr 1229 auf einer Kirchenversammlung unter dem Vorsitze des Legaten Romanus von St. Angelo der Beschluß gefaßt wurde, wodurch alle Erzbischöfe, Bischöfe und Pfarrer verpflichtet sein sollten, in ihren Sprengeln fleißig und getreulich den Ketzern nachzuspüren und sie der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung zu überliefern. Dasselbe geschah 1234 auf einer Synode zu Tarracona in Spanien selbst. Bald darauf aber wurde die Inquisition aus den Händen der Weltgeistlichkeit in die Hände der Bettelmönche gelegt, die sich als Organe derselben darboten. So übertrug Papst Gregor IX 1235 die Inquisition den Dominikanern und Franziskanern, und Clemens IV stellte sogar die Bischöfe unter die Inquisitoren und gab diesen eine von jenen durchaus unabhängige Stellung. Endlich erhoben sich stehende Inquisitionstribunale, vor welche alle, die irgend einer Ketzerei verdächtig waren, konnten gezogen werden, und verdächtig war ein Jeder, der nicht der Inquisition in Allem zu Diensten war. Um die Geständnisse zu erpressen, führte Innocenz IV 1252 die Tortur ein. Schon das Leugnen der Schuld galt für Verstockung und zog Strafe nach sich. Die mildeste Strafe war, wo nicht lebenslängliche Einkerkerung (geschweige der Grausamkeiten, welche an den zum Tode bestimmten Opfern begangen wurde) das Tragen des San benito, eines Bußgewandes von gelber Farbe, auf dessen Vorder- und Rückseite das rothe Kreuz

[1]) Llorente, Geschichte der spanischen Inquisition. 1819.

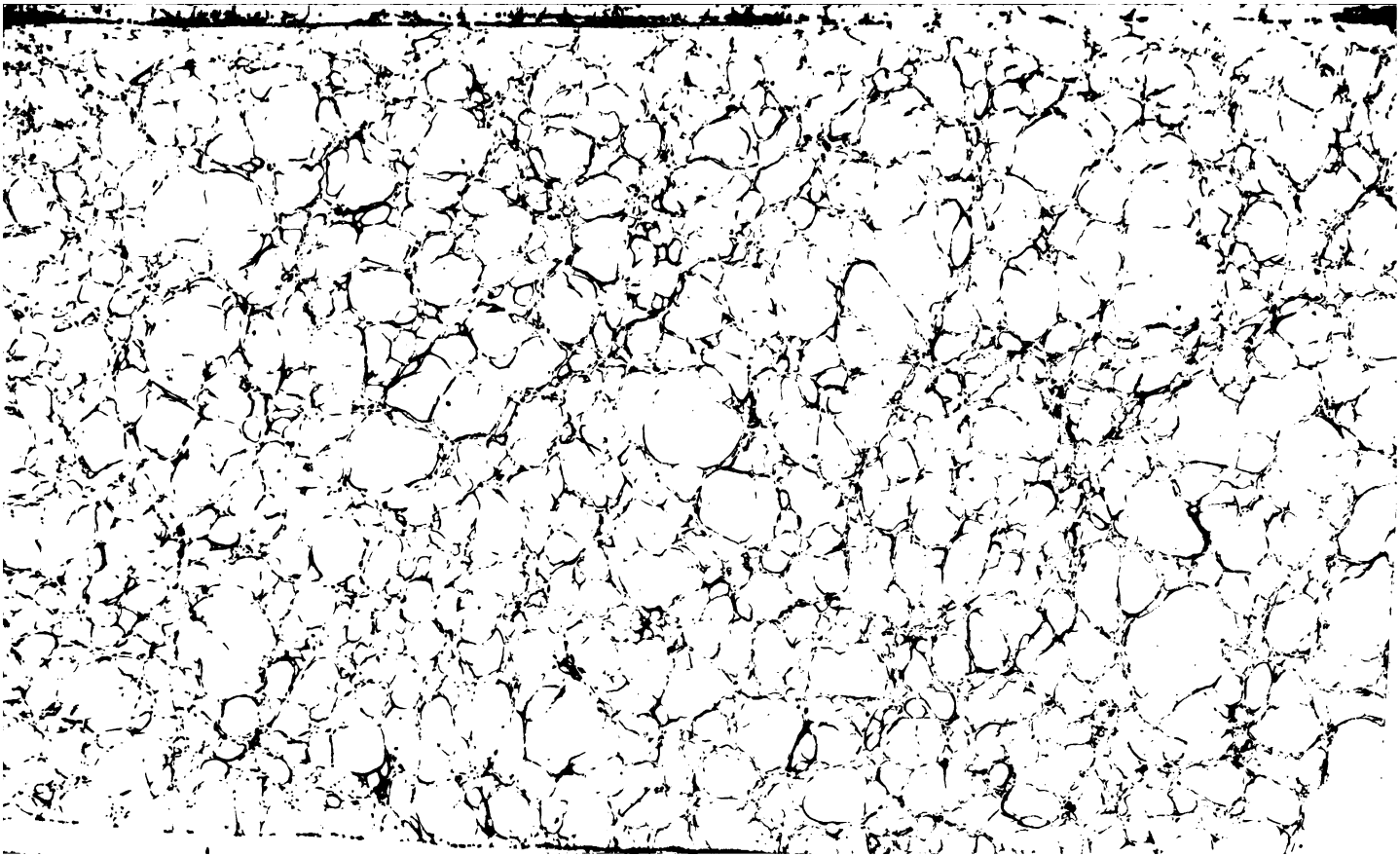
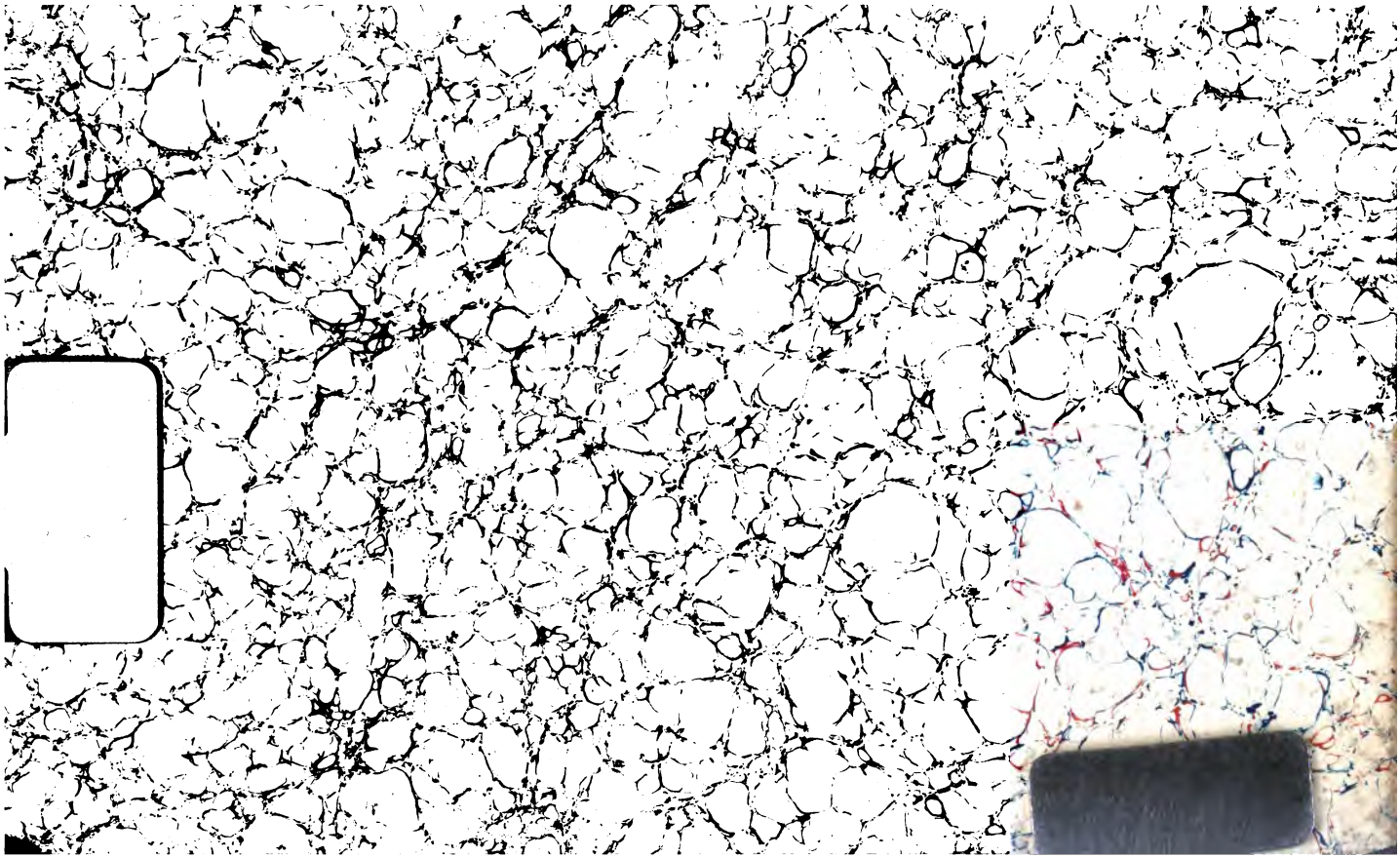
Der Name San benito ist spanisch, wie auch der Name der öffentlichen Hinrichtung Auto-da-fe; denn Spanien eben war das Land, in welchem, wie schon gesagt, das ganze Institut der Inquisition sich am entschiedensten ausprägte. Im 14. Jahrhundert war der Dominikaner Nicolaus Eymericus aus Gironna in Katalonien 44 Jahre lang thätig als Großinquisitor des Königreichs. Er starb 1399. Nachdem nun aber im 15. Jahrhundert Papst Sixtus IV im Jahr 1478 die von dem Cardinal Pedro Gonzalez de Mendoza in dem Königreiche eingeführte Inquisition bestätigt hatte, da nahm sie erst als ein königliches Tribunal ihren vollen Aufschwung. Die im Jahr 1480 ernannten Inquisitoren, die Dominikaner Michael Morillo und Johann de San Martino gingen in der Art vor, daß selbst der Papst über ihr ungerechtes Verfahren sich beklagen mußte. Aber noch übertroffen wurden sie durch den Generalinquisitor Thomas de Torquemada, Dominikaner zu Segovia, der durch seine Grausamkeit eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Ueberallhin spähten seine Häscher (Familiaren), deren er über 200 hatte, nach Opfern. Er selbst hatte 50 Reiter zur Bedeckung; denn überall fürchtete er für sein Leben. Anfänglich hatte der Papst noch seine Macht beschränkt, aber nun wuchs die Inquisition sogar dem Papst über das Haupt, und es entwickelte sich ein System von Terrorismus, das in der Geschichte seines gleichen sucht. Der religiöse Fanatismus diente zugleich der schändlichsten Habsucht zum Vorwand, indem die katholischen Majestäten aus den confiscirten Gütern der Hingerichteten sich bereicherten. Nicht nur häretische oder der Häresie verdächtige Christen, auch Juden und Mauren und alle, die es mit ihnen zu halten im Verdacht standen, fielen als Opfer der Inquisition. Auf Torquemada's Rath mußten 1492 alle Juden, wenn sie nicht Christen werden wollten, auswandern; dasselbe Schicksal traf später die Mauren (Moresken). Torquemada legte 1498 sein Amt nieder, nachdem er 8800 Menschen lebendig, 6500 in effigie hatte verbrennen und 90,000 mit verschiedenen Strafen hatte belegen lassen. Seine Nachfolger, die Dominikaner Diego Doza (1499—1506) und Franz Ximenes de Cisneros (1507—1517) fuhren in seinem Geiste fort. Auch unter ihnen läuft die Zahl der Hingerichteten und Gebüßten in die Tausende.

Und eben dieſes Land war es nun endlich, von welchem zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts die Verbreitung des Chriſtenthums in dem Theil der Erde ausgehen ſollte, der als eine neue Welt durch den Genueſer Chriſtoph Columbo 1492 entdeckt worden war, in Amerika. Alexander VI hatte, wie ſchon früher bemerkt, das Land den beiden katholiſchen Majeſtäten von Spanien und Portugal zugeſprochen unter der Verbindlichkeit, den chriſtlichen d. h. ſtreng katholiſchen Glauben dort einzuführen. Und auch hier wieder erſcheinen die Bettelmönche auf dem Plan. Schon im Jahr 1493 ging eine Geſandtſchaft Franziskaner über das atlantiſche Meer und ihr folgten die Dominikaner, ſpäter die Hieronymiten auf dem Fuß. Die traurigen Erfolge dieſer Miſſion ſind bekannt genug, ſie fallen aber weniger den Mönchen ſelbſt, als den politiſchen Drängern zur Laſt. „Lieber in die Hölle mit den Unſrigen, als in den Himmel mit euch," das war die bittere Antwort auf die Predigt des Evangeliums. Aber welch ein Chriſtenthum war es auch, das da in der Regel verkündigt wurde! Eine Inſtruktion für die Miſſionare vom Jahr 1509 lautete dahin: man ſoll den Wilden erſt einen kurzen Begriff von Gott, als dem Schöpfer aller Dinge mittheilen, dann aber ihnen ſagen, daß Gott dem heiligen Petrus und ſeinem Nachfolger dem Papſt die Herrſchaft über das Menſchengeſchlecht übertragen hat. Die Völker unter dieſe Herrſchaft bringen, das hieß ſie evangeliſiren.

Eines Namens iſt jedoch hier zu gedenken, der uns zeigt, wie die Edlern unter den Glaubensboten auch ihre Miſſion höher faßten. Bartolomeo de Las Caſas [1]) aus Sevilla trat als Sachwalter der Indianer auf, indem er ſich den gewaltſamen Bekehrungen widerſetzte und auch nicht duldete, daß die Eingebornen zu Sklaven der Europäer gemacht würden. Der Cardinal Ximenes beſtätigte ihn in dieſer Eigenſchaft als Sachwalter der Indianer. Man hat ihn freilich beſchuldigt, er ſei auf halbem Wege ſtehen geblieben. Soll er doch es geweſen ſein, der nach

[1]) Oeuvres de Don Barthélemi de Las Casas, Evêque de Chiaga, défenseur de la liberté des naturels de l'Amérique, précédées de de sa vie par J. A. Llorente. Paris 1822. II. J. G. Müller in Herzogs Realencyklopädie Bd. II.

gewöhnlichen Angaben, um die Eingeborenen des Landes zu schonen, den Rath gegeben habe, Neger von der Westküste Afrika's in Amerika einzuführen und diesen das Joch aufzulegen, von dem er die Indianer befreit wissen wollte. Allein dieser Vorwurf ist, Dank sei es den Forschungen der neuern Zeit, von Las Casas abgelenkt oder doch sehr gemildert worden. Die Einführung der Negersklaven geschah ohne sein Vorwissen. Daß er nicht auch dieser Sklaverei sich widersetzte, darüber wird unsre Zeit ihn am wenigsten anklagen dürfen, der es zur Stunde nicht gelungen ist, bei allem Aufwande von christlicher Humanität, dieses Uebel zu beseitigen, ja die am Vorabende eines Kampfes steht, an welchem die weitere Zukunft Amerika's an einem verhängnißvollen Faden hängt. Was Las Casas betrifft, so fanden seine menschenfreundlichen Absichten nicht die gewünschte Unterstützung; es fehlte sogar nicht an Verdächtigung seiner guten Absicht. Er ließ sich indessen nicht abschrecken. Nachdem er sich in ein Dominikanerkloster in San Domingo zurückgezogen hatte und selbst in den Orden eingetreten war, unternahm er noch sechs Reisen hin und her im Dienste seiner Schützlinge. Noch im 90sten Jahre schrieb er eine Schrift zu Gunsten der Indianer Peru's. Er starb als Bischof von Chiapa in einem Kloster bei Madrid 1566 im 92sten Jahre seines Lebens.

Wir sind mit Las Casas schon über die Schwelle des Reformationszeitalters hinaus geschritten. Wir kehren noch einmal zu dieser Schwelle zurück. Die Gestalten, die uns hier begegnen, ich meine die eines Johann Reuchlin, Ulrich von Hutten und Desiderius Erasmus samt den übrigen, die mit zu dem Chor der sogenannten Humanisten Deutschlands gehören, stehen an der Pforte der Reformationsgeschichte selbst und sind in ihre Kämpfe hineinverflochten, so daß eher dort als hier von ihnen zu reden ist.

Bahnmaier's Buchdruckerei (C. Schultze) in Basel.